This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 2205.17.6

No.

Tagebuchblätter

I

Tagebuchblätter

von

Moritz Busch

Erster Band

Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich 1870—1871 bis zur Beschießung von Paris

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1899

Ger 2205.17.6

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 28 1906
HOHENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

2176
44-145
5-3

Vorbemerkung der Herausgeber

In dem Erlaß vom 3. August 1898 hat unser Kaiser dem Fürsten Bismarck als „dem Meister der Staatskunst, dem furchtlosen Kämpfer im Kriege wie im Frieden, als dem hingebendsten Sohne seines Vaterlands und dem treuesten Diener seines Kaisers und Königs“ ein Denkmal schöner Pietät gesetzt. Dieser Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen,“ die seit Monaten im Vordergrunde des Interesses stehn, seine großen, weltumspannenden Ideen und Kämpfe selbst geschildert, diesen Bismarck wollen auch die „Tagebuchblätter“ in einem Zeitraume von mehr als zwanzig Jahren schildern. Sie sind wesentlich verschieden von der überhasteten und ungesichteten englischen Ausgabe, die sich, für große Teile nicht zutreffend, als ein „Tagebuch (diary)“ bezeichnet. Sie bringen vieles, was in dem arg verstümmelten englischen Texte fehlt, sie enthalten manches nicht, was dort unbedacht abgedruckt worden ist, Dinge, deren Veröffentlichung man nur beklagen kann, weil sie entweder unbedeutend oder Äußerungen persönlicher Gereiztheit in der Umgebung des Fürsten sind. Den Reichskanzler vor allem sollen diese Blätter zeigen, die Parteiungen unter seinen Leuten nur nebenher. Sie zerfallen in zwei wesentlich von einander verschiedne Teile. Etwa die Hälfte bildet das stark ergänzte Tagebuch, das Moritz Busch während des Feldzugs von 1870/71 geführt hat, und das unter dem Titel „Graf Bismarck und seine Leute“ seit 1878 schon in sieben starken Auflagen zu einem deutschen Haus- und Volksbuche geworden ist. Diesem Teile folgen, unterbrochen

durch ausführliche Schilderungen des alten Auswärtigen Amts und der Landsitze des Fürsten Varzin, Schönhausen und Friedrichsruh, teils einzelne Tagebuchblätter, teils ganze zusammenhängende Reihen solcher aus den Jahren 1871 bis 1893, aus der Zeit, in der Busch im Interesse und im Auftrage des Reichskanzlers für die Presse thätig und mit der Ordnung des Stoffes für die „Gedanken und Erinnerungen" beschäftigt war, zu denen der erste Vorsatz mindestens schon 1877 gefaßt worden ist (s. Bd. II, 487), beides in engster Gemeinschaft mit Lothar Bucher, dem der Fürst wie keinem andern in seiner Umgebung vertraut hat, und dessen Verlust er aufs schmerzlichste empfand. Aus Buchers eignen seinem Freunde Busch anvertrauten Aufzeichnungen werden solche Stücke gegeben, deren Veröffentlichung jetzt möglich ist. Anhangs- und Anmerkungsweise sind im dritten Bande einige ergänzende Darstellungen auf Grund des in der englischen Ausgabe abgedruckten Briefmaterials beigefügt, weil sich die Herausgeber noch nicht für berechtigt hielten, diese Schriftstücke nach den Abschriften der deutschen Originale im Wortlaute zu veröffentlichen. Endlich folgen Tagebuchblätter, die Busch 1864 vor und während dem dänischen Kriege im Lande selbst und während der Kriegswochen von 1866 in Leipzig aufgezeichnet und schon in seinen „Neuen Tagebuchblättern" 1879 veröffentlicht hat, die aber um so willkommner sein werden, als die damaligen Ereignisse an vielen Stellen der vorliegenden Bände erwähnt werden.

Die Tagebuchblätter geben eine Reihe von kleinen Bildern auf dem großen weltgeschichtlichen Hintergrunde dieser Zeit. Es sind viele Stimmungsbilder darunter, aber eben Bilder von Bismarcks Stimmungen; zugleich sehen wir in einer Weise, wie es bisher noch nicht möglich gewesen ist, in die Art hinein, wie der Reichskanzler für seine Zwecke die Presse benutzte, deren Wichtigkeit für diese er ebenso zu schätzen wußte, wie er gewöhnliche Zeitungsartikel als „Druckerschwärze" mißachtete. Die Aufgabe, Bilder von photographischer Treue zu liefern, wird selten ein Mensch so voll-

kommen gelöst haben wie Busch. Welche Anspannung und Ausdauer dazu gehört hat, das tritt vor allem in dem Tagebuche aus dem Kriege 1870/71 hervor. Kein andrer in der Umgebung des Kanzlers hat es so vermocht, Bilder dieser Art von seinem Leben in dieser großen Zeit festzuhalten, auch Abeken nicht; wie wenig würden wir also ohne Busch von all den Dingen wissen, die uns aus seinen Blättern so lebendig entgegentreten! Einzelne Irrtümer und falsche Auffassungen sind bei solchen Aufzeichnungen ja ganz unvermeidlich, aber sie fallen oft nicht einmal dem Verfasser zur Last, sondern dem, dessen Äußerungen er wiedergiebt, und den Ton der Stimme, den Ausdruck des Sprechenden, die ganze Situation kann ohnehin niemand in der Schrift festhalten, die können nur in der Phantasie einigermaßen wiederhergestellt werden. Wer niemals ähnliches selbst versucht hat, der hat über Aufzeichnungen dieser Art gar kein Urteil; wer sie überhaupt verwirft, der muß auf das Eigentümlichste und Lebendigste verzichten, der müßte auch Luthers Tischreden verwerfen. Und welches Recht hatten dann die zahllosen Leute, mit denen Fürst Bismarck vor und nach 1890 zusammenkam, ihre Eindrücke mitzuteilen, ohne daß sie der Kanzler kontrollierte, was er auch bei Aufforderungen derart gewöhnlich abzulehnen pflegte? Steht aber die subjektive Zuverlässigkeit des Tagebuchschreibers außer Zweifel, so ist es jetzt, nachdem wir eine reiche Memoirenlitteratur erhalten haben, auch möglich, seinen Aufzeichnungen oft bis ins einzelne hinein nachzugehn. Es ist eine Aufgabe der Redaktion gewesen, in den Anmerkungen diese Belege beizubringen, ohne daß Vollständigkeit der Nachweise erstrebt worden wäre. Sie sind reichlicher in der ersten Hälfte, wo die großen Thatsachen sich drängen, sparsamer in der zweiten, wo es meist nur darauf ankam, auf die im Texte oft nur gestreiften Thatsachen mit kurzen Erläuterungen hinzuweisen.

Auf hohem Kothurn erscheint Fürst Bismarck in diesen Blättern freilich nicht, sondern im Hausrock, nicht im Parlament und im

Kabinett, sondern im Arbeitszimmer und im vertrauten Verkehr mit seinen Getreuen zu Hause bei sich, kurz in einer Umgebung, wo er sich wie jeder frei und ungezwungen äußerte, wo er rückhaltlos und wohl auch rücksichtslos seiner Stimmung und Verstimmung, seinem Verdruß und Zorn Ausdruck gab, wo er über Personen und Dinge mit schneidender Schärfe, oft wohl auch einmal ungerecht urteilte. Niemand wird ein solches Urteil als objektive historische Wahrheit auffassen, niemand wird in jedem rasch hingeworfnen Satze ein Dogma sehen. Und wollten wir den Fürsten Bismarck uns immer nur als den großen Streitredner und den genialen Staatsmann vorstellen, so würden wir ein höchst einseitiges, also ein falsches Bild von ihm gewinnen; erst wenn wir ihn auch als Menschen in seiner alltäglichen Arbeit und Umgebung kennen lernen, haben wir ein vollständiges, also ein richtiges Bild des gewaltigen Mannes. Und wer wollte sie missen, die Blicke in diese Seele voll genialer Gedanken, voll Stolz, Zorn, Leidenschaft und Haß, aber auch voll guter Laune, voll heißer Vaterlandsliebe, altgermanischer Königstreue und tiefer, ehrlicher Frömmigkeit! Wie er da immer wieder scherzt und spottet oder klagt und zürnt und doch trotz aller Ermüdung niemals die Hand vom Ruder läßt, weil er es für sündhaft hält, seinen greisen König zu verlassen! Er selbst, der immer alle Pose haßte und eifrig bemüht war, Legenden um seine Person zu zerstören, er hat niemals seine Gestalt nur von der einen Seite zeigen wollen, weder in seinen „Gedanken und Erinnerungen," noch in dem, was er andre von sich veröffentlichen ließ, ohne seine Verantwortung, aber meist auch ohne Widerspruch. Verkleinert wird sein Bild durch solche Züge wahrhaftig nicht, sondern uns nur menschlich näher gerückt: er wird uns so erst verständlich und nur noch teurer, denn die wahre Größe gewinnt in der Nähe, nur die falsche Größe verliert. Ähnlich ist es mit seiner Sprache. Er konnte sich je nach den Umständen vornehm und gewählt oder drastisch und populär ausdrücken, gerade wie sein Lieblingsdichter Shake-

speare; beides gehörte zu seiner Natur, und er handhabte beiderlei Ausdrucksweisen mit gleicher Vollkommenheit. Das Bemühen, nur die erste bei ihm zu finden, würde er selbst als eine Fälschung verächtlich zurückgewiesen haben.

Die Frage, inwieweit es taktvoll oder taktlos, diskret oder indiskret sei, dies oder jenes von dem Gehörten und Gesehenen öffentlich zu erzählen, wird je nach der Empfindung des Einzelnen immer verschieden beantwortet werden. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß es ein großer Unterschied ist, ob ein Buch derart während der Lebens- und Amtszeit des Helden oder nach seinem Tode, ob es 1878 oder 1899 erscheint. Auch vieles, was 1878 noch unbekannt und daher bis zu einem gewissen Grade Geheimnis war, ist jetzt in andern Denkwürdigkeiten oder aus andern Quellen längst veröffentlicht, und Fürst Bismarck selbst hat auch in dieser Beziehung einer neuen, weitherzigern Auffassung theoretisch und praktisch gehuldigt. Eine Eigenschaft muß von dem, der solche Aufzeichnungen unternimmt und herausgiebt, allerdings gefordert werden, das ist die Liebe und die Verehrung für seinen Helden. Diese empfand Busch in ebenso hohem Grade wie sein Freund Bucher; kritisch, sarkastisch gestimmt, wie sie beide waren, haben sie doch dem Fürsten die treuste Anhänglichkeit gewidmet und sich seines Vertrauens erfreuen dürfen, und das jahrzehntelang in der Zeit seiner Vollkraft und Macht, nicht erst in den letzten Jahren nach seiner Entlassung, wie andre, die diese Verabschiedung mit einer Bitterkeit empfanden und zum Ausdruck brachten, wie er selbst sie niemals oder doch nur in der ersten Zeit danach empfunden hat. Was wollen den zahlreichen Äußerungen solchen Vertrauens gegenüber einige verdrießliche Bemerkungen sagen, die in einer vorübergehenden Verstimmung gefallen sind! Es ist ein schlechtes Kompliment für den Menschenkenner Bismarck, wenn man glaubt oder zu glauben vorgiebt, daß er sich durch Jahrzehnte trotz eines lange Zeit fast täglichen Umgangs über einen Menschen so getäuscht habe,

wie er sich über Busch getäuscht haben müßte, wenn solche Bemerkungen sein Schlußurteil enthielten.

Man versucht jetzt zuweilen, diese Zeugen seiner großen Zeit herabzusetzen, und viele Organe der deutschen Presse haben, merkwürdigerweise bestimmt durch ein Blatt von untergeordneter Bedeutung, das erst in den allerletzten Jahren einige Beziehungen zu Friedrichsruh hatte, nach dem Erscheinen der englischen Ausgabe über Busch als einen taktlosen, geldgierigen Menschen, einen Lügner und Fälscher, einen Herostratus kurzer Hand den Stab gebrochen, ohne sich mit dem Buche überhaupt nur ernsthaft zu beschäftigen, und ohne darauf zu achten, daß die einzige wissenschaftliche Besprechung, die überhaupt erschienen ist, die von Professor Georg Kaufmann in Breslau im Litterarischen Centralblatt, ein durchaus günstiges Urteil über die „Tagebuchblätter" gefällt hat. Wir dürfen jetzt von der Ehrenhaftigkeit der deutschen Presse erwarten, daß sie die deutsche Ausgabe ohne Voreingenommenheit prüfen wird. Sie wird jeder ernsten, unbefangnen Kritik stand halten. Entschieden verwahren aber müssen wir uns dagegen, daß Dinge und Ausdrücke, die Busch berichtet, nur deshalb Erfindungen und Irrtümer gescholten werden, weil gerade der Kritiker sie nicht beim Fürsten gehört hat, und daß eine kleine Gruppe von Anhängern des Fürsten das Andenken des gewaltigen Mannes gewissermaßen monopolisiert und von ihrem Urteile die Berechtigung jedes Urteils andrer und jeder Publikation aus andern Kreisen abhängig macht. Wir zweifeln gar nicht an der ehrlichen Anhänglichkeit dieser Leute, aber Fürst Bismarck hat nicht einer kleinen Gruppe gehört, sondern dem Vaterlande, der Welt, und die, die sich jetzt zur Herausgabe dieser Tagebuchblätter vereinigt haben, trotz der auf Busch gehäuften Schmähungen, die sind sich bewußt, in treuer Verehrung für den großen Kanzler niemand nachzustehn.

Zum Schlusse bedarf es noch eines Worts der Erklärung, wie es kommt, daß diese Bände jetzt von andrer Hand herausgegeben

werden. Dr. Busch hat zu einer Zeit, wo es ihm nützlich schien, sein Manuskript mit allen Rechten nach England verkauft, um das Erscheinen nach dem Tode des Fürsten zu sichern für den Fall, daß er selbst nicht mehr für die Herausgabe sorgen könnte. Das Autorrecht für Deutschland mußte und konnte deshalb von dem Verleger erworben werden, der es für den ersten Teil schon besaß, nun aber in den Stand gesetzt wurde, das ganze Buch in einer Form zu bringen, die, ohne seinen Wert zu schmälern, manches Anstößige entfernte. Dr. Busch selbst ist wegen seines gegenwärtigen Gesundheitszustands und bei seinem hohen Alter zu einer umfassenden redaktionellen Arbeit nicht mehr imstande, hat aber den Herausgebern zu dieser Arbeit freie Hand gelassen.

So übergeben wir in der Überzeugung, etwas Nützliches und Gutes zu thun, dieses Buch, das treue Spiegelbild einer großen Zeit, nicht nur den deutschen Historikern, denen es nur einzelnes Neue bieten kann, sondern vor allem auch dem deutschen Volke, dem es seinen größten und volkstümlichsten Helden in lebendigen Bildern vergegenwärtigen soll.

Leipzig, am Tage der Beisetzung des Fürsten Bismarck,
16. März 1899.

Vorwort

Das Buch, das ich hiermit dem deutschen Volke überreiche, enthält die Gesamtheit meiner Erlebnisse und Beobachtungen während meines sich über den Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren erstreckenden Verkehrs mit dem Fürsten Bismarck und seiner Umgebung. Es giebt den Bericht, den die 1878 erschienene Schrift „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich“ brachte, ohne die damals gebotnen zahlreichen Milderungen und Weglassungen wieder, aus der Zeit vor und nach dem Kriege aber, soweit es jetzt gegeben werden kann, alles das, was ich außerdem vom ersten Eintritt in diesen Verkehr bis zu dessen Aufhören zunächst als Erinnerung für mich, dann als Beitrag zur Charakteristik und Geschichte des politischen Reformators Deutschlands gesammelt und aufgezeichnet habe. Der einzige Zweck der Tagebuchblätter, die die Grundlage des Werkes bilden, war, ein Bild zu geben, das Anspruch auf volle Wahrheit erheben konnte, soweit ich sie mit den eignen Augen und Ohren erreichen konnte. Irgendwelche andre Absicht blieb mir fern; denn einmal konnte ich mich nicht selbst täuschen wollen, und sodann, als ich an die Veröffentlichung dachte, war ich mir der Verantwortlichkeit vor der Geschichte bewußt, der mit gefärbtem, zu Parteizwecken zurecht gemachtem Material nicht gedient wird. Ich wollte kein Lobredner und ebensowenig ein Tadler sein, weil das eine ein überflüssiges, das andre ein mir unmögliches Unterfangen gewesen wäre. Der Trieb zum Sensationellen lag nicht in meiner Natur, und das Gefallen am schönen Scheine überließ ich den Theater-

freunden. Ich wollte einfach die äußern und die innern Charakterzüge festhalten, mit denen sich mir unser erster Reichskanzler unter diesen oder jenen Umständen gezeigt hatte, und so das Bild seines Wesens, das aus seinem öffentlichen Wirken zu gewinnen war, vervollständigen und hier und da berichtigen helfen. Meine tiefe Verehrung vor dem Genie des Heros und meine patriotische Dankbarkeit für dessen Thaten haben mich deshalb nicht abhalten können, manches mitzuteilen, was manchen nicht gefallen wird. Es gehört eben zu dem Wesen des von mir ins Auge gefaßten historischen Charakters. Nur Götter sind dem Irrtume, der Leidenschaft und dem Wechsel der Stimmung völlig entrückt; nur sie sind ohne Schattenseiten und Widersprüche. Dagegen haben auch Sonne und Mond ihre Flecken, und doch bleiben sie hochherrliche himmlische Lichter. Es mag teilweise ein rauhes und herbes Bild sein, das sich aus meinem Material zusammensetzt, aber es hat kaum einen unedeln Zug, und seine Herbheit macht es nur wirklicher, individueller und plastischer. Es schwebt nicht im Äther, sondern steht auf festem, realem Erdboden und atmet in Fleisch und Blut, und dennoch mutet es uns wie Übermenschliches an. Übrigens waren viele bittere Urteile, namentlich die, die vor dem März 1890 fielen, das Ergebnis vorübergehender Verstimmung; andre waren vollkommen berechtigt, wie auch das starke Selbstgefühl, das einzelne Äußerungen kundgeben, und das zornige Bedürfnis nach größerer Macht und mehr Raum zum Flügelschlag, das jedem energischen Genie aus dem Bewußtsein entspringt, unter mehr oder minder mittelmäßigen und beschränkten Geistern allein das rechte Ziel und die geeigneten Mittel und Wege zu seiner Erreichung zu wissen, und doch das Wissen nicht ohne Verzug in That umsetzen zu dürfen.

Wenn man nach meiner Befugnis fragt, meine Erfahrungen im Verkehr mit dem Kanzler nunmehr mit wenig Lücken andern mitzuteilen, so verweise ich auf die Gespräche vom 27. Februar 1879, vom 15. März 1890 und vom 21. März 1891. Daß er, der mir

über allen steht, mein Unternehmen gebilligt hat, genügt mir durchaus, und ich frage nicht danach, ob auch andre Leute ihren Segen dazu geben. Überdies ist die große Mehrzahl derer, die es angeht, inzwischen aus dem Leben geschieden und in das Reich der Geschichte eingetreten, wo das Anrecht auf Schonung nicht mehr gilt.

Die Kapitel des Tagebuchs, auf denen meine Schrift beruht, und die häufig wörtlich wiedergegeben werden, nahmen möglichst getreu die Vorgänge und Äußerungen auf, die mir zu Gesicht und zu Gehör kamen, wenn ich in unmittelbarer Nähe des Kanzlers war. Dieser ist fast allenthalben die Hauptfigur, um die sich das Übrige gruppiert. Als scharf aufmerkender und gewissenhaft referierender Chronist zu verzeichnen, zunächst was er mir als seinem Sekretär für Preßsachen auftrug, dann auch, während des Feldzugs in Frankreich, wie er und seine Umgebung sich verhielten, wie er lebte und arbeitete, wie er bei Tische, beim Thee und bei andrer Gelegenheit über Personen und Dinge der Gegenwart urteilte, und was er während dieser Zeit von der Vergangenheit erzählte, zuletzt, was ich nach der Rückkehr aus dem großen Kriege mir aus dem Depeschenwechsel über den Gang der diplomatischen Geschäfte zu sofortigem oder späterm Gebrauche merken durfte, war die erste Aufgabe, die ich mir stellte. Unterstützt wurde ich bei ihrer Erfüllung durch eine Aufmerksamkeit, die durch Verehrung vor ihm und durch dienstliche Übung von Woche zu Woche intensiver wurde, und durch ein Gedächtnis, das sich, von Haus aus mäßig, gleichfalls durch häufigen dienstlichen Gebrauch binnen kurzer Zeit zu derartiger Stärke ausbildete, daß es selbst längere Auseinandersetzungen und Erzählungen des Kanzlers, gleichviel, ob sie ernst oder launig waren, in allen wesentlichen Sätzen wortgetreu bis zu dem Augenblicke festzuhalten vermochte, wo ich sie dem Papier anvertrauen konnte. Das heißt, wenn nichts dazwischen kam, und dagegen konnte ich mich in den meisten Fällen wahren, sodaß die hier gemeinten Aufzeichnungen fast ohne Ausnahme spätestens eine Stunde nach der Äußerung

und größtenteils sofort — in diesem Fall auf kleine Zettel mit den Pointen und Übergängen, an die sich dann das Übrige leicht angliederte — niedergeschrieben wurden.

Dieses Auffassungsvermögen, dieses treue Gedächtnis leistete mir auch in den Jahren erwünschte Dienste, wo ich dem Fürsten als Privatmann gegenüberstand. Ihm und der Gewohnheit, Beobachtetes, Erlebtes und Gehörtes ohne Verzug heimzutragen und schwarz auf weiß vor dem Verblassen, Abbröckeln und Vergessenwerden in Sicherheit zu bringen, danke ich die genauen Erinnerungen an das denkwürdige Gespräch vom 11. April 1877, an den Besuch in Varzin und die dortigen Äußerungen des Kanzlers sowie die lange Reihe ausführlicher Berichte über inhaltreiche und charakteristische Unterredungen, die ich mit ihm von 1878 bis 1890 in seinem Palais und dessen Garten hatte, wenn ich mir bei Krisen oder sonst wichtigen Zeitlagen, von ihm eingeladen oder mich von selbst meldend, Information für die Grenzboten oder ausländische Blätter holte. Dieses Handwerkszeug begleitete mich in der Zeit von 1883 bis 1889 zu kürzern oder längern Aufenthalten in Friedrichsruh, wo ich im letztgenannten Jahre mehrere Wochen mit dem Ordnen seiner Privatbriefe und andrer Schriftstücke beschäftigt wurde, und war mir behilflich in der welthistorischen Märzwoche von 1890, deren dunkelste Tage ich in seiner nächsten Nähe miterlebte. Endlich war mir der alte Apparat unverrostet und unabgestumpft zur Hand, als ich ihn 1891 und 1893 im Sachsenwalde wieder begrüßen und mich überzeugen konnte, daß sein Vertrauen zu mir in der Zwischenzeit nicht geringer geworden war als meine Treue gegen ihn.

Wer den Stil kennt, in den der Fürst in der Regel seine Gedanken kleidete, wenn er sie in engerm Kreise aussprach, wird die Echtheit der im folgenden mitgeteilten Instruktionen, Zwiegespräche und Anekdoten sogleich herausfühlen. Er wird sie beinahe ausnahmslos wortgetreu wiedergegeben finden und namentlich in den

Erzählungen fast immer den Sprüngen, den stummen Voraussetzungen und Anakoluthen begegnen, mit denen sie an die Ballade erinnern, uud er wird bemerken, daß das Gewebe nicht selten einen humoristischen Einschlag und häufig einen Faden halbnaiver Selbstironisierung zeigt — alles charakteristische Merkmale der Redeweise des Fürsten. Ich brauche deshalb wohl kaum hinzuzufügen, daß meine Berichte mit ihren Herbheiten und Derbheiten Photographien ohne Retouche sind. Mit andern Worten: Ich denke nicht nur scharf aufgepaßt zu haben, sondern ich bin mir auch bewußt, nichts, was mir der Aufzeichnung wert und mitteilbar schien, absichtlich weggelassen, nichts verwischt, nichts zur Pointe zugespitzt, nirgends höhere Lichter aufgesetzt und vor allem inhaltlich nichts von dem Meinigen hinzugethan und es als Bismarck gehörig in die Welt geschickt zu haben. Wo schlechterdings auch jetzt noch eine Lücke bleiben mußte, ist sie meist durch Gedankenstriche bezeichnet, und wo ich den Sprechenden einmal nicht genau verstanden hatte, ist es ebenfalls angegeben. Entdeckt man Widersprüche zwischen ältern und neuern Ergebnissen meiner Quellen, so trägt nicht mein Gedächtnis die Verantwortung dafür. Tadelt man das Fragmentarische meiner Darstellung, so muß man alle Memoirenlitteratur verwerfen. Rügt man, sie sei kein Kunstwerk, so meine ich schon zur Genüge erklärt zu haben, daß ich ein solches nicht beabsichtigte, sondern nach Kräften der Wahrheit und nur ihr dienen wollte.

Vieles von dem, was ich berichte oder schildere, wird manchen als Kleinigkeit oder Äußerlichkeit erscheinen. Mir erscheint nichts davon so. Zunächst lassen die Bagatellen, um die der Prätor sich nicht kümmert, nicht selten das Wesen der Menschen oder die Verfassung, in der sie gerade sind, deutlicher erkennen als hohe Worte und anspruchsvolle Großthaten. Sodann mögen hin und wieder an sich unbedeutende Dinge und Situationen dem Geiste Anlaß zu Gedankenblitzen und Ideenverbindungen geben, die fruchtbar und folgenreich für die Zukunft sind. Ich denke dabei an den oft sehr

zufälligen und unscheinbaren Ursprung epochemachender Erfindungen und Entdeckungen, an den zufällig vom Baume fallenden Apfel, der den ersten Anstoß zu Newtons Gravitationslehre, der größten Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts, gab, an den wallenden Küchentopf, dessen Dampf den Deckel hob, und der dadurch zur Umgestaltung der Welt durch die Dampfmaschine führte, an die hellblinkende Zinnkanne, die Jakob Böhme in das metaphysische Schauen verzückte, und an einen gewissen Fettfleck auf unserm Tafeltuche in Ferrières, der dem Kanzler zum Ausgangspunkte für eine überaus merkwürdige Tischrede wurde. Der Morgen wirkt auf nervöse Konstitutionen anders als der Abend, und das Wetter mit seinem Wechsel drückt oder hebt die Laune des zum Rheumatismus Geneigten. Sogar das wird zu beachten sein, daß Gelehrte Theorien aufgestellt haben, die, kraß ausgedrückt, auf den Satz hinauslaufen, daß der Mensch ist, was er ißt; denn so komisch das klingen mag, wir wissen nicht, wie weit sie damit Unrecht haben.

Endlich aber dünkt mich, daß überhaupt alles von Interesse ist und aufgehoben werden sollte, was zu dem hochragenden Mittelpunkte der Bewegung in Beziehung gestanden hat, worin sich die politische Wiedergeburt unsrer Nation vollzog — zu dem Engel, der den trägen Teich rührte und mit heilsamem Leben erfüllte, worin sie von vielhundertjährigem Siechtum genas. Ich begleitete den Kanzler mit den Augen der Zukunft. In großer Zeit erscheint das Kleine kleiner; in spätern Jahrzehnten und Jahrhunderten ist es anders: indem das Große der Vergangenheit immer mehr emporsteigt, wird auch das bedeutungslos gewesene bedeutungsreich. Oft wird bedauert, daß man sich von den oder jenen Ereignissen oder Persönlichkeiten kein so lebendiges und farbiges Bild machen kann, als man möchte, weil anfangs für unwesentlich angesehenes, jetzt wünschenswert gewordnes Material mangelt, da es kein Auge, das es sah, und keine Hand, die es sammelte und bewahrte, gefunden hat, als es Zeit war. Wer wüßte jetzt nicht gern genaueres über Luther

in den großen Tagen und Stunden seines Lebens, bestünde es auch aus sehr harmlosen Zügen, Umständen und Beziehungen? In hundert Jahren wird Fürst Bismarck in den Gedanken unsers Volkes seine Stelle neben dem Wittenberger Doktor einnehmen, der Befreier unsers politischen Lebens vom Drucke des Auslandes neben dem Befreier der Gewissen von der Wucht Roms, der Begründer des deutschen Staates neben dem Schöpfer des deutschen Christentums. Viele haben unserm Kanzler diesen Platz in ihrem Gemüte und unter den Bildern ihrer Wände schon eingeräumt; die heranwachsende Generation wird dem in Masse folgen, und so kann ich es auf die Gefahr ankommen lassen, daß man mir vorwirft, ich habe nicht bloß von der Perle, sondern auch von der Schale gesprochen.

Manche Äußerung des Kanzlers über die Franzosen kann als unbillig, die eine und die andre als unmenschlich auffallen. Man erinnere sich aber, daß schon ein gewöhnlicher Krieg verhärtet, und daß Gambettas in semitischer Weise geführter Krieg bis zum äußersten mit seiner lichterloh brennenden Leidenschaft, der Heimtücke seiner Franctireurs und der Bestialität seiner Turkos auch in unserm Lager eine Stimmung erzeugen mußte, der Milde und Schonung fremd waren. Die Ausbrüche dieser Stimmung werden jetzt, wo diese längst vorüber ist, selbstverständlich nicht mitgeteilt und durch weitere und grimmere Beispiele vermehrt, um zu verletzen, sondern lediglich als drastische Beiträge zur Geschichte des Feldzugs und als Charakteristik für die gleichzeitig auch durch andre Dinge gereizte und verwundete Seele des Kanzlers.

Wenn ich eine Reihe von Zeitungsartikeln einschalte, so geschieht dies aus Gründen, von denen ich hoffe, daß man sie billigen werde. Erstens zeigen die Aufsätze, wie sich gewisse politische Gedanken allmählich entwickelten und nach dem Gange der Ereignisse verwandelten, und welche Gestalt sie zu einem bestimmten Zeitpunkte gewonnen hatten. Sodann sind bei weitem die meisten von Bismarck unmittelbar inspiriert, einige von ihm diktiert. Alle diese

Artikel sind Material zur Beurteilung der Thätigkeit Bismarcks als Journalist, von der bisher nur Wagner von der Kreuzzeitung, Zitelmann, sein Amanuensis während der Frankfurter Jahre, und Lothar Bucher erzählen konnten. Endlich vergleiche man hierzu das, was der Kanzler am 22. Februar 1871 über die Bedeutung der Presse für die Geschichtschreibung bemerkte. „Eher als aus den Depeschen der Archive — äußerte er sich — ersieht man was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will; doch gehört auch dazu Kenntnis der Verhältnisse.“ Diese aber wird der Leser hier nicht vermissen.

Der Titel meines 1878 erschienenen Buchs war auf folgende Weise entstanden. Eines Tags kam Graf Wartensleben zu mir und bat um Rat, was er unter eine photographische Gruppe setzen solle, die den Kanzler und sein Gefolge (zu dem Graf W. gehört hatte) vor der Gartenseite des von uns in Versailles bewohnten Hauses darstellte, und die er der Frau Fürstin zu verehren vorhatte. „Graf Bismarck und seine Leute,“ versetzte ich nach kurzem Besinnen, und das gefiel dem Herrn Grafen so ausnehmend, daß er es sogleich unter das Blatt schrieb. Ich nahm die Wortgruppe dann für mein Buch in Anspruch, und sie ist auch für den ersten Teil dieser Erinnerungen beibehalten worden.

Dr. Moritz Busch

Zur Beachtung:

Die Anmerkungen des Verfassers haben Sterne, die der Herausgeber Zahlen.

Ein Sach- und ein Namenregister für alle drei Bände ist dem dritten Bande angehängt.

Inhaltsverzeichnis zum ersten Bande

Erstes Kapitel . . . . . 1—54

Buschs Anstellung im Auswärtigen Amt 1 — Litterarisches Büreau 2 — Erste Audienz bei Bismarck 2 — Anschluß Badens 4 — Preßthätigkeit 5 — Die Nationalliberalen 6 — Lage in Frankreich; Souveränität der Südstaaten; Ist ein Bund der Südstaaten möglich? 8-9 — Partei der Nationalgesinnten im Süden 9 — Konstitutionelle Bewegung in Frankreich 7. 10-11 — Adliche Minister 11 — Minister an die Laterne (Tante Voß) 12 — Todesstrafe 12-13 — Majorität des Reichstags nicht öffentliche Meinung 13 — Kriegsgerüchte 13 — Überhebung der Liberalen 14 — Beust und die Kurie 14. 17-18 — Erzherzog Albrecht in Paris 13. 14. 15 — Wiederbesetzung des spanischen Throns 15 — Frankreich, Österreich und das Konzil 15 — Arbeitsüberhäufung der Parlamentarier und der Minister 15-16 — Strafgesetzbuch 16 — Deutsche und österreichische Bischöfe auf dem Konzil 16-17 — Konferenz wegen des Konzils und die Stellung der katholischen Regierungen dazu 18. 19. 20 — Die Presse in England 20 — Preußen und das Konzil 16. 21 — Skandal im Konzil 22-23 — Partikularistische Dummheiten 23 — Lippe, Lasker, die preußische Verfassung und nationale Bedürfnisse 24 — Die oppositionellen Bischöfe auf dem Konzil 26 — Französische Sitten 28 — Buchers Ostermission 30 — Hohenzollernsche Thronkandidatur 30. 45. 52 — Neuer Erbfolgekrieg 32 — Gramonts Rede 33 — England und Spanien 37 — Französische Konspirationen mit Österreich, Italien und Spanien 1866-1868 37 — Süddeutsche Höfe 42 — Privathandlungen und öffentliche Funktionen des Königs 42 — Reichstagseröffnung und Kriegserklärung Frankreichs, 19. Juli 43 — Hannoversche Adliche 44 — Unternehmung der italienischen Aktionspartei auf Rom und Raschs Sendung 46 — Frankreich bettelt um Hilfe 45. 47. 54 — England und die Neutralität 47 f. — England und Belgien 47 — Bayrische Abgeordnete für Neutralität 48 — Englische Kohlenschiffe und Hollands Kohlenlieferung an Frankreich 48 f. — Das rote und das spanische Gespenst und Napoleons Schulden 50 — Bismarcks

Charakteristik der Franzosen 50 — Bismarck nimmt das Abendmahl 51 — Gentilhomme Castillan 54.

Zweites Kapitel . . . . . 55—65

Abreise des Kanzlers 55 — Sieg bei Wörth 55 — Ins Hauptquartier gerufen 56 — Reise mit Constantin Rößler und Baron Ungern-Sternberg nach St. Johann-Saarbrücken 56-59 — Den Kanzler erreicht, Aufdämmern eines Wunders 60 — Weiter im Wagen der Räte; Spuren des Kampfes 60-61 — Das mobilisierte Auswärtige Amt im Kriege und in Uniform; des Kanzlers Art zu leben und zu arbeiten 61-65.

Drittes Kapitel . . . . . 66—98

Von der Grenze bis Gravelotte. Fahrt durch Forbach nach Saint Avold, dort Quartier, 11. und 12. August 67-70 — Gleich Arbeit; Sorge vor einem Überfall 67 — Aufmarsch der Truppen, Steinmetz eigenwillig 68 — Bier macht dumm, Mormonen und Religionsfreiheit 68 — Kanzler reitet aus, seine Söhne aufzusuchen 69 — Apollo Typus eines Franzosen; Frohe Botschaften; Montpensieristen in Madrid 70 — 13. August Aufbruch nach Falkenberg; dort Quartier; Kanzler mit dem König nach Herny voraus 71 — 14. August nach Herny; Quartier 74 — Bismarck über Gramont 74 — Artikel über den Sturm auf den Spichernberg; Die Haltung der Neuen Freien Presse, die Behauptung des Constitutionnel über die Abtretung Saarbrückens 74-75 — 15. August: Kanzler und Räte reiten mit dem König rekognoszieren; Truppendurchzüge 76 — Herren des eroberten Landes: wir werden das Elsaß erhalten 77 — Steinmetz bei Courcelles, 14. August 78 — Beim Thee: das Schneeglöckchen und die Schildwache 78-79 — Hollands Abgeneigtheit und Minister van Zuilen 79 — 16. August: Fahrt nach Pont à Mousson 79-80 — Dort Quartier. 17. August wird eine Hauptschlacht erwartet; Kanzler ist früh vier Uhr weggeritten 82 — Schlacht bei Mars la Tour, 16. August, 83 — Nachmittag Kanzler zurück, der seinen verwundeten Sohn Herbert besucht hat; Schlacht erst für morgen erwartet 84-85 — General Sheridan trifft ein 85 — 18. August: König und Kanzler früh drei Uhr weggefahren; wechselnde Nachricht über die Kämpfe [Gravelotte und St. Privat]; König und Kanzler bleiben die Nacht in Rezonville 86 — 19. August: Siegesnachricht; Fahrt auf die Schlachtfelder, nach Gorze, Mars la Tour und Vionville, um den Kanzler zu treffen, ohne Erfolg 87-90 — Bismarck bei Gravelotte; Reiterattacke bei Mars la Tour 89-90 — Metz eingeschlossen; Steinmetz Blutver-

ſchwender; Barbariſche Kriegführung der Franzoſen 91 — Abends Jagdgeſchichten 92 — 21. Auguſt: Italien bleibt neutral; Verluſte der Franzoſen und Deutſchen; Eiferſucht der Garde bei St. Privat 93 — Steinmetz, ſeine Eitelkeit 94 — Kaiſer Alexanders Geneigtheit für die Franzoſen 94 — Begründung der Notwendigkeit, das Elſaß und Metz zu annektieren 95 — Wunder erſcheinen ſelbſtverſtändlich: ein deutſcher Kaiſer? 96 — Knappheit beim königlichen Haushalt 96-97 — Niederträchtige Kriegführung der Rothoſen 97 — Graf Herbert iſt zu ſeinem Vater gebracht worden 98.

Viertes Kapitel . . . . . 99—124

Thiers über die Zukunft Frankreichs 99 — 23. Auguſt: Aufbruch nach Commercy; Bismarck und Moltke neben einander auf der Straße 100 — Quartier in Commercy 101 — Hoffnungen der Prinzen von Orleans 101-102 — Mergelmajor 102 — Barbariſche Kriegführung 103 — Wieviel Land ſoll Frankreich genommen werden? 103 — Bewachung der Straßen, die der König fährt 104 — 24. Auguſt: Weiterfahrt über Ligny nach Bar le Duc, wo Quartier gemacht wird 106 — Die Sachſen bei Gravelotte 108 — Durchzug der Bayern 109 — Die Neutralen machen Schwierigkeiten wegen Annexionen 109 — Franctireurs (man ſoll ſie henken) 110 — Der Auguſtenburger 110-111 — Milde des Kronprinzen 111 — Graf Kutuſow 111 — 26. Auguſt: Weiterfahrt nach Clermont 114 — Gefangne Franctireurs 115 — Quartier in Clermont; deſſen Dürftigkeit im Gegenſatz zu dem der Hofleute 116-119 — In Paris verliert man die Hoffnung 119 — Begründung der Notwendigkeit von Landesabtretungen 122-123.

Fünftes Kapitel . . . . . 125—144

Abſchwenkung nach Norden zur Abfangung Mac Mahons, 29. Auguſt, Aufbruch und Fahrt über Varennes nach Grand Pré, wo Quartier gemacht wird 125 — 30. Auguſt: Der Kanzler nimmt Buſch zu dem großen Keſſeltreiben mit 127 — Der Kanzler erzählt auf der Fahrt nach Buſancy vom 18. Auguſt 128 f. — Auf der Höhe vor Beaumont, Beobachtung der Schlacht 132 f. — Übernachten in Buſancy 135 — 31. Auguſt: Mit dem Kanzler aufs Schlachtfeld 137-138 — Das beſchoſſene franzöſiſche Lager, Gefangne im Steinbruch Holländiſche Hilfsambulanz, Allerhand über hohe Herrſchaften 139-143 — Quartier in Vendreſſe 144.

Sechſtes Kapitel . . . . . 145—167

Der Tag von Sedan 145-152 — Der Kanzler nimmt mich mit 145 — Auf der Höhe vor Sedan 147 — Beſchreibung der Schlacht

148-151 — Man erfährt, daß Napoleon in der Stadt ist 151 — General Reille bringt abends halb sieben Uhr einen Brief von Napoleon, den der König beantwortet 152 — Nachtquartier in Donchery 153 — 2. September: das Weberhäuschen und die Begegnung mit Napoleon 154-155 — Bismarcks Darstellung der Geschehnisse 155-161 — Die Begegnung der Monarchen im Schlößchen Bellevue 160-161 — Bismarcks Bericht über den Ritt über die Walstatt 164 — Der Wagenzug des Gefangnen von Sedan auf dem Wege nach Wilhelmshöhe 166-167.

Siebentes Kapitel . . . . . 168—208

Abfahrt von Donchery 168 — Quartier in Vendresse 169 — Manessische Handschrift 170 — 4. September: Fahrt nach Rethel 171 — Wir brauchen die Festungen des Elsaß, das Deutsch gewesen sein ist Professorenidee 172 — Die süddeutsche Presse verwahrt sich gegen die Friedensvermittlung der Neutralen 172 — 5. September: Fahrt nach Reims 172-173 — Quartier dort bis zum 14. September 173-193 — In Paris ist die Republik proklamiert 176 — Ausnahmestellung der Sachsen 176-177 — Strenge Behandlung der Bevölkerung in einem Kriege notwendig 179 — Württembergisches 182-183 — Angst vor dem Kommunismus bei den reichen Franzosen 185 — Vergiftete Mitrailleusenkugeln 186 — Bismarck ist am stolzesten auf die schleswig-holsteinische Sache 187 — Der Frankfurter Fürstentag und der König 187-188 — Laon eingenommen, die Franzosen sprengen die Citadelle in die Luft 188-189 — Der Neigung der Belgier zu Frankreich kann Befriedigung geschafft werden 189 — Amerika bietet seine Vermittlung an 189 — Das Dreikaiserbündnis 190-192 — Die Verdienste General Blumenthals 192-193 — 14. September: Abfahrt nach Château Thierry, 15. September von da nach Meaux 193-195 — Dort Quartier bis zum 19. September 195-208 — Ein Parlamentär Jules Favres, wegen eines Waffenstillstandes, der nicht gewährt wird 196-198 — Treitschkes Flugschrift wegen Elsaß-Lothringen 198 — Die zwei Nationen Frankreichs: Pariser und Provinziale 199 — Frankreich eine Nation von Nullen 200 — Die Liebhaber der Republik in Deutschland und die Annexionen 200 — Rußland wünscht Aufhebung der Verträge wegen des Schwarzen Meeres 200 — Der Kronprinz will die Bayern und Schwaben zum Anschluß an den Norddeutschen Bund zwingen 200 — Die Politik hat nicht zu rächen, sondern zu verhüten 202-204 — Napoleons Verpflegung auf Wilhelmshöhe 205-206 — General Ducrot ist durchgebrannt 206 — Kriegsminister von Suckow bringt gute Nachrichten aus Württemberg 206.

Achtes Kapitel . . . . . 209—259

19. September: Abfahrt nach Ferrières, Quartier dort vom 19. September bis 5. Oktober 212-259 — Unterwegs Begegnung mit Favre, der sich in Meaux angekündigt hatte; Verhandlung in Haute-Maison 209-211 — Die verwüstete Zone um Paris 211 — Weitere Verhandlungen in Ferrières 212 — Mißbrauch der Hingebung der Truppen durch Generale 213 — Rothschilds Mangel an Anstand 214-215 — Dritte Verhandlung mit Favre 215 — Ausfall der Franzosen am 19. September 220 — Verleumdung der deutschen Kriegführung durch die Engländer 222-226 — Schwarz-Rot-Gelb 227 — Starke Esser 227 — Letzlingen und Burgstall früher Bismarckscher Besitz 229 — Lateinisch, Griechisch und Russisch 230 — Das Duell mit Rechberg und die Cigarrengeschichte in Frankfurt 231-233 — Favre lehnt alle Forderungen ab 233 — Schmolsin 234 — Beschießung von Paris, ein Verbrechen gegen die Zivilisation 237 — Rom von den Italienern besetzt 240 — Favres Schauspielerei 242 — Straßburg ist über 244 — Fasanenschießen 245 — Der Fettfleck 246 — Gottesglauben und Pflichtgefühl 247-250 — Mohls Bericht über die Stimmung in Bayern 250-251 — Der Reichtum alter Bojarengeschlechter 256 — Der alte Rothschild 257.

Neuntes Kapitel . . . . . 260—271

Reise nach Versailles 260 — Das Haus der Madame Jessé und das Leben darin 260-271.

Zehntes Kapitel . . . . . 272—332

Die Verhaftung Jacobys 272. 273 — Toleranz und Sonntagsheiligung 277-279 — Delbrück wieder da, wegen Anschluß der Süddeutschen, Baden hat seinen Eintritt in den Norddeutschen Bund beantragt 281 — Dreizehn bei Tisch 282 — Schwindelerregende Touren 283-284 — Ein Kongreß deutscher Fürsten in Versailles in Aussicht 286 — Die Feindschaft der Ultramontanen 287-289 — Die Einverleibung Roms am 2. Oktober 291 — General Boyer kommt als Unterhändler von Metz 292 — Preußische Unglückstage 293 — Zerstörung des Schlosses von St. Cloud 296 — Uneinigkeit zwischen den Roten und Blauen in Paris 300 — Warum die Pariser Regierung keine Wahlen will 305 — Nochmals Jacoby 305. 308-314 — Zustände in Paris 307-308 — Die Fasanen Rothschilds 316-317 — Ausfall der Franzosen am 21. Oktober bei Bougival 314. 317 — Pariser Bündnisvorschläge an Spanien 318 — Ankunft der süddeutschen Minister 321-322 — Unruhen in Marseille 324 — Kapitulation von Schlettstadt, 24. Oktober, 325 —

Kapitulation von Metz, 28. Oktober, 329 — Deutscher Reichstag in Versailles 331.

Elftes Kapitel . . . . . 333—402

Besuch von Thiers 333 — Gefecht bei Le Bourget, 30. Oktober, 337-338 — Unruhen in Paris 338-339 — Beusts Einmischung wegen eines Waffenstillstandes 339-341 — Waffenstillstandsunterhandlungen mit Thiers 343-347. 349. 351. 355. 362 — Große Städte, Opposition und Massenaberglaube 348-349 — Über das Bombardement 350 — Die Pariser Regierung will kein Gebiet abtreten 353 — Die Verhandlungen mit Frankreich im Jahre 1866 355-362 — Graf Chambord will sich dem Wohle Frankreichs weihn 364 — Inhalt der Waffenstillstandsverhandlungen, diese werden abgebrochen 364-365 — Die Verzögerung des Bombardements 365-366 — Gefangne Luftballons 366-367 — Ein Asyl für den Papst in Fulda 372-373 — Unglück beim Reiten und andre Lebensgefahr 373-376 — Denkschrift von Thiers über den Waffenstillstand 376-379 — Borck und der Kaviar 380 — Trinken und diplomatisches Gewerbe 381 — Verschiedne Sorten Braten 382 — Unthaten des Kanzlers in französischen Blättern 384-386 — Gambetta und Garibaldi 388 — Ungünstige Nachrichten von v. d. Tann, es wird gepackt 398.

Zwölftes Kapitel . . . . . 403—437

Steigende Sehnsucht nach der Entscheidung 403 — Major Blumes Darstellung der Gründe für die Verzögerung der Beschießung 404-406 — Auch die Verhandlungen mit den Süddeutschen stocken 407 — Der Chef klagt wieder über die Militärs 408-409 — Möglichkeit der Rückkehr Napoleons 409 — Rußland und der Traktat von 1856 (Schwarzes Meer) 410 — Herzog von Aosta zum König von Spanien erwählt 411 — Das Souper mit Gagern 1850, Phrasengießkanne 415 — Der König hat das Bombardement befohlen, aber die Generale wollen nicht, wegen Zukunftsrücksichten 415-416 — Anekdoten von Möllendorf 415-416 — Die Kosten der Visiten beim russischen Kaiser 417 — Holzkaufen in Petersburg 418 — Wieder gute Aussichten wegen Bayern 418-419 — Klagen über schlechte Behandlung des Auswärtigen Amts 421 — Gute alte Kriegssitten der Bayern 421 — Berlin murrt über die Verzögerung des Bombardements 424 — Zernierung von Paris ein Mißgriff 424 — Bismarcks Unterhaltung mit General Reille bei Sedan 425 — Der bayrische Vertrag unterzeichnet: die deutsche Einheit ist gemacht, und der Kaiser auch 427 — Der Kanzler über den Vertrag 427 — Kapitulation von

Thionville 430 — Trochus Belobigungsliste 431-432 — Freitagsmißgeschicke 432-433 — Französische Zeitungsenten 437.

Dreizehntes Kapitel . . . . . 438—489

Kapitulation von La Fère und Manteuffels Sieg an der Somme 438 — Bismarcks Immediatvorstellung wegen Beschleunigung des Bombardements 440 — Manteuffel besetzt Amiens 442 — Veröffentlichung der Ursachen der Verzögerung 443 — Garibaldi bei Dijon geschlagen, 28. November, und Sieg bei Baune la Rolande 444 — Ausfall der Pariser, 29. November, 444 — Politesse du coeur 445-446 — Der Reichstag und der bayrische Vertrag 449-450 — Die Möglichkeit einer Einigung Deutschlands 1848 450 — Der Chef will abdanken 451 — Spekulieren mit Börsenpapieren 451 u. 467 — Ankauf des Palazzo Caffarelli in Rom für die Gesandtschaft, und andre Gesandtschaftshäuser 452-453 — Die Verzögerung des Bombardements, und die Gefahr eines Eingreifens der Neutralen 454 — Drei Ausfälle zugleich aus Paris, 30. November, 455 — Eine vernünftige Stimme aus der Provinz 455-458 — Bismarcks Besuch im Lazarett 459-561 — Die Zeitungen sind unzufrieden mit dem bayrischen Vertrage 462 — Reichstag und Vertrag mit Bayern 465 — Neuer Ausfall aus Paris gegen Württemberger und Sachsen 464-465 — Siegreiches Gefecht bei Loigny und Artenay 469 — Die weltgeschichtliche Tour des Grafen Holnstein wegen der Kaiserfrage 469 — Gaulois-enten 470 — Luxemburgs Mißbrauch der Neutralität 471 — „Ja, wenn man Landgraf wäre" 473 — Großer Sieg bei Orleans 477 — Auch bei Amiens siegreicher Kampf 477 — Warnung an den Reichstag wegen Änderung der bayrischen Verträge 477-478 — Bismarcks Sorge wegen Annahme der Verträge im Reichstage 479 — Österreichisches 481 — Feindschaft der Orleans und ihre Verwandtschaft mit Österreich 482-483 — Gerlach, Humboldt und der Popokatepetl 484-485 — Der alte Metternich und der junge Bismarck 486 — General Barral ist wortbrüchig weggelaufen 487 — Die Regierung in Tours fordert zum Wortbruch auf 487 — Gramonts freche Stirn 488 — Zustände in Paris 489.

Vierzehntes Kapitel . . . . . 490—527

Frankfurter Erinnerungen 491 — Der Kaiser und Moltke wollen bombardieren 493 — Lob Holnsteins 495 — Swells und snobs 496-497 — Pflichten der deutschen Aristokratie 498 — Sieg bei Beaugency 499 — 9. Dezember: Annahme der Verträge im Reichstage 501 — Deputation des Reichstags nach Versailles beschlossen 501 —

Die Franzosen verlegen die Regierung von Tours nach Bordeaux 501 — In den südlichen Departements Unzufriedenheit mit Gambetta 501-502 — Ein entrüsteter Legitimist 503-504 — Adler, die Enten sind 505 — Goltz und die Kaiserin Eugenie 506 — Vernünftiger Artikel der Times 509-511 und 513 — Die kosmopolitischen roten Republikaner 514-517 — Kapitulation von Pfalzburg und Beschießung von Montmédy 517 — Die Möglichkeit des Rücktritts Bismarcks 517 — Der Kanzler über Rußland, England und Österreich und die Schwarze Meer-Frage 519 — Kapitulation von Montmédy 521 — Die Zentralisten in Deutschland (Treitschke) sind noch immer nicht zufrieden mit den Verträgen 521 — Die ungeschickte Art der Verkündigung des deutschen Kaisertums im Reichstag 525 — Delbrück, der an die Zukunft denkt 527.

Fünfzehntes Kapitel . . . . . 528—580

Chaudordys Verleumdung der deutschen Kriegführung 528-531 — Weihnachtssammlung für die Lazarette 532 — Warnung vor der neuen französischen Kriegsanleihe 535 — Die Reichstagsdeputation trifft ein 535 — Besetzung von Vendome 536 — Generalsvortrag wegen des Bombardements 537 — Arretierte Engländer 539 und 541-543 — 18. Dezember: Empfang der Reichstagsdeputation 540 — Die kosmopolitische Revolution 544-545 — Die Emser Depesche 546-547 — Französische Verfälschungen der Proklamation König Wilhelms vom 11. August 549-550 — Gambetta, bereit den Frieden zu schließen, wogegen Trochu den Kampf fortsetzen will 550 — Marinebataillon 551 — Der Kronprinz als Gast des Reichskanzlers 552-557 — Kulinarisches und Jugenderinnerungen 558-561 — Die Kaiserin Eugenie will wieder Frieden schließen 565-566 — Feines und deutliches Französisch 569 — Bismarck über Napoleon 569-570 — Titulaturen 571 — Nochmals Verdrehung der Worte des Königs 572 — Weihnachten 573 — Nachteile der zerstreuten Kriegführung 574 — Entstehung der Schlachten 575 — Karl von Rumänien beabsichtigt einen Staatsstreich 576 — Grausame Kriegführung der Franzosen und völkerrechtswidrige Behandlung der Schiffe 576 — Endlich wirds Ernst mit der Beschießung 578 — Conferas Buschii, Riemchenstechen 580.

Erstes Kapitel

Meine Anstellung im Auswärtigen Amt und meine erste Audienz bei Bismarck — Arbeiten und Beobachtungen bis zum Kriege mit Frankreich

Am ersten Februar 1870 erhielt ich, damals als Schriftsteller in Leipzig lebend, von dem geheimen expedierenden Sekretär Dr. Metzler, der zu dieser Zeit im Auswärtigen Amte des Norddeutschen Bundes vorzüglich mit Preßangelegenheiten beschäftigt war, und mit dem ich seit 1867 in Verbindung stand, unerwartet ein kurzes Schreiben, worin ich ersucht wurde, wegen einer von ihm für mich in Vorschlag gebrachten Stellung zu mündlicher Verhandlung nach Berlin zu kommen. Ich entsprach diesem Wunsche und erfuhr zu meiner großen Überraschung, daß Metzler mich Herrn von Keudell, der damals als Wirklicher Geheimer Legationsrat die Personal- und Finanzsachen des Auswärtigen Amtes besorgte, für den Vertrauensposten beim Bundeskanzler empfohlen, den er, Metzler, bisher selbst eingenommen habe, und auf dem ich vor allem die Obliegenheit haben werde, nach den Weisungen des Kanzlers in der Presse zu wirken. Mein Verkehr mit dem Kanzler werde ein unmittelbarer, meine Stellung vorläufig eine diätarische und ohne Titel sein. Über das Nähere werde ich mich mit Herrn von Keudell zu verständigen haben, der gegenwärtig auf einer Reise begriffen sei. Für jetzt handle es sich nur darum, daß ich im allgemeinen meine Bereitwilligkeit erkläre, auf das Anerbieten einzugehen. Ich möge nun nach Leipzig zurückkehren, dort meine Wünsche in der Angelegenheit formulieren und sie in den nächsten Tagen zur Mitteilung an den genannten Rat schriftlich einsenden.

Dies geschah durch einen Brief vom 4. Februar, worin ich als wesentlichste Bedingung die hervorhob, von der Direktion des Litterarischen Büreaus vollkommen unabhängig gestellt und, falls ich

die von meiner Befähigung gehegten Erwartungen nicht zu rechtfertigen imstande sein sollte, nicht diesem Büreau zugeteilt zu werden.*) Darauf empfing ich am 19. Februar, nachdem Keudell in Berlin wieder eingetroffen war, von Metzler die Nachricht, meine Wünsche seien angenommen, namentlich finde der wegen des Litterarischen Büreaus gar keine Beanstandung; ich solle daher umgehend zur Rücksprache mit Keudell selbst wiederkommen und mich so einrichten, daß ich gleich dableiben und meinen Posten antreten könne.

Am 21. Februar hatte ich eine Unterredung mit Keudell, die befriedigend verlief und zum Abschlusse der Sache zwischen ihm und mir führte. Am 23. ließ er mich brieflich wissen, daß auch der Kanzler mit meinen Bedingungen einverstanden sei, und daß er mich bei diesem für den folgenden Abend zu einer Besprechung angemeldet habe. Am 24. nachmittags leistete ich vor dem Geheimen Hofrat Roland, dem Vorstande des Zentralbüreaus im Ministerium des Auswärtigen, den Beamteneid, und abends, kurz nach acht Uhr, fand die von Keudell veranlaßte Audienz beim Bundeskanzler statt. Ich hatte Bismarck bis dahin erst einmal und zwar von der Journalistentribüne im Reichstage, also nur aus der Ferne, gesehen. Jetzt, zwei Jahre später, stand ich vor ihm, der in militärischer Uniform an seinem Arbeitstische saß und ein Bündel Akten vor sich hatte, ganz nahe — wie vor dem Altar!

Er reichte mir die Hand und lud mich durch eine Bewegung ein, mich ihm gegenüber zu setzen. Dann begann er damit, daß

*) Das Büreau war nach dem Staatshandbuche ein Organ des gesamten Staatsministeriums und stand seit 1862 unter dem Ministerium des Innern. In der Zeit der „neuen Ära" wurde es von Dr. Wehrenpfennig, von 1866 an aber von dem Regierungsrat Hahn geleitet. Aus ihm ging die „Provinzialkorrespondenz" hervor, und zu gleicher Zeit wurde hier eine Anzahl von Journalisten untergeordneter Art beschäftigt, die auswärtige Blätter mit offiziösen Korrespondenzen versorgten, die nur selten Raisonnements enthielten, sondern meist kurze Mitteilungen aus den verschiednen Ressorts der Verwaltung brachten. Neben diesem Institute bestand im Staatsministerium ein ähnliches, weniger bekanntes, das 1870 vom Regierungsrate Wagener inspiriert wurde. Das Auswärtige Amt hatte in dieser Zeit keine derartige Einrichtung. Hier war es allein Dr. Metzler, der teils direkt, teils durch Litteraten, die sich bei ihm Nachrichten holten, auf die Presse einigen Einfluß übte. Nur gelegentlich schrieb auch Lothar Bucher im Auftrage des Kanzlers einen Aufsatz für das eine oder das andre offiziöse oder nichtoffiziöse Blatt.

er bemerkte, er habe mich eigentlich länger sprechen wollen, müsse sich aber für jetzt darauf beschränken, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. „Denn — so fuhr er fort — ich habe wenig Zeit übrig. Ich bin heute im Reichstage durch lange unerfreuliche Reden mehr aufgehalten worden, als ich hoffte. Dann habe ich hier (er zeigte auf den Aktenstoß) Depeschen zu lesen, ebenfalls gewöhnlich nichts, was Vergnügen macht. Und um neun Uhr muß ich zu Hofe, was auch wenig Erfreuliches hat. Was haben Sie denn bisher getrieben?"

Ich erwiderte: „Ich habe die Grenzboten redigiert — ungefähr ein nationalliberales Blatt, von dem ich aber abging, als der eine der Besitzer in der schleswig-holsteinischen Frage im fortschrittlichen Wasser gefahren wissen wollte."

Er: „Ja, ich kenne sie."

Ich: „Und dann übernahm ich im Auftrage der Regierung eine Stelle in Hannover, wo ich während des Übergangsjahres dem Zivilkommissar, Herrn von Hardenberg beigegeben war, um die Interessen Preußens in der dortigen Presse zu vertreten. Zuletzt habe ich, aus dem Auswärtigen Amte dazu veranlaßt, eine Anzahl von Aufsätzen für verschiedne politische Blätter geschrieben, unter anderm auch für die Preußischen Jahrbücher, für die ich schon früher thätig gewesen war."

Er: „Da kennen Sie also unsre Politik und besonders die deutsche Frage. Ich habe nämlich die Absicht, Sie sollen nach meinen Angaben und Intentionen — denn selber kann ich doch keine Leitartikel schreiben — Aufsätze und Korrespondenzen machen für die Zeitungen und andre dazu veranlassen. Es kommt zunächst auf einen Versuch an. Ich muß dazu jemand besonders haben, nicht bloß so nebenbei wie jetzt, wo ich auch vom Litterarischen Büreau gar nicht genügend unterstützt werde. Aber — so schien er die Unterredung, indem er auf die Uhr zu seiner rechten Hand blickte, schließen zu wollen — wie lange bleiben Sie hier?"

Ich entgegnete, ich hätte mich aufs Dableiben eingerichtet.

Er: „Nun gut, da werde ich dieser Tage länger mit Ihnen sprechen. Inzwischen reden Sie doch mit Herrn von Keudell und dem Legationsrat Bucher; der ist in diesen Sachen gut zu Hause."

Ich meinte damit entlassen zu sein und machte Miene, mich

zu erheben. Er kam aber noch einmal auf den Reichstag zurück, indem er fragte: „Sie wissen doch, was heute auf der Leipziger Straße auf der Tagesordnung war?“

Ich verneinte es, indem ich bemerkte, ich hätte zu viel andres zu besorgen gehabt, um von den Berichten der Zeitungen über die Reichstagssitzung schon Notiz nehmen zu können.

„Nun — versetzte er — die Frage war wegen des Anschlusses Badens.[1] Daß die Leute das nicht abwarten können, immer alles vom Parteistandpunkte aus behandeln müssen und als Redner! Recht unerfreulich, solches Reden, um nicht zu sagen, solches Geschwätz, beantworten zu müssen. Es ist wirklich mit diesen beredten Herren wie mit manchen Damen, die einen kleinen Fuß haben und immer zu enge Schuhe anziehen und die Füße vorstrecken, damit man sie sehen soll. So, wenn einer das Unglück hat, beredt zu sein, da hält er zu lange Reden und zu oft. Wir haben die deutsche Frage in gutem Gange. Aber sie hat ihre Zeit — ein Jahr vielleicht — fünf Jahre — zehn möglicherweise. Ich kann sie nicht schneller machen, und diese Herren auch nicht. Aber sie können nicht warten.“

Damit erhob er sich und gab mir die Hand zum Abschied für diesmal.

So war ich denn unter seine Mitarbeiter aufgenommen. Zu der von ihm ins Auge gefaßten Besprechung und Anleitung kam es nicht; ich mußte sofort in die Aktion gehn. Am nächsten Abend schon wurde ich zweimal zu ihm hinaufgerufen, um Aufträge zu Artikeln zu erhalten, später zuweilen noch häufiger, auch am Vormittag, mitunter vier, fünf, an einem Tage nicht weniger als acht mal, wobei es die Ohren steif zu halten, wohl aufzumerken und die eine Information nicht über der rasch auf sie folgenden zu vergessen oder beider Gedanken miteinander zu vermischen galt. Indes fand ich

---

[1] Bei der dritten Lesung des norddeutsch-badischen Vertrags über gegenseitige Rechtshülfe vom 14. Januar 1870 brachte Lasker den Antrag ein, den Bismarck, völlig davon überrascht, mit allem Nachdruck bekämpfte. Die Reden des Fürsten Bismarck, herausgegeben von Horst Kohl, IV, 365 ff. Die badische Regierung hatte mit dem Antrage nichts zu thun. H. Baumgarten und L. Jolly, Staatsminister Jolly, 161 ff. Hausrath, Baden im alten Bund ꝛc., Deutsche Rundschau 1898, 24. Jahrg. Nr. 9—12.

mich bald in diese erst ungewohnte und anstrengende Thätigkeit, da er seine Meinungen und Befehle meist in eine sich leicht einprägende und feststehende Form kleidete und die Hauptpunkte in der Regel mit andern Worten wiederholte, und da ich mich zwang, dabei nichts als Gehör zu sein, sodaß ich es durch Übung allmählich dahin brachte, lange Sätze, ja ganze Vorträge wörtlich und so gut wie lückenlos mit hinwegtragen und zu Papier bringen zu können. Wie er mich zu solchen Auseinandersetzungen und Weisungen zitieren ließ, so schickte er mir durch die aufwartenden Kanzleidiener auch diplomatische Aktenstücke und Zeitungsausschnitte, die er mir mit einem V, in dem ein Kreuz war, (Vortrag, Presse) bezeichnet hatte, an mein Pult, damit ich sie nach Besprechung mit ihm bearbeite. Endlich konnte ich mich, wenn ich ihn etwas von Wichtigkeit zu fragen oder ihm eine Sache zur Genehmigung vorzulegen hatte, bei ihm melden lassen. Ich hatte also ungefähr alle Eigenschaften eines vortragenden Rates, mit Ausnahme des Titels und des unfehlbaren Verstandes, der solchen mit dem Amte zu teil wird.

Die Blätter, denen die fertigen Artikel von mir zugingen, waren die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, damals von Braß redigiert und das eigentliche offiziöse Organ der Regierung, die Spenersche und die Neue Preußische Zeitung. Oft geschah es auch, daß ich der Kölnischen Zeitung Korrespondenzen zukommen ließ, die Gedanken des Kanzlers wiedergaben. In den ersten Monaten diente dabei Metzler, der schon früher häufig für das Blatt geschrieben hatte, als Vermittler, später sandte ich diese Beiträge direkt an die Redaktion, und immer fanden sie unverändert Aufnahme. Nebenher informierte ich jeden Mittag einen aus dem Litterarischen Büreau des Ministeriums des Innern kommenden Litteraten, der seine Ausbeute in der Magdeburgischen Zeitung und einigen kleinern Blättern verwertete und Teile davon durch die übrigen Mitglieder seines Instituts an schlesische, ostpreußische und süddeutsche Journale versenden ließ. Dasselbe geschah wöchentlich einigemale mit andern, etwas mehr selbständig arbeitenden Schriftstellern, von denen ich Dr. Bock, der die Augsburger Allgemeine Zeitung und etliche hannoversche Blätter mit Artikeln versah, ferner Professor Konstantin Rößler, der Dozent in Jena, dann Preßattachee bei Richthofen in Hamburg und zuletzt Redakteur des Staatsanzeigers geworden war, endlich einen Herrn

Heide namhaft mache, der, ehedem Missionar in Australien, damals für die zur Beeinflussung der englischen Presse gegründete North German Correspondence arbeitete.

Rechne ich dazu das Durchlesen der sich täglich dreimal auf meinem Pulte häufenden deutschen, österreichischen, englischen und französischen Zeitungen und die Verwaltung und Vermehrung der Handbibliothek des Ministeriums, die mir ebenfalls oblag, so gab es während der Anwesenheit des Kanzlers in Berlin für mich mehr als reichlich zu thun. Ich war nicht bloß die Wochentage, sondern auch des Sonntags von früh neun bis nachmittags drei Uhr und dann wieder von fünf bis zehn, zuweilen bis elf Uhr an meinem Pulte, und mehrmals kam es vor, daß ich noch kurz vor der Mitternachtsstunde von einem Kanzleidiener aus einer Abendgesellschaft oder aus dem Bette herausgeklingelt und in einer Droschke entführt wurde, um vom Kanzler Befehle zu empfangen, die dringender Natur waren.

Ich lasse nun eine Anzahl mehr oder minder charakteristischer Informationen, Anweisungen und sonstiger Äußerungen des Ministers, die mit dieser meiner Thätigkeit im Zusammenhange standen, in der Gestalt, wie sie mein Tagebuch wiedergiebt, folgen. Sie werden zeigen, daß der Staatsmann, dem ich zu dienen die Ehre hatte, auch das Handwerk des Journalisten aus dem Grunde verstand, und sie werden hier und da auch auf politische Vorgänge der damaligen Zeit dankenswertes Licht werfen.

In die Tage, an denen die obenerwähnte Reichstagsdebatte über den Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund in den Zeitungen und ebenso im Gemüte des Kanzlers noch fortwirkte, fallen die zunächst folgenden Einträge in meine Notizensammlung.

27. Februar, abends. Zum Minister hinaufgerufen. Soll „den Unverstand, der in der neulichen Reichstagssitzung auf seiten der Nationalen zu Tage getreten, und der von ihren Blättern verbreitet wird," noch mehr ins Licht stellen. „Die Nationalliberalen sind keine einheitliche Partei, sondern zwei Fraktionen. Verständig sind von den Führern Bennigsen und Forckenbeck, vielleicht noch ein paar andre. Miquel zeigt Neigung für das Theatralische. Löwe mit seiner Bruststimme macht Effekt, Sachliches hat er nicht vorgebracht. Lasker ist Redner mit zersetzendem Wesen, kein Politiker.

Komisch klang es, wenn er meinte, man sei jetzt in Paris und Wien zu sehr mit Rom beschäftigt, um uns hindern zu können. Könnte man eine Scheidung bewirken, sodaß die, die eigentlich Fortschrittsleute sind, gingen und sich selbständig aufthäten, so würde es klarer werden. Friedenthals Rede war vortrefflich. Ich möchte Sie bitten, auch folgendes hervorzuheben: 1. Die Unredlichkeit, daß man in der Nationalzeitung die alten Mißverständnisse, die doch in meiner Rede widerlegt sind, wiederholt, 2. die heuchlerische Unterstützung meiner Politik durch Leute, die doch gewählt sind, mir wirklich beizustehen, 3. daß man dort meine Hauptmotive nicht erraten oder absichtlich verschwiegen hat, die darin bestehen, daß eine Einverleibung Badens auf den König von Bayern als Pression, also bedenklich, wirken würde, und daß wir die Lage in Frankreich zu beachten haben, die dortige konstitutionelle Entwicklung, die von Berlin auf jede Weise gefördert worden ist, da sie für uns Frieden verheißt, nicht einem Frühjahrsfroste aussetzen dürfen. Die Arkadier warten nur auf ein Ereignis in Deutschland. Napoleon ist bis jetzt gut, aber wetterwendisch. Wir könnten einen Krieg mit Frankreich führen und siegen; es würden aber vier bis fünf daraus werden, und so wäre das Thorheit, wo nicht Verbrechen, wenn man es auf friedlichem Wege erreichen kann. Es können in Frankreich kriegerische und revolutionäre Situationen eintreten, wo das jetzt spröde Metall weicher ist. In meiner Rede lag ein großer Fortschritt, den die guten Leute aber nicht gemerkt haben; es war die Andeutung, daß wir uns unter Umständen an die österreichische Auffassung, nach der der Süden, und an die französische, nach der ein einzelner Staat des Südens nicht in den Nordbund aufgenommen werden darf, nicht kehren würden. Das war ein Fühler; an weitres kann erst gedacht werden, wenn ich weiß, wie jene Andeutung in Wien und Paris aufgenommen worden ist."

1. März. Der Graf will, daß nachstehendes in süddeutsche Blätter gebracht werde: „Die Rede, die der badische Minister von Freydorf bei der Verhandlung über den Jurisdiktionsvertrag mit dem Norddeutschen Bunde in der zweiten Kammer gehalten hat, ist von durchaus richtiger Auffassung der Verhältnisse eingegeben. Namentlich verdient die Stelle hervorgehoben und beachtet zu werden, wo der Leiter der auswärtigen Politik des Großherzogtums die Ziele

derselben als in Übereinstimmung mit denen des Bundeskanzlers bezeichnet und die Stellung der Südstaaten zu dem Prager Friedensvertrage charakterisiert. Dieselben sind durch die Auflösung des Deutschen Bundes in der That vollkommen souverän geworden, und jener Vertrag stellt ihnen nur frei — unterstreichen Sie das —, unter sich einen Verein, einen südlichen Bund zu bilden[1] und durch dessen Vermittlung die nationale Verbindung mit dem geeinigten Norden zu suchen. Eine Vorschrift, eine Verpflichtung, ein Zwang zur Betretung dieses Weges liegt in dem Vertrage durchaus nicht; ja eine derartige Zumutung an Staaten zu richten, deren Souveränität man ausdrücklich anerkannt hat, wäre geradezu unerhört. Man hat im schweizerischen Sonderbundskriege und ebenso im letzten amerikanischen Bürgerkriege allerdings Staaten nötigen sehen, gegen ihren Willen in dem Bundesverhältnisse zu bleiben, das sie früher eingegangen waren. Noch nie aber hat man erlebt, daß an souveräne Staaten und Fürsten das Verlangen gestellt wurde, einen Bund einzugehen, zu dem sie kein Bedürfnis fühlten. Die süddeutschen Staaten mit Einschluß der Hälfte Hessens haben unzweifelhaft die Befugnis, entweder gemeinschaftlich oder jeder für sich die nationale Einheit mit dem Nordbunde zu erstreben und herzustellen, aber es fragt sich, ob letzteres jetzt an der Zeit ist. Der Bundeskanzler verneint diese Frage. Aber nur die hartnäckigste Verdrehung seiner Äußerungen kann behaupten, daß sein letztes Ziel nicht die Einigung von ganz Deutschland sei. Zerstückelung des deutschen Nationalgebiets — Verleumdung! Kein Wort des Kanzlers läßt darauf schließen. Da Herr Lasker nicht im Auftrage der badischen Regierung gesprochen hat, obwohl er fast wie ein badischer Minister redete, so weiß man nicht, wo ers her hatte. Vielleicht war es nur das Selbstgefühl des Herrn Abgeordneten, das ihn so auftreten ließ."

3. März. Der Minister will, daß zunächst in der Kölnischen

[1] Vgl. Hausrath, Baden im alten Bund ꝛc., Deutsche Rundschau 1898, 24. Jahrg. Nr. 9—12. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, 74, „Er wollte nicht die Sahne abschöpfen, und die übrige Milch sauer werden lassen." Ebenda II, 111 (zu Wagener): „Glauben Sie, der Mutter und dem Kinde einen Dienst zu erweisen, wenn Sie eine noch nicht reife Frucht mit Kunst oder Gewalt zur Welt befördern?"

Zeitung, dann in süddeutschen Blättern darauf hingewiesen werde, daß die Nationalgesinnten im Süden sich zu einer Partei organisieren und den Partikularismus, der sie bisher voneinander trennte, fahren lassen sollten. „In ihren Händen — sagte er — liegt viel mehr als in denen der Nationalliberalen. Von seiten der norddeutschen Regierung wird nach der Seite Süddeutschlands hin geschehen, was vernünftigerweise geschehen kann. Aber die Süddeutschen, die zu uns wollen, müssen sich vereint, nicht vereinzelt dafür regen. Ich bitte Sie, dieses Thema immer und immer wieder zu wiederholen. Dann müssen in der Spenerschen Zeitung und andern uns zugänglichen Blättern diese Artikel abgedruckt werden mit lebhafter Klage über den Partikularismus, der die zu Norddeutschland Hinstrebenden im Süden sich einander abstoßen lasse. Der Südbund der vier Staaten unten ist eine Unmöglichkeit, dem Südbund der Nationaldenkenden steht nichts im Wege. Die badischen Nationalen, die deutsche Partei unter den Württembergern, die bayrische Fortschrittspartei sind nur verschiedne Namen für ein und dieselbe Sache. Sie stehen verschiednen Regierungen gegenüber, und man hat behauptet, sie hätten deshalb eine verschiedne Taktik zu befolgen, aber ihre Ziele sind doch in allem wesentlichen dieselben. Bei allem guten Willen imponieren jene drei Parteien in ihrer Vereinzelung wenig; sie müssen sich zu einer großen, kompakten süddeutschen Nationalpartei zusammenschließen, wenn sie vorwärts kommen und ein Faktor werden wollen, mit dem man jenseits wie diesseits des Mains rechnen kann."

7. März. Einen vom Minister gestern bestellten Artikel für die Kölnische Zeitung, zu dem er mir die Grundgedanken gegeben hatte, und der aus Paris datiert sein sollte, auf sein Verlangen ihm vorgelesen. Er sagte dazu: „Ja, meine Meinung ist darin richtig ausgedrückt. Der Aufsatz ist logisch und inhaltlich ganz gut. Aber so konsequent und geregelt denkt kein Franzose, der den Brief doch geschrieben haben soll. Da muß mehr Causerie drin sein — abspringend von einem zum andern. Sie müssen sich dabei ganz auf französischen Standpunkt stellen. Ein liberaler Pariser schreibt ihn und spricht seine Meinung über die Stellung seiner Partei zur deutschen Frage aus und bedient sich dabei der gewöhnlichen Form solcher Betrachtungen."

Zuletzt diktierte er mir die größere Hälfte der Korrespondenz, die darauf in ihrer neuen Gestalt durch Metzler an das rheinische Blatt abging.

Er hatte in betreff dieses Auftrags tags vorher zu mir gesagt: „Ich denke mir das so. Ein Korrespondent aus Paris muß seine Meinung über meinen Streit mit Lasker und den andern wegen Badens äußern und dabei Gründe vorbringen, die ich damals nicht anzuführen für gut fand. Niemand, so muß er sagen, würde es geraten finden, in die gegenwärtige bayrische Entwicklung einzugreifen, den König, der gut zu sein scheine, zu irritieren und auf der andern Seite die konstitutionelle Bewegung in Frankreich zu stören. Letzteres muß dem Korrespondenten die Hauptsache sein. Das Weitergehn auf der konstitutionellen Bahn verbürgt den Frieden und wäre wiederum von diesem bedingt. Die, die die Freiheit erstrebten, wollten keinen Krieg mit uns, aber sie könnten doch nicht wider den Strom, wenn wir in Süddeutschland etwas vornehmen, was die öffentliche Meinung bei ihnen als gegen das Interesse und das Ansehen Frankreichs anstoßend ansähe. Drittens dürfe man augenblicklich nicht in den Gang des Konzils mit seinen möglichen Folgen für Deutschland durch eine Diversion eingreifen.... Diese Dinge — so fügte er hinzu — sind abzuwarten. Ich konnte ihnen das nicht sagen. Sie hätten, wenn sie Politiker wären, von selber darauf kommen müssen. Aber sich derartige Gründe der Enthaltsamkeit zu vergegenwärtigen — von selbst —, das pflegen allerdings parlamentarische Interpellanten nicht für ihre Aufgabe anzusehen."

Jetzt lautete die von ihm diktierte zweite Hälfte des Artikels wie folgt: „Wer hier in Paris hat beobachten können, wie schwer die Geburt der jetzigen konstitutionellen Phase geworden ist, welche Hindernisse diese jüngste Entwicklung der französischen Politik zu überwinden hat, wenn sie festwachsen soll, wie mächtig die Einflüsse sind, deren Leiter nur darauf warten, daß ihnen irgend ein Vorwand gegeben werde, das Kind in der Wiege zu ersticken, der wird mit Sorge den auswärtigen Horizont beobachten und durch jeden schwarzen Punkt, der sich an demselben erzeugt, seine Hoffnung auf sichre und ruhige Entwicklung des neuen Systems wesentlich herabgestimmt finden. Der dringende Wunsch eines jeden aufrichtigen

Anhängers der konstitutionellen Sache in Frankreich läßt sich dahin zusammenfassen: nur jetzt keine Diversion im Auslande, nur jetzt keine neue Erscheinung am auswärtigen politischen Horizont, aus der man, wenn nicht ein wirkliches Motiv, doch den Vorwand entnehmen könnte, das jugendliche Leben des Konstitutionalismus in Frankreich niederzuschreien, indem man die öffentliche Aufmerksamkeit auf auswärtige Verhältnisse lenkt. Dem Kaiser ist es, wie wir glauben, mit seinem Versuche Ernst, aber die Leute in seiner nächsten Umgebung und die Werkzeuge, deren er bedarf, welche begierig darauf lauern, daß irgend ein Ereignis geschehe, aus dem sie die Kraft schöpfen könnten, den Kaiser aus dem ihnen unwillkommnen Geleise zu verdrängen, diese Leute sind zahlreich und durch die Wurzeln, mit denen sie in der achtzehnjährigen Vergangenheit des Kaisers verwachsen sind, mächtiger, als man auswärts vielleicht glaubt. Wem die konstitutionelle Entwicklung irgend am Herzen liegt, der kann für jetzt nur den dringenden Wunsch hegen, daß in der auswärtigen Konstellation Frankreichs auch nicht die leiseste Änderung stattfinden möge, welche zu dem Systemwechsel, den die Gegner jeder Verfassung in Frankreich erstreben, irgend welchen Anlaß oder Vorwand biete."

Zwischen diesen Aufträgen, die ich zusammenstelle, weil sie einen und denselben Gegenstand betreffen, erhielt ich andre, von denen hier gleichfalls einige folgen mögen.

4. März. Die Börsenzeitung hatte einen Artikel gebracht, worin es unter anderm hieß, daß bei uns nur Adliche Minister werden könnten, und den mir der Graf, mit seinem B+ bezeichnet, herunterschickte. Er wollte kurze verwunderte Widerlegung. „Ein absurder Wahlpuff!" sagte er. „Wer der Welt einreden will, daß im heutigen Preußen der Weg zum Ministerportefeuille nur den Aristokraten offen steht, und daß befähigte Bürgerliche nicht ganz und gar dieselbe Aussicht darauf haben, der muß kein Gedächtnis und keine Augen haben. Sagen Sie, unter dem Grafen Bismarck sind in kurzer Zeit nicht weniger als drei bürgerliche Minister ernannt worden, und zwar auf seine Empfehlung hin Delbrück, Leonhard und Camphausen — Lasker freilich noch nicht."

Ich machte den kleinen Artikel sogleich, er gefiel aber dem Kanzler nicht. „Ich hatte Ihnen — bemerkte er, indem er auf den

ihm vorliegenden Abdruck zeigte — doch ausdrücklich gesagt, Sie sollten die Namen nennen: Delbrück, Leonhard, Camphausen, und daß sie unter meinem persönlichen Einfluß ernannt seien. Nicht wie die Katze um den heißen Brei herumgehen. So ists nichts. Stumpfer Artikel! Es sind gerade die gescheitesten unter den jetzigen Ministern. . . . Und der Ausfall gegen Lasker ist auch nicht am Orte. Man muß die Leute auch nicht ohne Not reizen. Da haben sie ganz recht, wenn sie über Klopffechtereien klagen." Der „Ausfall gegen Lasker" bestand nur in seinen eignen, oben angeführten Worten.

5. März. Die Vossische Zeitung hatte einen Ausfall gethan, worin ihre Bissigkeit den Satz geleistet hatte: „Ausnahmezustände — und solche existieren doch, wo man Arbeiter mit Hinterladern traktiert oder Minister an die Laternen hängt — können nicht Normen geben für regelmäßige Zustände." Der Graf, dem man den betreffenden Artikel aus dem Litterarischen Büreau des Staatsministeriums, wo die Zeitungsausschnitte für ihn besorgt werden, zugeschickt hatte, was man bei der geringen Bedeutung des Gekeifs der „Tante" auch hätte unterlassen können, ließ mich rufen, las mir die Stelle vor und bemerkte dann: „Hier ist von Zeiten die Rede, wo man Minister an die Laternen hängt. Eine unwürdige Sprache! Schreiben Sie dagegen, in Preußen wäre das noch nicht geschehen, auch wäre dazu keine Aussicht. Indes sähe man doch, auf was für Zustände das Blatt hinsteure, welches unter den Auspizien Jacobys und Kompagnie für den vorgeschrittnen Mittelstand in Berlin die Politik mache."

Später wieder zu ihm hinaufzitiert. Ich soll zu Geheimrat Hahn gehn und seine Aufmerksamkeit auf die Frage der Todesstrafe lenken, die in der Provinzialkorrespondenz im Sinne der Regierung, die deren Beibehaltung wünscht, und im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen besprochen werden soll. Der Minister sagte: „Ich bin fest überzeugt, daß die Mehrheit des Volkes von ihrer Abschaffung nichts wissen will. Wäre es anders, so könnte man sie ja beseitigen. Es ist aber nur die Theorie, die Sentimentalität der Juristen im Reichstage, die Parteidoktrin, die vom Leben und Denken des Volkes, das sie immer im Munde führen, losgelöst ist. Sagen Sie das. Aber seien Sie vorsichtig mit ihm. Er ist etwas eingenommen von sich — büreaukratisch. Machen Sies diplomatisch. Sie müssen ihn

dahin bringen, daß er glaubt, selber darauf gekommen zu sein. Sonst thut er nichts Ordentliches dafür. Dann sagen Sie mir Antwort, was er dazu gemeint hat."[1]

6. März. Bei Hahn gewesen. Ist der Ansicht, daß es noch zu früh sei, mit der Sache zu beginnen. Es werde wahrscheinlich zu einem Kompromiß kommen: bloß Tod auf Mord. Erst nach der Entscheidung im Reichstage könnte mit der Haltung der Liberalen auf die Wahlen gewirkt werden. Indes habe er dem Litterarischen Büreau Auftrag erteilt, gegen den betreffenden Artikel der Nationalzeitung loszugehn und zu zeigen, wie unfruchtbar eine Gesetzgebung sein würde, die das langersehnte allgemeine Strafgesetzbuch an der Todesstrafe scheitern ließe. Berichte das dem Minister. Dieser ist der Meinung, daß der Geheimrat falsch rechne. „Es muß hier diplomatisch verfahren werden — bemerkte er —, das heißt, man muß sich bis zur letzten Stunde in der Angelegenheit fest zeigen und nichts von Geneigtheit zu einem Kompromiß zeigen, wenn wir ein Kompromiß, wie es uns paßt, haben wollen. . . . Übrigens darf Hahn keine andre Politik treiben als ich. Ich werde mit Eulenburg sprechen, daß er ihm den Kopf zurechtsetzt. Es ist eilig. Man muß beizeiten an die Wahlen denken."

7. März. Einen von Bucher auf Befehl des Chefs geschriebnen Artikel, der nachweist, daß die Majorität des Reichstags die öffentliche Meinung und den Willen des Volkes nicht ausdrücke, sondern nur die Meinung und den Willen seiner Parteien, an Braß geschickt.

Abends zum Minister hinaufgeholt, wo er mir sagt: „Ich wollte Sie bitten, in der Presse etwa folgendes zu äußern: Seit einiger Zeit durchlaufen die Welt vage kriegerische Gerüchte, für die ein zureichender Grund nicht vorhanden sei, auch nicht einmal angegeben werde. Die Erklärung dürfte wohl in einer von Paris ausgehenden sehr starken Spekulation à la baisse zu finden sein. Sie erhebe über die Anwesenheit des Erzherzogs Albrecht in Paris ein konfidentielles, beunruhigendes Geflüster, welches dann natürlich von dem welfischen Blasebalge verstärkt und weiter getragen werde."

[1] Poschinger, B. u. d. P. II, 107—109. Von der Annahme der Todesstrafe hing das Geschick des Reichsstrafgesetzbuchs ab. Wie sehr die Sache Bismarck interessierte, zeigt das Gespräch mit Hans Blum und der Brief an Blanckenburg.

11. März. Der Graf wünscht, daß gegen einen Artikel der Nationalzeitung polemisiert werde. Es soll gesagt werden: „Die liberalen Herren in den Parlamenten identifizieren sich immer mit dem Volke. Sie behaupten wie Ludwig XIV.: L'état c'est moi! das Volk sind wir. Eine absurdere Überhebung und Übertreibung (der Repräsentativverfassung) ist wohl noch nicht erhört worden. Als ob die andern, die Konservativen, die auf dem Lande und alle die vielen, die nicht zu den Parteien gehören, nicht auch das Volk wären und Meinungen und Interessen hätten, die berücksichtigt sein wollen."

Abends. Der Minister bemerkt, indem er an eine Äußerung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung anknüpft: „Man macht viel Aufhebens von dem entschiednen Auftreten Beusts gegen die Kurie. Er soll, wie Braß hier meldet, sich gegen deren jüngstes Vorgehn auf schriftlichem Wege sehr nachdrücklich ausgesprochen haben, und zwar in einer Note, die der Gesandte dem Staatssekretär vorgelesen habe. Das muß widerlegt werden — abgeschwächt. Fassen Sie es in eine römische Korrespondenz für die Kölnische Zeitung. Sagen Sie: Wir wissen nicht, ob die durch die Blätter gehende, zuerst von der Times gebrachte Analyse der betreffenden Depesche richtig ist,*) haben aber allen Grund, daran zu zweifeln. Trautmannsdorff hat gar keine Note verlesen, auch keinen Auftrag zu einer bestimmten Erklärung gehabt, sondern nach seiner individuellen Überzeugung — und man weiß, daß er sehr kirchlich ist und nichts weniger als radikale Maßregeln will. Er hat dem Kardinal Antonelli aus der ihm von Wien zugekommnen Information mitgeteilt, was ihm passend schien, und das gewiß in so rücksichtsvollen Ausdrücken wie nur möglich. Das wird durchaus nicht entschieden geklungen haben."

Später. Es soll, zunächst in einem Blatte, das der Regierung fern steht, auf den langen Aufenthalt des Erzherzogs Albrecht in Paris als auf ein bedenkliches Symptom hingewiesen und bemerkt werden, in London knüpften sich daran Gerüchte von

*) Es sollte darin die Wendung vorgekommen sein, Rom solle sich hüten, der zivilisierten Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen, und die österreichischen Gerichtshöfe würden sich, was auch die Kirche anbefehlen möge, nicht zu nachsichtiger Beurteilung derjenigen bestimmen lassen, die die Gesetze brächen oder andre zu deren Verletzung aufhetzten.

einem Abkommen zwischen Frankreich und Österreich.[1] Dann sollen unsre Blätter diese Andeutungen reproduzieren.

12. März. Nachmittags kommt Bucher vom Chef herunter und bittet mich, das spanische Blatt Imparcial für uns bestellen zu lassen. (Von einiger Wichtigkeit, insofern als es wohl ein Anzeichen war, daß wir schon damals bei der Wiederbesetzung des spanischen Thrones die Hand im Spiele hatten.[2] In der Folge brachte Bucher mehrmals Übersetzungen von Artikeln des genannten Journals, die gegen Montpensier gingen, durch mich in nicht offiziöse deutsche Zeitungen.)

13. März, früh. Der Kanzler will, daß in „entfernten Journalen" gesagt werde, der Papst habe die Vorstellungen Frankreichs und Österreichs in betreff dessen, was auf dem Konzile hauptsächlich durchgesetzt werden solle, unbeachtet gelassen. Er würde das auch gethan haben, wenn diese Einwendungen energischer gelautet hätten, als sie in der That gewesen. Banneville sowohl als Trautmannsdorff wären keineswegs Leute, die sich der Sache des Staates gegenüber den Ultramontanen lebhaft anzunehmen geneigt wären. Hiernach erledige sich die Nachricht des Memorial diplomatique, daß auf Verlangen des Grafen Daru von der Kurie schon zustimmende Antwort erteilt worden sei. Diese Mitteilung sei positiv unrichtig, wie beinahe alles, was dieses Blatt zu berichten pflege. Ebenso aber verhalte es sich mit der Entschiedenheit der Note des Grafen Beust an die päpstliche Regierung. „Zu Note machen Sie Anführungszeichen," setzte er hinzu. „Es war nur eine Depesche, und ohne Zweifel eine recht zahme."

16. März, abends. Hinaufgeholt. Der Minister lag auf dem Sofa in seinem Arbeitszimmer. „Hier — sagte er, indem er auf die Zeitung in seiner Hand zeigte — klagen sie über Überhäufung mit parlamentarischen Arbeiten und Geschäften. Schon achtmonatige

---

[1] Der Erzherzog verhandelte damals in der That über ein österreichisch-französisch-italienisches Bündnis gegen Norddeutschland und über einen gemeinsamen Feldzugsplan, der etwa 1871 ausgeführt werden sollte. Vergl. u. a. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland II, 512 f.

[2] Diese Vermutung ist inzwischen durch die Aufzeichnungen „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" (1894) vollinhaltlich bestätigt worden. Gerade in diesen Tagen fanden wichtige Verhandlungen darüber in Berlin statt. II, 68. 70. 72 ff.

angestrengte Thätigkeit. Darauf muß ihnen geantwortet werden. Es ist wahr, allerdings haben die Herren viel zu thun, aber die Minister sind noch übler daran. Die haben außer ihrer Thätigkeit im Landtage und im Reichstage noch zahlreiche andre Geschäfte für König und Land, während die Abgeordneten sitzen, und auch wenn sie nicht beisammen sind. Übrigens läßt sich der Überhäufung abhelfen. Sie brauchen sich nur, soweit sie nicht dem Herrenhause angehören, nicht zugleich in den Landtag und in den Reichstag wählen zu lassen, so haben sie genügende Erleichterung. Man kann sie ja nicht zwingen, beide Mandate anzunehmen."

21. März. Ich soll in den offiziösen Blättern darauf hinweisen, daß der Reichstag das Strafgesetzbuch viel zu minutiös und zu langsam berät. „Die Redner — bemerkte der Graf — entwickeln zu viel Redebedürfnis, gehen zu sehr in Details ein, treiben Silbenstecherei und Federchenabsucherei. Die Vorlagen werden, wenn das so fortgeht, in dieser Session nicht erledigt werden, zumal noch das Budget durchberaten werden muß. Es wäre nicht unangebracht, wenn das Präsidium eine strengere Kritik übte und Haarspalterei nicht zuließe. Eine andre unerfreuliche Bemerkung ist, daß immer so viele Abgeordnete in den Sitzungen fehlen. Es wird gut sein, wenn unsre Blätter regelmäßig Listen von den Säumigen bringen, und ich möchte Sie bitten, das zu veranlassen."

Später nochmals hinaufgerufen, erhielt ich Auftrag, in der Presse über die Stellung Preußens zu den Prälaten aufzuklären, die in Rom der Kurie opponierten. „Von den Zeitungen wird — so äußerte sich der Kanzler — das Verlangen gestellt, wir, die Regierung, sollen die deutschen Bischöfe auf dem Konzil unterstützen. Fragen Sie doch, ob man sich denn klar gemacht habe, wie das anzufangen sei. Soll Preußen etwa eine Note an das Konzil richten, oder an Antonelli, den päpstlichen Minister, der gar nicht zum Konzil gehört? Oder soll es sich bei dieser Prälatenversammlung vertreten lassen und — natürlich fruchtlos — gegen das protestieren, was ihm nicht gefällt? Es wird die Bischöfe nicht fallen lassen, die sich nicht unterkriegen lassen wollen, aber an denen ists in erster Linie, fest zu bleiben.... Wir können keine Präventivmaßregeln ergreifen, da sie nichts nutzen würden, wohl aber Repressivmaßregeln, falls die Entscheidung der Versammlung gegen

unsre Wünsche ausfällt. Wenn die Gesetzgebung, nachdem Beschlüsse gefaßt worden sind, die sich mit der Aufgabe und dem Interesse des Staates nicht vertragen, nicht ausreichen sollte, so kann sie leicht ergänzt und abgeändert werden. ... Solange man andre Wege nicht weiß, ist das Verlangen nach Unterstützung der vernünftigern Bischöfe durch den preußischen Staat hohle Redensart. Übrigens werden die von mir hier angedeuteten Wege in allen Fällen zum Ziele führen, wenn auch nicht gleich vollständig."

25. März. Der Chef will Klaczkos Berufung in die Regierung in Wien besprochen sehen. Er sagte mir: „Beust beabsichtigt damit die polnische Frage zu heizen. Weisen Sie auf die publizistische Thätigkeit dieses unermüdlichen Agitators hin und auf seinen bittern Haß gegen Preußen und Rußland, und lassen Sie sich unten R.s vertrauliche Depesche aus Warschau vom 2. März geben, worin es heißt, daß die geheimen politischen Vereine der Polen, die in Lemberg einen neuen Aufstand zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit Polens vorbereiten, Klaczko durch eine Deputation zu seiner neuen Stellung in unmittelbarer Nähe des Reichskanzlers gratuliert haben. Den Aufsatz schicken Sie zunächst der Kölnischen Zeitung, dann lassen Sie Ähnliches durch die Provinzialpresse gehn. Zuletzt lassen wirs an Reuß gelangen, der es in russischen Blättern abdrucken läßt. Es kann auch in die Kreuzzeitung kommen, und es muß dann immer wieder auftauchen und sich in andrer Gestalt in Erinnerung bringen."

Nachmittags. Geheimrat Abeken überreicht mir im Auftrage des Ministers folgendes Schriftstück (anscheinend nach einer Depesche verfaßt) zur Beachtung:

„Die Stellung der österreichischen Regierung zum Konzil wird immer schwerer zu erkennen. Alle Organe der öffentlichen Meinung stehen auf seiten der österreichischen Bischöfe, die in Rom eine so würdige und entschiedne Stellung eingenommen. Dem entsprach es, was die Regierung über ihre Schritte in Rom in die Presse gelangen zu lassen für gut fand. Die Nachrichten von dort her dagegen wußten nur von möglichst lauer und eindrucksloser Ausführung dieser Schritte zu erzählen. Jetzt kommen die widersprechendsten Nachrichten! Der österreichische Botschafter soll den — bekanntlich nicht sehr wirkungsreichen — Schritt des französischen Botschafters

unterstützt haben. Dem Grafen Beust werden Äußerungen zugeschrieben, wonach er nur in einem gemeinsamen oder Kollektivschritt aller Mächte noch die Möglichkeit einer Wirkung sähe. Auf der andern Seite wird aber auch behauptet, daß er eine von einer andern katholischen Macht (Bayern) an ihn gelangte Anfrage,[1] ob er zu einer gemeinsamen entscheidenden Erklärung in Rom bereit sei, unter Geltendmachung mehrfacher Bedenken ablehnend beantwortet habe. Bei dieser schwankenden Stellung der katholischen Regierungen werden die Bischöfe schließlich wohl auf ihr eignes Gewissen und ihre eigne Aktion angewiesen sein; wir sind aber doch überzeugt, daß, wenn die Bischöfe sich selbst zu einer entscheidenden Aktion erhöben, um ihr Gewissen zu retten, sie die Situation mit einemmale zu ihren Gunsten verändern würden, und daß zuletzt keine Regierung die Bischöfe ihres Landes im Stiche lassen könnte, wenn sie sich in der Minorität befänden.

„Bismarck hat sich gegen den norddeutschen Botschafter in Paris bereit erklärt, jede Initiative, die katholischerseits gegenüber dem Konzil ergriffen werden möchte, zu unterstützen. Zu derselben Zeit hat er mit Benedetti den gleichen Gegenstand besprochen und sich in demselben Sinne geäußert, indes keinen bestimmten Vorschlag gemacht, sondern nur beiläufig gefragt, ob es sich nicht empfehle, das Verhältnis der Regierungen zum Konzil zum Gegenstand einer gemeinsamen Beratung zu machen. Benedetti erwiderte, dies werde das fait accompli der Konzilsbeschlüsse nur beschleunigen. Bismarck entgegnete, gemeinsame Besprechungen könnten auch dann noch nützlich sein, wenn es sich nicht mehr um Einwirkung auf die Beschlüsse des Konzils, sondern um die Frage handelte, wie die nachteiligen Wirkungen jener Beschlüsse auf den Frieden in der Kirche und dem Staate gemildert werden könnten.

„Benedetti hat den Inhalt dieses gelegentlichen Gesprächs als Konferenzvorschlag nach Paris berichtet. Daru hat darauf mit einer Depesche geantwortet, welche die Schwierigkeiten der Ausführung des Gedankens hervorhob. Wer soll an der Konferenz teilnehmen? Rußland habe eine so schroffe Stellung zur katho-

[1] Vom Fürsten Hohenlohe, dem damaligen bayrischen Ministerpräsidenten (9. April 1869).

lischen Kirche, Italien eine so feindselige zur Kurie eingenommen, daß sie kaum zu gemeinsamen Schritten die Hand bieten könnten. Spanien wolle sich auf Repression einer etwaigen Verletzung der Landesgesetze beschränken, und England ignoriere die amtlichen Akte der römischen Kirche. Manche Mächte hätten Konkordate, andre stünden zur Kurie in einem freiern Verhältnis, und so sei auch hier die Verständigung zu einem gemeinsamen Verfahren schwierig. Endlich fürchtet auch Daru, daß Rom bei der Kunde von einer beabsichtigten Konferenz mit einem fait accompli vorgehen werde. Deshalb lehnt er die Konferenz ab. Dagegen möchte er den andern Mächten die Möglichkeit gewähren, die Schritte, welche Frankreich allein thun würde, zu unterstützen. Falle die Antwort auf seine Depesche, die das Recht Frankreichs auf Beteiligung am Konzil geltend gemacht, ablehnend aus, so werde er durch amtliche Eröffnung bei dem Kardinalstaatssekretär (Antonelli) die Rechte und Interessen des Staates gegen alle Übergriffe der geistlichen Gewalt wahren, den andern Regierungen davon Kenntnis geben und es ihnen anheimstellen, diesem Schritt in Rom beizutreten. Bismarck hat für diese Mitteilung gedankt und gesagt, man würde, nachdem man sich überzeugt, daß ein derartiges Vorgehen Frankreichs den Interessen der preußischen Katholiken entspreche, den Eindruck desselben zu verstärken bemüht sein, und man sehe weitern Mitteilungen mit Interesse entgegen.

„Die französische Regierung blickt mit Besorgnis auf die Folgen des Konzils, scheut sich aber vor ernstem und entschiednem Auftreten und ist nicht geneigt zu gemeinsamem Handeln mit andern Mächten. In München zeigte sich Graf Bray[1] nicht abgeneigt. Er dachte an die Möglichkeit der Abgabe einer Erklärung, daß die Regierung durch Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas gegen den Widerspruch einer Minorität von Bischöfen die ökumenische und autoritative Bedeutung des Konzils für beeinträchtigt und den durch Konkordate gesicherten Rechtszustand der letztern dadurch für aufgehoben erachten würden, wollte aber, daß Österreich sich an dieser Erklärung beteilige. Graf Beust ging darauf nicht ein, da er glaubte, wenn die Erklärung der Regierungen in Rom erfolgt sei,

[1] Hohenlohes Nachfolger.

werde ein einmütiger Beschluß des Konzils kommen, an den die Regierungen dann gebunden seien. Es ist von Wien ein unzweideutiger Beschluß nach der einen oder andern Seite nicht zu erwarten.

„Wollen die katholischen Regierungen die Initiative nicht ergreifen, so fragt sich nur, welche Stellung die Bischöfe selbst einnehmen werden. Wir wenden hier denselben Grundsatz an, daß wir uns nicht direkt und im eignen Namen an den römischen Stuhl wenden, wohl aber jeden Versuch kräftig und nachhaltig unterstützen, der von katholischen Elementen und namentlich von den deutschen Bischöfen zu dem Zwecke gemacht werden wird, die Verfassung der katholischen Kirche vor rechtswidrigen Neuerungen und den kirchlichen und staatlichen Frieden vor Störung zu bewahren. Wir finden uns nicht berufen, dem Konzil gegenüber uns in die erste Linie zu stellen, aber unsre Bereitwilligkeit, jede ernstgemeinte Initiative, die von den in erster Reihe dazu berufnen katholischen Mächten oder von den Bischöfen im Konzil ausgehn möchte, zu unterstützen, bleibt unverändert dieselbe. Wir haben diese Bereitwilligkeit an den beiden Orten ausgesprochen, wo wir eine Initiative erwarten konnten."

Abends. Soll einen Hinweis auf England und seine Behandlung der Zeitungen machen. „Man beruft sich — bemerkte der Kanzler — von seiten der Liberalen immer auf die Engländer, wenn es um Durchsetzung neuer Freiheiten für die Presse handelt. Bekanntlich läuft dabei viel Mißverständliches mit unter. Jetzt aber möchte man sich doch einmal die Bill genauer ansehn, die zur Erhaltung des Friedens in Irland beschlossen worden ist. Und dann frage man sich, was die öffentliche Meinung in Deutschland, und was besonders die Berliner dazu sagen würden, wenn irgendwo bei uns von der Regierung gegen eine Zeitung von der oder jener Nuance unsrer Demokratie, und wäre es die roteste, nach den folgenden Bestimmungen eingeschritten werden sollte, und zwar nicht bloß unter Ausnahmezuständen. Und nun jene Bestimmungen mitteilen und hinzufügen, daß die Bill mit sehr großer Majorität angenommen worden ist." *)

*) Bis dahin war sie nur vom Komitee des Unterhauses angenommen worden, und zwar ohne wesentliche Abänderungen zu erfahren, doch war ihre Annahme im Plenum sicher. Sie erfuhr allerdings Einwürfe. Gladstone äußerte

28. März. Der Kanzler will, daß ungefähr in folgender Weise nochmals auf die Konzilsfrage zurückgekommen wird: „Wiederholt ist in der Presse das Bedürfnis laut geworden, zu wissen, welche Stellung Preußen den von der Mehrheit des Konzils verfolgten Tendenzen gegenüber einnehmen werde, und man hat in betreff dessen verschiedne Vorschläge gehört. Unsrer Meinung nach ist die Antwort auf jene Frage in der Eigenschaft Preußens als protestantischer Macht gegeben. Preußen muß als solche die Initiative in dieser Angelegenheit den katholischen Regierungen überlassen, die in erster Linie bedroht sind. Wollen diese sie nicht ergreifen, so fragt sichs weiter: welche Stellung werden die Bischöfe der Minorität einnehmen, und das wird die nächste Zukunft beantworten. Entschließen sich die katholischen Mächte zu Schritten gegen die Tendenzen der Mehrheit des Konzils, so sollte Preußen diesen Schritten beitreten, falls es sie in Übereinstimmung mit dem Interesse seiner katholischen Unterthanen findet. Sich in erster Linie in die Bresche zu stürzen, hat es unter allen Staaten die wenigste Verpflichtung. Der einzige Weg, der sich empfiehlt, ist, daß es sich enthält, im eignen Namen sich an den päpstlichen Stuhl oder sein Konzil zu wenden, dagegen kräftig jedem Versuch an die Seite tritt, der von katholischen Elementen — Regierungen oder Bischöfen — in der Absicht unternommen wird, die Verfassung der katholischen Kirche vor Rechtsbrüchen und den kirchlichen und staatlichen Frieden vor Störung zu beschützen. Also noch einmal: preußischerseits muß man zunächst entweder in erster Linie die katholischen Mächte oder eine derselben oder die Bischöfe der Opposition handeln lassen. Wahren die letztern die Verfassung ihrer Kirche, das bischöfliche Recht und den Frieden zwischen Staat und Kirche durch unerschrocknen und unwandelbaren Einspruch gegen die Zumutungen der ultramontanen Partei auf dem Konzile, so steht zuversichtlich

---

sich dabei in sehr bezeichnender Weise, indem er sagte, die bis jetzt geltenden Gesetze ermächtigten die Regierung nur, die Aufreizung zu hochverräterischen Handlungen zu bestrafen; es käme aber jetzt darauf an, auch solche Versuche der Presse zu ahnden, die „das Volk in hochverräterische Gemütsverfassung" (treasonable state of mind) zu versetzen geeignet wären. Das einzige Zugeständnis der Regierung bestand darin, daß die angedrohten strengen Maßregeln erst nach einer vorgängigen Verwarnung (bloß einer) eintreten sollten.

zu hoffen, daß auch die preußische Regierung ihnen kräftige Unterstützung angedeihen lassen wird."

Die letzten Sätze wiederholten, wie man sieht, fast wörtlich den Schluß des Abekenschen Schriftstücks.

30. März. Der Graf schickt mir einen Bericht aus Rom herunter, der in der Presse verwandt werden soll. Es heißt darin: „Die Touristen, die am 22. die Peterskirche besuchten, wurden in ihren Betrachtungen wiederholt durch dumpfes Getöse unterbrochen, das von der Konzilsaula gewitterartig tobend durch die Hallen zog. Wer noch eine Weile blieb, sah einzelne Bischöfe mit verstörter Miene aus den Seitenschiffen hervorkommen und eilig die Kirche verlassen. Es hatte einen gewaltigen Skandal im Kreise der ehrwürdigen Väter gegeben. Stroßmayer hatte über das Thema de erroribus gesprochen, das vor etwa drei Wochen dem Konzil vorgelegt, in die Kommission zurückgeschickt und nun von derselben in verbesserter Gestalt wieder zur Diskussion gestellt worden, und über das man nun schon seit fünf oder sechs (acht) Tagen berät. Stroßmayer hatte ein den Sätzen vorausgehendes Proömium kritisiert, das den Protestantismus als die Quelle aller Übel bezeichnete, die jetzt in der Gestalt von Pantheismus, Materialismus und Atheismus die Welt verpesteten. Stroßmayer sagte, in diesem Proömium würden historische Unwahrheiten ausgesprochen, die Irrtümer unsrer Zeit seien viel älter als der Protestantismus. Unter anderm müßte man den Humanismus, der von höchsten Autoritäten unvorsichtig beschützt worden (Papst Leo X.), dafür verantwortlich machen. Das Proömium entbehre der caritas, die man den Protestanten schulde. (Erster Lärm.) Gerade unter den Protestanten seien dem Christentume die mächtigsten Verteidiger erstanden, z. B. Leibniz und Guizot, dessen Meditationen er in jedes Christen Hand zu sehen wünsche. (Verdoppelter Lärm, geballte Fäuste drohen, man hört Ausrufe wie: Haereticus es! — taceas! — descendas! — omnes te condemnamus! und dazwischen dann: ego illum non condemno.) Auch dieser Sturm wird noch beschwichtigt, und Stroßmayer findet die Möglichkeit, auf einen andern Punkt überzugehn, auf die Frage, die die Bischöfe in ihren Protesten berührt haben, daß dogmatische Beschlüsse nur mit Einstimmigkeit gefaßt werden können. Dabei läuft der Becher des Unwillens der

Majorität ganz über. Kardinal Capalti unterbricht den Redner. Die Versammlung tobt wie ein Orkan. Nach viertelstündigem Wortkampf zwischen dem Redner auf dem Ambo und dem Legaten räumt Stroßmayer mit den dreimal wiederholten Worten: protestor — prot — prote — non est concilium! das Feld. Merkwürdig ist, daß heute eine Kongregation stattgefunden hat, in der der Bischof von Halifax und andre sich in gleicher Weise wie Stroßmayer ausgesprochen haben sollen, und daß man sie ruhig sprechen ließ. Es scheint also, daß der Sturm gegen den Bischof von Bosnien das Manöver einer Parteitaktik ist, die den Zweck verfolgt, den bedeutendsten der oppositionellen Kirchenfürsten zu ruinieren."

31. März. Ich soll Zitelmann (Regierungsrat im Staatsministerium, der hier für Preßangelegenheiten thätig ist) im Auftrage des Chefs darauf aufmerksam machen, daß die Zeitungsausschnitte, die aus seinem Büreau (durch die Hände des Ministers) an den König gehen, besser gesichtet und geordnet sein sollten. „Was sich für ihn eignet, muß getrennt von dem aufgeklebt werden, was sich für ihn nicht eignet. Alle solche partikularistischen Lügen und Dummheiten, wie hier Kiel, den 25., und Kassel, den 28., gehören in das letztere Kapitel und dürfen ihm nicht vor die Augen kommen. Wenn der so was sieht, schwarz auf weiß, denkt er, 's ist wahr. Der kennt ja den Charakter des Blattes nicht."

Es soll mit Bezug auf eine Notiz, die sich in einer vom Minister mir nicht genannten Zeitung findet, in die Presse gebracht werden, daß es bekannte Thatsache sei, daß Howard, der englische Gesandte in München, obwohl mit einer preußischen Schulenburg verheiratet und im Widerspruche mit der Gesinnung seiner Regierung eine entschieden antipreußische, „man kann sagen, nicht sowohl österreichische als vielmehr welfische Politik treibt." Er war bis zu den Ereignissen des Sommers von 1866 Gesandter in Hannover.

1. April. Geburtstag des Ministers. Als ich abends zu ihm gerufen wurde, war es oben ganz voll von Blumengeruch. Er saß gestiefelt und gespornt auf dem Sofa, rauchte eine Cigarre und las Zeitungsausschnitte. Nachdem er mir seinen Auftrag erteilt hatte, gratulierte ich ihm, und er dankte, indem er mir die Hand gab.

„Ich hoffe — sagte er —, daß wir noch recht lange zusammenbleiben werden."

Ich erwiderte, das hoffe ich ebenfalls; denn ich könne ihm gar nicht mit den rechten Worten ausdrücken, wie glücklich ich sei, in seiner Nähe und für ihn thätig sein zu können.

„Na — entgegnete er lächelnd —, 's ist nicht immer angenehm, aber das müssen Sie dann nicht so genau nehmen."

Der erwähnte Auftrag bezog sich auf Lasker und Hoverbeck. Der Minister sagte ungefähr: „Behandeln Sie doch einmal das Thema Lippe — Lasker. Er ist zwar wegen seiner letzten Äußerungen von seinem Fraktionschef — Bennigsen — zurechtgewiesen worden, aber es kann nichts schaden, wenn es noch in der Presse behandelt wird — und immer wiederholt. Er will wie Lippe, daß die preußische Verfassung über den nationalen Bedürfnissen steht. Les extrèmes se touchent. Lippe ist das partikularistische Junkertum mit absolutistischer Tendenz, Lasker das parlamentarische Junkertum mit partikularistischen Konsequenzen. . . . Es war mit Vincke ebenso. Der hat mit seiner ewigen Rechthaberei eine große Partei, der noch dazu die Umstände günstig waren, in wenigen Monaten so ruiniert, daß zuletzt nur ein kleiner Rest blieb. Den Artikel bitte ich Braß zum Abdruck zu schicken; dann lassen Sie ihn durch das Litterarische Büreau in andrer Form vervielfältigen." So mein Tagebuch, das eine Anzahl von Sätzen des Ministers ausläßt.

Ich glaubte diesen Befehl, der in etwas abspringender Rede gegeben wurde, nicht recht verstanden zu haben und war in Versuchung, den Artikel nicht zu machen. Indes überlegte ich mir die Sache reiflicher, kehrte die Taschen meines Gedächtnisses um, schüttelte sie durch, fand die disjecta membra und fügte sie säuberlich zusammen, wobei außer den obigen Gedanken noch folgende Ausdruck fanden. Lippe und Lasker bieten, so sehr sie auf den ersten Blick Antipoden zu sein scheinen, doch gewisse Vergleichspunkte. Beide sind doktrinär, beide jagen Ideen nach, die nicht aus der lebendigen Natur der Dinge geschöpft sind, beide verschmähen, dem Kultus von Theorien, ja von bloßen Einfällen frönend, Rücksicht zu nehmen auf die Forderungen der Umstände und thatsächlichen Verhältnisse. Lippes Einfall ist ein abgeschlossenes Preußen, Laskers Einfall ein auf gemütlichem Wege geeinigtes Deutschland. Beide endlich sind Juristen und als solche gewohnt, alles durch die juristische Brille zu sehen. Lippe, der Justizminister a. D., denkt nur an das

historische, Lasker, der Assessor a. D., mehr an das ideale natürliche Recht, aber bei beiden steht das Recht außerhalb des Lebens. Lippe wähnt, weil die Bundesakte von 1815 die deutsche Nation rechtlich zerspalten hat, so hätte das ewig währen sollen; Lasker sagt uns, Baden muß in den Nordbund aufgenommen werden, sobald es will; es ist das sein unveräußerliches Recht. Aber das ideale Recht der Deutschen auf politische Einheit ist zwar die Triebfeder unsrer heutigen Entwicklung, doch es kann sich nur entwickeln durch eine den Umständen angepaßte Methode. Andre Wege einschlagen, heißt unpraktische Rechthaberei betreiben, wie sie Vincke betrieb, der auch zu einem Vergleiche mit Lasker einladet, und der ebenso redegewandt, ebenso redselig und ebenso partikularistisch wie dieser durch sein beständiges Rechthabenwollen nicht nur nichts erreichte und erntete, sondern auch seine Partei, die einst die Majorität bildete, so herunterbrachte, daß sie zuletzt nur über elf Stimmen verfügte. Vielleicht verstärkt die Zukunft das tertium comparationis auch nach dieser Seite hin.

4. April. Es war gut, daß ich den Befehl des Ministers selbst auf die Gefahr hin, ihn nicht genau verstanden und gemerkt zu haben, ausführte. Heute morgen zu ihm hinaufgerufen, wurde ich mit der Frage empfangen: „Ich hatte Sie neulich gebeten, einen Artikel über das Thema: Lippe — Lasker zu machen. Ist das geschehen?“

Ich erwiderte: „Ja, Exzellenz, er ist auch schon gedruckt, und ich habe ihn nur nicht vorgelegt, weil ich weiß, daß Sie die Braßsche Zeitung täglich heraufbekommen.“

Er: „Ja, ich hatte heute noch keine Zeit; ich werde ihn aber gleich ansehen.“

Nach einer Viertelstunde ließ er mich wieder zitieren, und als ich vor ihm erschien, sagte er: „Ich habe ihn jetzt gelesen, den Artikel. Er befand sich unter den Ausschnitten. Er ist vortrefflich — ganz, was ich wünschte. Nun aber lassen Sie ihn breittreten und von den Blättern der Provinz wiederholen. Es kann dabei noch die Wendung gebraucht werden, wenn Graf Bismarck Lasker und seine Fraktion des Partikularismus beschuldigte — ich meine nicht alle Nationalliberalen, sondern vorzüglich die preußischen, die Fraktion Lasker —, so wäre das wohl begründet. Auch Lippe hätte in dem-

selben Saale den Grundsatz ausgesprochen, daß der preußische Landtag vom Reichstage unabhängig sei."

„Dann — fuhr er fort — hier die Kölnische. Die läßt sich schreiben von Erregtheit. Ich soll eine Erregtheit gezeigt haben, die an die Konfliktszeit erinnert hätte. Das ist unwahr. Ich habe nur erregte Angriffe in demselben Tone zurückgewiesen, den sie anschlugen — sagen Sie das, wie das parlamentarischer Brauch sei. Nicht Bismarck hätte die Initiative ergriffen, sondern Lasker und Hoverbeck. Sie fingen wieder mit persönlichen Ausfällen und Injurien an, und ich habe wieder in wohlwollendem Tone gebeten, man möge doch nicht wieder in diesen Stil verfallen. Ob denn die Kölnische die stenographischen Berichte nicht gelesen hätte, woraus doch hervorgehe, daß Graf Bismarck diese Zänkerei nicht angefangen habe? Sie wäre doch — abgesehen von ihrem Plaidoyer für die dänischen Ansprüche — ein Blatt von verständiger Richtung. Was ihr denn Graf Bismarck gethan hätte, daß sie sich von ihrem Korrespondenten eine so arge Entstellung der wahren Sachlage schreiben ließe? Übrigens hat Bennigsen Lasker zur Vernunft ermahnt. Und sie sehen jetzt selber ein, daß sie einen falschen Ton angeschlagen haben; denn Lasker kam am Sonnabend und entschuldigte sich bei mir."[1]

6. April. Auf Veranlassung des Ministers dem Meister Dörr zur Verbreitung durch das Litterarische Büreau folgende Notiz diktiert: „Die Lage der oppositionellen Bischöfe auf dem Konzil scheint nach der Haltung der katholischen Regierungen, besonders der Wiener, keine günstige zu sein. Graf Beust ist vermutlich über die Sache noch nicht mit sich im klaren. Er scheint ziemlich energische Weisungen an die Gesandtschaft in Rom geschickt zu haben, Graf Trautmannsdorff aber hat dieselben offenbar in sehr abgeschwächter Form vorgetragen. Der österreichische Reichskanzler soll ferner nach gewissen Zeitungsberichten andrer Mächte zu gemeinsamer Aktion in betreff der römischen Angelegenheiten zu veranlassen versucht haben, während

[1] Es handelt sich um die Reichstagsdebatte am 1. April 1870 über den Antrag von Hoverbecks, den Lasker unterstützte und der Kanzler lebhaft bekämpfte, den Posten von 30840 Thalern „als Aversionalentschädigung Preußens an den Norddeutschen Bund für die Besorgung speziell preußischer Angelegenheiten" im Reichsetat zu streichen. Politische Reden des Fürsten Bismarck IV, 352 ff.

andre Mitteilungen ein Beispiel andeuten, das an solchen Versuchen zweifeln läßt. Auch französischerseits beobachtet man in der Konzilsfrage große Vorsicht und Zurückhaltung; und so scheinen die gedachten Bischöfe beinahe allein zu stehen. Gleichwohl darf man nach gewissen Anzeichen annehmen, daß ein beherzter und beharrlicher Einspruch gegen Zumutungen, denen ihr Gewissen und ihr Recht entgegenstehen, ihrer Lage bald eine bessere Wendung geben, und daß keine Regierung sie in diesem Falle ohne Schutz und Beistand lassen wird. Die Initiative freilich wird jetzt von ihnen selbst ausgehen müssen."

Zwischen dem 6. und 10. April einen Artikel über die nordschleswigsche Frage gemacht, der vom Minister befohlen war und, als er bei Braß erschienen, vorzüglich deshalb viel Aufsehen erregte, weil er anscheinend und ohne Veranlassung (sie kam vielleicht von russischer Erinnerung und Befürwortung der angeblichen Ansprüche Dänemarks) und aus völlig heiterm Himmel in die Welt schneite. Inhalt: „Es ist ein Falsum, wenn behauptet wird, daß nach dem Laute des Prager Friedens die Bevölkerung Nordschleswigs über die Ziehung der Grenze zu bestimmen habe. Nur Preußen und niemand andres ist dazu befugt. Ferner: im Prager Frieden ist von »Nordschleswig« nicht die Rede, sondern nur ganz unbestimmt von nördlichen Distrikten Schleswigs, was etwas ganz andres ist. Die vertragschließenden Teile haben gar keine Veranlassung und, wie die gewählte Fassung beweist, auch gar nicht die Absicht gehabt, sich mit dem Begriffe Nordschleswigs zu beschäftigen, sie haben sich des Ausdrucks Nordschleswig gar nicht bedient. Aber Dänen und Dänenfreunde haben sich so lange und so hartnäckig bemüht, der Welt weis zu machen, daß der Artikel V die Abtretung Nordschleswigs stipuliere, daß sies selbst glauben. Über die Ausdehnung jener Distrikte hat nur Preußen zu befinden. Jedes politische Interesse fällt für letzteres weg, wenn Dänemark mit dem, was jenes gewähren will, nicht zufrieden ist. Endlich hat nur Österreich ein Recht, zu verlangen, daß die Sache irgendwie geordnet werde.... Wenn Preußen und Österreich — so schloß der Minister seine Information — sich heute einigen, vielleicht auf Grund anderweiter Zugeständnisse des erstern, den betreffenden Paragraphen des Prager Friedens zu streichen, so hat niemand

ein Recht, dagegen Widerspruch zu erheben." Es sollen zwei Artikel über das Thema gemacht werden, einer für Braß und einer für die Spenersche Zeitung, jener ohne, dieser mit Erwähnung Österreichs.

12. April. Der Graf will einen Artikel für die Kölnische Zeitung gemacht haben, den er mir zum Teil diktiert. Er lautete: „Der Constitutionnel ergeht sich darüber, daß die französischen Sitten durch ausländische Elemente, von denen er die Fürstin Metternich und die Frau Rimsky-Korsakow nennt, verderbt worden seien. Es würde mehr Zeilen erfordern, als wir auf diese Sache verwenden können, wenn man alle die Unwissenheiten und Vorurteile, die der wahrscheinlich nie aus Paris herausgekommne Verfasser in seinen Artikel zu legen verstanden hat, widerlegen wollte. In Wien würde die Fürstin Metternich nicht thun, was sie nach dem Constitutionnel in Paris gethan haben soll, und in Petersburg giebt die Frau Rimsky-Korsakow nicht den Ton an. Es muß also doch wohl umgekehrt sein, es muß an Paris liegen, wenn die beiden Damen sich dort so verhalten und solchen Einfluß üben, wie nach dem französischen Blatte der Fall ist. Und in der That existiert in andern Ländern nur noch in alten Romanen oder bei bejahrten in der Tiefe der Provinz lebenden Personen die Vorstellung, daß Paris noch die Heimat und Schule der guten gesellschaftlichen Sitten sei. Nicht nur an den europäischen Höfen hat man längst die Beobachtung gemacht, daß die heutige Generation der Franzosen sich nicht zu benehmen weiß; auch in andern Kreisen sticht der jüngere Franzose unvorteilhaft gegen die andern Nationen und gegen die wenigen einzelnen Exemplare seiner Landsleute ab, die fern von Paris die Traditionen der guten französischen Gesellschaft bewahrt haben. Reisende, die in längern Zwischenräumen Frankreich besucht haben, stimmen überein in dem Zeugnis, daß dort die höflichen Formen selbst bis auf die konventionellen Redewendungen, für welche die französische Sprache so lange ein Muster war, in stetiger Abnahme begriffen sind. Es ist daher sehr erklärlich, daß die Kaiserin Eugenie als feinfühlende Spanierin von dem Ton und Wesen der Pariser Gesellschaft empfindlich berührt worden ist, aber es wäre ein Mangel an Urteil ihrerseits gewesen, wenn sie, wie der Constitutionnel behauptet, den Quell der Ver-

derbnis im Auslande gesucht hätte. Wir glauben dem aber auch direkt widersprechen zu können, da es uns bekannt ist, daß die Kaiserin wiederholt junge Deutsche den jungen Franzosen als Muster empfohlen hat. Auch in den gesellschaftlichen Sitten, und in diesen nicht am wenigsten, zeigt es sich, daß die Franzosen eine gesunkene Nation sind und Generationen gebrauchen werden, um wieder emporzukommen. Leider ist es in diesem Punkte mit ganz Europa bergab gegangen."[1]

Vom 13. April bis 28. Mai den Grafen nicht gesprochen. Er war erkrankt (Ursache, wie man im Ministerium behauptete, der Ärger über den Unfug der „Fraktion Lasker," daneben ein Diner bei Camphausen, bei dem er sich den Magen verdorben hat; sein Übel soll mit der Galle zusammenhängen) und reiste einen Tag vor Ostern noch kränklich nach Varzin ab.[2]

Am 21. Mai kehrte der Minister aus Hinterpommern nach Berlin zurück. Erst sieben Tage später zu ihm gerufen, erhielt ich von ihm folgende Weisungen: „Braß soll nicht so stark für die Österreicher ins Zeug gehn, desgleichen nicht so warm von Napoleons Regierung reden. Bei ersterm warten wir wohlwollend ab, was herauskommt, doch macht uns Klaczkos Ernennung und Wirksamkeit im Ministerium bedenklich. In Paris ist Gramonts Berufung an die Spitze des Auswärtigen auch nicht gerade angenehm für uns. Die Tschechen sollen nach Möglichkeit geschont werden, dagegen sind die Polen als unsre Feinde zu behandeln."

Als ich darauf nach seiner Gesundheit fragte, erwiderte er, daß er sich noch schwach fühle und Varzin nicht verlassen haben würde, wenn es im Reichstage nicht so bedenklich gestanden hätte. Sobald es anginge, reise er wieder ab — womöglich in den nächsten Tagen —, um eine Kur mit Karlsbader Wasser zu gebrauchen, und dann würde er wahrscheinlich ein Seebad besuchen.

Am ersten Pfingsttage äußerte er sich, als ich zu ihm gerufen wurde, in hohem Grade ungehalten über eine Korrespondenz der Kölnischen Zeitung, in der berichtet wurde, daß in der

---

[1] Vgl. G. u. E. I, 153.

[2] 14. April. Horst Kohls Bismarck-Regesten I, 391. In Varzin erkrankte der Kanzler an der Gelbsucht.

Spandauer Patronenfabrik Mangel an Arbeitern herrsche. „Also ungewöhnliche Thätigkeit in der Herstellung von Kriegsmaterial," sagte er. „Wenn ich zweimal zu dem Könige nach Ems reise, so beunruhigt das im Auslande nicht so sehr wie solche unbedachtsame Nachrichten. Ich bitte, gehen Sie doch zu Wehrmann. Er soll sich im Kriegsministerium erkundigen, ob der Artikel dort veranlaßt worden ist, und, wo möglich, von da aus eine Widerlegung erwirken, die in der Kölnischen oder bei Braß an hervorragender Stelle erscheinen müßte."

Nachzutragen von Zettel ohne Datum: Bohlen neckte Bucher gestern mit seiner „Ostermission." Derselbe scheint in Spanien gewesen zu sein. Zettel aus dem Mai?[1]

[1] Zum Verständnis dieser Bemerkung und der beginnenden Verwicklung mit Frankreich diene folgendes: Nachdem Prinz Leopold von Hohenzollern, den die Spanier schon 1868 für ihren durch die Verjagung der Königin Isabella im September erledigten Thron in Aussicht genommen hatten, im September 1869 auf der Weinburg am Bodensee mit dem Vertreter der spanischen Cortes Salazar y Mazaredo, den der preußische Gesandte von Werthern in München bei ihm einführte, über seine Wahl verhandelt haite, ohne eine bindende Zusicherung zu geben, nahm die spanische Regierung (Marschall Prim) im Februar 1870 die Sache wieder kräftig auf, und gegen Ende des Monats erschien Salazar abermals in Deutschland. Graf Bismarck unterstützte den Plan aufs nachdrücklichste, da die Annahme der spanischen Krone eine „politische Notwendigkeit" und im „Staatsinteresse" sei. Ausgehend offenbar von der sehr begründeten Befürchtung eines französisch-österreichisch-italienischen Angriffsbündnisses (siehe oben zu S. 15) legte er großes Gewicht darauf, in Spanien eine Regierung zu begründen, die von Frankreich unabhängig, nicht ultramontan und imstande sei, das Land zu reorganisieren, womit sich auch handelspolitische Vorteile für Deutschland verbinden könnten. Er hob diese Gesichtspunkte in einer Denkschrift an König Wilhelm hervor und trat am 15. März bei einer Besprechung der hohenzollernschen Fürsten im Berliner Schlosse, an der auch Moltke, Roon, Delbrück, von Schleinitz und andre teilnahmen, „mit großer Wärme" für die Annahme der Krone ein, die auch der Vater und der Bruder des Prinzen (Fürst Karl von Rumänien) befürworteten. Um den zögernden Prinzen zu bestimmen, sandte Bismarck am 3. April Lothar Bucher und den Major vom Generalstabe Max von Versen nach Spanien. Diese wurden dort sehr freundlich aufgenommen und erstatteten günstige Berichte. Da jedoch der König dem Prinzen die Annahme nicht befehlen wollte, so lehnte Leopold schließlich ab, und auch sein jüngerer Bruder Prinz Friedrich konnte sich nicht zu einer Zusage entschließen. Damit gab der Vater, Fürst Karl Anton, die Sache auf (22. April) und telegraphierte in diesem Sinne an Bucher nach Spanien. Trotzdem hielt Prim seine Hoffnungen aufrecht, und endlich,

Am 8. Juni reiste der Minister wieder ab und zurück auf seine hinterpommersche Herrschaft.[1]

Als die Verwicklung mit Frankreich wegen der Besetzung des spanischen Thrones mit dem Erbprinzen von Hohenzollern begann, kamen sofort, von Bucher verfaßt,[2] in Telegrammen und Briefen Weisungen vom Chef an, die teils kurze Notizen, teils Entwürfe zu Artikeln, teils ausgeführte Aufsätze enthielten, die nur zu feilen oder durch Thatsächliches zu ergänzen waren. Diese Sendungen häuften sich, wurden aber immer mit der Lust und der Kraft, die das Bewußtsein gab, daß eine große Zeit im Anbrechen, und daß es eine Ehre sei, dabei mitwirken zu dürfen, ohne Verzug und fast ausnahmslos schon am Tage ihres Eintreffens erledigt. Im Nachstehenden lasse ich diese (die chiffrierten Telegramme in etwas andrer Fassung und Stellung der Worte, das Übrige genau so, wie es mir zuging) folgen.

Am 7. Juli abends Telegramm an mich von Varzin: Die offiziösen Blätter sollen andeuten, daß eine Erörterung der spanischen Thronfolgefrage gegenwärtig, wo die Cortes sich in dieser von ihnen allein zu entscheidenden Angelegenheit noch nicht geäußert, noch nicht an der Zeit zu sein scheine. Von den deutschen Regierungen sei die spanische Unabhängigkeit in derartigen Dingen allezeit gewahrt worden, und das werde auch ferner geschehen, da

zu Anfang Juni, zeigte sich Leopold unter gewissen Bedingungen bereit, die Krone anzunehmen. Graf Bismarck förderte diesen Entschluß aufs nachdrücklichste, auch König Wilhelm erklärte sich jetzt einverstanden. Mit dieser Meldung reiste Salazar am 23. Juni nach Spanien zurück. Das Geheimnis war bis dahin so streng gewahrt worden, daß auch der spanische Botschafter Olozaga in Paris nichts von der Sache wußte. Ein „Mißverständnis" bei der Dechiffrierung einer von Berlin nach Madrid bestimmten Depesche hatte jedoch die Folge, daß die Cortes, die sofort zur Königswahl vorschreiten sollten, am 24. Juni geschlossen und bis zum 31. Oktober vertagt wurden. Damit war die Möglichkeit, überraschend eine vollendete Thatsache zu schaffen, ehe eine feindliche Einwirkung dazwischen treten konnte, verspielt. Das nun Folgende ist allgemein bekannt. — Aus dem Leben König Karls von Rumänien II, 57. 62. 66. 68. 70. 75 ff. 79. 80 f. 90. 92 f. 96. 98. — Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II, 78 ff. Zur Beleuchtung vergl. vor allem E. Marcks, Kaiser Wilhelm I., 269 ff.

[1] Bismarck-Regesten I, 395.

[2] Bucher war vom 30. Juni bis 14. Juli in Varzin, s. Poschinger, Neue Tischgespräche und Interviews II, 47.

letztere keinerlei Beruf und Befugnis hätten, sich einzumischen und den Spaniern Vorschriften zu machen. — In der nichtoffiziösen Presse dagegen soll starke Verwunderung über die Anmaßung Frankreichs ausgesprochen werden, die sich in den Kammerverhandlungen in betreff der Frage breit gemacht und geredet habe, als ob man hier berechtigt sei, über den spanischen Thron zu verfügen, und als ob man nicht bedacht habe, daß ein solches Vorgehen ebenso verletzend für den spanischen Nationalstolz als förderlich für republikanische Tendenzen sei. Man werde nicht irren, wenn man darin einen neuen Beweis erblicke, auf welche Abwege man mit dem persönlichen Regiment gerate. Es scheint, als ob die Kaiserin, die das angeregt habe, einen neuen spanischen Erbfolgekrieg entbrennen zu sehen wünsche.

Ein am 8. Juli abends mir übergebner Brief Buchers führte den letzten Satz des Telegramms weiter aus. Es heißt da: „Eugenie hat sich darin gefallen, gegen Isabella vor 1868 die gehorsame Unterthanin und seit der Septemberrevolution die gnädige Protektorin zu spielen. Sie hat ohne Zweifel die Abdikationsfarce in Szene gesetzt und ist jetzt wütend. Sie hetzt ihren Mann und die Minister. Als spanischer Parteimann oder Parteifrau würde sie den Intriguen und Gelüsten einer verfaulten Dynastie den Frieden und den Wohlstand Europas opfern.

„Lassen Sie gefälligst das Thema: »Neuer Erbfolgekrieg im neunzehnten Jahrhundert« recht instrumentieren. Es ist dankbar, namentlich in den Händen eines Korrespondenten, der sich die geschichtlichen Details etwas auf Parallelen, vorzüglich auf solche ex averso ansieht. Haben die Franzosen noch nicht genug mit Ludwig XIV., mit Napoleons Erfahrungen in Spanien, mit dem Feldzuge des Herzogs von Angoulême zur Exekution der Beschlüsse der Konferenz von Verona? Haben sie hiermit und mit den spanischen Heiraten von 1846 noch nicht genug Haß gesät?

„Auf die Redakteure, die etwa durch die Börse eingeschüchtert sind, würde, wo möglich, persönlich einzuwirken sein durch die Vorstellung, daß, wenn die deutsche Presse dem Skandal der französischen schüchtern begegnete, die Franzosen immer unverschämter werden und auch in andern Fragen, die Deutschland näher angehen, unerträgliche Ansprüche machen würden. Eine feste kühle Haltung mit etwas Spott

über die erhitzten Herren, die gern jemand umbringen möchten, und nicht wissen, wen, wäre die geeignete, um dem Skandal bald ein Ende zu machen und ernstliche Komplikationen zu verhüten.

Nachschrift: Unter der 1868 gestürzten Regierung in Spanien kamen die Protestanten noch auf die Galeeren."

Eine andre Gedankensendung Buchers aus Varzin und von demselben Datum lautete: „Wenn man das Beispiel Ludwig Philipps anführt, der 1831 Belgiens Krone für den Herzog von Nemours ausgeschlagen hat, weil das Besorgnis erregt, oder den Einspruch Englands gegen die Vermählung des Herzogs von Montpensier mit der Schwester der Königin Isabella hervorgerufen haben würde, so paßt das sehr wenig; denn der Prinz von Hohenzollern ist kein Sohn, sondern ein entfernter Stammgenosse König Wilhelms, und Spanien grenzt nicht an Preußen."

Ein drittes Thema aus Varzin von demselben Tage war folgendes: „Soll Spanien erst gehorsamst in den Tuilerien anfragen, ob der König, den es sich geben will, dort genehm ist? Ist die spanische Krone ein Zubehör Frankreichs? Schon früher wurde es in einer preußischen Thronrede ausgesprochen, daß wir infolge der Ereignisse in Spanien keinen andern Wunsch hegen als den, daß das spanische Volk unabhängig Fürsorge treffen möge für seine Wohlfahrt und Macht. Der Versuch der Spanier, sich auf eigne Füße zu stellen, läßt in Frankreich, wo sonst so viel von Selbstbestimmung der Völker die Rede ist, sofort die Grundsätze der alten Diplomatie wieder aufleben, die vor 160 Jahren den spanischen Erbfolgekrieg entzündete."

Ebenfalls am 8. Juli traf ein Telegramm des Bundeskanzlers an den Staatssekretär (von Thile) ein, das dieser mir zur Beachtung übergab, und das ungefähr folgendermaßen lautete: Ich habe nunmehr in der Depesche des Grafen Solms den offiziellen Text der Rede Gramonts[1] gelesen und finde die Sprache des französischen Ministers viel plumper und anmaßender, als ich erwartete. Ich bin in Zweifel, ob das bloß Ungeschick oder Folge eines bereits gefaßten Entschlusses ist. Für das letztere scheint der Lärm zu sprechen,

[1] Am 6. Juli im Gesetzgebenden Körper: Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht in Spanien einen König einsetze.

den man geschlagen hat, und der wohl die Möglichkeit, noch umzukehren, ausschließen soll. Mir widerstrebt es, gegen die Gramontsche Rede auf internationalem Wege Reklamationen zu erheben, aber unsre Presse muß sehr grob dagegen auftreten, und zwar soll das in so vielen Blättern geschehen als nur möglich.

9. Juli. Telegramm Buchers an den Staatssekretär, das besagt, daß die Weisung, nach der die Presse sich in betreff der Gramontschen Rede grober Sprache befleißigen solle, für die Norddeutsche Allgemeine Zeitung keine Geltung habe.

Andres Telegramm von demselben Datum, von Thile, an den es gerichtet, mir überbracht: Wenn jemand in einer streitigen Frage einen Kongreß beabsichtigt, so darf er nicht vorher mit Entscheidung der Sache durch Krieg drohen, falls die Gegenpartei sich seinem Willen nicht fügt.

Ferner übergab mir der Staatssekretär ein Berliner Telegramm an den Kanzler, das mit Bemerkungen von ihm zurückgekommen war, die von mir in nichtoffiziösen Zeitungen ausgeführt werden sollten. Es hieß darin, Gramont habe auf die Interpellation Cocherys konstatiert, daß Prim dem Erbprinzen von Hohenzollern die spanische Krone angeboten (Bemerkung: „Kann er gar nicht, nur die Cortes"), und daß der Prinz sie angenommen habe. (Bemerkung: „Wird sich erst erklären können, wenn er gewählt ist.") Das spanische Volk aber habe sich noch nicht ausgesprochen. (Bemerkung: „Das ist aber die Hauptsache.") Die französische Regierung kenne die Verhandlungen nicht. (Bemerkung: „Es giebt keine andern als die zwischen Spanien und etwaigen Kandidaten des Thrones.") Er bitte demgemäß, die Diskussion, die augenblicklich zwecklos (Bemerkung: „Sehr") sein würde, zu vertagen. Die Regierung werde in der neutralen Haltung, die sie bisher beobachtet, beharren, sie werde aber nicht dulden, daß eine fremde Macht einen Prinzen auf den spanischen Thron setze (Bemerkung: „Das beabsichtigt schwerlich eine außer etwa Frankreich") und die Ehre und Würde Frankreichs in Gefahr bringe. Sie vertraue auf die Weisheit des deutschen (Bemerkung: „Hat damit nichts zu thun") und auf die Freundschaft des spanischen Volkes. (Bemerkung: „Ist die Hauptsache.") Sollte sie sich aber in ihrer Hoffnung

täuschen, so werde sie ohne Zögern und ohne Schwäche ihre Pflicht thun. (Bemerkung: „Wir auch.“)

Bucher schickte ein ganzes Paket Entwürfe zu Zeitungsartikeln an mich.

„1. Wenn Spanien den Entschluß dokumentiert, sich eine Regierung zu geben, die friedlich und tolerant in konfessioneller Beziehung, eine Regierung, von der zu erwarten, daß sie einem ebenfalls friedlich gesinnten Deutschland Freund sein wird, liegt es dann im Interesse Deutschlands, die Ausführung dieses Entschlusses zu hindern und zu dem Zwecke Schritte zu thun, deren Gesetzmäßigkeit zweifelhaft ist? Sollen wir um einer willkürlichen, dynastische Ziele verfolgenden Kriegsdrohung willen Schritte thun, um eine für Deutschland vorteilhafte Gestaltung der spanischen Verhältnisse zu hintertreiben? Ist es nicht vielmehr eine übermütige Zumutung Frankreichs, dergleichen von Deutschland zu verlangen? Frankreich hat offenbar nicht den Mut oder nicht die Mittel, seinen Willen in Madrid durchzusetzen, scheint aber nach Gramonts Erklärung in der Sitzung vom 6. Juli vollständig bereit, sich aus Ärger über das, was in Spanien geschieht, in blindem Zorn auf Deutschland zu stürzen, eine Kriegserklärung gewissermaßen gegen die Person des Prinzen von Hohenzollern vom Zaune zu brechen, falls dieser sich unterstehen sollte, einem Rufe des spanischen Volkes zu folgen. Frankreich verlangt von Preußen, daß es im Interesse der französischen Politik Gendarmendienste gegen einen majorennen Norddeutschen thue, falls letzterer Neigung haben sollte, dem Wunsche der Spanier entgegenzukommen. Das gesetzliche Einschreiten norddeutscher Regierungen gegen einen Bürger des Landes, der etwa von seinem Rechte, auszuwandern und Spanier zu werden, Gebrauch machen wollte, wäre verfassungsmäßig ein sehr anfechtbares. Wäre man dazu befugt, so verlangte die Würde Deutschlands, daß die Befugnis nicht anders als im Interesse Deutschlands geltend gemacht würde. An der ruhigen Erwägung dieses Interesses kann die Kriegsdrohung eines Nachbarn, der sich statt aller Argumente auf viermalhunderttausend Mann Soldaten beruft, nichts ändern. Wird in dieser Weise von Frankreich eine Vormundschaft über dessen Nachbarvölker beansprucht, so ist für letztere die Haltbarkeit des Friedens nur eine Frage der Zeit, die jeden Augenblick zur Ent-

scheidung kommen kann. Daß der Kaiser Napoleon einen Staatsmann, der nur durch seine persönliche Lebhaftigkeit und Feindschaft gegen Deutschland bis dahin bekannt war, zu seinem Minister für das Auswärtige wählte, sich damit nur eine größere Freiheit zum Brechen des Friedens herzustellen beabsichtigte, ist schon bei Gramonts Ernennung von vielen Seiten befürchtet worden. Die anmaßliche, unklare und aufregende Rede des Herzogs kann leider nur zur Bestätigung der damals gehegten Befürchtungen dienen. Er ist kein Minister des Friedens, sondern ein Diener der persönlichen Politik, die vor keiner Verantwortlichkeit zurückschreckt. Für Deutschland ist die Frage, wer in Spanien regiert, an und für sich keine solche, für die Deutschland Krieg führen würde, um sie zu entscheiden; aber eine französische Forderung, daß die deutsche Regierung ihren eignen Interessen zuwider den Spaniern künstlich Hindernisse bereiten solle, bekundet einen Grad von Überhebung, mit dem eine Regierung heutzutage unter den unabhängigen Nationen Europas schwerlich ihren Platz finden wird. Wir suchen keine Händel, aber wer deren mit uns sucht, wird uns bereit finden, sie durchzuführen.[1]

2. In einem andern Artikel — für einen ist der Stoff zu reich — wäre folgendes auszuführen — nicht in offiziösen Blättern, aber in der Kölnischen oder Spenerschen Zeitung und abgekürzt für das Litterarische Büreau Hahns. Wenn die Kandidatur des Prinzen Alfons bisher in Spanien noch irgendwelche Aussicht gehabt hätte, so würde sie durch den ungeschickten Lärm, mit dem Frankreich sie zu einer französisch-amtlichen gestempelt hat, ganz erheblich verloren haben. Man konnte ihm keinen schlimmern Dienst erweisen als den, daß man ihm den Charakter eines französischen Kandidaten aufprägte. Schon Mont-

[1] Schon am 12. Juni 1869 bemerkte Bismarck zu Völk: „Wenn man freilich unsre Friedensliebe nicht anerkennen will, und wenn uns der Krieg aufgezwungen wird, so werden wir ihn mit aller Kraft führen, und Sie — die Bayern werden und dürfen sich sehr beeilen, daß sie bei der ersten Schlacht, die voraussichtlich bei Metz geschlagen wird, schon dabei sein können. Wir aber werden schon bei dieser Schlacht den Franzosen an Zahl und andern Dingen bedeutend überlegen sein." Poschinger, B. u. d. P. I, 45. Ähnlich 1868 zu Bluntschli: „Wir sind den Franzosen weit überlegen." (Ebenda II, 122.)

pensier hat unter dem Vorwurfe, Franzose zu sein, gelitten. Die Bourbonen sind den Spaniern einst von Frankreich aufgezwungen worden und haben ihnen keinen Segen gebracht. Über die Thronbesetzung diskutieren, wie jetzt in Paris geschieht, würde auch eine minder stolze Nation als die Spanier verletzen.

3. Zwischen 1866 und 1868, besonders kurz vor dem Sturze Isabellas, wurde von Frankreich gegen Deutschland viel komplottiert, mit Österreich, mit Italien, auch mit Spanien. Dieses Netz zerriß die Septemberrevolution, auf welche letztere Graf Bismarck anspielte, als er damals im Reichstage sagte, die Kriegsgefahr sei sehr nahe gewesen, aber durch ein unerwartetes Ereignis zerstreut worden. Frankreich wird, so lange es kriegerische Absichten gegen Deutschland hegt, in Spanien eine diesen entsprechende, etwa eine ultramontane Dynastie auf dem Throne zu sehen wünschen. Denn bei einem Angriff auf Deutschland kann für Frankreich ein Unterschied von fünfzigtausend Mann darin liegen, ob es an den Pyrenäen hilfreiche, mindestens neutrale oder verdächtige Grenznachbarn hat. Direkt zu fürchten hat es von Spanien allerdings nichts, wenn die Franzosen, die seit achtzig Jahren mit sich selbst nicht ins reine kommen, sich selbst nicht regieren können, nur darauf verzichten wollen, den Vormund andrer Völker zu spielen. Man stelle einen Vergleich zwischen den Jahren 1848 bis 1850 in Frankreich und 1868 bis 1870 in Spanien an. Er wird nicht zum Vorteil der nation ausfallen, qui marche à la tête de la civilisation.

4. England ist gewohnt, die pyrenäische Halbinsel als seine Dependenz anzusehen, und glaubt wohl seinen Einfluß in unsichern Zuständen leichter geltend machen zu können als unter der Herrschaft einer kräftigen Dynastie. Es ist nicht weise gehandelt, wenn die Engländer Reminiscenzen aus der spanischen Geschichte anrufen (was sie übrigens den französischen Blättern nachmachen). Die Geschichte des Kampfes gegen Napoleon I. liest sich in spanischen Quellen ganz anders als in englischen. Jedem Reisenden wird in Buen Retiro der Platz gezeigt, wo einst eine blühende Porzellanfabrik stand, die die mit den Spaniern verbündeten Briten ohne Not und Nutzen niederbrannten.

5. Noch ein Thema. Mit dem Artikel der heutigen Spenerschen Zeitung ist man sehr zufrieden. (Er war von mir.) Ich bitte,

die darin hervorgehobne Plumpheit Gramonts weiter etwa so auszuführen: Was ist die faktische Unterlage dieses ganzen Lärms? Eine Notiz in der Korrespondenz Havas, die das französische Gouvernement wahrscheinlich selbst hineingebracht hat, und die übrigens mit einer völligen Unkenntnis der spanischen Verfassung und des Gesetzes über die Königswahl geschmiedet war, die Notiz, daß die Sache ohne die Cortes gemacht werden solle. Nur dies war neu, und dies war plump erfunden. Daß Prims Rede vom 11. Juni auf den Prinzen von Hohenzollern bezogen werde, hatte längst in allen Blättern gestanden und in Frankreich gar keine Aufregung hervorgerufen. Dies ist also wohl jetzt ein montierter Coup? Die französische Regierung will Skandal? Louis Napoleon hat sich Gramont dazu ausgesucht, Händel mit uns anzufangen? Jedenfalls hat dieser die Sache ungeschickt angefaßt. Allgemeine Nutzanwendung, die so oft als möglich zu wiederholen: Die französische Regierung ist am Ende nicht so fein, wie geglaubt wird. Die Franzosen haben mit Hilfe von dreimalhunderttausend Mann manches durchgesetzt, und weil es durchgesetzt worden, hielt man sie für ungeheure Schlauköpfe. Sind sie das wirklich? Wie Figura zeigt, nicht."

10. Juli, abends. Wieder eine Sendung Themata und Entwürfe zu Artikeln von Bucher als Vermittler der Gedanken und Absichten des Chefs eingetroffen.

„1. Für Spenersche oder Kölnische. Die am Streite um den spanischen Thron unbeteiligten auswärtigen Mächte wünschen den Frieden ebenso lebhaft wie Deutschland. Ihre Einwirkung wird jedoch durch die ungeschickten Drohungen Gramonts neutralisiert. Wenn die deutschen Regierungen die Sicherheit unsrer Grenze wirklich für gefährdet halten sollten, so werden sie ihre Entschließungen schwerlich ohne Einberufung des Reichstags fassen.

2. Die Franzosen are running amuck, wie ein Malaye, der sich geärgert hat und nun, Schaum vor dem Munde, mit gezücktem Dolche durch die Straßen rennt und jeden niedersticht, der ihm quer über den Weg kommt. Wenn ihr Wahnsinn Deutschland als Prügeljungen betrachten will, so wird es nicht still halten, und sie werden sich dann blaue Flecke holen.

3. Die Offiziösen in Paris wollen wissen, man sei dort auf

die vielen Zifferdepeschen aufmerksam geworden, die von Berlin nach Madrid abgegangen seien, und habe die »Geschicklichkeit« gehabt, sie zu entziffern. Ob wirklich viele Depeschen der Art zwischen den genannten beiden Orten gewechselt worden sind, wissen wir nicht. Dagegen erinnern wir uns einer Mitteilung, die der Graf Bismarck vor einiger Zeit dem Reichstage machte, und nach der ein Chiffre unsers Auswärtigen Amts aus einem Wörterbuche besteht, das etwa zwanzigtausend Vokabeln enthält, deren jeder eine ganz willkürlich gewählte Zahlengruppe gegenübersteht, die die Vokabel ausdrückt. Von einem Entziffern der nach diesem System abgefaßten Depeschen in der Weise, wie es etwa bei verschobnen Alphabeten und andern ältern Chiffriermethoden möglich ist, kann also nicht die Rede sein. Um eine solche Depesche lesen zu können, muß man das Wörterbuch haben. Sollte die »Geschicklichkeit«, die die Pariser Offiziösen rühmen, darin bestanden haben, daß man einen Schlüssel gestohlen hätte? Die ursprüngliche Behauptung, daß man erst durch Prims Mitteilung von der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern erfahren habe, steht dem entgegen. Es scheint also, daß die Offiziösen ihre Regierung nachträglich von den Vorwürfen der Ungeschicklichkeit habe reinigen wollen durch eine Erfindung nach dem Satze: lieber für einen filou gelten als für bête.

4. Nach einer Privatdepesche der Berliner Börsen-Zeitung aus Paris wäre unser dortiger Botschafter mit dem zweiten Sekretär der Botschaft von da »nach Ems abgereist, nachdem ihm sofort nach Beendigung des Ministerrats in St. Cloud eine Note zugestellt worden«. Wir haben uns an rechter Stelle nach dem Werte dieser Nachricht erkundigt und die Antwort erhalten: »Note zugestellt? Nicht ein Schatten von Wahrheit. Werthers Reise war beschlossen und in Paris angekündigt, lange bevor der Spektakel begann.«

5. Wie bekannt, hatte der Marschall Prim die Absicht, wie früher so auch dieses Jahr nach Vichy zu gehen, wo das Zusammentreffen mit dem Kaiser Napoleon eine Besprechung der spanischen Thronfolgefrage mit sich gebracht haben würde. Dem Vernehmen nach waren auch die hohenzollernschen Prinzen willens, Schritte zu einer vertraulichen Verständigung mit dem Kaiser zu thun. Alles dies ist durch das brüske Auftreten des Herzogs von Gramont

unmöglich geworden. Da Prims Besuch in Vichy längst in den Zeitungen angekündigt war, und die nahe Verwandtschaft und das bisher persönlich freundliche Verhältnis des Fürsten von Hohenzollern mit dem Kaiser auch eine Eröffnung des erstern an den letztern erwarten ließen, so ist die Vermutung schwer abzuweisen, daß die französische Regierung in der Besorgnis, der innern Schwierigkeiten nicht Herr werden zu können, die Eigenliebe des französischen Volks für einen Krieg zu entflammen sucht, der zugleich den dynastischen Neigungen der Kaiserin Eugenie genehm sein würde."

12. Juli. Früh bringt mir Sekretär Wollmann eine für mich bestimmte Notiz Buchers aus Varzin, die an den Staatssekretär gegangen ist, damit er erkläre, ob gegen ihre Benutzung in der Presse etwas einzuwenden sei. Er hat nichts dagegen einzuwenden, und so geht sie ihren Weg in die Zeitungen. Sie lautet: „Der Imparcial teilt ein Schreiben aus Paris mit, in dem unter anderm erzählt wird, daß der wütende Artikel des Constitutionnel, worin dem Erbprinzen von Hohenzollern seine Verwandtschaft mit Murat zum Vorwurfe gemacht wird, von Kaiser Napoleon eigenhändig redigiert sei."[1]

Abends kommt der Minister zurück. Er trägt einen Zivilanzug und sieht ungemein wohl aus.

13. Juli. Früh hinaufgerufen. Soll abwarten, ob etwa irgendwo in der Presse behauptet werde, daß die Entsagung des Prinzen Leopold von Hohenzollern Folge eines Druckes von Ems her sei, und dem dann widersprechen. „Einstweilen — so fuhr der Minister fort — wäre bei Braß nur zu sagen, daß sein jetziger Entschluß im ganzen keine unerwartete Sache sei. Er habe, als er die ihm angetragne Krone angenommen, offenbar nicht geglaubt, daß dieser Schritt in Paris einen solchen aufregenden Eindruck machen werde. . . . Seit länger als dreißig Jahren bestünden zwischen Napoleon und der Familie Hohenzollern die besten Beziehungen. Der Prinz Leopold werde darum nicht gefürchtet haben, daß der Kaiser Antipathie gegen seine Kandidatur hege. Da dieselbe nach Vertagung der Cortes bis zum November plötzlich kund ge-

[1] Bismarck-Regesten I, 396.

worden, werde die Vermutung obgewaltet haben, daß man bis zu deren Wiederzusammentreten Zeit haben werde, die Meinung des Kaisers zu sondieren. Da diese Voraussetzung, die (hier begann der Kanzler langsamer zu reden, als ob er diktierte) zur Zeit der Annahme der Krone seitens des Prinzen noch gestattet war, nun zum Teil weggefallen, blieb es kaum wahrscheinlich, daß der Prinz gegenüber den Kriegsbesorgnissen der europäischen Welt, gegenüber den Einflüssen, die von London und Brüssel her auf ihn geltend gemacht wurden, auf seine eigne Verantwortung hin geneigt sein würde, allen Stürmen, die sein Entschluß entfesselt hatte und noch entfesseln konnte, die Stirn zu bieten. Selbst einen Teil der Verantwortung dafür, daß große europäische Nationen nicht nur in einen Krieg, sondern, wie man annehmen kann, in eine Reihe von Kriegen verwickelt werden, zu übernehmen, ist für jemand, der sich nicht sagen kann, daß er die Verantwortung in Verpflichtung eines bereits übernommnen königlichen Amts auf sich genommen hat, sehr schwierig. Es war mehr, als man menschlicherweise von einem fürstlichen Privatmann erwarten konnte. Eine Beeinflussung des Prinzen durch Preußen war nur ausgeschlossen durch den beleidigenden Ton Gramonts."

In andre Blätter soll folgendes kommen: „Daß eine den Frieden fördernde, zu Konspirationen mit Frankreich sich nicht leicht hergebende spanische Regierung für uns ohne Nutzen und Bedeutung sei, läßt sich nicht behaupten. Aber wenn vor etwa vierzehn Tagen vom Kaiser Napoleon eine vertrauliche Anfrage nach Berlin gerichtet oder angedeutet worden wäre, daß ihm die Sache mißfalle, so würde Preußen, statt sich gleichgiltig zu verhalten, seine Mitwirkung zur Herstellung der Zufriedenheit in Paris haben eintreten lassen. Gänzlich verändert ist die Situation durch die herausfordernde Sprache Gramonts, und dadurch, daß an den König, der sich zur Herstellung seiner Gesundheit ohne Minister, also als Privatmann, in Ems aufhielt, direkt Forderungen gerichtet wurden, deren Erfüllung er mit Recht versagte. Diese Episode der Angelegenheit hat in Deutschland eine Entrüstung erregt, unter deren Regung vielen Personen die Abdikation des Prinzen Leopold eine unwillkommne Enttäuschung ist. Jedenfalls ist das Vertrauen auf die friedlichen Absichten Frankreichs in so gründlicher Weise er-

schüttert, daß es sich lange nicht wiederherstellen lassen wird, und wenn das dem Handel und der Industrie schadet, indem man gesehen hat, was für eine Mörderhöhle Frankreich für uns ist, so mag man sich dort an das persönliche Regiment halten."

Der Minister will ferner, daß in der nichtoffiziösen Presse beiläufig bemerkt wird, unter den süddeutschen Höfen hätten sich der in München und der in Karlsruhe in sehr befriedigender Weise, der in Stuttgart dagegen ausweichend in der Sache ausgesprochen.[1]

Es soll endlich in einem der hiesigen Blätter mitgeteilt werden, Graf Bismarck sei nach Ems berufen worden, um dem Könige Vortrag über die Einberufung des Reichstags zu halten. In einer Kur unterbrochen, sei er auf die neusten Nachrichten in betreff der Verwicklung wegen Spanien in Berlin geblieben, um weitere Befehle Sr. Majestät abzuwarten oder eventuell nach Varzin zurückzukehren. . . . Der Graf sagte darauf: „Ich werde Sie später nochmals rufen lassen; denn es wird noch etwas für Braß zu machen sein. Jetzt würden wir bald gestört werden." Fünf Minuten nachher erschien der Kronprinz im Hause und hatte eine lange Unterredung mit ihm.

14. Juli. In unsern Blättern soll auf die loyale Haltung Württembergs hingewiesen werden, „die infolge eines Mißverständnisses von einigen Blättern als eine ausweichende bezeichnet worden sei."

15. Juli. An Wolffs Telegraphenbüreau soll ich folgendes Dementi zur Verbreitung schicken: „Die Nachricht der Spenerschen Zeitung über die Eröffnung des Reichstags ist nicht genau. Die Einberufung desselben ist von seiten des Bundeskanzlers schon vor acht Tagen von Varzin her angeregt worden für die Zeit, wo die Vorlagen bereit sein würden. Diese Ansicht ist bei Sr. Majestät noch maßgebend, und so ist zur Beratung der Vorlagen der Bundesrat auf morgen, Sonnabend, einberufen worden."

Abends diktierte mir der Kanzler für die Kreuzzeitung einen Artikel „über die Verwechslung der persönlichen oder Privathandlungen des Königs mit seinen amtlichen Funktionen," die von seiten

---

[1] Im Jahre vorher hat Bismarck gegen Bunsen unbedingtes Vertrauen auf die deutsche Gesinnung und Haltung des Königs von Württemberg ausgesprochen. Poschinger, B. u. d. P. II, 157.

des Publikums stattgefunden habe. Derselbe lautete: „Aus der Mazaredoschen Broschüre ist bekannt, daß der Erbprinz von Hohenzollern die Annahme des ihm gewordnen Anerbietens dem Könige in Ems wahrscheinlich zu Ende Juni angezeigt hat. Se. Majestät befand sich in Ems zum Gebrauch einer Kur und gewiß nicht in der Absicht, Staatsgeschäfte zu betreiben, weil keiner der Minister nach Ems befohlen war. Und in der That ist die Erwiderung des Königs auf die Mitteilung des Erbprinzen in der Form eines eigenhändigen Berichts erfolgt, über dessen Inhalt äußerlich nur soviel verlautet hat, daß Seine Majestät von dem Vorgange nicht angenehm berührt worden ist, zu einem Widerspruch aber sich nicht berufen gefunden hat. Eine Staatsaktion irgend welcher Art ist in diesem ganzen Geschäfte nicht vorgekommen. Diese rechtliche Lage scheint bei ihrer öffentlichen Beurteilung bisher nicht gewürdigt worden zu sein. Man hat ohne weitere Erwägung den König in seiner Privatkorrespondenz und den König an der Spitze der Staatsregierung zusammengeworfen, ohne zu überlegen, daß Handlungen des letztern, im Sinne der Verfassung »Regierungsakte«, nur dann vorliegen, wenn eine ministerielle Mitwirkung dazu tritt. Nur das französische Kabinett scheint sich den Unterschied vollständig klar gemacht zu haben, indem es die ganze Wirkung seiner Diplomatie gegen die ihrer Gesundheit im Bade lebende Person des Königs gerichtet hat, um dort, wo das Privatleben des Königs nicht mit dem Schutze der sonst üblichen Formen umgeben war, von ihm vermöge staatlichen Drucks Privathandlungen zu erpressen, die dann als Staatsaktionen, als Regierungshandlungen ausgegeben werden sollten."

19. Juli. Etwa eine Stunde nach Eröffnung des Reichstags im königlichen Schlosse, 1 Uhr 45 Minuten mittags, übergab der französische Geschäftsträger Le Sourd im Auswärtigen Amte die Kriegserklärung Napoleons.

20. Juli. Gegen 5 Uhr nachmittags zum Minister in den Garten hinter dem Hause gerufen, sah ich ihn nach einigem Suchen mit einem dicken Stocke in der Luft fechtend in dem langen Laubengange links daher kommen, der bis an den Eingang der Königgrätzer Straße fortläuft. Die Nachmittagssonne umgab ihn mit ihrem gelben Lichte wie ein Bild in Goldgrund. Als ich ihn er-

reichte, blieb er stehen und sagte: „Ich wollte Sie bitten, doch in der Kreuzzeitung was gegen die hannoverschen Adlichen zu schreiben. Es muß aus der Provinz kommen, von einem Landedelmann aus dem Altpreußischen — recht grob, etwa so: Man hätte gehört, daß Hannoveraner vom Adel den Versuch gemacht, den französischen Kriegsschiffen in der Nordsee Lotsen und Spione zu verschaffen. Die in den letzten Tagen mit militärischem Beistande vollzognen Verhaftungen sollten damit im Zusammenhange stehn. Das Verfahren jener Hannoveraner ist schändlich, ehrlos, und ich spreche sicher im Namen vieler, ja aller meiner Nachbarn, wenn ich an die Standes- und die bisherigen Gesinnungsgenossen dieser verräterischen Gesellen die Frage richte: sind sie irgend darüber im Zweifel, daß irgend ein Ehrenmann diese Buben, gleichviel, ob sie sich für ihr vaterlandsloses Treiben auf Befehle des Königs Georg berufen, jemals noch als Männer betrachten kann, denen er Satisfaktion mit ehrlichen Waffen gewähren dürfe? Sind sie nicht vielmehr selbstverständlich der Meinung, daß ein Ehrenhandel mit ihnen völlig ausgeschlossen wäre, daß man sie, falls sie unverschämt genug sein sollten, etwas dahingehendes zu versuchen, durch den Bedienten die Treppe hinabwerfen oder, wenn man keinen hat, dies selbst besorgen müßte — aber mit Handschuhen? Und glauben sie nicht, daß diese schamlosen Menschen, deren Gesinnung nur durch das gut altpreußische Wort Hundsfott richtig bezeichnet wird, mit ihrem Verrat ihren Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied ein unvertilgbares Brandmal aufgedrückt haben? Um Antwort wird gebeten."

Abends. Mit Bezug auf einen Artikel in der Liberté vom 18., in dem das Blatt daran erinnert, daß Italien Frankreich seine Befreiung danke, und daß letzteres 1866 ihm das Bündnis mit dem Berliner Kabinett verschafft habe, und dann behauptet, Viktor Emanuel habe angesichts des Ernstes der bevorstehenden Ereignisse mit wahrhaft ritterlichem Sinne nicht einen Augenblick gezögert, den Franzosen seinen bedingungslosen Beistand zuzusagen, soll in unsern Blättern bemerkt werden: „Die Franzosen haben bisher aller Welt gegenüber den großen Herrn gespielt, sie sind gegenüber Belgien, gegenüber Spanien, gegenüber dem Könige von Preußen suffisant aufgetreten. Es war ein Benehmen wie etwa das eines

Sultans gegenüber seinem Chedive, es war Größenwahnsinn, bei dem alles nur auf dem Bajonett beruhte. Jetzt wankt ihr Dünkel, und sie sehen sich nach der Hilfe von guten Freunden um, die ihnen angebliche Verpflichtungen schulden."

Später diktiert mir der Minister folgende Gedanken zur Ausführung für „auswärtige deutsche Blätter, namentlich die Kölnische Zeitung, sowie für englische und belgische Journale":

„1. Unter den entscheidenden Momenten, die Frankreich zum Kriege bestimmt haben, spielten nach vertraulichen Angaben aus bekehrten Welfenkreisen die Berichte eine große Rolle, die Oberst Stoffel, der militärische Bevollmächtigte in Berlin, nach Paris geliefert hat. Derselbe hat, wie es scheint, mehr erfahren, als wahr ist, da keiner von seinen Berichterstattern die Zahlungen, die er für Nachrichten gewährte, missen wollte, weshalb ers mit der Wahrheit nicht genau nahm. Der Herr hat sich, wie man sagt, erzählen lassen, daß die Bewaffnung der preußischen Infanterie an Gewehren und Munition gegenwärtig in einer durchgreifenden Umwandlung begriffen, und daß infolge dessen der Moment, Preußen anzugreifen, jetzt so günstig sei, wie er schwerlich jemals wiederkommen werde, indem nach Vollendung der Reform der Bewaffnung Preußen noch unangreifbarer sein werde.*)

2. Es scheint jetzt zweifellos, daß die französische Regierung mit der hohenzollernschen Thronkandidatur schon seit Monaten bekannt war, daß sie dieselbe sorgfältig gefördert und in ihr thörichterweise ein Mittel zu finden glaubte, Preußen zu isolieren und Spaltung in Deutschland zu erregen. Ob und inwieweit der Marschall Prim diese ganze Intrigue im Einverständnis mit dem Kaiser Napoleon vorbereitet hat, darüber fehlen bis jetzt noch verlässige Nachrichten; doch wird die Geschichte unzweifelhaft Aufklärung liefern. Das plötzliche Verschwinden Spaniens von der politischen Bildfläche, nachdem der Streit zwischen Preußen und Frankreich eingefädelt war, giebt jedenfalls zum Nachdenken und zu Verdacht Anlaß. Nach dem Eifer, mit dem die spanische Regierung die hohenzollernsche Thronkandidatur betrieben hatte, mußte

*) Die bekehrten Welfenkreise hatten hier die Unwahrheit gesagt. Stoffels Berichte waren im ganzen gut, er selbst ein achtbarer Charakter.

es auffällig erscheinen, daß dieser Eifer plötzlich vom Siedepunkte auf den Gefrierpunkt erkaltete, und daß die Beziehungen des Marschalls Prim zu dem französischen Kabinette jetzt die freundschaftlichsten zu sein scheinen, ohne daß in Spanien irgend welche Empfindlichkeit über die französische Einmischung in die innern Angelegenheiten dieses Landes zurückgeblieben wäre.

3. Heute nachmittag war hier das Gerücht verbreitet, der bisherige französische Militärbevollmächtigte Baron Stoffel sei auf der Straße persönlichen Beleidigungen ausgesetzt gewesen. Nähere Nachforschungen haben ergeben, daß in der That einzelne Individuen den ihnen bekannten Herrn auf der Straße verfolgt und, nachdem er sein Haus erreicht, mit Stöcken gegen die Thür geschlagen haben. Die Polizei ist auf die erste Nachricht, die ihr davon zu teil wurde, mit Energie eingeschritten und hat Sorge getragen, daß weiteres unterblieb, und daß die Abreise des Militärbevollmächtigten heute abend unbelästigt stattfinden konnte. Jedenfalls sind Exzesse der Art, mögen sie sich auch auf Worte beschränken, im höchsten Grade zu tadeln. Die bisherigen Vertreter Frankreichs stehen, bis sie die deutsche Grenze überschritten haben, unter dem Schutze des Völkerrechts und der Ehre Deutschlands."

21. Juli. Diesen Morgen fragte mich Keudell, ob ich den Schriftsteller Gustav Rasch kenne, und ob ich wisse, wo er sich jetzt aufhalte, hier oder wo sonst. Ich erwiderte, ich habe ihn 1864 in Schleswig und später an der Wirtstafel im Hotel Weißberg auf der Dessauer Straße gesehen, wo ich Ende Februar gewohnt hätte. Ich kenne ihn nicht genauer, habe aber gehört, daß er sehr eitel, ja bis zur Übergeschnapptheit von seiner Bedeutung eingenommen, und daß er ein politischer Phantast sei, der die Welt republikanisch machen wolle. Ob er jetzt hier sei, wisse ich nicht, wolle mich indes bei Weißberg nach ihm erkundigen. Keudell entgegnete, das solle ich thun und, wenn er noch da sei, ihn aufsuchen und fragen, ob er zu Garibaldi reisen, ihn zu einer Expedition gegen Rom veranlassen und ihm von uns dazu Geld überbringen wolle.[1] Ich bemerkte, da

[1] Nach Mitteilungen des bekannten Demokraten Karl Blind in London bereitete die italienische Aktionspartei einen neuen Ansturm auf Rom vor für den Fall, daß Italien sich mit dem von den Ultramontanen beeinflußten Frankreich verbünden sollte, um ein kriegerisches Vorgehen des Königreichs zu verhindern.

er so eitel sei, werde er vielleicht nicht verschwiegen sein. Keudell tröstete sich damit, daß er doch wohl ein guter Patriot sein werde. Ich lehnte dann ab, mit Rasch in der Sache zu reden, da ich doch nicht in meinem Namen, sondern in dem des Auswärtigen Amts mit ihm verhandeln müßte, und dies besser durch einen Höhergestellten geschehen würde, der ihm mehr imponiere. Das schien Keudell einzuleuchten. Ich erkundigte mich sogleich bei Weißberg nach Rasch und konnte heute nachmittag berichten, daß er hier sei und bei W. wohne.

Abends zum Minister zitiert. Er zeigte mir einen Ausschnitt aus der Nationalzeitung und bemerkte: „Hier sagen sie, die Engländer würden einen französischen Angriff auf Belgien nicht dulden. Gut, aber was hilft es den Belgiern, wenn man wartet mit seinem Schutz und seiner Unterstützung? Wenn — was Gott verhüte! — Deutschland erst geschlagen wäre, würden die Engländer den Belgiern gar nichts nutzen können, sondern froh sein müssen, wenn sie selbst in London sicher blieben."

Ich soll ferner darauf aufmerksam machen, „wie Frankreich überall um Hilfe betteln läßt, die große, kriegerische, siegprangende Nation, die doch sonst alles allein gemacht, überall allein gesiegt haben will. Sie betteln — brauchen Sie den Ausdruck — bei Italien, bei Dänemark, bei Schweden und vorzüglich bei den deutschen Staaten, denen sie dasselbe glänzende Los versprechen, das sie Italien bereitet haben: politische Abhängigkeit und finanziellen Ruin."

Später nochmals zu ihm hinaufgeholt, soll ich in nichtoffiziöse Blätter und in die belgische und englische Presse die folgenden Gedanken bringen: „Die englische Regierung handhabt die Neutralität in betreff des jetzt beginnenden Kriegs liberal und gewissenhaft: sie erlaubt unparteiisch beiden kriegführenden Teilen, Pferde und Munition aus England zu beziehen. Nur will freilich das Unglück, daß einzig und allein Frankreich von dieser Liberalität Gebrauch machen kann, was ein Blick auf die geographische Lage beider Länder und auf den Umstand ergiebt, daß die Franzosen uns zur See überlegen

---

Beziehungen zu Bismarck bestanden schon seit dem Beginn des Jahres 1868. Vgl. G. u. E. II, 103—104.

sind. Dann zitieren Sie, was Heffter, der unten in der Bibliothek sein muß, über diese Art Neutralität sagt, und daran knüpfen Sie die Bemerkung, die englischen Juristen hätten einen kürzern Ausdruck zur Bezeichnung der Sache, sie nennten das fraudulent neutrality."

23. Juli. Heute fünfmal oben gewesen. In der Presse soll zur Verfolgung und Aufgreifung Rothans, des bisherigen Geschäftsträgers Frankreichs bei der Republik Hamburg (Elsässer, spricht deutsch), der ein sehr eifriges Werkzeug französischer Intrigue und Spionage in Norddeutschland geworden sein und sich jetzt zwischen der Elbe und der Ems an der Küste herumtreiben soll, und des frühern hannoverschen Offiziers Adolf von Kielmannsegge, über den näheres in der Zuschrift des Ministers des Innern zu finden, aufgefordert werden. — Der Graf will ferner, daß die Namen der bayrischen Abgeordneten, die für Neutralität in diesem Nationalkriege gestimmt haben, mit Angabe ihrer bürgerlichen Stellung, aber ohne weitere Bemerkungen in einem Verzeichnis in die Presse gebracht werden. „Zuerst bei Braß," setzte er hinzu. „Sie finden es in den Akten, wo eine Liste sein muß." — Es soll dann über die Art, wie England die Neutralität versteht, immer von neuem geklagt werden. Die dortige Regierung verböte die Pferdeausfuhr nicht, obwohl die Erlaubnis einzig und allein Frankreich zu gute käme; ungehindert würden in Newcastle Kohlenschiffe gechartert, die in der Nordsee zu kreuzen und der dort befindlichen französischen Kriegsflotte Feuerungsmaterial zuzuführen bestimmt wären; englische Patronenfabriken arbeiteten unter den Augen der Regierung für die Armee Frankreichs, und immer mehr verbreitete sich in Deutschland das peinliche Gefühl, daß unter Lord Granville die Neutralität Englands zwar der Form nach, aber mit Begünstigung Frankreichs gehandhabt werde.

Gegen elf Uhr nachts noch einmal zum Minister hinauf gerufen. Die Nachricht von den englischen Kohlenschiffen soll sofort durch einen Kanzleidiener dem Wolffschen Telegraphenbüreau zur Versendung an die Blätter überbracht werden.

In denselben Zusammenhang gehört ein Gesandtschaftsbericht aus London, worin gemeldet wurde, daß Lord Granville an den Berichterstatter die Frage gerichtet habe, ob er nicht die preußische

Regierung gegen die britische aufreize. Es sei ihm geantwortet worden, dies sei nicht der Fall, man führe nur aus, was befohlen sei. Die öffentliche Meinung in Deutschland übe auf die Regierung Einfluß, wie die Presse der letztern auf die öffentliche Meinung wirke. Die Art und Weise, wie man englischerseits die Neutralität ausführe, errege in Deutschland die größte Entrüstung, und in gleichem Maße errege es dort Erbitterung, daß die englische Regierung zwar anerkenne, Frankreich habe in dem Streite mit uns Unrecht, dieser Überzeugung aber noch nicht öffentlich Worte gegeben habe. Der Minister habe darauf entgegnet, so lange man sich neutral zu verhalten vorgesetzt, müsse man es in jeder Beziehung sein. Wollte man der Ausführung von Kriegskontrebande durch ein Verbot entgegentreten, so würden die Franzosen dies als einseitig feindseligen Akt auffassen. Zugleich aber heiße es die englische Industrie in den betreffenden Zweigen zu Grunde richten und die amerikanische begünstigen. In England wolle vorläufig alle Welt neutrales Verhalten, und infolgedessen ließe sich an diesen Dingen im allgemeinen nichts ändern. Indes sei man bereit, ungesetzliche Fälle, wenn auf amtlichem Wege Beschwerde erfolge, zur Untersuchung und eventuellen Bestrafung zu ziehen. Nicht unmöglich erscheine, die Versorgung der Kriegsschiffe Frankreichs mit englischen Kohlen zu verhindern. Nächsten Montag soll dem Parlamente der Entwurf zu einem neuen Neutralitätsgesetze vorgelegt werden. Der Bericht schließt mit den Sätzen: England ist uns in vieler Hinsicht geneigt, will aber für jetzt neutral bleiben. Bestürmen wir die dortige öffentliche Meinung durch unsre offiziöse Presse weiterhin mit Klagen in dieser Angelegenheit, so wird das nichts nützen, könnte aber für die Zukunft Gefahren heraufbeschwören. Granville ist nicht, was wir wünschen, aber nicht parteiisch gegen uns. Er könnte es jedoch, weiter von uns gereizt, werden. Schwerlich werden wir ihn stürzen können, und gelänge dies doch, so würde sein voraussichtlicher Nachfolger wahrscheinlich viel schlimmer sein als er.

24. Juli. Der Graf befiehlt, daß ich der Kölnischen Zeitung eine Besprechung der holländischen Kohlenfrage zukommen lasse. „Holland — so informierte er mich über dieses Thema — verlangte von uns, daß die Verschiffung preußischer Steinkohlen den Rhein hinab wieder gestattet, und daß ein großer Transport solcher

Kohlen, der für Holland bestimmt, von uns über die Grenze gelassen werde. Derselbe sollte nur zu Fabrikzwecken dienen, und die niederländische Regierung wollte die Wiederausfuhr untersagen. Preußen ging auf diesen Wunsch bereitwillig ein. Aber bald darauf erfuhr man, daß in holländischen Häfen Kohlen an fremde Schiffe abgegeben würden, und kurz nachher machte die niederländische Regierung die Anzeige, daß sie bei dem Versprechen einer Nichtgestattung der Wiederausfuhr von Kohlen übersehen habe, daß ein Vertrag mit Frankreich ihr dies nicht erlaube. Natürlich wurde daraufhin die Versendung von Kohlen nach Holland preußischerseits wieder untersagt. Inzwischen aber scheint man sich mit solchen in den Niederlanden genügend versehen zu haben, um der französischen Flotte für einige Zeit das erforderliche Brennmaterial liefern zu können. Das ist aber eine sehr bedenkliche Handhabung der zugesagten Neutralität von seiten der Herren im Haag."

Bucher bringt vom Chef folgende Notiz herunter, die erst in die Spenersche Zeitung oder sonst ein nicht offiziöses Blatt, dann in die englische Korrespondenz kommen soll: „Im Jahre 1851 erhielt ein litterarischer Gamin in Paris den Auftrag, das rote Gespenst in einer Flugschrift spuken zu lassen, und dasselbe war dem Präsidenten Ludwig Napoleon sehr behilflich, sich vor dem Schuldgefängnis auf den Kaiserthron zu retten. Jetzt versucht der Herzog von Gramont das spanische Gespenst zu zitieren, um den Kaiser von den hundert Millionen zu erretten, die derselbe seiner Privatschatulle aus dem Staatsschatze vorgeschossen hat. Jener Litterat wurde Beherrscher eines Präfekturbezirks. Welche Belohnung sich wohl Gramont zugedacht haben mag?"

Abends will der Minister eine Charakteristik der Franzosen und ihrer Politik unter dem Kaiser Napoleon, die, in verschiedner Form ausgeführt und abgekürzt, durch die deutsche Presse gehen soll, und die ich zunächst der Spenerschen Zeitung übersende, während sie in ihren Hauptgedanken morgen durch das Litterarische Büreau in die Magdeburgische und eine Anzahl kleinerer Zeitungen gebracht werden soll. Er sagte (wörtlich): „Die Franzosen sind nicht die feinen Leute, wofür man sie gewöhnlich hält. Sie gleichen als Nation gewissen Leuten in unsern niedern Klassen. Sie sind borniert und brutal — muskelkräftig und großmäulig und unverschämt und

verschaffen sich namentlich durch ihr dreistes, gewaltthätiges Auftreten die Bewundrung unter ihresgleichen. Sie gelten auch bei uns vielen, die nicht tiefer sehen, für gescheit, ihre Regierung für gute Politiker, weil sie überall renommieren, anmaßend dreinreden, sich in aller Leute Angelegenheiten mischen und alle beherrschen wollen. . . . Dreistes Auftreten imponiert immer. Man denkt an seine politische Berechnung; 's ist aber nur, weil sie immer dreimalhunderttausend Mann bereit halten, um ihre Politik zu unterstützen. Damit allein haben sie allerlei durchgesetzt, nicht mit ihrem politischen Verstande. Dieses Vorurteil muß bei uns schwinden. . . . Sie sind im vollsten Sinne eine bornierte Nation in politischen Dingen. Sie haben keine Vorstellung, wie es außerhalb Frankreichs aussieht, lernen davon nichts in ihren Schulen. Daher auch ihre Einbildung und Selbstüberschätzung. Die französischen Unterrichtsanstalten lassen ihre Zöglinge in majorem Franciae gloriam in krasser Unwissenheit über alles Auswärtige, und so haben sie die albernsten Vorstellungen von den Nachbarvölkern. . . . 's ist mit dem Kaiser — von Gramont nicht zu reden, der ist ein Rindvieh — ebenso oder doch nicht viel besser. Er ist, obwohl auf deutschen Schulen erzogen, im Grunde unwissend — Cäsar sollte das verdecken — er hat alles wieder vergessen. . . .[1] Seine Politik war stets dumm. Der Krimkrieg ging gegen das Interesse Frankreichs, das auf ein Bündnis mit Rußland, wenigstens auf gutes Einvernehmen mit dem hinweist, der italienische Krieg ebenfalls; denn er schuf einen Rivalen am Mittelmeer, in Nordafrika, Tunis u. s. w., der einmal gefährlich werden kann. Das italienische Volk ist viel begabter als das französische, nur schwächer an Zahl. Der Krieg in Mexiko, das Verhalten im Jahre 1866 waren lauter Mißgriffe, und wenn man jetzt so tobt und lärmt, so ist wohl das Bewußtsein dabei, daß man wieder eine Dummheit begangen hat."

25. Juli. Graf Bismarck nimmt heute früh elf Uhr oben in seiner Wohnung mit den Seinigen das heilige Abendmahl. Er läßt anfragen, ob jemand aus unserm Büreau sich daran beteiligen wolle, aber es meldet sich niemand dazu. Ich war einen Augen-

[1] L'Histoire de Jules César. — Ähnliche Urteile bei Poschinger, Tischgespräche und Interviews I, 139. 154.

blick geneigt, überlegte mirs aber anders. Es konnte so aussehen, als wolle man sich damit empfehlen.

Der Benedettische Vertragsentwurf geht in Abschrift an Auber (französische Korrespondenz) und Heide ab.

27. Juli. Bei Braß und in der Spenerschen Zeitung soll gesagt werden, die Diskretion in betreff vertraulicher Mitteilungen zwischen großen Regierungen werde gewöhnlich sorgfältiger beobachtet und aufrecht erhalten, als das Publikum glaube. Nach der französischen Entstellung des Verhältnisses Preußens zu der spanischen Thronkandidatur (in der Gramontschen Depesche vom 21. Juli) sehe man sich aber diesseits gezwungen, jede Rücksicht schweigen zu lassen, und so sei die Veröffentlichung des Benedettischen Vorschlags erfolgt, und es könne noch mehr der Art erfolgen. „Indiskreten Lügen gegenüber — so schloß der Graf diese Information — sind wir berechtigt, wenigstens mit Diskretion die Wahrheit zu sagen."

Bucher bringt mir folgenden Entwurf zu einem Aufsatz für die Presse vom Minister herunter: „Die jetzt in ihrem Wortlaute vorliegende Depesche des Herzogs von Gramont ist ein krampfhafter Versuch der französischen Regierung, als Grundlage der Situation, die sie herbeigeführt hat, die hohenzollernsche Thronkandidatur festzuhalten und die bei vielen andern Gelegenheiten eingestandnen Motive, die Eroberung des linken Rheinufers und Belgiens für Frankreich, zu verdecken. Die Widersinnigkeit der ganzen Behauptung geht schon daraus hervor, daß das Anerbieten des spanischen Thrones an den Erbprinzen von Hohenzollern erst durch ein vom 17. Februar dieses Jahres datiertes Schreiben gelangt ist, also Gespräche, die im März 1869, veranlaßt durch Wünsche oder Vorschläge, die damals zahlreich in der Presse auftauchten (auch in betreff des Prinzen Friedrich Karl), stattgefunden haben können (zwischen von Thile und Benedetti), zu diesem Anerbieten in keiner Beziehung stehen. Im Dezember 1851 gelang es dem Präsidenten Louis Napoleon, im In- und Auslande Fiktionen so lange Glauben zu verschaffen, als zur Erreichung des Zweckes nötig war. Die jetzt, etwas spät, aufgestellte Fiktion, daß der Erbprinz von Hohenzollern ein Kandidat Preußens gewesen sei, ist im voraus widerlegt durch die längst bekannten Thatsachen, daß die Staatsregierung wie die Bundesbehörden ganz

und gar ohne Kenntnis und ohne Beziehung zu dem spanischen Antrage waren, Se. Majestät der König als Familienhaupt aber sich der Sache standhaft widersetzt hat, bis er im Juni dieses Jahres in Ems aus Rücksicht auf die Vorstellung, daß Spanien andernfalls der Republik verfallen werde, ungern seinen Widerspruch aufgab. Wir begreifen schwer, welches Interesse die französische Regierung jetzt nach Ausbruch des Kriegs noch am Lügen haben kann. Nur die gänzliche Isolierung der französischen Auffassung kann es erklären, daß der Herzog von Gramont noch einmal das Nebelbild von der Wiederherstellung der Monarchie Kaiser Karls des Fünften vorzuführen versucht, das, kaum erschienen, vor dem zornigen Gelächter der über solche Zumutung an ihre Leichtgläubigkeit beleidigten öffentlichen Meinung Europas zerronnen ist."

Der Kanzler will abends folgende Betrachtung in den Zeitungen angestellt sehen: „Das Benedettische Aktenstück ist keineswegs das einzige in der Frage, mit der es sich beschäftigt. Die betreffenden Verhandlungen sind vielmehr auch durch andre Organe, z. B. durch den Prinzen Napoleon während seiner Anwesenheit in Berlin, angeknüpft worden.... Wenn die französische Diplomatie unwissend genug ist, um glauben zu können, daß ein deutscher Minister, der nationale Politik treibt, überhaupt die Möglichkeit vor sich hat, auf solche Anerbietungen einzugehen, so muß sie sich auch gefallen lassen, daß man sie mit ihrer eignen Politik so lange amüsiert, wie dieses französische Amüsement zur Erhaltung des Friedens nützlich erscheint.... Auch die unwissendste Politik, die bornierteste, kommt schließlich nach Jahren auf den Punkt, wo sie erkennt, daß sie Unmögliches gehofft und verlangt hat, und von dem Eintritt dieser Erkenntnis datiert jetzt die kriegerische Stimmung in Paris. Die Hoffnung deutscher Staatsmänner, die Franzosen so lange amüsieren zu können, bis in Frankreich selbst durch Änderung der absolutistischen Verfassung ein friedliebendes Regiment Platz greife, hat sich nach Gottes Willen leider nicht verwirklicht. Nachdem aber der Friede nicht mehr zu erhalten ist, ist auch nichts mehr zu verschweigen. Das Schweigen wurde eben lediglich behufs der Verlängerung und womöglich vollständiger Bewahrung des Friedens beobachtet.... Setzen Sie — so schloß der Minister — noch hinzu, in den Verhandlungen sei auch von der französischen Schweiz die

Rede gewesen und die Andeutung gefallen, daß man in Piemont wisse, wo das Französische aufhöre und das Italienische anfange."

28. Juli. Ich sehe das Original des Benedettischen Vertragsentwurfs und werde eine ganz ähnliche photographische Kopie davon, die angefertigt und an die Kabinette versandt werden soll, erhalten.

Bucher händigt mir, von oben kommend, folgende Gedanken zu einem Aufsatze ein, der in ein auswärtiges Blatt gebracht werden soll: „Die gegenwärtigen Machthaber in Spanien erklären, sich in dem Konflikte zwischen Deutschland und Frankreich ruhig verhalten zu wollen, weil letzteres ihnen selbst Schwierigkeiten im Innern bereiten könnte. Sie lassen sich von Bonaparte verbieten, zum Könige zu wählen, wen sie wollen. Sie sehen mit verschränkten Armen und gelassener Miene zu, wie andre Völker sich schlagen um eines Streites willen, zu dem eine innere spanische Angelegenheit Anlaß gegeben hat. Wir haben uns den gentilhomme Castillan anders gedacht.[1] Es scheint ihnen zu Mute zu sein wie dem Gil Blas, der sich mit dem Feldscher duellieren wollte und bemerkte, daß derselbe ein ungewöhnlich langes Rapier führe."

30. Juli, abends zehn Uhr. Der Minister wünscht, daß nochmals auf das Umschauen Frankreichs nach fremder Hilfe aufmerksam gemacht werde, und giebt mir wieder einige Gesichtspunkte an. „Frankreich bettelt überall herum und sucht namentlich Italien in seinen Sold zu nehmen. Es spekuliert dort, wie allenthalben, auf die schlechtesten Elemente, während die bessern nichts von ihm wissen wollen. Wie stimmt das zu der großen, an der Spitze der Zivilisation einherschreitenden Nation, deren Geschichtschreiber immer darauf hinwiesen, daß sie bei Leipzig nur als eins gegen vier unterlagen? Damals hatte man halb Deutschland, Italien und Holland für sich, desgleichen das heutige Belgien. Jetzt, wo man allein steht, erscheint man mit dem Hut in der Hand vor allen Thüren und sucht Miettruppen zur Verstärkung seiner Kräfte, auf die man also sehr wenig Vertrauen setzen muß."

31. Juli. Früh von Roland eine von den photographischen Kopien des Benedettischen Entwurfs erhalten.

[1] G. u. E. I, 8 „der ritterliche Cid."

Zweites Kapitel

Abreise des Bundeskanzlers auf den Kriegsschauplatz — Ich folge ihm zunächst nach Saarbrücken — Weiterfahrt von da bis zur französischen Grenze — Das mobilisierte Auswärtige Amt

Am 31. Juli 1870 nachmittags fünf und einhalb Uhr fuhr der Kanzler, begleitet von seiner Gemahlin und seiner Tochter, der Komtesse Marie, aus seiner Wohnung auf der Wilhelmstraße nach dem Bahnhofe, um sich mit König Wilhelm auf den Kriegsschauplatz und zunächst nach Mainz zu begeben. Einige Räte des Auswärtigen Amtes, ein expedierender Sekretär des Zentralbüreaus, zwei Chiffreure und drei oder vier Kanzleidiener waren bestimmt, ihm zu folgen. Wir andern begleiteten ihn, als er, den Helm auf dem Haupte, in der Hausflur unter den beiden Sphinxen der Treppenwangen in den Wagen stieg, nur mit guten Wünschen. Auch ich hatte mich schon darein ergeben, den Krieg bloß auf der Landkarte und in den Zeitungen mitzumachen. Denn der Minister hatte, als ich ihm einige Tage nach der Kriegserklärung die Bitte vortrug, mich mitzunehmen, falls ich nützlich sein könnte, die Antwort erteilt, das werde darauf ankommen, wie sich das Hauptquartier einrichte; vorläufig sei kein Platz für mich vorhanden. Doch sollte es sich bald günstiger für mich gestalten.

Am 6. August abends traf das Telegramm vom Siege bei Wörth im Ministerium ein. Eine halbe Stunde später, nachdem es Feierabend gegeben hatte, überbrachte ich die frohe Botschaft noch frisch und warm einer Gesellschaft von Bekannten, die in einer Weinstube der Potsdamer Straße der Dinge, die da kommen sollten, wartete, und — nun, man weiß ja, wie der deutsche Mann gute Kunde gern feiert. Es war aber eine sehr gute Kunde, und so wurde sie

ſehr, von manchem vielleicht zu ſehr, von den meiſten jedenfalls zu lange gefeiert. Infolge deſſen war ich am nächſten Morgen noch nicht aus den Federn, als der Kanzleidiener Lorenz erſchien, der mir von ſeiten eines der zurückgebliebnen Räte Abſchrift einer telegraphiſchen Depeſche überbrachte, laut deren ich ſofort ins Große Hauptquartier abzureiſen hatte.

Geheimrat Hepke ſchrieb: „Lieber Herr Doktor, machen Sie ſich reiſefertig zur Abfahrt nach dem Hauptquartier im Laufe des heutigen Tages. „Mainz, 6. Auguſt, 7.36 abends. Dr. Buſch ſoll herkommen und einen Korreſpondenten für die Nationalzeitung und einen für die Kreuzzeitung mitbringen. Gez. Bismarck.“ Die Wahl der Korreſpondenten wurde mir von Hepke freigeſtellt.

Alſo doch, grundgütiges Schickſal! Raſch war das Notwendigſte beſorgt, bis zu Mittag erhielt ich Paß, Legitimationskarte und Freibillet für alle Militärzüge, und gegen acht Uhr abends dampfte ich mit den beiden Herren, die ich auf Befehl des Miniſters als Preßberichterſtatter mitnahm, dem Baron v. Ungern-Sternberg (für die Kreuzzeitung) und dem Profeſſor Konſtantin Rößler (für die Nationalzeitung), in Gottes Namen aus dem Anhalter Bahnhof hinaus, um über Halle, Nordhauſen und Kaſſel ſo ſchnell wie möglich mein Ziel zu erreichen.

Wir fuhren anfangs in einem Coupé erſter Klaſſe, ſpäter wurde die dritte, zuletzt ein Güterwagen daraus. Überall gab es langen Aufenthalt, der unſrer Ungeduld noch länger erſchien, als er war. Erſt am 9. Auguſt, früh nach ſechs Uhr, kamen wir nach Frankfurt. Da wir hier einige Stunden auf Weiterbeförderung warten mußten, hatten wir Zeit, uns zu erkundigen, wo ſich das Große Hauptquartier jetzt befinde. Der Etappenkommandant wußte uns keinen Beſcheid zu geben. Der Telegraphendirektor, den wir dann mit unſrer Frage aufſuchten, konnte uns auch nichts Beſtimmtes ſagen. „Vielleicht noch in Homburg — meinte er —, wahrſcheinlich aber ſchon in Saarbrücken.“

Erſt nach der Mittagsſtunde ging es weiter — jetzt in einem Gepäckwagen — nach Darmſtadt, am Odenwald hin, deſſen dunkle Berge ſchwere weiße Nebelwolken umwebten, nach Mannheim und auf Neuſtadt zu. Immer langſamer ſchlich der Zug hin, und immer häufiger ſtockte die Fahrt vor unabſehbar langen andern Militär-

zügen. Allenthalben, wo unſre Welle im Strom dieſer modernen Völkerwanderung an einem Orte vorüberbrauſte, Hurra und Schwenken von Hüten und Tüchern. Überall, wo ſie in ihrem Laufe anhielt, kamen Leute herbei, die den Soldaten in den Wagen zu eſſen und zu trinken brachten, alte Mütterchen darunter, gutherziges, hilfreiches, armes Volk, das nur Milchkaffee und trocknes Schwarzbrot zu bieten hatte.

Der Rhein wurde bei Nacht paſſiert. Als es tagt, liegt ein elegant gekleideter Herr neben uns am Boden, der mit einem andern, in dem wir ſeinen Diener zu erkennen glauben, engliſch ſpricht. Es ergiebt ſich, daß es der Londoner Bankier Deichmann iſt, der ebenfalls ins Hauptquartier will, um ſich bei Roon die Erlaubnis zu erbitten, als Freiwilliger in einem Kavallerieregiment den Krieg mitzumachen, zu welchem Zwecke er gleich ſeine Pferde mitgebracht hat. Auf ſeinen Rat fahren wir auf der Ebene vor Neuſtadt von Hosbach, wo der Zug durchaus nicht weiter zu wollen ſcheint, weil vor ihm drei oder vier andre Züge das Geleis einnehmen, in einem ſchnell beſorgten Bauernwagen nach dem genannten pfälziſchen Städtchen, das von Soldaten, bayriſchen Jägern, preußiſchen roten Huſaren, Sachſen und andern Uniformen wimmelt.

Hier wurde ſeit der Abfahrt von Berlin zum erſtenmale wieder warm gegeſſen. Bis dahin hatte es nur kalte Küche und des Nachts wenig erfolgreiche Verſuche gegeben, auf harten Holzbänken, die Reiſetaſche unter dem Kopfe, zu Schlaf zu kommen. Indes gingen wir ja in den Krieg, auch hatte ichs bei Touren mit minder lohnendem Ziel ſchon unbequemer gehabt.

Von Neuſtadt fuhren wir nach einſtündigem Aufenthalt weiter, quer durch die Hardt, durch enge Thäler mit Kiefern und durch eine Anzahl von Tunneln, endlich in die Gebirgslücke hinaus, in der Kaiſerslautern liegt. Hatten in den letzten Stunden Sonnenblicke mit Regenſchauern gewechſelt, ſo goß es während der Fahrt von hier bis Homburg beinahe ohne Unterbrechung wie mit Mulden, ſodaß der kleine Ort, als wir nach zehn Uhr in ſeinem Bahnhofe hielten, nur Nacht und Waſſer zu ſein ſchien. Wir ſtiegen, unſre Koffer auf den Schultern, in den peitſchenden Regen hinaus, wateten durch Sümpfe und Tümpel, ſtolperten über Eiſenbahnſchienen und taſteten und fragten uns nach dem Gaſthofe „Zur Poſt,“ wo

wir alle Zimmer übervoll fanden, und auch von dem, was Leib und Seele zusammenhält, nichts mehr zu haben war. Indes hätten wir auch von günstigern Verhältnissen wenig Gebrauch machen können; denn wir erfuhren hier, daß der Graf mit dem Könige schon weiter und vermutlich in Saarbrücken sei, und es hieß eilen, wenn wir ihn noch in Deutschland einholen wollten.

Wieder in die Sündflut hinaus zu müssen, war nicht erfreulich. Aber man konnte sich einigermaßen darüber hinwegphilosophieren, wenn man an andre dachte, die viel schlimmer daran waren. In der Wirtsstube der Post hatten die Schlafenden in einem Gemisch von Tabak-, Bier- und Lampendunst mit einer ebenfalls nicht aromatischen Beigabe vom Geruche feuchten Tuches und Leders auf Tischen und zusammengeschobnen Stühlen herumgelegen. In einer Senkung links vom Bahnhofe schmauchten, halb erloschen in der nassen Nacht, die Wachtfeuer eines großen Lagers — sächsischer Landsleute, wenn man unsre Frage richtig beantwortet hatte. Als wir nach unserm Zuge zurückwateten, blitzten uns durch den schräg herabströmenden Regen die Pickelhauben und Gewehrläufe eines preußischen Bataillons entgegen, das sich vor dem Bahnhofshotel aufstellte. Gründlich durchnäßt und ziemlich müde geworden, fanden wir endlich wieder ein Unterkommen in einem Güterwagen, wo Deichmann für sich und mich in einer schmalen Seitenabteilung ein Plätzchen am Fußboden zum Ausstrecken und ein paar Hände voll Stroh zum Kopfkissen entdeckte. Die beiden andern Reisegefährten hatten es nicht so gut. Sie mußten unter Postpaketen, Briefträgern und Trainsoldaten auf Kisten vorliebnehmen, und der arme Professor war augenscheinlich sehr angegriffen und ziemlich kleinlaut geworden.

Gegen ein Uhr setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Nach mehrmaligem Stillstand hielten wir, als der Morgen graute, in der Nähe eines Städtchens mit schöner alter Kirche. Im Thale daneben lag eine Mühle, an der sich die Chaussee nach Saarbrücken hinschlängelte. Wir hörten, daß dieses noch eine starke halbe Meile entfernt sei, und waren somit dem Ziele sehr nahe; aber unsrer Lokomotive schien der Atem ausgegangen zu sein, und jeden Augenblick konnte das Hauptquartier aufbrechen und die Grenze überschreiten, jenseits deren es vorläufig keine Eisenbahn und aller

Wahrscheinlichkeit nach wenig andre Fahrgelegenheit für uns gab. Bedeckter Himmel und ein feiner Sprühregen trugen nicht bei, die durch solche Betrachtungen erzeugte ungeduldige, besorgte und verdrießliche Stimmung zu verbessern. Wir hatten etwa zwei Stunden vergeblich auf das Pfeifen unsers Dampfwagens zum Aufbruch gewartet, als Deichmann wieder aus der Not half. Er verschwand, und als er nach einer Weile wiederkam, hatte er den Müller drunten gewonnen, uns mit seinem Gespann nach der Stadt zu bringen. Deichmann hatte aber dem vorsichtigen Manne versprechen müssen, dafür zu stehen, daß die Soldaten ihm die Pferde nicht wegnähmen.

Während der Fahrt erzählte uns der Müller, daß die Preußen ihre Vorposten schon bis in die Nachbarschaft von Metz vorgeschoben haben sollten. Zwischen neun und zehn Uhr waren wir in Sankt Johann, der auf dem rechten Ufer der Saar gelegnen Vorstadt von Saarbrücken, wo wir nicht viel von der einige Tage vorher erfolgten Beschießung durch die Franzosen, sonst aber schon ein recht buntes und lebendiges Bild kriegerischer Zustände sahen. Ein Gewirr von Marketenderkarren, Bagagewagen, Soldaten zu Fuß und zu Pferde, Johannitern mit der Kreuzbinde und dergleichen bewegte sich durch die Straßen. Hessische Truppen zogen vorbei, Dragoner und Artillerie; die Reiter sangen: „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.“

Im Gasthofe, wo wir uns umzogen, erfuhr ich, daß der Bundeskanzler noch im Orte war und bei dem Kaufmann und Fabrikanten Haldy Quartier genommen hatte.[1] Es war also trotz allem Aufenthalt auf der Herreise nichts versäumt worden, und ich hatte glücklich den Hafen erreicht, aber allerdings mit genauer Not; denn als ich zu Haldy ging, um mich als eingetroffen zu melden, hörte ich schon auf der Treppe von Graf Bismarck-Bohlen, dem Vetter

[1] Abeken (Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Berlin, 1898) nennt ihn S. 385 „einen reichen Kohlen- und Hüttenbesitzer“ (Brief aus Saarbrücken, 9. August 1870 abends). Abekens Briefe stellen die genaueste Parallele mit diesen Tagebuchblättern dar, nur sind sie meist weniger ausführlich als diese und bei weitem nicht so anschaulich. Im übrigen war die gesellschaftliche und amtliche Stellung der beiden Männer sehr verschieden, denn Abeken war Geheimer Rat und stand in ganz persönlichem Verkehr mit dem König, Busch ein titelloser, diätarisch beschäftigter Schriftsteller, der dem König nicht einmal vorgestellt wurde.

des Miniſters, daß man gleich nach Mittag weiter zu gehen vorhabe. Ich verabſchiedete mich nun von meinen Berliner Reiſegefährten, für die in dem Wagenzuge des Miniſters kein Platz übrig war, und von unſerm Londoner, von deſſen patriotiſchem Anerbieten General Roon mit Bedauern keinen Gebrauch machen zu können erklärt hatte. Dann ſchaffte ich meinen Koffer aus dem Gaſthofe auf den Küchenwagen, der mit andern Fuhrwerken unten an der Saarbrücke aufgefahren war. Nachdem dies beſorgt war, kehrte ich in das Haldyſche Haus zurück, wo ich mich dem Kanzler, der eben aus ſeinem Zimmer trat, um ſich zum Könige zu begeben, auf dem Vorſaale vorſtellen konnte, worauf ich das nebenan etablierte Büreau aufſuchte, um zu fragen, ob es für mich zu thun gebe. Es gab genug zu thun; die Herren hatten alle Hände voll, und ich bekam unverzüglich in der ſoeben eingetroffnen, für den König zu überſetzenden Thronrede Ihrer Britiſchen Majeſtät meinen Anteil davon. Von höchſtem Intereſſe, wenn auch noch nicht recht verſtändlich war mir dann die Erklärung in einer nach Petersburg beſtimmten Depeſche, die man mir einem der Chiffreure zu diktieren gab, man werde ſich unſrerſeits mit dem etwaigen Sturze Napoleons nicht begnügen können.

Das ſah ja wie das Aufdämmern eines Wunders aus. Straßburg! Vielleicht die Vogeſengrenze! Wer hätte ſich vor drei Wochen davon auch nur träumen laſſen?

Das Wetter hatte ſich inzwiſchen aufgeklärt. Kurz vor ein Uhr hielten bei ſtechender Sonne die Wagen vor den zur Hausthür hinaufführenden Steinſtufen, alle vierſpännig, Soldaten auf den Sattelpferden, ein Wagen für den Kanzler, einer für die Räte und den Grafen Bismarck-Bohlen, einer für den geheimen expedierenden Sekretär und die beiden Chiffreure. Nachdem der Miniſter mit dem Geheimrat Abeken in dem ſeinen Platz genommen, und ſein Vetter ſowie die beiden andern Räte ſich zu Pferde geſetzt hatten, verfügten ſich auch die übrigen mit ihren Aktenmappen in ihre Wagen. Ich beſtieg für diesmal ſowie ſpäter, wenn die Herren ritten, den der Räte. Fünf Minuten nachher überſchritten wir den Fluß und kamen in die lange Hauptſtraße von Saarbrücken. Dann ging es die von Pappeln beſchattete Chauſſee hinauf, die am Schlachtfelde des 6. Auguſt vorbei nach Forbach führt, und ſchon in einer halben

Stunde nach unſerm Aufbruch von Sankt Johann waren wir auf franzöſiſchem Boden. Von dem blutigen Kampfe, der fünf Tage vorher hier oben hart an der Grenze gewütet hatte, waren noch mancherlei Spuren vorhanden; von Kugeln abgeriſſene Baumäſte, weggeworfne Torniſter, Fetzen von Kleidern und Leinenzeug auf den Stoppelfeldern, niedergetretnes Kartoffelkraut, zerſchoſſene Räder, Gruben, von Granaten gewühlt, kleine, roh zuſammengebundne Holzkreuze, vielleicht die Stelle bezeichnend, wo Offiziere beerdigt worden waren, u. dergl. Die Toten aber waren, ſoweit man ſehen konnte, ſämtlich ſchon beſtattet.

Und hier am Anfang unſrer Reiſe durch Frankreich will ich in meiner Erzählung für eine Weile abbrechen, um einige Worte über das mobiliſierte Auswärtige Amt und über die Art und Weiſe zu ſagen, wie der Kanzler mit ſeinen Leuten reiſte, wohnte, arbeitete und überhaupt lebte. Der Miniſter hatte ſich zu ſeiner Begleitung die Wirklichen Geheimen Legationsräte Abeken und von Keudell, den früher mehrere Jahre der Geſandtſchaft in Paris zugeteilt geweſenen Wirklichen Legationsrat Graf Hatzfeldt und den Legationsrat Graf Bismarck-Bohlen gewählt. Dazu kam der Geheimſekretär Bölſing vom Zentralbüreau, die Chiffreure Williſch und St. Blanquart, endlich ich. Als Boten und Aufwärter gingen die Kanzleidiener Engel, Theiß und Eigenbrodt mit; der letzte wurde anfangs September durch den flinken und anſtelligen Krüger erſetzt. In ähnlicher Eigenſchaft begleitete uns Herr Leverſtröm, der damals vielgenannte „ſchwarze Reiter,“ der ſonſt in den Straßen Berlins für das Miniſterium Stafettendienſte that. Die Sorge für unſer Leibliches war einem Koch anbefohlen, der während der Fahrt als Trainſoldat fungierte und deſſen Name Schulz oder Schultz war. Man ſieht, ich beſtrebe mich, genau zu ſein und niemand an ſeinem Namen oder Titel zu verkürzen. In Ferrières vervollſtändigte ſich der Kreis der Räte durch Lothar Bucher, auch ſchloß ſich uns hier ein dritter Chiffreur, Herr Wiehr, an. In Verſailles endlich traten noch der jetzige Legationsrat von Holſtein, der junge Graf Wartensleben und — für nicht zum Bereiche des Auswärtigen Amts gehörende Zwecke — der Geheime Oberregierungsrat Wagener hinzu. Bölſing wurde hier nach einigen Wochen als unwohl geworden durch den Geheimſekretär Wollmann erſetzt, und die ge-

steigerte Masse der Geschäfte erforderte einen vierten Chiffreur, auch trafen noch einige Kanzleidiener ein, von deren Namen ich leider keinen behalten habe. Die Güte unsers „Chefs“ — so wird der Reichskanzler von den Angehörigen des Auswärtigen Amtes in gewöhnlicher Rede bezeichnet — hatte es so angeordnet, daß seine Mitarbeiter, Sekretäre wie Räte, auch gewissermaßen Glieder seines Haushalts waren; wir wohnten, wenn es die Umstände gestatteten, in demselben Hause mit ihm und hatten die Ehre, an seiner Tafel zu speisen.

Der Kanzler trug während des ganzen Krieges Uniform und zwar in der Regel den bekannten Interimsrock des gelben Regiments der schweren Landwehrreiterei, dessen weiße Mütze und weite Aufschlagstiefel, bei Ritten nach Schlachten oder Aussichtspunkten auch an einem über Brust und Rücken gehenden Riemen ein schwarzes Lederfutteral mit einem Feldstecher und zuweilen außer dem Pallasch einen Revolver. Von Dekorationen sah man bei ihm in den ersten Monaten regelmäßig nur das Komturkreuz des Roten Adlerordens, später auch das Eiserne Kreuz. Nur in Versailles traf ich ihn einigemal im Schlafrock an, und da war er nicht wohl — ein Zustand, von dem er sonst während des Feldzugs meines Wissens fast ganz unangefochten blieb. Auf der Reise fuhr er meist mit Abeken, einmal mehrere Tage nacheinander auch mit mir. In betreff der Quartiere machte er äußerst geringe Ansprüche, sodaß er sich auch da, wo Besseres zu haben war, mit einem höchst bescheidnen Unterkommen begnügte.[1] Einmal hatte er nicht einmal eine Bettstelle, sodaß man ihm sein Lager auf dem Fußboden bereiten mußte.

Auf der Reise fuhren wir meist unmittelbar hinter dem Wagenzuge des Königs her. Wir brachen dann gewöhnlich gegen zehn Uhr morgens auf und machten bisweilen starke Touren, bis zu sechzig Kilometern. Im Nachtquartier eingetroffen, ging man stets

[1] Fürst Bismarck selbst führt diese Behandlung in den „Gedanken und Erinnerungen“ II, 94 auf die Verstimmung der Generalstabsoffiziere, der „Halbgötter“ zurück, die von 1866 her datierte, weil er damals zu wichtigen militärischen Beratungen zugezogen worden war und in manchem Falle gegen sie Recht behalten hatte. Siehe auch II 32. 35 u. s. w. über die „Ressort-Eifersucht.“

sofort an die Einrichtung eines Büreaus, wo es dann selten an Arbeit mangelte, zumal, wenn uns der Feldtelegraph erreicht hatte, und der Kanzler durch ihn wieder geworden war, was er in dieser Zeit mit kurzen Unterbrechungen immer gewesen ist, der politische Mittelpunkt der zivilisierten Welt Europas. Auch da, wo nur für eine Nacht Halt gemacht wurde, erhielt er, selbst rastlos thätig, seine Umgebung bis spät in fast nie abreißender Geschäftigkeit. Feldjäger kamen und gingen, Boten brachten Briefe und Telegramme und schafften deren fort. Die Räte verfaßten nach den Weisungen ihres Chefs Noten, Erlasse und Verfügungen, die Kanzlei kopierte und registrierte, chiffrierte und dechiffrierte. Von allen Richtungen der Windrose strömte Material in Berichten und Anfragen, Zeitungsartikeln und dergleichen herzu, und das Meiste davon erheischte unverzügliche Erledigung.

Die fast übermenschliche Befähigung des Kanzlers zu arbeiten, schöpferisch, aufnehmend, kritisch zu arbeiten, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, überall ohne Verzug das Rechte zu finden und das allein Geeignete anzuordnen, war vielleicht nie so bewundernswert wie während dieser Zeit, und sie war in ihrer Unerschöpflichkeit um so erstaunlicher, als nur wenig Schlaf die bei solcher Thätigkeit aufgewandten Kräfte ersetzte. Wie daheim stand der Minister auch im Felde, wenn ihn nicht eine zu erwartende Schlacht schon vor Tagesanbruch an die Seite des Königs und zum Heere rief, meist spät, in der Regel gegen zehn Uhr auf. Aber er hatte dann die Nacht durchwacht und war erst mit dem durchs Fenster scheinenden Morgenlichte eingeschlafen. Oft kaum aus dem Bette und noch nicht in den Kleidern, begann er schon wieder zu denken und zu schaffen, zu studieren, den Räten und andern Mitarbeitern Instruktionen zu erteilen, Fragen vorzulegen und Aufgaben der verschiedensten Art zu stellen, selbst zu schreiben oder zu diktieren. Später waren Besuche zu empfangen oder Audienzen zu geben, oder es war dem Könige Vortrag zu halten. Dann wieder Studium von Depeschen und Landkarten, Korrektur von befohlnen Aufsätzen, Niederschrift von Konzepten mit den bekannten großen Bleistiften, Abfassung von Briefen, Information zu Telegrammen oder Äußerungen in der Presse und dazwischen mitunter abermals Empfang unabweislicher Besuche, die zuweilen nicht willkommen sein konnten. Erst nach

zwei, manchmal erst nach drei Uhr gönnte sich der Kanzler an Orten, wo für längere Zeit Halt gemacht worden war, einige Erholung, indem er einen Spazierritt in die Nachbarschaft unternahm. Darauf wurde nochmals gearbeitet, bis man zwischen fünf und sechs Uhr zum Diner ging. Spätestens anderthalb Stunden nachher war er wieder in seinem Zimmer am Schreibtisch, und häufig sah ihn noch die Mitternacht lesen oder Gedanken zu Papier bringen.

Wie der Graf es mit dem Schlafen anders wie unter gewöhnlichen Menschen üblich hielt, so lebte er auch hinsichtlich seiner Mahlzeiten in eigner Weise. Früh genoß er eine Tasse Thee und wohl auch ein oder zwei Eier, dann aber in der Regel nichts bis zu dem in die Abendstunden verlegten Diner. Sehr selten nahm er am zweiten Frühstück und nur dann und wann am Thee teil, der zwischen neun und zehn Uhr serviert wurde. Er aß somit, gelegentliche Ausnahmen abgerechnet, innerhalb der vierundzwanzig Stunden des Tages eigentlich nur einmal, dann aber — beiläufig wie Friedrich der Große — reichlich. Diplomaten halten sprichwörtlich auf eine gute Tafel und stehen hierin, wie ich mir habe sagen lassen, kaum den Prälaten nach. Es gehört das zu ihrem Gewerbe, da sie häufig einflußreiche oder sonst bedeutende Gäste bei sich sehen, die zu dem oder jenem Zwecke in angenehme Stimmung gebracht werden müssen, und da erfahrungsmäßig nichts so angenehm stimmt, wie die Vorräte eines wohlversorgten Kellers und die Ergebnisse der Kunst eines durchgebildeten Kochs. Auch Graf von Bismarck führte einen guten Tisch, der sich da, wo die Umstände es erlaubten, zur Opulenz erhob. Dies war namentlich in Reims, Meaux, Ferrières und zuletzt in Versailles der Fall, wo das Genie des Künstlers in der Trainmontur uns Frühstücke und Diners schuf, denen ein an einfache bürgerliche Kost gewöhntes Gemüt fast mit dem Gefühle Gerechtigkeit widerfahren ließ, in Abrahams Schoße zu sitzen, zumal da bei ihnen außer andern werten Gaben Gottes aus dem Bereiche trinkbarer Flüssigkeiten der Sekt nicht vermißt wurde. Der Küchenwagen hatte zu solchen Mahlzeiten zinnerne Teller, Becher aus silberähnlichem Metall, inwendig vergoldet, und eben solche Tassen mitgebracht. Einiges zur Verschönerung der Tafel, die uns so freundlich nährte, trugen in den letzten fünf Monaten Spenden aus der Heimat bei, die, wie billig, auch ihres Bundeskanzlers

liebreich gedachte und ihn reichlich mit allerhand leckern Sendungen fester und flüssiger Natur, Spickgänsen, Wild, edeln Fischen, Fasanen, Baumkuchen, trefflichem Bier und feinem Wein sowie andern hochachtbaren Dingen versorgte.

Ich bemerke zum Schlusse dieses Abschnitts noch, daß außer dem Kanzler zu Anfang nur die Räte Uniform trugen, von Keudell die der hellblauen Kürassiere, Graf Bismarck-Bohlen die eines Gardedragonerregiments, Graf Hatzfeldt und Abeken die Interimsuniform der Beamten des Auswärtigen Amtes. Später wurde der Gedanke angeregt, dem gesamten Personal der fest Angestellten in der Begleitung des Ministers mit Ausschluß der zuerst genannten beiden Herren, die zugleich Militärs waren, diesen Schmuck zu teil werden zu lassen. Der Chef willigte ein, und so sah Versailles auch die Kanzleidiener in dieser Bekleidung erscheinen, die in einem dunkelblauen Rocke mit zwei Reihen von Knöpfen und schwarzem Kragen und Aufschlag von Sammet, einer Mütze mit denselben Farben und, bei den Räten, Sekretären und Chiffreuren, in einem Degen mit goldnem Portepee bestand. Der alte Geheimrat Abeken,[1] der auch sein Roß wacker tummelte, nahm sich in diesem Kostüm ungemein kriegerisch aus, und ich glaube, er empfand das und war glücklich darüber. Es that ihm wohl, wie ein Offizier auszusehen — fast so wohl wie damals, wo er, ohne Türkisch oder Arabisch zu verstehen, in orientalischer Tracht das heilige Land durchreiste.

[1] geboren 1809.

Drittes Kapitel

Von der Grenze bis Gravelotte

Im vorigen Abschnitte blieb ich an der französischen Grenze stehen. Daß wir sie überschritten hatten, sagten uns die Dorfbezeichnungen. Man las an den betreffenden Tafeln: Département de la Moselle. Die weiße Straße wimmelte von Fuhrwerken und Truppenzügen, jeder Ort war voll Einquartierung. In der überall hügligen, teilweise bewaldeten Gegend waren hier und da kleine Lager im Entstehen, in denen man Pferde an Pikettpfählen, Kanonen, Pulverwagen, Marketender, Gruben für Kochfeuer und mit Zubereitung von Speisen beschäftigte Soldaten in Hemdärmeln sah.

Nach etwa zwei Stunden erreichten wir Forbach, das wir ohne Aufenthalt passierten. In den Gassen, durch die wir fuhren, waren die Angaben der Schilder an Werkstätten und Kaufläden fast durchweg französisch, die Namen der Inhaber dagegen meist deutsch, z. B. Schwarz, Boulanger. Manche von den vor den Thüren stehenden Einwohnern grüßten in die Wagen, die Mehrzahl zeigte eine verdrießliche Miene, was sie nicht hübscher machte, aber nicht unerklärlich war; denn sie hatten offenbar mehr als genug Einquartierung. Alle Fenster waren voll blaue Preußen.

So ging es fort bergauf und thalab, durch Wäldchen, durch Dörfer nach Saint Avold, wo wir etwa halb fünf Uhr eintrafen und allesamt mit dem Kanzler auf der Rue des Charrons Nr. 301, im Hause eines Herrn Laity einquartiert wurden. Es war ein einstöckiges Haus mit weißen Jalousien, das in der Front nur fünf Fenster, aber eine bedeutende Tiefe hatte, und deshalb ziemlich geräumig war. Nach hinten zu öffnete es sich auf einen gutgepflegten, von Gängen durchschnittnen Obst- und Gemüsegarten. Der Besitzer, der ein verabschiedeter Offizier sein sollte und dem An-

schein nach wohlhabend war, hatte sich am Tage vor unsrer Ankunft mit seiner Frau entfernt und nur ein altes Weib, das lediglich französisch sprach, sowie eine Magd zurückgelassen. Der Minister bewohnte das eine Vorderzimmer, die übrigen teilten sich in die Stuben, die auf den Gang mündeten, der zu den hintern Gemächern führte. In einer halben Stunde war in dem ersten jener hintern Räume das Büreau eingerichtet, das zugleich als Schlafstätte für Keudell dienen sollte. Das Zimmer daneben, das ebenfalls auf den Garten hinaussah, wurde für Abeken und mich bestimmt. Dieser schlief in einem Himmelbett in einer Wandnische, wobei er sich zu Häupten das Bild des Gekreuzigten und über den Füßen eine Mutter Gottes mit dem blutenden Herzen hatte — die Leute im Hause waren also wohl katholisch. Für mich machte man ein bequemes Lager auf den Dielen zurecht. Das Büreau begann sofort fleißig zu arbeiten, und da es für mich vorläufig in meinem Fache nichts zu thun gab, versuchte ich beim Dechiffrieren von Depeschen zu helfen, einer Manipulation, die keine erheblichen Schwierigkeiten bietet.[1]

Abends nach sieben Uhr aßen wir mit dem Grafen in der an dessen Zimmer anstoßenden kleinen Stube, deren Fenster sich auf den mit Blumenbeeten geschmückten schmalen Hof öffneten. Die Unterhaltung bei Tische war lebhaft, doch sprach vorwiegend der Minister. Er hielt einen Überfall nicht für unmöglich; denn, wie er sich auf einem Ausfluge überzeugt hatte, standen unsre Vorposten nur drei Viertelstunden Wegs von der Stadt und sehr weit aus einander. Er hatte eine Feldwache gefragt, wo die nächste wäre, aber die Leute hatten es nicht gewußt. Dann erzählte er: „Bei dem Gange sah ich, wie mir einer auf den Fersen folgte, der eine Axt auf der Schulter hatte — ich hielt die Hand am Degen — man weiß nicht, was unter Umständen — aber ich wäre wohl eher fertig geworden als er.“ Später bemerkte er, unser Hauswirt habe bei seiner Flucht alle Schränke voll Wäsche zurückgelassen, und fügte hinzu: „Wenn nach uns etwa ein Lazarett hierher kommt, wird man die schönen Hemden seiner Frau zu Charpie und Binden

[1] Darüber Abeken S. 388 von St. Avold, 11. August (nachmittags nach vier Uhr): ... „unsre Büreaubeamten, die das höchste Lob wegen ihrer Thätigkeit und Aufopferung verdienen und heute Unglaubliches geleistet haben, um den Kurier nach Berlin noch vor unsrer Abreise nach Saarbrücken abzufertigen.“

zerschneiden, und zwar von Rechts wegen. Dann aber wirds heißen, der Graf Bismarck hat sie mitgenommen."

Man kam dann auf den Aufmarsch der Truppen zu reden, und der Minister sagte, Steinmetz habe sich dabei eigenwillig und ungehorsam gezeigt. „Er wird — so schloß er — mit seiner Eigenmächtigkeit trotz seiner Lorbeeren von Skalitz noch Schaden nehmen wie Vogel von Falckenstein."[1]

Wir hatten vor uns Kognak, Rotwein und Mainzer Schaumwein. Jemand sprach vom Bier und meinte, daß uns das fehlen werde. Der Minister erwiderte: „Das schadet nichts. Die weite Verbreitung des Bieres ist zu beklagen. Es macht dumm, faul und impotent. Es ist schuld an der demokratischen Kannegießerei, zu der sie sich dabei zusammensetzen. Ein guter Kornbranntwein wäre vorzuziehen."

Ich weiß nicht mehr, durch wen und in welchem Zusammenhange die Mormonen auf das Tapet gebracht wurden. Der Minister wunderte sich über ihre Vielweiberei, „da die germanische Rasse doch nicht soviel vermag; mit den Orientalen soll es besser bestellt sein."

Dann lenkte das Gespräch auf die Frage ab, wie man in den Vereinigten Staaten eine solche polygamische Sekte dulden könne. Der Graf ergriff dabei die Gelegenheit, sich über Religionsfreiheit überhaupt zu äußern, und zwar erklärte er sich entschieden für diese, nur müsse sie, setzte er hinzu, unparteiisch gehandhabt werden. „Jeder muß nach seiner Façon selig werden können," sagte er. „Ich werde das einmal anregen, und der Reichstag wird sicher dafür sein. Das Kirchenvermögen aber muß natürlich denen verbleiben, die bei der alten Kirche bleiben, die es erworben hat. Wer austritt, muß seiner Überzeugung, oder vielmehr seinem Unglauben ein Opfer bringen können." — „Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden gar nicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird fortwährend als verfolgungssüchtig verschrieen, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist; davon aber, daß die

[1] Verdy du Vernois, Im großen Hauptquartier 1870/71, S. 23: „Manche seiner persönlichen, so hoch stehenden militärischen Eigenschaften machten ihn — auch leicht zu einem schwierigen Untergebnen, und seine Selbständigkeit ließ Reibungen befürchten, wenn er an der Spitze einer Armee einem Oberbefehl untergeordnet war."

Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt werden und verspottet — das finden die Leute ganz in der Ordnung."

Nach dem Essen gingen die Räte mit dem Bundeskanzler im Garten spazieren, in dem man, zur Hausthür hinaustretend, in einiger Entfernung rechts ein großes Gebäude sah, auf dem die weiße Fahne mit dem roten Kreuze flatterte, und aus dessen Fenstern Nonnen mit Lorgnons nach uns herüberblickten. Es war vermutlich ein Kloster, das man in ein Spital umgewandelt hatte. Abends äußerte einer der Chiffreure starke Unruhe und Besorgnis wegen eines Überfalls, und man beriet, was mit den Mappen, in denen sich die Staatsschriften und die Chiffres befanden, dann zu thun sei. Ich suchte zu beschwichtigen und erbot mich für den Notfall, zur Rettung oder Zerstörung der Papiere nach bestem Vermögen mitzuwirken.

Die Herren hatten sich ohne Not gesorgt und geängstigt.[1] Die Nacht war ruhig verlaufen, als der Morgen und der Kaffee sich einstellten. Ihnen folgte auf dem Fuße ein grüner Feldjäger aus Berlin mit Depeschen. Solche Boten haben Flügelsohlen, und dennoch war unsrer nicht schneller gereist als ich und meine Furcht, zu spät einzutreffen. Er war Montag den 8. August aufgebrochen und hatte mehrmals Extrapost genommen, und doch hatte er bis zu uns fast viermal vierundzwanzig Stunden gebraucht; denn wir schrieben jetzt den 12. In den Frühstunden half ich wieder den Chiffreuren bei ihrer Arbeit. Später, während der Chef beim Könige war, besuchte ich mit den Räten die große hübsche Stadtkirche, in der uns ein Kaplan herumführte. Nachmittags, wo der Minister ausgeritten war, besahen wir uns den preußischen Artilleriepark, der am Berge hinter dem Orte aufgestellt war.

Um vier Uhr wurde, nachdem der Kanzler zurückgekehrt war, gespeist. Er war weit weggewesen, um seine beiden Söhne, die als Gemeine bei den Gardedragonern dienen, aufzusuchen, hatte aber erfahren, daß die deutsche Kavallerie schon bis an die obere

[1] Ebenso Abeken S. 389 vom 12. August morgens. Thatsächlich war infolge einer Eigenmächtigkeit von Steinmetz die direkte Straße von Avold nach Metz „völlig von unsern Truppen frei"; erst am Abend wurde deshalb das 15. Ulanenregiment „auf diese Straße gesetzt, damit wir doch einigen Schutz in unmittelbarer Richtung auf die Franzosen hatten." Verdy du Vernois, 68.

Mosel vorgeschwärmt sei. Wir sahen ihn in guter Stimmung, wohl weil unsre Sache fortfuhr, sich günstig zu entwickeln. Als das Gespräch sich auf Mythologisches gelenkt hatte, äußerte er, daß „er niemals Apollo leiden gekonnt habe." Er hätte „einen aus Einbildung und Neid geschunden (Marsyas) und aus ähnlichen Gründen die Kinder der Niobe totgeschossen." — „Er ist — so fuhr er fort — der echte Typus eines Franzosen; 's ist einer, der es nicht ertragen kann, daß jemand besser oder ebenso gut die Flöte spielt wie er." Auch daß ers mit den Trojanern gehalten habe, hätte ihm nie zugesagt. Sein Mann wäre der ehrliche Vulkan gewesen, und noch besser hätte ihm Neptun gefallen — vielleicht wegen des Quos ego! was er aber nicht sagte.

Nach Tische gab es frohe Botschaft zu weiterer Verbreitung nach Berlin zu telegraphieren. Zunächst: „Wir hatten am 7. August schon über 10000 Gefangne. Die Wirkung des Sieges bei Saarbrücken auf die Feinde ist viel größer gewesen, als man anfangs glaubte. Sie ließen einen Brückentrain von etwa 40 Wagen, gegen 10000 Decken, die nun den Verwundeten zu gute kommen, und für eine Million Franken Tabakvorräte zurück. Pfalzburg und der dortige Vogesenübergang ist in unsern Händen.[1] Bitsch wird von einer Kompagnie beobachtet, da es nur eine Besatzung von 300 Mobilgardisten hat. Unsre Kavallerie steht bereits bei Luneville." Etwas später konnte man dem eine andre gute Nachricht folgen lassen: die, daß der Finanzminister in Paris, offenbar durch die Fortschritte der deutschen Heere bewogen, die Franzosen aufgefordert hatte, ihr Gold nicht zu Hause aufzubewahren, sondern es an die Bank von Frankreich einzuschicken.

Ferner wurde von der Vorbereitung einer Proklamation gesprochen, nach der in den von den deutschen Truppen besetzten Gegenden die Konskription verboten und — für immer aufgehoben werden sollte. Man berichtete uns sodann aus Madrid, daß die Montpensieristen, die zur liberalen Union gehörenden Politiker, z. B. Rios Rosas und Topete, sowie verschiedne andre Parteiführer sich mit dem größten Eifer bestreben, die unverzügliche Einberufung

[1] Verfrüht; Pfalzburg wurde vom 10. bis 14. August nur von Feldartillerie beschossen und kapitulierte erst nach langer Einschließung am 12. Dezember 1870.

der Landesvertretung herbeizuführen, damit ſie durch die Wahl eines Königs dem Proviſorium ein Ende mache. Auch befindet ſich der Herzog von Montpenſier, an den ſie dabei denken, bereits in der ſpaniſchen Hauptſtadt; indes widerſetzt ſich die Regierung dem Plane mit der größten Entſchiedenheit!

Endlich erfuhren wir, daß es morgen beizeiten weitergehen ſollte, und zwar wurde uns als nächſter Haltepunkt das Städtchen Faulquemont (Falkenberg) genannt. Abends übte ich mich wieder im Dechiffrieren, und es gelang mir, ohne Hilfe eine Depeſche von etwa zwanzig Zahlengruppen in ungefähr ebenſo vielen Minuten zu entziffern.

Am 13. Auguſt brachen wir wirklich nach Faulquemont oder, wie wirs jetzt ſchreiben, Falkenberg auf. Die Gegend, durch die wir fuhren, war wie die, die wir von Saarbrücken an paſſiert hatten, ein Hügelland, das vielfach mit Gehölzen bedeckt war, und an Kriegsbildern fehlte es ſo wenig wie vorher. Die Chauſſee war voll von Wagenzügen, Geſchützen, fahrenden Lazaretten, Armeegendarmen und Ordonnanzen. Lange Reihen von Infanterie marſchierten auf der Straße und zur Rechten quer über die Stoppelfelder auf den hier mit Strohwiſchen an Stangen abgeſteckten Kolonnenwegen. Bisweilen ſah man einen Mann mitten im Gliede umfallen, und hie und da lagen Marode in den Gräben; denn die Auguſtſonne brannte von einem wolkenloſen Himmel grimmig hernieder. Die Truppen, die wir vor uns und zuletzt großenteils hinter uns hatten, waren das 84. Regiment (Schleswig-Holſteiner) und das 36. Endlich kamen wir durch die dicke gelbe Staubwolke, die von ihren Tritten aufgeſtiegen war, in das Städtchen hinein, wo ich bei Bäcker Schmidt einquartiert wurde. Der Miniſter war in dem Nebel und Menſchengetümmel verſchwunden, und erſt nach einiger Zeit erfuhr ich von den gleichfalls in Falkenberg verbliebnen Räten, daß er mit dem Könige nach dem eine ſtarke Meile von uns entfernten Dorfe Herny (Herlingen) weitergefahren ſei.

Falkenberg iſt ein Ort von ungefähr 2000 Einwohnern, der nur aus einigen ziemlich langen Hauptſtraßen und etlichen engen Nebengaſſen beſteht und einen ſanft abfallenden Hügelrücken einnimmt. Den ganzen Reſt des Tages dauerte der Durchmarſch der Truppen beinahe ununterbrochen fort. Darunter befand ſich auch

hessische Infanterie. Die Sachsen standen ganz in der Nähe. Sie schickten ihre Marketender bis in die Nacht hinein zu meinem Bäcker, um Brot zu holen, an dem es infolge so ungewöhnlicher Ansprüche bald mangelte.

Am Nachmittag brachten preußische Husaren in einem Wagen mehrere Gefangne ein, darunter einen schwarzbraunen Turko, der sein Fez mit einem Zivilhute vertauscht hatte. An einer andern Stelle der Stadt, in der Nähe des Rathauses, stießen wir auf einen lauten Zank. Ein Marketenderweib hatte einem Ladeninhaber, ich weiß nicht, was, wenn mir recht ist, etliche Hüte, gestohlen, die sie natürlich wieder herausgeben mußte. Man erfuhr nicht, zu welchem Troß sie gehörte. Unsre Leute bezahlten, soweit ich Zeuge war, was sie brauchten und verlangten, mit gutem Gelde. Mitunter geschah sogar mehr. Graf Hatzfeldt erzählte: „Als ich mit Keudell durch eine Seitengasse ging, kam eine Frau auf uns zu, die sich weinend beklagte, daß Soldaten ihr die Kuh weggetrieben hätten. Keudell suchte sie zu trösten, er wolle sehen, ob er ihr die Kuh wiederschaffen könne, und als sie uns sagte, daß es Kürassiere gewesen seien, gingen wir, die zu suchen, wobei sie uns einen kleinen Jungen als Führer mitgab. Der brachte uns zuletzt aufs freie Feld hinaus, aber die Kürassiere und die Kuh konnte er uns nicht zeigen, und so kehrten wir unverrichteter Sache um. Keudell will ihr nun die Kuh bezahlen."

Meine Wirtsleute waren sehr höflich und gutmütig. Sie räumten mir sogleich das beste ihrer Zimmer ein und trugen mir, obwohl ich sie bat, sich meinethalben nicht zu bemühen, ein reichliches Frühstück mit Rotwein auf, dem nach französischer Sitte Kaffee in einer kleinen Bowle mit einem silbernen Speiselöffel, mit dem ich ihn trinken sollte, beigegeben war, und trotz meiner Weigerung mußte ich zulangen. Sie sprach nur gebrochen, er geläufig Deutsch, wenn auch nur das alemannische Patois und gelegentlich mit einem französischen Worte dazwischen. Nach den Heiligenbildern in ihren Stuben zu schließen, waren sie katholisch.

Nachdem ich mein Diner in dem Gasthofe, wo die Räte Unterkommen gefunden hatten, mit diesen und den andern eingenommen hatte und wieder zu meinen Bäckersleuten zurückgekehrt war, wurde mir die Freude zu teil, ihnen zum Dank für ihre Zuvorkommenheit

einen kleinen Dienſt zu leiſten, der ihnen aus einer Verlegenheit half. In der Nacht nach elf Uhr hörte ich Lärm auf der Hausflur, der immer ſtärker wurde. Nach einer Weile ſah die Wirtin zur Thür herein und bat mich, ihr beizuſtehen; unſre Leute wollten mit Gewalt von ihr zu eſſen haben, und ihr Mann hatte doch jetzt nichts vorrätig. Ich zog mich raſch an und fand Bäcker und Bäckerin von ſächſiſchen Soldaten und Marketendern umringt, die ſie ungeſtüm um Brot beſtürmten, wobei ich ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß, daß ſie deſſen dringend bedurften, und daß ſie es nicht umſonſt haben wollten. Es waren aber nicht mehr als zwei oder drei Laibe noch vorhanden. In Anbetracht deſſen denke ichs recht gemacht zu haben, wenn ich ein Kompromiß vorſchlug, nach dem der Bäcker vorläufig jedem ein rechtſchaffnes Stück — da es Landsleute waren, ſagte ich „eine richtige Bemme“ — geben ſollte, wogegen ſie am nächſten Morgen, wo vierzig Brote fertig ſein würden, auf volle Befriedigung rechnen könnten. Sie waren nach einigem Widerſpruch damit zufrieden, und die Nacht verging ohne weitere Störung.

Sonntag, den 14., nach dem Mittageſſen, wo Keudell erzählte, daß er der Frau die Kuh — ich glaube, mit 50 Thalern — wirklich bezahlt habe, folgten wir dem Miniſter nach Herny.[1] Über uns wölbte ſich ein tiefblauer Himmel, und von der ſtarken Hitze flimmerte es über den Feldern. Bei einem Dorfe links von der Straße hielt heſſiſches Fußvolk Gottesdienſt im Freien, die katholiſchen Soldaten in einem Ringe, die proteſtantiſchen ein Stück davon in einem zweiten um ihren Geiſtlichen. Letztere ſangen: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

---

[1] Darüber Abeken S. 391: „Falkenberg oder Faulquemont, den 14. Auguſt 1870 morgens früh. Als ich mich geſtern abend niederlegen wollte, kam Stieber [Chef der Feldpolizei], der nach Herny war, wo der Miniſter und der König liegen, mit einem Schmerzensſchrei des erſtern nach ſeinem Büreau von dort zurück, und in der Nacht iſt nun noch eine zweite Ordonnanz gekommen mit einem zweiten Schmerzensſchrei und einer Menge Telegramme in Chiffres. Ich kann mir dieſe für ihn ſehr ſchmerzliche Situation nur höchſt tragikomiſch denken, den Miniſter vor den unentzifferbaren Telegrammen! Er wünſcht deshalb, wir möchten ſo früh als möglich aufbrechen und zu ihm kommen; für Unterkommen würde er ſchon ſorgen.“

In Herny angelangt, ſahen wir, daß der Kanzler im erſten Stock eines langen, niedrigen, weißgetünchten Bauernhauſes etwas abſeits von der Hauptſtraße Wohnung genommen hatte, wo ſein Fenſter auf die Düngerſtätte hinausblickte. Das Haus war ziemlich geräumig, und ſo zogen wir ſämtlich zu ihm, ich wieder mit Abeken zuſammen. Hatzfeldts Stube war zugleich das Büreau. Der König hatte ſein Quartier beim Pfarrer gegenüber von der hübſchen altertümlichen Kirche, deren Fenſter Glasmalereien zeigen. Das Dorf iſt eine breite, langgeſtreckte Gaſſe mit einem gutgebauten Mairiegebäude, das zugleich die Gemeindeſchule enthält, und mit großenteils dicht aneinander ſtehenden Häuſern, die ſich unten nach dem kleinen Bahnhofe des Ortes abzweigt. In dem Stationsgebäude fanden wir eine arge Verwüſtung, herumgeſtreute Papiere, zerriſſene Bücher u. dergl. Daneben bewachten Soldaten zwei franzöſiſche Gefangne. Nach vier Uhr ließ ſich mehrere Stunden lang aus der Gegend von Metz dumpfer Donner wie von Kanonenfeuer hören. Beim Thee ſagte der Miniſter: „Das hätte ich vor vier Wochen auch nicht gedacht, daß ich heute mit den Herren meinen Thee in einem Bauernhauſe zu Herny trinken würde.“ Dann war unter anderm von Gramont die Rede, und der Graf wunderte ſich, daß dieſer geſunde, kräftige Mann nach ſolchem Mißglücken ſeines Vorgehens gegen uns nicht in ein Regiment eingetreten ſei, um ſeine Dummheit zu ſühnen. Groß und ſtark genug dazu wäre er reichlich.[1] „Ich hätte es anders gemacht 1866, wenn es nicht gut gegangen wäre,“ fügte er hinzu. „Ich wäre ſofort in ein Regiment eingetreten; ich hätte mich ja ſonſt nicht mehr ſehen laſſen können.“

Als er ſich auf ſein Zimmer, beiläufig ein niedriges und ſehr ländlich eingerichtetes Stübchen mit wenig Möbeln zurückgezogen hatte, wurde ich mehrmals zu ihm gerufen, um Aufträge zu empfangen. Es ſchien nützlich, unſre illuſtrierten Blätter zu veranlaſſen, den Sturm auf den Spichernberg in Abbildung zu bringen. Ferner war der Behauptung des Constitutionnel zu widerſprechen, nach der die Preußen auf ihrem Marſche durch Frankreich alles nieder-

[1] In Friedrichsruh äußerte Bismarck 22. Auguſt 1888 ganz ähnlich über Gramont: „Er war ein guter Jäger ... Er hätte ſich töten laſſen ſollen, dieſer Mann ... mit ſeiner Taille und ſeiner Geſtalt wäre er 1870 in einer Kürraſſierseskadron an ſeinem Platze geweſen,“ Poſchinger, Tiſchgeſpräche I, 155.

brennten und nichts als Ruinen zurückließen, wovon man nicht das mindeste bemerkt zu haben mit gutem Gewissen erklären konnte. Endlich war es wünschenswert, der Neuen Freien Presse entgegenzutreten, die bisher eine wohlwollende Haltung gegen uns gezeigt hatte, aber nach dem Constitutionnel in den letzten Tagen, vielleicht, weil sie wegen Preußenfreundlichkeit Abonnenten eingebüßt,*) vielleicht, weil etwas an dem Gerüchte war, die ungarisch-französische Partei habe die Erwerbung des Blattes vor,**) eine andre Richtung eingeschlagen hatte. „Sagen Sie — so schloß der Kanzler seine Weisung in Bezug auf einen andern Artikel des Constitutionnel***) —, es sei im Ministerrat niemals davon die Rede gewesen, Saarbrücken an Frankreich abzutreten. Die Sache sei nie über vertrauliche Anfragen und Besprechungen hinaus gekommen, und selbstverständlich könnte ein nationaler Minister, einer, der mit dem nationalen Gefühl arbeitet, an so was nicht denken. Doch mag das Gerede einen kleinen Grund haben. Es kann ein Mißverständnis oder eine Verdrehung der Thatsache sein, daß vor 1864 im Ministerrat die Frage angeregt und erörtert worden ist, ob es nicht geraten wäre, die Kohlengruben bei Saarbrücken, die Staatsgut sind, an Gesellschaften zu veräußern. Ich wollte damit den

*) Nach dem Constitutionnel vom 8. August hatte sich „der Druck der öffentlichen Meinung in Wien fortwährend deutlicher und in der Weise kund gegeben, daß die Neue Freie Presse an einem einzigen Tage mehr als tausend Briefe erhielt, in denen ihre Abonnenten ihr die Anzeige machten, daß sie dieses Blatt nicht mehr annehmen würden, wenn es fortführe, den Interessen Preußens zum Schaden Österreichs zu dienen."

**) Der Ankauf sollte, wie der Chef meinte, durch Kiß vermittelt werden, der wieder zu Vermögen gekommen sei.

***) Nach einem aus Wien stammenden, vom Constitutionnel mitgeteilten Artikel hatte die dortige Morgenpost vom 2. August Enthüllungen gebracht, die sie „von einer mit dem Großherzog von Baden auf sehr vertrautem Fuße stehenden Persönlichkeit" haben wollte, und „nach welcher Herr von Bismarck in vollem Ministerrate den Vorschlag gemacht haben" sollte, „Saarbrücken und Landau an Frankreich abzutreten. Der Großherzog selbst — so hieß es dort weiter — hat diese Thatsache der Person mitgeteilt, die sie in der Morgenpost veröffentlicht, und der Großherzog hatte sie von dem Könige von Preußen, der behauptete, daß nur sein Widerspruch die Ursache gewesen, daß der Vorschlag des Herrn von Bismarck vom Ministerrate nicht angenommen worden sei."

schleswig-holsteinischen Krieg bezahlen. Aber die Sache scheiterte an der Abneigung des Königs vor einer solchen Transaktion."

Montag, den 15., schien plötzlich und ungewöhnlich zeitig wieder aufgebrochen werden zu sollen. Schon am frühen Morgen, bald nach vier Uhr, wurde in die Stube im Erdgeschoß, in der Abeken und ich schliefen, von einem der Kanzleidiener gemeldet: „Exzellenz geht gleich fort; die Herren sollen sich parat machen." Ohne Verzug stand ich auf und packte. Es war jedoch ein Mißverständnis: mit den Herren waren nur die Räte gemeint. Gegen sechs Uhr fuhr der Kanzler mit Graf Bismarck-Bohlen fort, und Abeken, Keudell und Hatzfeldt folgten ihm zu Pferde.[1] Wir andern blieben vorläufig in Herny, wo es zunächst Beschäftigung genug gab, und wo wir uns, als aufgearbeitet war, anderweit nützlich machen konnten. Wiederholt gingen in dicken gelbgrauen Staubwolken große Züge von Infanterie durch das Dorf, unter anderm drei preußische Regimenter, zum Teil Pommern, meist große schöne Leute. Die Musik spielte: „Heil dir im Siegerkranz" und „Ich bin ein Preuße." Man sah den Leuten den Durst, den sie litten, aus den Augen brennen, und so organisierten wir rasch eine kleine Löschbrigade. In Eimern und Krügen trugen wir Wasser hinzu und reichten es während des Marsches — denn sie durften nicht anhalten —, so gut es gehen wollte, in die Reihen und Glieder hinein, wo sich wenigstens der eine und der andre mit der hohlen Hand oder einem Blechgefäß, das er bei sich trug, zu einem für die nächste Zeit genügenden Schlucke verhelfen konnte.

Unser Wirt hieß Matthiote, seine Frau Marie; er sprach ein wenig Deutsch, sie nur den schwer verständlichen französischen Dialekt

[1] Abeken S. 393, Herny, den 15. August 1870. Napoleonstag, nachmittags. „Heute früh wurden wir vor 6 Uhr alarmiert, ich fürchtete, es ginge rückwärts, es war indes vorwärts; aber nichts als eine Rekognoszierung, von der wir zurückgekehrt sind; um $6^1/_4$ zu Pferde gestiegen, um $3^1/_4$ hier wieder abgestiegen, also neun Stunden zu Pferde. . . Wir ritten mit dem König auf Anhöhen, von denen man das ganze Terrain übersehen konnte; wir sahen die hohe stolze Kathedrale von Metz ganz deutlich und hinter ihr die Staubwolken der abziehenden Armee der Franzosen." Darüber berichtet ausführlich Verdy du Vernois 72. 74 ff., auch über die abziehenden französischen Kolonnen auf dem linken Moselufer, „auf die uns zuerst die Staubwolken und das Blitzen der Waffen aufmerksam machten."

dieſer Gegend von Lothringen. Beide ſollten wenig guten Willen zeigen, wovon ich indes nichts bemerkt habe. Auch der Miniſter wußte davon nichts. Er hatte vor unſerm Eintreffen nur mit dem Manne verkehrt, und der war „nicht übel. Er fragte mich — ſo erzählte er weiter —, als er mir das Eſſen brachte, ob ich nicht einmal ſeinen Wein verſuchen wollte. Als ich ihn dann dafür bezahlen wollte, nahm er für den Wein, der übrigens recht trinkbar war, nichts, ſondern bloß für das Eſſen. Er erkundigte ſich nach der zukünftigen Grenze und meinte, mit den Steuern würden ſie dann wohl etwas beſſer dran ſein."

Von den übrigen Leuten im Dorfe war wenig zu ſehen. Die, die man traf, waren höflich und mitteilſam. Eine alte Bauernfrau, von der ich mir in ihrem Hauſe Feuer für meine Cigarre geben ließ, führte mich in ihre Stube und zeigte mir an der Wand eine Photographie ihres Sohnes, der franzöſiſche Uniform trug. Weinend klagte ſie den Kaiſer wegen des Krieges an. Ihr pauvre garçon wäre gewiß ſchon tot, meinte ſie und wollte ſich nicht tröſten laſſen.

Nach drei Uhr kamen unſre Reiter zurück, etwas ſpäter auch der Miniſter. Inzwiſchen hatten ſich Graf Henckel, ein ſtattlicher Herr mit dunkelm Barte, und der Reichstagsabgeordnete Bamberger,[1] der „rote Jude," wie Bohlen ihn zu nennen pflegt, bei uns eingeſtellt, desgleichen ein Herr von Olberg, der Präfekt oder etwas der Art werden ſollte. Wir fingen alſo an, uns als Herren des eroberten Landes zu fühlen und uns darin einzurichten. Wieviel davon als bleibender Beſitz für jetzt ins Auge gefaßt war, hatte mir am Morgen ſchon ein nach Petersburg beſtimmtes Telegramm geſagt, bei deſſen Chiffrierung ich behilflich geweſen war, und worin

---

[1] „Dr. Ludwig Bamberger, eine in Rheinheſſen ſehr angeſehene politiſche Perſönlichkeit von ſtark nationalliberaler Färbung, den der Miniſter [Bismarck] zu politiſchen Einwirkungen, wozu er ſehr nützlich ſein kann, mitgenommen hat," ſagt Abeken S. 383, Homburg vorm Wald, Montag den 8. Auguſt 1870, morgens. Abeken war dort mit ihm „bei einer Judenfamilie einquartiert." Bamberger war ſchon am 2. Auguſt in Mainz bei Bismarck zu Tiſche, ſ. H. Poſchinger, Neue Tiſchgeſpräche und Interviews II, 47. Fürſt Bismarck und die Parlamentarier I, 47. 48.

es hieß, daß wir, „wenn es Gottes Wille," das Elſaß behalten würden.[1]

König und Kanzler hatten, wie man bei Tiſche erfuhr, eine Art Rekognoszierungstour bis ungefähr drei Viertelmeilen vor Metz gemacht, zu der ſich auch der General von Steinmetz eingefunden hatte. Die außerhalb der Feſtung ſtehende franzöſiſche Armee war am Tage vorher von dieſem bei Courcelles mit Ungeſtüm angegriffen und in die Stadt und in die Forts hineingeworfen worden. Man veranſchlagte die Verluſte der Feinde auf 4000 Mann; in einer Schlucht hatte man gegen vierzig tote Rothoſen gefunden, die meiſten davon durch den Kopf geſchoſſen.

Abends, als wir auf der Bank neben der Hausthür ſaßen, kam auch der Miniſter auf einen Augenblick zu uns. Während er einige Worte mit uns ſprach, wollte er von mir eine Cigarre, aber Hofrat Taglioni (Chiffreur des Königs, früher bei der Geſandtſchaft in Paris, jetzt verſtorben) war flinker als ich mit der Taſche heraus. Schade, mein Kraut war erheblich beſſer als das ſeine.

Beim Thee ſprach der Kanzler unter anderm davon, daß er zweimal, in San Sebaſtian und bei Schlüſſelburg,[2] in Gefahr geweſen ſei, von Schildwachen erſchoſſen zu werden, wobei man erfuhr, daß er auch etwas Spaniſch verſteht. Von der Schlüſſelburger Affaire kam er auf folgende Anekdote, die ich als eine von ihm ſelbſt erlebte nacherzähle, obwohl ich dabei einiges nicht genau hörte und ſo nicht verbürgen kann, daß ſie ihm ſelbſt und nicht einem andern paſſiert iſt. Der Graf war einmal im Sommergarten zu Petersburg und traf dort den Kaiſer, mit dem er als immer gern geſehener Geſandter wenig beſchränkt verkehren konnte. Sie gingen eine Strecke mit einander und kamen dabei an einen freien Raſenplatz, in deſſen Mitte eine Schildwache ſtand. Bismarck

[1] Schon am 13. Auguſt in Herny hatte Bismarck beim Abendbrot zu Bismarck-Bohlen, Lehndorff, Redern und Stieber geäußert, ſeine feſte Abſicht ſei, „Elſaß-Lothringen nie wieder herauszugeben." Poſchinger, Tiſchgeſpräche II, 48.

[2] Die kleine, militäriſch jetzt bedeutungsloſe Feſtung auf einer Inſel vor dem Ausfluß der Newa aus dem Ladogaſee, an deren ſüdlichem Ufer die gleichnamige Stadt liegt, iſt Gefängnis für Staatsverbrecher.

erlaubte sich die Frage, was die da solle. „Er wußte es nicht. Der Kaiser wandte sich an den Adjutanten, der es aber auch nicht wußte. So fragen Sie die Schildwache. Die Schildwache sagt nur: prikás — er brauchte hier das russische Wort — »Es ist befohlen.« Damit war uns ebenso wenig geholfen, und der Adjutant muß sich weiter erkundigen, auf der Wache bei dem Offizier und dann weiter hinauf. Aber immer dieselbe Antwort: Es ist befohlen. Es wird in den Akten nachgesehen und nichts über die Sache gefunden — es hat immer eine Schildwache da gestanden. Endlich findet sich ein alter Lakai, der sich erinnert, daß sein Vater, auch ein alter Lakai, ihm einmal gesagt habe, die Kaiserin Katharina habe dort einst ein frühzeitiges Schneeglöckchen entdeckt und Befehl gegeben, zu sorgen, daß es nicht abgepflückt werde. Man wußte sich nicht besser zu helfen, als daß man eine Schildwache dazu stellte, und das pflanzte sich fort.“ [1]

Man sprach dann von der uns abgeneigten Stimmung in Holland und deren Ursachen, die zum Teil darauf zurückgeführt wurden, daß der Minister van Zuylen sich als niederländischer Gesandter in Berlin unangenehm zu machen verstanden habe, infolge dessen nicht nach Wunsch honoriert worden sei und so mit Verdruß über uns weggegangen sein könnte.

Als wir uns, nachdem wir noch erfahren hatten, daß am nächsten Tage nach Pont à Mousson aufgebrochen werden solle, schlafen legten, glaubte ich Abeken ein Kompliment zu machen, indem ich ihm sagte, der heutige Ritt sei doch von ihm bei seinen Jahren eine ganz erstaunliche Leistung; man könne ihm dazu gratulieren. Er aber nahms halb übel, er wollte nicht als alt angesehen sein, und ich gelobte mir im stillen, mit meiner Bewunderung und meinen Glückwünschen hinfüro vorsichtiger und sparsamer zu sein.

Am 16. August früh halb zehn Uhr, an einem schönen, aber heißen Morgen setzten wir uns wieder in Bewegung. Ich fuhr im Wagen der Räte, die zum Teil wieder ritten. Neben mir hatte Landrat Jansen, Mitglied der Freikonservativen im Reichstag, ein feiner, liebenswürdiger Mann, der mittlerweile eingetroffen war,

---

[1] Dieselbe Geschichte erzählt Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen I, 226 f., doch nicht als etwas Selbsterlebtes.

um eine Stelle bei der Verwaltung der eroberten Landstriche einzunehmen, Platz gefunden. Die Reise ging über eine breite, etwas gewellte Ebene auf die Hügelkette am rechten Moselufer zu, in der sich der Kegel des Mousson mit seiner großen Ruine weithin auszeichnet. Auf vortrefflicher Chaussee passierten wir mehrere Dörfer mit stattlichen Mairien und Schulen. Auf dem Wege war wieder alles bunt von Soldaten, Infanterie, Detachements von hellblauen sächsischen Reitern, allerhand Wagen und Karren. Hier und da sah man auch kleine Lager.

Endlich fuhren wir nach drei Uhr über den Berghang in das Moselthal hinab und nach Pont à Mousson hinein. Es ist eine Mittelstadt von etwa 8000 Einwohnern und streckt sich zu beiden Seiten des Flusses hin, hat eine schöne steinerne Brücke und auf dem rechten Ufer eine große alte Kirche. Wir überschritten die Brücke, kamen dann auf den größtenteils von Arkaden umgebnen Markt mit mehreren Gasthöfen und Cafés und dem alten Rathause, vor dem sächsisches Fußvolk auf Stroh lagerte, und bogen von hier in die Rue Saint Laurent ein, auf der der Minister mit Abeken, Keudell und Graf Bismarck-Bohlen in einem von rothblühenden Schlingpflanzen umrankten Schlößchen an der Ecke der Rue Raugraf einquartiert war.[1] Sein unfreiwilliger Wirt war, wie man hörte, ein alter Herr, der sich mit Madame auf Reisen befand. Der Kanzler wohnte in Zimmern des ersten Stocks, die auf den kleinen hinter dem Hause befindlichen Garten hinaussahen. Im Erdgeschoß wurde das Büreau, ebenfalls in einem Hinterzimmer, installiert, und eine kleinere Stube gegenüber sollte als Eßsalon dienen. Der Landrat, ich, Sekretär Bölsing, Willisch und Saint Blanquart, der andre mobile Chiffreur, wurden ebenfalls auf der Rue Saint Laurent, etwa zehn Thüren weiter vom Markte entfernt, auf der andern Seite der Straße, wo sie an einem kleinen Platz endigt, in einem Hause untergebracht, das nur von französischen Damen und ihren Dienstmädchen bewohnt zu sein schien. Ich schlief mit Blanquart — oder, geben wir jedem wenigstens einmal seinen vollen Titel, Hofrat Saint Blanquart — in einem

[1] Vgl. Abeken S. 393, Pont à Mousson, Dienstag, den 16. August 1870, abends.

Gemach, wo ein Schicksalsverwandter von mir, soll heißen, ein Viel- und Weitherumgekommner, seine Andenken aus aller Herren Länder aufgehängt hatte: getrocknete Blumen, Rosenkränze, Palmenzweige, Photographien aus der Stadt Davids, desgleichen Vino di Gerusalemme, eine Darabuka, Kokosnüsse, Korallen, Seekrebse, Schwämme aus der Meerestiefe, einen Schwertfisch und andre derartige Ungetüme mit aufgesperrtem Rachen und spitzigen Zähnen, ferner drei deutsche Tabakpfeifen und daneben drei morgenländische Wettern von ihnen, einen Tschibuk, ein Argileh und ein Schischi, dann eine spanische Mutter Gottes mit einem halben Dutzend Schwertern in der Brust, eine Erinnerung an ein Stiergefecht, Antilopenhörner, moskowitische Heiligenbilder, endlich unter Glas und Rahmen eine französische Zeitung mit einem von der russischen Zensur geschwärzten Artikel — kurz ein ganzes ethnographisches Kabinett.

Wir hielten uns hier nur so lange auf, als nötig war, um unsre Toilette zu ordnen. Dann eilten wir auf das Büreau. Unterwegs sahen wir an den Ecken verschiedne Bekanntmachungen angeklebt: eine, die unsern Sieg vom 14. verkündigte, eine zweite, wegen Aufhebung der Konskription, und eine dritte, in der der Maire von Pont à Mousson — es mußte tags vorher oder noch eher ein Angriff von Zivilisten auf unsre Truppen stattgefunden haben — die Einwohner zur Besonnenheit ermahnte. Ferner war diesen unsrerseits bei strenger Ahndung befohlen, bei Nacht Lichter an die Fenster zu stellen und Läden und Hausthüren offen zu lassen; auch sollten sie alle ihre Waffen auf das Rathaus abliefern.

Einen großen Teil des Nachmittags grollte wieder ferner Kanonendonner, und abends bei Tische erfuhr man, daß abermals bei Metz gekämpft werde, und daß es hart hergehe. Jemand bemerkte dazu, daß es vielleicht nicht gelänge, die Franzosen, von denen gesagt worden sei, sie wollten sich offenbar nach Verdun zurückziehen, aufzuhalten. Der Minister erwiderte scherzhaft: „Moltke, der kaltherzige Böswicht, sagte, ein solches Mißgeschick wäre gar nicht zu beklagen; denn dann hätten wir sie sicher“ — was wohl heißen sollte, dann würden wir sie auf ihrem weitern Rückzuge von mehreren Seiten einschließen und vernichten. Von andern Äuße-

rungen des Kanzlers, die bei dieser Gelegenheit fielen, erwähne ich noch die, nach der ihm „die kleinen schwarzen Sachsen, die so intelligent aussehen," bei dem Besuche, den er ihnen am Tage vorher abgestattet, ungemein gefallen hatten. Er meinte die dunkelgrünen Jäger oder das in dieselbe Farbe gekleidete Schützen- (Füsilier-) Regiment Nr. 108. „Es scheinen flinke, behende Leute zu sein — fügte er hinzu —, und man sollte das in die Presse bringen."

In der folgenden Nacht wurde ich mehreremale durch den taktmäßigen Tritt durchmarschierenden Fußvolks und das Rollen und Rumpeln schwerer Räder auf unebnem Pflaster geweckt. Es waren, wie man früh im Büreau wissen wollte, Hessen gewesen. Vom Minister hieß es, er sei schon bald nach vier Uhr morgens fort, nach Metz zu, wo heute oder morgen eine Hauptschlacht erwartet werde.[1] So gab es denn diesen Tag aller Wahrscheinlichkeit nach für mich wenig oder nichts zu thun, und ich nahm die Gelegenheit wahr, mit Willisch einen Spaziergang in die Umgebung der Stadt zu machen. Wir gingen zuerst stromaufwärts über die Pontonbrücke der Sachsen hinaus. Sie hatten hier auf den Wiesen am linken Ufer einen großen Fuhrpark aufgestellt, bei dem sich auch Wagen aus Dörfern bei Dresden befanden. Wir schwammen über den klaren, tiefen, auf beiden Seiten von Weiden eingefaßten Fluß und wieder herüber. Dann wurde die Kirche auf der rechten Seite des Wassers besucht, wo wir unter anderm ein außerordentlich schönes Grab Christi mit den schlafenden Wächtern bewunderten. Besonders die Wächter sind in Haltung und Gesichtsausdruck wahre Meisterwerke der Zeit des Übergangs aus dem Mittelalter in die Renaissance.

Ins Büreau zurückgekehrt, fanden wir, daß dort noch immer Feierabend war. Ich hatte daher Zeit, mit Jansen und Willisch dem Gipfel des Mousson und seiner Ruine einen Besuch abzustatten. Ein steiler Weg führte hinauf durch die Weinberge, die die dem Flusse und der Stadt zugewandte Flanke des Kegels bedecken.

[1] Der Generalstab brach schon 1½ Uhr nachts nach dem Schlachtfelde des 16. August auf und war den größten Teil des Tags über auf einer Höhe südlich von Flavigny, in der Erwartung einer neuen Schlacht noch am 17. August. Verdy du Vernois 79ff.

Droben auf den Trümmern der Burg, die ſo ausgedehnt ſind, daß ſich ein ziemlich anſehnliches Dorf in ſie eingeniſtet hat, genießt man eine weite, wunderſchöne Ausſicht auf das Stromthal und ſeine Hügel. Die meiſten dieſer gutgegliederten Höhen ſind mit Reben bepflanzt; unten ſchlängelt ſich, lichtblau im Grünen, etwa ſo breit wie die Saale bei Giebichenſtein, die Moſel hin. Rechts und links im Thale und auf den Bergen Dörfer und Schlößchen. Auf den weißen Straßen in der Tiefe gleich Ameiſenzügen Kolonnen mit blitzenden Helmbeſchlägen und Gewehrläufen. Dichter Staubnebel hinter ihnen. Bisweilen Trommelwirbel oder ein Hornſignal. Unmittelbar um uns alles einſam und ſtill. Selbſt der Wind, der ſicher hier oben oft recht vernehmlich weht, hält den Atem an.

Wir begaben uns wieder hinunter in das kriegeriſche Getümmel und nach unſerm Schlößchen an der Rue Raugraf, aber nur, um zu erfahren, daß der Miniſter noch immer nicht zurück war. Dagegen hatte man Nachrichten vom Kampfe, der tags vorher im Weſten von Metz ſtattgefunden hatte. Wir hörten, daß es auf unſrer Seite ſtarke Verluſte gegeben habe und der Durchbruch Bazaines, der die in der Feſtung zuſammengedrängten Franzoſen befehlige, nur mühſam verhindert worden ſei. Hauptpunkt der Schlacht ſollte das Dorf Mars la Tour geweſen ſein. Die Chaſſepotkugeln wären buchſtäblich wie Hagelſchauer herumgeſauſt. Ein Küraſſierregiment[1] wäre — ſo erzählte man ſich damals mit der in ſolchen Fällen nicht ſeltnen Übertreibung — faſt ganz aufgerieben worden, und die Gardedragoner hätten gleichfalls ſchwer gelitten; keine Diviſion, die nicht arg beſchädigte Abteilungen zählte. Heute indes, wo wir, wie geſtern die Franzoſen, die Übermacht hätten, wäre, wenn dieſe wieder vorzudringen verſuchten, ein Sieg zu erwarten.

Ganz ſicher ſchien das indes nicht zu ſein. Man war infolge-

[1] Gemeint iſt natürlich das Magdeburgiſche Küraſſierregiment Nr. 7 (Halberſtadt). So ſehr ſtark war die Übertreibung nicht. Abeken, der die Regimenter am 17. Auguſt ſah, als ſie vor dem König defilierten, ſagt: „Das Herz blutete, wenn man dieſe Häuflein ſah: zuerſt die Küraſſiere, von denen ein Zehntel kam, dann die Gardedragoner, aus deren zwei Regimentern man eins hat machen müſſen, damit es nur wie eine Schwadron ausſehe.“ S. 394, (Pont à Mouſſon) Mittwoch, den 17. Auguſt 1870, abends.

deſſen etwas unruhig, hatte kein rechtes Sitzfleiſch, keine Stetigkeit der Gedanken, von denen einige doch, wie im Fieber, immer wiederkamen. Man ging nach dem Markt und nach der Brücke, wo allmählich Leichtverletzte zu Fuß und Schwerverwundete zu Wagen eintrafen. Man ging auf die nach Metz führende Chauſſee hinaus, wo wir einem Zuge von etwa hundertundzwanzig Gefangnen begegneten. Es waren meiſt kleine dürftige Leute, doch auch hochgewachſene, breitſchultrige Burſchen darunter, Garden, an den weißen Litzen auf der Bruſt erkennbar. Man ging wieder nach dem Markte. Man ging in den Garten hinter dem Büreau, wo links in einer Ecke nicht weit vom Hauſe „der Hund begraben liegt“ — der Hund eines Herrn Aubert nämlich, der unſer Herr Wirt zu ſein ſcheint, und der dem Verblichnen ein ſteinernes Denkmal errichtet hat, mit folgender rührender Inſchrift:

Girard Aubert épitaphe à sa chienne.

Ici tu gis, ma vieille amie,
Tu n'es donc plus pour mes vieux jours.
O toi, ma Diane chérie,
Je te pleurerai toujours.

Endlich, gegen ſechs Uhr, kam der Kanzler zurück.[1] Es hatte an dieſem Tage keine große Schlacht ſtattgefunden, aber mit aller Wahrſcheinlichkeit war anzunehmen, daß es morgen wieder etwas geben werde. Der Chef erzählte bei Tiſche, daß er ſeinen während eines Maſſenangriffs von Reiterei bei Mars la Tour durch einen Gewehrſchuß in den Oberſchenkel verwundeten älteſten Sohn, Graf Herbert, beſucht habe, der im Feldlazarett von Mariaville untergebracht war. Nach ihm ausreitend, hatte ihn der Miniſter endlich in einem Gehöft auf einem Hügel gefunden, wo auch andre Ver-

---

[1] Abeken S. 394: „Wir waren dem Könige und Bismarck, die ſchon um 3½ Uhr bis nach dem geſtrigen Schlachtfelde, etwa drei Meilen von hier, gefahren waren, um erſt dort zu Pferde zu ſteigen, langſam reitend erſt um 4½ Uhr nachgefolgt, kamen alſo viel ſpäter an, fanden indes den König und die ganze Suite zu Pferde ohne langes Suchen.“ (17. Auguſt abends.) In einem Briefe vom 18. Auguſt giebt Abeken ſchon ein vollkommen zutreffendes Bild von der Schlacht am 16. Auguſt, natürlich nur in den großen Zügen, S. 396.

wundete in ziemlicher Anzahl lagen.[1] Die Beſorgung der Verwundeten hatte ein Oberarzt in den Händen gehabt, der kein Waſſer zu beſchaffen gewußt und die Puten und Hühner, die auf dem Hofe herumgewandelt, aus einer Art Prüderie nicht für ſeine Kranken habe in Anſpruch nehmen wollen. „Er ſagte, er dürfe nicht," berichtete der Miniſter weiter. „Vorſtellungen in Güte, die ihm gemacht wurden, halfen nichts. Da drohte ich ihm erſt, die Hühner mit dem Revolver totzuſchießen; dann gab ich ihm zwanzig Franken, dafür ſollte er fünfzehn Stück kaufen. Zuletzt beſann ich mich, daß ich ja preußiſcher General war, und jetzt befahl ich ihm, worauf er gehorchte. Das Waſſer aber mußte ich ſelber ſuchen und in Fäſſern heranſchaffen laſſen."

Inzwiſchen war der amerikaniſche General Sheridan in der Stadt eingetroffen. Er kam aus Chicago, wohnte am Markt in der Croix Blanche und hatte um eine Zuſammenkunft mit unſerm Kanzler gebeten. Ich begab mich auf deſſen Wunſch zu ihm und ſagte ihm, daß Graf von Bismarck ihn im Laufe des Abends erwarte. Der General, ein kleiner korpulenter Herr von etwa fünfundvierzig Jahren mit dunkelm Schnurr- und Zwickelbärtchen, ſpricht den allerechteſten Yankeedialekt. Er hatte ſeinen Adjutanten Forſythe und als Dolmetſcher den Journaliſten Dr. Mac Lean bei ſich, der der New York World als Kriegskorreſpondent diente.

In der Nacht waren wieder ſtarke Durchmärſche von unſerm

---

[1] Darüber Abeken, Pont à Mouſſon, den 18. Auguſt 1870, S. 397: „Als wir geſtern bei der Suite des Königs ankamen, ritt Graf Bismarck gerade mit ſeinem Vetter [Bismarck-] Bohlen fort, nach dem eine Stunde entfernten Campement der [Garde-] Dragoner, bei dem ſeine beiden Söhne ſtehen, die ſo furchtbar im Gefecht waren. Du kannſt denken, wie uns das Herz ſchlug in banger Erwartung, und wie wir nach den Zurückkehrenden ausſchauten. ... Nach ſtundenlangem Harren kam Bismarck-Bohlen zurück. Dem Chef war zuerſt geſagt worden, ſein zweiter Sohn Bill (Wilhelm) ſei tot, aber es war nicht der Fall; er war beim Einhauen in ein Karree mit dem Pferde geſtürzt, das erſchoſſen war, aber er war wieder aufgekommen und vorwärts, und der Vater traf ihn friſch und geſund. Seinen älteſten Sohn Herbert fand er in einem etwas entlegnen Lazarett in einem großen Gehöft, Mariaville, mit einer ganz ungefährlichen Fleiſchwunde im Schenkel; der Knochen nicht getroffen, die Kugel wieder hinausgegangen und gar keine Gefahr." Darüber erzählte Bismarck ſelbſt einmal, Poſchinger, Tiſchgeſpräche I, 83.

Zimmer aus zu hören. Man erfuhr ſpäter, daß es Sachſen geweſen waren.

Am nächſten Morgen ſagte man mir im Büreau, daß der König und der Miniſter ſchon um drei Uhr weggefahren ſeien.[1] Es wurde ungefähr auf dem Schlachtfelde vom 16. gekämpft, und es ſchien ſich um die Entſcheidung zu handeln. Begreiflicherweiſe war man davon ſtärker erregt, als je in den letzten Tagen. Unruhig, ungeduldig, näheres zu erfahren, machen wir uns zu einem Gang in der Richtung nach Metz hin auf und kommen in der doppelten Schwüle, der geiſtigen, wo bange Unbeſtimmtheit, und der körperlichen, wo windloſe, ſonnendurchglühte Luft drückt, bis etwa vier Kilometer von Pont à Mouſſon. Auf dem Wege begegnen wir Leichtverwundeten, die einzeln, paarweiſe und in größern Geſellſchaften der Stadt zuwandern. Viele tragen ihr Gewehr noch, andre gehn an Stöcken, einer hat ſich einen krapproten franzöſiſchen Reitermantel umgehängt. Sie haben vorgeſtern bei Mars la Tour und Gorze mitgefochten. Über die heutige Schlacht bringen ſie nur Gerüchte mit, gute und ſchlechte, was ſich dann in der Stadt mit Übertreibungen wiederholt. Zuletzt behalten die guten Nachrichten die Oberhand. Gewiſſes giebt es aber am ſpäten Abend noch nicht. Wir eſſen ohne unſern Chef, der bis Mitternacht vergeblich erwartet wird. Zuletzt indes hörte man wenigſtens, daß er mit Sheridan und Graf Bismarck-Bohlen beim König in Rezonville ſei.

Freitag, den 19. Auguſt, wo wir Gewißheit bekamen, daß tags vorher die Deutſchen geſiegt hatten, fuhren Abeken, Keudell, Hatzfeldt und ich hinaus nach den Schlachtfeldern.[2] Unſer Weg führte zuerſt zwiſchen den italieniſchen Pappeln der Chauſſee durch das anmutige Moſelthal. Rechts ſchimmerte der Fluß, links zeigten ſich über der bald breiten, bald ſchmalen Thalſohle Weinberge mit Villen und hübſche Dörfer unter Burgruinen. Wir paſſierten die

[1] um vier Uhr, Abeken S. 396, vom 18. Auguſt. Er war, wie Buſch, an dieſem Tage in Pont à Mouſſon zurückgeblieben.

[2] Abeken S. 398 von Pont à Mouſſon, 19. Auguſt 1870, morgens: „Wir haben die Abſicht, zu ihnen [dem König und Bismarck in Rezonville] hinauszufahren, um ihnen etwas zu eſſen zu bringen, da ſie wahrſcheinlich ſehr wenig oder gar nichts haben."

Ortſchaften Vendières, Arnaville und Noveant. Dann lenkten wir links ab und hinauf nach Gorze, einem Städtchen, das ſich größtenteils in langer ſchmaler Gaſſe durch eine Senkung in der Hügelkette dieſes Ufers hinzieht. Die Räte ſtiegen hier aus, um zu Pferde weiter zu gehn. Ich und unſer getreuer Kanzleidiener Theiß ſuchten uns mit dem Wagen durch die Fuhrwerke, die ſich in der engen Hauptſtraße verfahren hatten, hindurch zu helfen, es war aber unmöglich. Von unſrer Seite kamen Leiterwagen mit Heu, Stroh, Holz und Bagage, von der andern Gefährte aller Art mit Verwundeten, die evakuiert wurden, ſowie Munitionskarren, und infolge deſſen blieben wir nach kurzer Zeit vollſtändig eingeklemmt ſtecken. Faſt alle Häuſer des Ortes waren durch Genfer Fähnchen als Lazarette bezeichnet, und beinahe hinter allen Fenſterſcheiben ſahen wir Leute mit verbundnem Kopfe oder mit dem Arm in der Binde.

Nach etwa einſtündigem Warten lockerte ſich die Verfahrenheit, in die wir geraten waren, wir rückten langſam vorwärts, und nach einer Weile waren wir hinaus auf die Hochfläche ſeitwärts von dem Städtchen. Hier kamen wir erſt in ein Gehölz, wo uns ein heftiges, aber bald vorübergehendes Gewitter mit ſchwerem Regen überfiel, dann auf eine weite, etwas gewellte Ebene mit Stoppelfeldern, durchſchnitten von Straßen, die meiſt mit deutſchen Pappeln bepflanzt waren. Rechts in der Ferne bemerkte man mehrere Dörfer und darüber hinaus Hügel und Senkungen mit Laubwald.

Nicht weit von Gorze zweigt ſich zur Rechten ein ſanft abwärts führender Weg ab, der uns in einer guten halben Stunde nach Rezonville gebracht hätte, wo ich den Miniſter finden und unſre Reiter wieder treffen ſollte. Meine Karte aber gab in betreff der hier liegenden Dörfer und Straßen keinen Rat. Der Weg links war wie der zur Rechten, ſo weit die Augen reichten, ganz einſam. Ich meinte, auf jenem Seitenwege zu nahe nach Metz hin zu kommen, und ſo ließ ich auf der Chauſſee weiter fahren, die uns erſt nach einem einzeln ſtehenden Meierhof, wo Haus, Scheune und Stall voll Verwundeter waren, dann in das Dorf Mars la Tour brachte.

Schon unmittelbar hinter Gorze trafen wir auf Spuren von Gefechten, Kugelgruben im Erdboden, abgeſchoſſene Baumzweige,

einzelne tote Pferde. Weiterhin wurden die Pferde häufiger; an einigen Stellen zählte man zwei bis drei nebeneinander, und an einer lag eine Gruppe von acht solchen Kadavern. Die meisten waren furchtbar geschwollen und streckten die Beine in die Luft, während die Köpfe schlaff auf der Erde lagen. Neben Mars la Tour war ein Lager von Sachsen. Dem Dorfe hatten die Kämpfe vom 16., wie es schien, wenig Schaden gethan: nur ein Haus war abgebrannt. Ich fragte hier einen Ulanenleutnant, wo Rezonville sei. Er wußte es nicht. Wo der König sei? „An einem Orte ungefähr zwei Stunden von hier," lautete die Antwort. „Dort hinaus," wobei der Offizier nach Osten hinwies. Eine Bauernfrau, die uns die Lage von Rezonville beschreiben sollte, zeigte ebenfalls dorthin, und so fuhren wir in die Straße hinein, die nach dieser Richtung führte. Sie brachte uns nach einer Weile in das Dorf Vionville. Kurz vor dem Orte stieß ich rechts auf dem Rande zwischen Stoppelfeld und Chausseegraben auf den ersten Toten aus diesen Schlachten, einen preußischen Musketier. Er sah im Gesichte schwarz wie ein Turko aus und war schrecklich aufgedunsen. Im Dorfe waren alle Häuser voll von Schwerverwundeten, auf der Straße gingen deutsche und französische Hilfsärzte und Krankenpfleger mit der Genfer Kreuzbinde geschäftig hin und her.

Ich beschloß, den Minister und die Räte hier zu erwarten, da ich der Meinung war, sie würden auf alle Fälle und zwar bald hier durchkommen. Durch ein Seitengäßchen links von der Straße, in dessen Graben unter einem Bündel blutiger Lappen ein abgeschnittnes Menschenbein hervorsah, begab ich mich hinüber auf das Schlachtfeld. Etwa vierhundert Schritt vom Dorfe kam ich an zwei parallellaufende etwa dreihundert Fuß lange Gruben von geringer Breite und Tiefe, an denen noch gearbeitet wurde, und neben denen große Haufen von deutschen und französischen Toten zusammengetragen waren. Einige waren halb entkleidet, die meisten noch in Uniform, alle grauschwarz und von der Hitze fürchterlich geschwollen. Es mochten dritthalbhundert Leichen sein, die man hier zusammengebracht hatte, und noch immer fuhr man mit Karren neue herbei. Viele waren ohne Zweifel schon beerdigt. Weiter nach Metz hin steigt das Schlachtfeld ein wenig an, und hier schienen besonders viele Leute gefallen zu sein. Überall war der

Erdboden mit franzöſiſchen Mützen, mit Pickelhauben, mit Torniſtern, Waffen und Uniformen, Wäſche, Schuhen und herumgeſtreuten Papieren bedeckt. Dazwiſchen lagen in den Furchen der Kartoffeläcker einzelne Tote auf dem Geſicht oder auf dem Rücken; dem einen war das ganze linke Bein bis eine Spanne über dem Knie, dem andern der halbe Kopf abgeriſſen, einige Leichen ſtreckten den rechten Arm ſtarr gen Himmel empor. Hier und da ſtieß man auf ein Einzelgrab, das ein Kreuzchen aus dem Holz einer Cigarrenkiſte mit Bindfaden zuſammengebunden oder ein mit dem Bajonett hineingeſpießtes Chaſſepotgewehr bezeichnete. Der Leichengeruch war ſehr merklich, bisweilen, wenn der Wind von einer Gruppe Pferdekadaver herwehte, ſchier unerträglich.

Es wurde Zeit, zu dem Wagen zurückzukehren, auch hatte ich vollkommen genug von dem Bilde der Walſtatt. Ich ſchlug einen andern Weg ein, aber auch hier mußte ich wieder Haufen von Toten, diesmal lauter Rothoſen, paſſieren, und an Maſſen von umhergeworfnen Kleidungsſtücken, Hemden, Schuhen, Papieren und Briefen, Dienſt- und Gebetbüchern fehlte es ebenſo wenig. Neben einigen Toten lagen ganze Pakete von Briefen, die ſie in ihren Torniſtern mit ſich geführt hatten. Ich nahm mir einige davon als Andenken mit, darunter auch zwei deutſche von einer Anaſtaſia Stampf aus Scherrweiler bei Schlettſtadt, die ich neben einem franzöſiſchen Soldaten fand, der kurz vor Ausbruch des Krieges in Caen geſtanden hatte. Der eine war vom „25. Heimonath 1870“ datiert und ſchloß mit den Worten: „wir befelen Dich ſtäts under den Schutsmandel Maria.“

Der Miniſter war, als ich den Wagen wieder erreichte, noch nicht gekommen, und es war vier Uhr geworden. Wir kehrten daher auf näherm Wege, auf dem ich inne wurde, daß wir die beiden langen Seiten eines ſpitzen Dreiecks umfahren hatten, ſtatt die kurze zu wählen, nach Gorze zurück. Hier trafen wir Keudell, dem ich unſer Mißverſtändnis und unſern unglücklichen Umweg erklärte. Er war mit Abeken und Graf Hatzfeldt beim Chef in Rezonville geweſen. Dieſer hatte ſich, wie man weiter erfuhr, während der Schlacht vom 18., in der die Entſcheidung bei Gravelotte erfolgt war, mit dem König etwas weit vorgewagt und ſich gleich dieſem eine Zeit lang in Gefahr befunden. Später hatte er die

Schwerverwundeten eigenhändig mit Wasser erfrischt. Abends neun Uhr sah ich ihn wohlbehalten in Pont à Mousson anlangen, wo wir allesamt wieder mit ihm zu Nacht speisten. Die Unterhaltung bei Tische drehte sich natürlich in der Hauptsache um die beiden letzten Schlachten und den Gewinn und Verlust, den sie zur Folge gehabt hatten. Die Franzosen hatten Massen von Leuten auf dem Platze gelassen. Der Minister hatte ihre Garde bei Gravelotte reihen- und haufenweise von unsrer Artillerie niedergestreckt liegen sehen. Aber auch unsre Verluste waren, wie er sagte, groß. Erst die vom 16. August waren bis jetzt bekannt. „Eine Menge von preußischen Adelsfamilien werden Trauer anlegen müssen," bemerkte der Chef. „Wesdehlen und Reuß in ein Grab gelegt, Wedell tot, Finkenstein tot, Rahden (der Mann der Lucca) durch beide Backen geschossen, eine Masse von Regiments- und Bataillonskommandeuren gefallen oder schwer verwundet.[1] Das ganze Feld bei Mars la Tour war gestern noch weiß und blau von gefallnen Kürassieren und Dragonern." Zur Erklärung der letzten Äußerung erfuhr man, daß bei jenem Dorfe eine große Reiterattacke gegen die in der Richtung von Verdun vordringenden Franzosen stattgefunden hatte, die zwar von der feindlichen Infanterie im Stil von Balaklawa abgewiesen worden war, aber insofern genützt hatte, als sie die Gegner aufgehalten hatte, bis Verstärkung eingetroffen war. Die Söhne des Kanzlers waren dabei tapfer mit drein geritten in den Kugelhagel, und der ältere hatte nicht weniger als drei Schüsse bekommen, einen durch das Bruststück des Rockes, einen auf die Uhr und einen durch das Fleisch des Oberschenkels. Der jüngere schien unverletzt davon gekommen zu sein, und der Chef erzählte, augenscheinlich mit einigem Stolz, daß Graf Bill bei der Umkehr zwei seiner Kameraden, die ihre Pferde verloren hatten, mit kräftigen Armen aus dem Getümmel herausgezogen und davon reitend mit sich fortgeschleppt habe, bis sie gerettet gewesen seien. Am 18. war noch mehr deutsches Blut geflossen, aber wir hatten den Sieg behalten und den Zweck dieser opfervollen Kämpfe erreicht. Am Abend war die Armee Bazaines

[1] Ganz ähnlich Abeken S. 395, 17. August: „Der König rief mir im Vorbeireiten, als ich die Front auftritt, zu: »Guten Morgen — ein schrecklicher Anblick!« mit trüber, ganz bewegter Stimme."

definitiv nach Metz zurückgewichen, und die gefangnen Offiziere selbst hatten dem Minister gestanden, sie seien der Meinung, es sei jetzt mit ihrer Sache zu Ende. Die Sachsen, die an den beiden vorhergehenden Tagen sehr starke Märsche gemacht hatten und zuletzt in der Lage gewesen waren, beim Dorfe Saint Privat tüchtig mit in den Kampf einzugreifen, standen auf der Straße nach Thionville, und damit war Metz rings von unsern Truppen umschlossen.

Wie es schien, war der Kanzler mit der einen und der andern Maßregel der Militärs bei der Dirigierung der beiden Schlachten nicht einverstanden. Unter anderm sagte er von Steinmetz, daß er „die wahrhaft ungeheure Bravour unsrer Truppen mißbrauche. — Blutverschwender!“ Mit heftiger Entrüstung sprach er auch von der barbarischen Kriegführung der Franzosen, die auf die Genfer Kreuzfahne und sogar auf einen Parlamentär geschossen haben sollten.

Mit Sheridan schien der Minister sich rasch auf guten Fuß gestellt zu haben; denn ich mußte ihn und seine beiden Begleiter für den folgenden Abend zum Diner einladen.

Am 20. früh kam ein Herr von Kühlwetter bei uns an, der Zivilkommissar oder Präfekt in Elsaß oder Lothringen werden sollte. Um elf Uhr machte der Kronprinz, der mit seinen Truppen fünf oder sechs Meilen von Pont à Mousson auf dem Wege von Nancy nach Chalons stehen sollte, dem Kanzler seinen Besuch. Nachmittags ging ein Zug von ungefähr zwölfhundert Gefangnen, darunter zwei Wagen mit Offizieren, von preußischen Kürassreitern bewacht, durch die Rue Notredame. Abends bei Tische waren Sheridan, Forsythe und Maclean Gäste des Chefs, der sich mit dem amerikanischen General in gutem Englisch lebhaft unterhielt, wozu man Champagner und Porter trank. Den letztern genoß man aus den oben erwähnten Metalltassen, von denen mir der Chef, nachdem er gefragt hatte: „Herr Doktor, Sie trinken doch Porter?“ auch eine vollschenkte und zuschickte. Ich erwähne das, weil außer dem Minister und den Amerikanern diesmal sonst niemand Porter bekam, und weil die Gabe, da wir seit Saarbrücken zwar Wein, Champagner und Kognak mehr als zur Genüge, aber kein Bier gehabt hatten, eine sehr angenehme und willkommne war. Der General, bekannt als glücklicher Führer der Unionisten im letzten Jahre des Sezessionskrieges, sprach ziemlich viel. Er erzählte von den Strapazen, die

sie auf dem Ritte aus dem Gebiete der Rocky Mountains bis Chicago ausgestanden hätten, von entsetzlichen Mückenschwärmen, von einem großen Knochenlager in Kalifornien oder dessen Nachbarschaft, in dem man fossile Tiere fände, die, wenn ich ihn recht verstand, erst Fische, dann Eidechsen gewesen wären, von Büffel- und Bärenjagden und dergleichen. Auch der Kanzler gab eine Jagdgeschichte zum besten. Er war eines Tages in Finnland in ziemlicher Gefahr vor einem großen Bären gewesen, den er nicht gut sehen gekonnt habe, da er ganz mit Schnee bedeckt gewesen sei. „Ich schoß endlich — so berichtete er weiter —, und der Bär fiel etwa sechs Schritt vor mir nieder. Er war aber nicht tot und konnte wieder aufstehen. Ich wußte, was mir davon bevorstand, und was ich zu thun hatte. Ich rührte mich nicht, lud ganz leise wieder, und als er sich dann aufrichten wollte, schoß ich ihn tot."

Am Vormittag des 21. wurde fleißig für die Post und den Telegraphen gearbeitet, die verschiedne Nachrichten und räsonnierende Artikel nach Deutschland beförderten. Der Parlamentär, auf den die Franzosen geschossen hatten, als er unter der weißen Flagge zu ihnen kam, war, wie man jetzt hörte, der Oberstleutnant Verdy du Vernois von Moltkes Generalstabe gewesen, und der ihn begleitende Trompeter hatte dabei eine Wunde bekommen.[1] Aus Florenz war die sichre Nachricht eingetroffen, daß Viktor Emanuel und seine Minister infolge unsrer Siege entschlossen seien,[2] sich neutral zu verhalten, was bis dahin nichts weniger als sicher gewesen war. Endlich konnte man jetzt wenigstens annähernd die Verluste abschätzen, die die Franzosen am 14. bei Courcelles, am 16. bei Mars la Tour und am 18. bei Gravelotte erlitten hatten. Der Minister schlug dieselben für alle drei Tage auf ungefähr 50000 Mann,

---

[1] Verdy, der mit dem Hauptmann von Winterfeldt und einem Trompeter auf der Straße von Gravelotte nach Metz hin ritt, um dort über die auf dem Schlachtfelde liegen gebliebnen französischen Verwundeten zu verhandeln und den Franzosen die ganze militärische Lage zu erläutern, kam bis auf den Abhang nach Rozérieulles und Metz hin, das er zu seinen Füßen sah, wurde aber dort trotz der Parlamentärflagge (einer Serviette an einer langen Stange) von feindlichen Kavallerieposten und Infanterie angeschossen, wobei der Trompeter einen Schuß durch das Nasenbein erhielt, und kehrte unverrichteter Sache um, S. 104 ff.

[2] G. u. E. II, 103.

worunter 12000 Tote, an und setzte hinzu: „Nur der Ehrgeiz und die Eifersucht einiger von unsern Führern sind schuld, daß auch wir so viele Leute eingebüßt haben. Bei Saint Privat wars ganz allein die Eifersucht der Garde auf die nachkommenden Sachsen, wenn sie vor der Zeit stürmten."

Am Nachmittag sprach ich einen von den Gardedragonern, die am 16. die französische Batterie angegriffen hatten. Er wollte wissen, daß außer Finkenstein und Reuß auch die beiden Treskows tot und begraben seien, und daß man aus den drei Schwadronen seines Regiments, die im Feuer gewesen wären, am Ende der Schlacht eine und aus dem 1. und 2. Regimente der Dragoner ein einziges gemacht habe. Übrigens drückte er sich sehr bescheiden über die tapfere That aus. „Wir mußten — sagte er — vor, bloß, um daß unsre Artillerie von die Feinde nicht weggenommen wurde." Als ich mich noch mit ihm unterhielt, gingen wieder ungefähr 150 Gefangne, von sächsischer Infanterie begleitet, an uns vorüber und durch die Stadt. Ich erfuhr von der Eskorte, daß die Sachsen nach langem Marsch bei Roncourt und Saint Privat mit gefochten, einmal mit Bajonett und Kolben angegriffen und viele Offiziere, darunter den Generalmajor von Craushaar (von der 45. Infanteriebrigade), verloren hatten.[1]

Abends beim Thee fragte mich der Chef, als ich ins Zimmer trat:

„Wie geht es Ihnen, Herr Doktor?"

Ich erwiderte: „Danke, Exzellenz, gut."

„Haben Sie denn auch was gesehen?"

„Ja, das Schlachtfeld bei Vionville, Exzellenz."

„Schade, daß Sie unser Abenteuer vom 18. nicht miterlebt haben."

Darauf erzählte er ausführlich, wie es ihm an jenem Tage in den letzten Stunden der Schlacht und in der Nacht darauf ergangen war. Ich werde diese Mitteilungen, durch spätere Äußerungen des Ministers ergänzt, in einem der folgenden Abschnitte bringen.

Hier sei davon nur bemerkt, daß der König sich sehr weit

[1] Er fiel am nördlichen Eingange von St. Privat, unweit von der Stelle, wo seit 1873 das Sachsendenkmal steht.

vorgewagt hatte, und daß der Miniſter das nicht richtig fand. Auch Sheridan, der dabei geweſen war, hatte gemeint, ein Feldherr ſolle nie ſo weit vorgehn, daß er zurückbleiben müſſe, wenn ſeine Truppen ferner vorrückten. Über unſre Leute hatte der Amerikaner geäußert: „Dieſe Infanterie iſt die beſte der Welt; aber die Generale, die hier Kavallerie vorſchickten, kann ich nicht loben.“

Die Rede kam hiernach auf den General Steinmetz, von dem der Kanzler ſagte, er ſei tapfer, aber eigenwillig und über die Maßen eitel. Im Reichstage halte er ſich immer in der Nähe des Präſidentenſtuhls auf und ſtehe, damit man ihn, den kleinen Herrn, hübſch ſehen könne. Auch kokettiere er, indem er thue, als ob er fleißig aufpaſſe und ſich auf ein Papier Notizen mache. „Er denkt dabei offenbar — ſo ſchloß dieſe kleine Charakteriſtik —, daß die Zeitungen davon Notiz nehmen und ſeinen Eifer loben werden. Irre ich nicht, ſo hat er ſich damit auch nicht verrechnet.“ Der Miniſter irrte durchaus nicht; die Preſſe hatte, wie gewöhnlich, was gewünſcht und erſtrebt wurde, zur Genüge gethan.

Die Damen in unſerm Hauſe (ich meine das mit dem ethnographiſchen Kabinett) waren gar nicht ſcheu, eher das Gegenteil. Sie unterhielten ſich mit uns, ſoweit wir franzöſiſch konnten, mit erfreulicher Unbefangenheit, und die eine, beiläufig ein recht hübſches Mädchen, ſah zuweilen ganz ſo aus, als ob ſie ſich, wenn Pont à Mouſſon annektiert werden ſollte — was in der Familie als ſicher angenommen zu werden ſchien —, von dem einen oder andern unter uns heiraten laſſen würde, ohne ſich heftig dagegen zu ſträuben.

Montag, den 22. Auguſt ſchrieb ich in mein Tagebuch:

„Früh mit Williſch wieder baden gegangen, bevor der Chef aufgeſtanden war. Um zehn und ein halb Uhr werde ich zu ihm gerufen. Er fragt zuerſt, wie mirs gehe, und ob ich nicht auch Anfälle von Dysenterie gehabt hätte. Ihm wäre es in vergangner Nacht nicht gut gegangen. Der Graf und Dysenterie? Gott behüte ihn davor. Es wäre ſchlimmer als eine verlorne Schlacht. Unſre ganze Sache käme darüber ins Wanken und Schwanken.“

Ich ſchicke auf Befehl des Chefs einen Teil eines vertraulichen Berichts, wonach der Kaiſer Alexander den Franzoſen zuneigen ſoll, in Überſetzung an die Kölniſche Zeitung und telegraphiere

nach Berlin wegen Einziehung einer Anzahl kleiner Telegraphenstationen, deren Beamte wir im Felde brauchen.

Es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß wir im Falle einer endgiltigen Besiegung Frankreichs das Elsaß und Metz mit seiner Umgebung behalten werden, und zwar ist der Gedankengang, der den Kanzler zu diesem Entschlusse führte, und der in der englischen Presse „in akademischer Weise" entwickelt werden soll, etwa folgender:

Eine Kontribution würde, wenn sie auch noch so groß wäre, die von uns gebrachten ungeheuern Opfer nicht ausgleichen. Wir müssen namentlich Süddeutschland mit seiner offnen Lage besser vor französischen Angriffen sichern, wir müssen dem Druck, den Frankreich seit zwei Jahrhunderten auf Süddeutschland übt, ein Ende machen, zumal da dieser Druck zur Zerrüttung der deutschen Verhältnisse überhaupt in dieser ganzen Zeit wesentlich beigetragen hat. Baden, Württemberg und die andern südwestlichen Landstriche dürfen ins künftige nicht wieder von Straßburg aus bedroht sein und nach Belieben überfallen werden können. Auch von Bayern gilt dies.[1] Seit dritthalb Jahrhunderten haben die Franzosen mehr als ein Dutzend Eroberungskriege gegen den Südwesten von Deutschland unternommen. 1814 und 1815 hat man in schonender Behandlung Frankreichs Bürgschaften gegen Wiederholung solcher Friedensstörungen gesucht. Diese Schonung half aber nichts und würde auch jetzt unfruchtbar und erfolglos sein. Die Gefahr liegt in der unheilbaren Anmaßung und Herrschsucht, die dem französischen Volkscharakter innewohnen, Eigenschaften, die sich von jedem Herrscher — keineswegs bloß von den Bonapartes — zu Angriffen auf friedliche Nachbarn mißbrauchen lassen. Unser Schutz gegen dieses Übel liegt nicht in fruchtlosen Versuchen, die Empfindlichkeit der Franzosen momentan abzuschwächen, sondern in der Gewinnung gut befestigter Grenzen. Frankreich hat sich durch fortgesetzte Aneignung deutschen Landes und aller natürlichen Schutzwehren an unsrer Westgrenze in den Stand gesetzt, mit einer verhältnismäßig nicht sehr großen Armee in das Herz von Süddeutschland vorzubrechen, ehe von Norden her Hilfe da sein kann. Seit Ludwig

[1] Denselben Gedanken entwickelte Bismarck am 13. September 1870 dem Korrespondenten des Standard in Reims, s. Poschinger, Tischgespräche I, 261.

dem Vierzehnten, unter ihm, unter seinem Nachfolger, unter der Republik, unter dem ersten Kaiserreiche haben sich diese Einfälle stets wiederholt, und das Gefühl der Unsicherheit zwingt die deutschen Staaten, den Blick unausgesetzt auf Frankreich gerichtet zu halten. Daß den Franzosen durch Wegnahme eines Stück Landes ein Gefühl der Bitterkeit erweckt wird, kommt nicht in Betracht. Diese Bitterkeit würde auch ohne Landabtretung vorhanden sein. Österreich hat 1866 keine Quadratrute seines Gebietes hergeben müssen, und haben wir etwa Dank dafür gehabt? Schon unser Sieg bei Königgrätz hat die Franzosen mit Mißgunst gegen uns, Haß und schwerem Verdruß erfüllt; wie viel mehr werden in dieser Weise unsre Siege bei Wörth und Metz auf sie wirken! Rache für diese Niederlagen der stolzen Nation wird daher, auch wenn man ihr kein Land nimmt, fortan das Feldgeschrei in Paris und den von da beeinflußten Kreisen in der Provinz sein, wie man Jahrzehnte lang dort an Rache für Waterloo gedacht hat. Ein Feind aber, den man nicht durch rücksichtsvolle Behandlung, nachdem er unterlegen ist, zum Freunde gewinnen kann, muß unschädlich gemacht werden, und zwar auf gründliche, dauernde Weise. Nicht Schleifung der östlichen Festungen Frankreichs, sondern ihre Abtretung allein kann uns dienen. Wer die Abrüstung will, der muß zunächst wünschen, daß die Nachbarn der Franzosen auf diese Maßregel eingehen können, da Frankreich der alleinige Friedensstörer in Europa ist und es bleiben wird, so lange es dies bleiben kann.

Es ist ganz erstaunlich, wie geläufig einem solche Gedanken des Chefs schon jetzt aus der Feder fließen. Was vor zehn Tagen noch wie ein Wunder aussah, ist heute ganz natürlich und selbstverständlich. — Vielleicht gehört dahin auch die Idee von einem deutschen Kaiser, von der bei dem Besuche des Kronprinzen die Rede gewesen sein soll. Viel Segen auf einmal; aber man darf eben alles mögliche jetzt für wahrscheinlich ansehen.

Bei Tische klagte der Minister über die knappe und allzu sparsame Art, wie manches von den obern Beamten beim königlichen Haushalt eingerichtet sei. „Nur selten Champagner. Auch mit dem Essen ist es dürftig bestellt," bemerkte er. „Wenn ich mir die Zahl der Koteletten überblicke, nehme ich mir nur eins, da ich sonst fürchten muß, daß einer der andern Gäste leer ausgeht. Sie

ſind nämlich immer abgezählt nach den Eingeladnen, und auf jeden iſt nur eins gerechnet.“ — War wohl, wie neulich ähnliches, beſtimmt, einem oder dem andern der Herren vom Hofe vertraulich durch einen der Tiſchgenoſſen mitgeteilt zu werden.

Ferner kam die ungehörige, um nicht zu ſagen, niederträchtige Kriegführung der Rothoſen wieder zur Sprache, und der Miniſter erzählte, daß ſie bei Mars la Tour einen unſrer Offiziere — es ſoll Finkenſtein geweſen ſein —, der verwundet auf einem Stein am Wege geſeſſen habe, umgebracht haben. Die einen behaupteten, erſchoſſen, andre erzählten — und das ſei wohl richtiger —, ein Arzt habe an der Leiche konſtatiert, daß der betreffende Offizier an einem Degenſtich geſtorben ſei, woran der Chef die Bemerkung knüpft, daß er, wenn es zu wählen gälte, lieber erſtochen als erſchoſſen ſein wolle.

Er beklagte ſich über die Fahrigkeit und Rückſichtsloſigkeit Abekens in der letzten Nacht, wo er ihn, der ohnedies nicht ſchlafen gekonnt habe, durch Schreien, Hinundherlaufen und Thürenzuſchlagen verdrießlich geſtört habe. „Er bildet ſich ein, Sympathien mit ſeinen angeheirateten Vettern zu haben, wie er ſich überhaupt allerlei einbildet.“ Hiermit waren die Grafen York gemeint, mit denen unſer Geheimrat durch ſeine vor etlichen Jahren erfolgte Verheiratung mit einem Fräulein von Olfers entfernt verwandt geworden iſt. Einer der beiden Yorks iſt bei Mars la Tour oder Gravelotte verwundet worden, und der alte Herr fuhr jene Nacht zu ihm hinaus.[1]

[1] Abeken, der hier etwas hart angefaßt wird, hatte ſich am 17. Mai 1866 mit Hedwig von Olfers vermählt. Er ſtand dieſem Hauſe ſchon ſeit 1847 nahe, deſſen Haupt der Generaldirektor der königlichen Muſeen (ſeit 1839) Ignaz von Olfers, ein weſtfäliſcher Landsmann Abekens, ſein Haus zu einem Mittelpunkte für Künſtler und Schriftſteller machte († 1871). Ebenſo war er ſeit etwa derſelben Zeit mit der Familie des Grafen Hans David Ludwig York von Wartenburg auf Klein-Öls in Schleſien, dem einzigen überlebenden Sohne des Feldmarſchalls, eng befreundet und wurde von deſſen Tode am 13. Juli 1858 ſehr ſchmerzlich berührt. Beide Familien Olfers und York, mit einander verwandt, wohnten nahe bei einander in der Cantianſtraße auf der Muſeumsinſel und ſtanden im regſten Verkehr. Abekens Gefühle für die York waren alſo jedenfalls ſehr ehrlich. Den Grafen Max York von den 3. Ulanen hatte er noch am 17. Auguſt geſund angetroffen, der am 18. Auguſt ſchwer verwundete war Graf Wolf York. Abeken

Graf Herbert ist gestern oder heute aus dem Feldlazarett zu seinem Vater gebracht worden, in dessen Zimmer man ihm ein Lager auf den Fußboden gebreitet hat. Ich sah und sprach ihn heute. Seine Wunde ist schmerzhaft, aber bis jetzt, wie es scheint, nicht bedenklich. Er soll in diesen Tagen bis zu seiner Heilung nach Deutschland zurückkehren.

---

erhielt die Nachricht von seiner Verwundung erst am Abend des 20. August und sandte sofort den Reitknecht hin. Als dieser mit der Kunde zurückkehrte, der Verwundete liege in Sainte Marie aux Chênes, konnte sich Abeken nur mit großer Schwierigkeit einen Wagen verschaffen, um dorthin zu fahren. Graf York starb am 25. August. Vgl. Abeken S. 398. 320. 309. 257. 248. 400.

Viertes Kapitel

Commerry — Bar le Duc — Clermont en Argonne

Dienstag, den 23. Auguſt, ſollte die Reiſe nach Weſten fortgeſetzt werden. Sheridan und ſeine Leute ſollten uns begleiten oder ohne Verzug folgen. Der Regierungspräſident von Kühlwetter blieb bis auf weiteres hier, und zwar als Präfekt. In gleicher Stellung gingen der Graf Renard, eine Hünengeſtalt mit dem entſprechenden Barte, nach Nancy und Graf Henckel nach Saargemünd. Man ſah den Reichsboten Bamberger wieder, den auch der Chef ſelbſt tags vorher mit dem Ausdrucke „der rote Jude“ bezeichnet hatte. Auch Herr Stieber tauchte in der Nähe des Hauſes an der Ecke der Rue Raugraf einmal auf. Endlich begegnete ich, als ich mir die innere Stadt vor unſrer Abfahrt noch einmal beſah, um mir ihr Bild als Andenken einzuprägen, zum erſtenmale, ſeit ich ihn fünf oder ſechs Tage vor der Kriegserklärung im Auswärtigen Amte mit dem Kriegsminiſter die Treppe zur Wohnung des Chefs hatte hinaufſteigen ſehen, dem feinen, faltigen, glattraſierten Geſichte Moltkes wieder. Es kam mir vor, als ob es heute ein recht zufriednes und vergnügtes Geſicht wäre.

Intereſſant war, als ich ins Büreau zurückkam, ein Bericht über die Art, in der ſich Thiers vor kurzem über die nächſte Zukunft Frankreichs geäußert hatte. Er hatte mit Beſtimmtheit vorausgeſetzt, daß wir uns im Falle des Sieges das Elſaß nehmen würden. Napoleon würde nach dem Verluſt von Schlachten auch den Verluſt ſeines Thrones erleben, und ihm würde für einige Monate die Republik und dann wahrſcheinlich ein Orleans folgen, vielleicht aber auch Leopold von Belgien, der, wie der Gewährsmann des Berichterſtatters, ein Vertrauter Rothſchilds, aus ſicherer Erfahrung wiſſen wolle, ſehr ehrgeizig ſei.

Um zehn Uhr brachen wir von Pont à Mouſſon auf. Das ſchöne Wetter der letzten Tage hatte von früh bis zum Nachmittag wieder graubewölktem Himmel mit Regengüſſen Platz gemacht.[1] Ich fuhr diesmal im Wagen der Sekretäre, in dem auch die Aktenmappen des mobilen Auswärtigen Amtes von Ort zu Ort reiſten. Der Weg führte zunächſt über Maidières, dann über den Berghang des Moſelthales nach Montauban hinauf, nach Limey und Beaumont. Nach zwölf Uhr wurde es heller, und wir ſahen ein ziemlich hohes Hügelland vor uns, unter dem ſich eine wellenförmige Gegend mit breiten Senkungen hinſtreckte. Bisweilen fuhren wir durch ein Stück Laubwald. Die Dörfer bildeten überall geſchloſſene Gaſſen, Haus an Haus wie in der Stadt; die meiſten hatten anſehnliche Mairie- und Schulgebäude, einige auch anſcheinend alte Kirchen in gotiſchem Stil. Jenſeits Gironville ſteigt die Chauſſee einen ſteilen Hügel hinauf, von dem man eine weite Ausſicht über die unten ſich hinziehende Ebene hat. Wir verließen hier die Wagen, um es den Pferden bequemer zu machen. Auch der mit Abeken an der Spitze unſers Zugs fahrende Kanzler ſtieg aus und ging eine Viertelſtunde in ſeinen großen Aufſchlagſtiefeln, die in ihrer Form und Weite an die erinnerten, die man auf Bildern vom Dreißigjährigen Kriege ſieht. Neben ihm ſchritt Moltke her: der größte Kriegskünſtler unſrer Tage wanderte an der Seite des größten Staatsmanns der Zeit auf franzöſiſcher Landſtraße hin, auf Paris zu, und ich wette darauf, daß beide daran in dem Augenblicke nicht einmal etwas Beſondres fanden.

Nachdem wir wieder eingeſtiegen waren, ſahen wir, wie zur Rechten der Straße unter den Händen flinker Soldaten eine Telegraphenleitung entſtand. Bald darauf fuhren wir in das Thal der obern Maas hinab, und kurz nach zwei Uhr erreichten wir Commercy, ein hübſches Städtchen mit etwa 6000 Einwohnern, das einen großen Wald neben ſich hat. Der Fluß iſt hier noch ſchmal und ſumpfig. An ihm liegt ein altes Schloß mit einer Säulenfront. Die weißen Jalouſien der vornehmern Häuſer in den Straßen

[1] Abeken S. 398 von Commercy, 23. Auguſt 1870, nachmittags: „Heute fuhren wir bei ſtrömendem Regen aus Pont à Mouſſon um zehn Uhr in offnem Wagen fort.“

waren größtenteils geschlossen, wie wenn man die verhaßten Preußen nicht sehen wollte. Dagegen schien das Volk in der Bluse neugieriger und weniger feindselig. Mehrmals las man über den Thüren die Firma: Fabrique de Madeleines. Diese sind Biskuits in der Form kleiner Melonen, die in ganz Frankreich Ruf haben, weshalb wir nicht versäumten, ein paar Schachteln davon nach Hause zu schicken.

Der Chef wurde mit Abeken und Keudell auf der Rue des Fontaines im Schlößchen des Grafen Macore de Gaucourt einquartiert, wo in den letzten Tagen ein Fürst oder Prinz von Schwarzburg gewohnt hatte, und wo nur die Dame vom Hause zurückgeblieben war. Ihr Gemahl diente in der französischen Armee und stand infolge dessen im Felde. Er war ein sehr vornehmer Herr; denn er stammte von den alten Herzögen von Lothringen ab. Seine Wohnung hatte neben sich einen hübschen Blumengarten, und dahinter streckte sich ein großer schattiger Park hin. Ich wurde nicht weit vom Minister, auf der Rue Heurtebise Nummer 1, im Parterreputzstübchen eines kleinen Rentiers, des Sieur Gillot, untergebracht, wo ich einen freundlichen und gefälligen Wirt und ein vortreffliches Himmelbett fand. Bei einem Gange durch die Stadt traf ich Sheridans Adjutanten vor einem Hause, zu dessen Thüren Stufen hinaufführten. Er erzählte mir, daß sie anfangs Mai von Kalifornien aufgebrochen und unter großen Beschwerden nach Chicago gereist seien, von da nach London, dann nach Berlin gegangen und von dort wieder in fünf Tagen nach Pont à Mousson gefahren seien. Er und der General, der im ersten Stock zum Fenster heraussah, trugen jetzt Uniform. Später suchte ich den Kanzler auf, den ich im Garten fand, und fragte, ob es für mich zu thun gebe. Nach einigem Besinnen bejahte er es, und eine Stunde später bekam sowohl die Feldpost als der neue Telegraph durch mich zu thun.

Ich schrieb unter anderm folgenden Artikel:

„Es ist jetzt vollkommen sicher, daß die Prinzen der Familie Orleans in der Erwartung, den Stern der Napoleoniden noch mehr erbleichen und noch tiefer sinken zu sehen, ihre Zeit für gekommen halten. Unter Betonung des Umstandes, daß sie Franzosen sind, haben sie Frankreich in der jetzigen Krisis ihren Degen zur Verfügung gestellt. Durch ihre Schlaffheit zum Teil, durch ihr gleich-

giltiges Geschehenlassen in Sachen der Entwicklung ihrer Nachbarn hat die Familie Orleans ihren Thron verloren. Durch Energie scheint sie sich ihn wieder erobern zu wollen, und durch Eingehen auf die chauvinistischen Gelüste, auf das Gloirebedürfnis und auf die Weltbevormundungsluft der Franzosen würde sie sich auf ihm zu halten suchen. Wir sind mit unserm Werke noch nicht zu Ende. Ein entscheidender Sieg ist wahrscheinlich, aber noch nicht sicher, der Fall Napoleons scheint nahe gerückt, ist aber noch nicht erfolgt. Dürften wir uns, wenn er wirklich erfolgte, angesichts des soeben Bemerkten mit einem solchen Ergebnis unsrer ungeheuern Anstrengungen zufrieden geben, dürften wir glauben, damit erreicht zu haben, was unser höchstes Ziel sein muß, einen auf lange Jahre gesicherten Frieden mit Frankreich? Niemand wird dies bejahen. Ein Friede mit den auf Frankreichs Thron zurückgekehrten Orleans wäre ohne Zweifel noch mehr ein bloßer Scheinfriede, als ein solcher mit Napoleon, der doch schon genug Gloire eingeheimst hatte. Über kurz oder lang wären wir wieder von Frankreich herausgefordert, und dann wäre dieses vermutlich besser gerüstet und mächtiger Allianzen sicherer."

Es sollten drei Reservearmeen in Deutschland gebildet werden: eine, und zwar die stärkste, bei Berlin, eine am Rhein und eine, wegen Österreichs bedenklicher Haltung, in Schlesien bei Glogau. Es war eine Defensivmaßregel. Die Truppen am Rhein sollte der Großherzog von Mecklenburg, die bei Berlin der General von Canstein, die bei Glogau der General von Löwenfeld befehligen.

Gegen Abend machten Soldaten Musik vor dem Hause des Königs, der schon in den Freiheitskriegen in Commercy Quartier genommen hatte, und die Straßenjugend hielt den Hautboisten und Hornisten ganz gemütlich die Notenblätter.

Beim Diner, wo wir unter andern guten Dingen wunderschönen weißen Bordeaux hatten, waren die Grafen Waldersee und Lehndorff sowie zuletzt Generalleutnant von Alvensleben (aus Magdeburg) Gäste des Chefs. Dieser erzählte — ich erinnere mich nicht mehr, in welchem Zusammenhange — von dem „Mergelmajor," der alles Geschehene hienieden auf geognostische Ursachen zurückzuführen gewohnt war. „Er räsonnierte ungefähr so: Die Jungfrau von Orleans, wie sie war und lebte, konnte nur auf

fruchtbarem Mergelboden geboren werden, sie mußte auf Kalkboden einen Sieg erfechten, und sie mußte notwendig auf Sandstein sterben."

Alvensleben berichtete, als von der barbarischen Kriegführung der Feinde die Rede war, daß sie auch aus Toul auf einen Parlamentär geschossen hätten, wogegen ein andrer Offizier, der nur zum Scherz auf das Glacis geritten sei, sich in aller Freundschaftlichkeit mit den Herren auf den Wällen hätte unterhalten können. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob Paris nicht trotz seiner Werke gestürmt werden könne, und die Militärs bejahten sie. Der General sagte: „Eine große Stadt dieser Art kann, wenn sie von einer genügend zahlreichen Armee angegriffen wird, nicht mit Erfolg verteidigt werden." Graf Waldersee wollte „Babel ruiniert haben" und führte dafür Gründe an, die mir im stillen ungemein gefielen. Der Minister aber erwiderte: „Ja, das wäre ganz recht, es geht aber aus vielen Rücksichten und schon darum nicht an, weil auch Deutsche, Kölner und Frankfurter, dort bedeutende Kapitalien angelegt haben."

Man sprach dann von dem eroberten und noch zu erobernden Frankreich. Alvensleben wollte das Land bis zur Marne behalten. Unser Graf hatte einen andern Wunsch, den zu verwirklichen er aber nicht für möglich zu halten schien. „Mein Ideal wäre — so sagte er — eine Art Kolonie Deutschlands, ein neutraler Staat von acht bis zehn Millionen, wo es keine Konskription giebt, und dessen Steuern nach Deutschland fließen — soweit sie nicht im Innern gebraucht werden. Frankreich verlöre so die Gegenden, wo seine besten Soldaten herkommen, und würde unschädlich. Im Reste von Frankreich keine Bourbons, keine Orleans, zweifelhaft, ob Lulu oder der dicke oder der alte Bonaparte. Ich wollte bei der Luxemburger Geschichte keinen Krieg,[1] da ich wußte, daß es sechs geben würde. Aber das muß jetzt ein Ende haben. Doch sprechen wir nicht vom Fell des Bären, ehe er geschossen ist. Ich gestehe, ich bin in dieser Hinsicht abergläubisch." — „Na, er ist aber doch schon angeschossen, der Bär," meinte Graf Waldersee. — — —

Wieder erzählte der Chef vom Essen an der königlichen Tafel,

[1] Vgl. G. u. E. II, 53. 92/3. 178. 230.

und wie ſpärlich da für die Gäſte geſorgt ſei — was vermutlich für Lehndorff beſtimmt war und durch dieſen weiter befördert werden ſollte. „Neulich hatten wir erſt Koteletten, und da konnte man ſich nicht zwei nehmen; denn es war auf einen Gaſt nur ein Kotelett gerechnet. Dann aber gabs Kaninchen, und da, als ich mir überlegte, ob ich zwei Stück eſſen ſollte — ich hätte vier vertragen können —, ſiegte der Hunger über die Höflichkeit, und ich nahm zwei. Aber ich bin ſicher, daß nun einer nichts gekriegt hat."

Der Kanzler kam dann auf ſeine Söhne zu reden, wobei er ſagte: „Ich hoffe jetzt, daß ich von meinen Jungen wenigſtens den einen behalte — ich meine Herbert, der jetzt auf dem Heimwege ſein wird. Er hat ſich übrigens im Felde ganz gut gewöhnt. Früher hatte er einen recht hochmütigen Tik. Jetzt aber, als er verwundet bei uns in Pont à Mouſſon lag, und gemeine Dragoner ihn beſuchten, verkehrte er mit ihnen freundlicher wie mit Offizieren."

Beim Thee wurde erzählt, daß der König, dem der Chef beiläufig heute Vortrag gehalten und u. a. über Verleihung des Eiſernen Kreuzes an Bayern geſprochen zu haben ſcheint, 1814 hier in derſelben Straße gewohnt habe wie heute, und zwar in dem Hauſe neben dem, wo gegenwärtig ſein Quartier ſei. Der Miniſter ſagte: „Mein weiterer Feldzugsplan für Seine Majeſtät iſt der, daß er die Stabswache vorausſchickt. Das Terrain muß rechts und links von der Straße von einer Kompagnie abgeſucht werden, und das Hauptquartier muß beiſammen bleiben. Von Strecke zu Strecke müſſen Poſten ſtehen. Dieſen Plan hat der König genehmigt, nachdem ich ihm geſagt habe, daß man es 1814 ebenſo gemacht hätte. Die Monarchen fuhren damals nicht, ſondern ritten, und da war eine Reihe ruſſiſcher Soldaten, zwanzig Schritt auseinander, am Wege aufgeſtellt." Jemand meinte, es ſei allerdings möglich, daß Bauern oder Franctireurs auf den König im Wagen ſchöſſen. „Nun ja — verſetzte der Chef —, und das Wichtigſte dabei iſt, daß es ſich um eine Perſönlichkeit handelt, die, wenn ſie krank oder angeſchoſſen oder ſonſtwie verdrießlich wird, nur zu ſagen braucht: Umkehren! und es wird umgekehrt!"

Am nächſten Morgen führte mich Gillot nach dem Schloſſe, in dem im vorigen Jahrhundert der Schwiegervater Ludwigs des

Fünfzehnten, Stanislaus Leszczynski, als Herzog von Lothringen und Bar zuweilen Hof hielt, und das in den letzten Jahren eine Kürassierkaserne gewesen war. Von den hintern Fenstern hat man eine hübsche Aussicht auf die unten langsam vorbeifließende Maas und die Baumgruppen am andern Ufer. Wir besuchten auch die Kapelle des Schlosses und deren „Fabrique," welches Wort Werkstätte und zugleich Rumpelkammer zu bedeuten scheint.[1] Hier sollten unsre Soldaten — es wären Husaren gewesen, meinte der Küster — verschiedne Störungen angerichtet, etlichen Heiligenbildern die Nase abgeschlagen, ein Marmormedaillon zerbrochen, den Kronleuchter zertrümmert, das Archiv herumgestreut und einem alten Ölbilde einen Säbelhieb versetzt haben. Vielleicht hatten sies in der Dunkelheit aus Versehen gethan; die beiden Franzosen aber waren darüber sehr entrüstet, und ich glaube, ich habe sie nicht überzeugt, wenn ich ihnen sagte, dergleichen Unfug wäre bei uns nicht üblich. Sonst waren die Leute, mit denen ich in Berührung kam, gar nicht übel. Besonders mein wackrer Wirt, der mir mehr als einmal versicherte, er betrachte mich nicht als Feind, sondern als Gast. Er gehörte zu der in Frankreich häufigen Klasse von Gewerbetreibenden, die sich, nachdem sie sich bis zum fünfzigsten Jahre redlich geplagt und sorgfältig gespart haben, mit einem Vermögen von den Geschäften zurückziehen, das sie in den Stand setzt, ihre übrige Lebenszeit mit der Pflege eines kleinen Blumen- und Obstgartens und mit Zeitungslektüre und Geplauder im Kaffeehause sowie mit Besuchen bei Freunden und Nachbarn behaglich zu verbringen. Herr Gillot hatte übrigens zwei Söhne, von denen der eine in Cochinchina lebte, der andre aber irgendwo in Frankreich Geistlicher war. Er hoffte, daß man, da jetzt die Rede davon wäre, auch Kleriker zum Kriegsdienst heranzuziehen, seinen Sohn, indem Soldaten von ein paar Wochen doch nichts leisten könnten, bloß zu Schreibereien, als notaire verwenden und nicht ins Gefecht schicken werde.

Um zwölf Uhr fuhren wir von Commercy wieder ab, zunächst durch einen schönen Laubwald mit verschiednen Baumarten und viel Unterholz, Epheu, Schlingpflanzen und Rankengewächse, einem

[1] Fabrica bedeutet im Mittelalter die Werkstätte für einen Kirchenbau.

Dickicht voll prächtige Verstecke für heimtückische Franctireurs, dann in offnere wellige Gegend hinaus. Der Boden scheint nicht gut zu sein, das Getreide, das man zu Gesicht bekam, Hafer, stand dürftig. Vielfach holten wir auf dem Wege Kolonnen ein, desgleichen wurden mehrere Lager passiert. Die Vorsichtsmaßregeln, von denen der Chef am Tage vorher gesprochen hatte, waren getroffen. Wir hatten eine Vorhut von Ulanen vor uns und zur Begleitung die Stabswache, die sich bunt aus den verschiednen Reitergattungen der Armee, grünen, roten, blauen Husaren, sächsischen Reitern und preußischen Dragonern u. dergl. zusammensetzte. Der Wagenzug des Kanzlers folgte dicht hinter dem des Königs. Lange Zeit kamen wir durch kein Dorf. Dann berührten wir St. Aubin, und bald nachher rollten wir auf der Chaussee an einem Meilenstein vorüber, auf dem zu lesen war: Paris 241 Kilometer — wir waren somit nur noch etwa 32 Meilen von Babel entfernt. Weiterhin ging die Reise an einem langen Zuge bayrischer Bagagewagen vorbei, die zu den Regimentern König Johann von Sachsen, Großherzog von Hessen, von der Tann, Prinz Otto und andern gehörten und uns zeigten, daß wir uns jetzt im Bereiche der vom Kronprinzen geführten Armee befanden.

Nicht lange nachher fuhren wir in die kleine Stadt Ligny hinein, die gedrückt voll bayrische Soldaten und andres Kriegsvolk war, und auf deren Markte wir in einem tollen Durcheinander von allerhand Fuhrwerken etwa drei Viertelstunden hielten, da unser Chef dem hier verweilenden Kronprinzen einen Besuch abstattete. Dann wanden sich unsre Wagen durch das Gewirr wieder hinaus, und wir erreichten ein anmutiges grünes Thal mit Bäumen und Wiesen, durch das wir an einem Kanal hin nach Bar le Duc gelangten. Auf dem Wege gabs wieder Massen von himmelblauem bayrischen Fußvolke. Dann folgte ein Lager von Chevaulegers mit flackernden Kochfeuern, darauf ein zweites, dabei eine Rinderherde von Soldaten gehütet, endlich ein drittes mit einer großen Wagenburg.

Bar le Duc, die größte französische Stadt, in die der Feldzug uns bisher gebracht, mag 15000 Einwohner haben. Es liegt an einem Kanal mit schönem grünem Wasser und an dem seichten und schlammigen Flüßchen Ornain, über das mehrere Brücken führen, zum großen Teil aber auch auf der Höhe über diesen Wasserläufen —

Partien der Stadt, die sich recht malerisch präsentieren. Auf den Straßen und Plätzen war es sehr lebhaft, als wir hindurchfuhren, und durch die Jalousien lauschten neugierige Frauengesichter nach den Wagen herab. Als der König kam, empfing ihn eine bayrische Musikbande mit „Heil dir im Siegerkranz!" Er nahm auf der Hauptstraße der Unterstadt, auf der Rue de la Banque, im Hause der Bank von Frankreich, seine Wohnung; für den Kanzler und uns war schräg über im Hause eines Herrn Pernay Quartier gemacht worden. Hier wurde im Erdgeschoß rechts das Büreau eingerichtet, während das Zimmer links vom Eingange uns zum Frühstück und Diner versammeln sollte. Der Chef wohnte im ersten Stock vornheraus, Abeken in einer Stube, die auf den hübschen Garten hinter dem Hause und seine blühenden Rosenstöcke, seine Tannenbäumchen und seine Granatsträucher hinaussah, ich daneben in einer Kammer mit allerlei Heiligenbildchen, Porträts von Geistlichen und ähnlichen mit der Kirche in Verbindung stehenden Dingen. Der Hausherr, elegant eingerichtet, offenbar wohlhabend, war davongegangen und hatte bloß eine ältliche Aufwärterin zurückgelassen.

Bei Tische war der Leibarzt des Königs, Dr. Lauer, Gast des Ministers. Dieser war mitteilsam wie fast immer und, wie es schien, ungewöhnlich gut aufgelegt. Er brachte zunächst seine Beschwerde über „ungenügendes Essen" an der königlichen Tafel wieder an, augenscheinlich, damit Lauer die vor die rechte Schmiede, d. h. vor Graf Pückler oder Perponcher trage. — Bei dem Besuch in Ligny hatte er mit dem Kronprinzen und mit den Fürsten und Oberoffizieren in dessen Begleitung frühstücken müssen, und man hatte recht gut gespeist. Nur war ihm ein Platz vor dem Kamin zu teil geworden, der ihm nicht recht gefallen hatte, und auch sonst war Manches unbehaglicher als jetzt bei uns gewesen. — „Es waren zu viel Fürsten da, als daß die Menschen hätten Platz finden können. Auch der Augustenburger war zugegen, er trug bayrische Uniform, sodaß ich ihn erst gar nicht erkannte, und machte, als er mich gewahr wurde, ein verlegnes Gesicht." Sonst erfuhr man aus den Äußerungen des Chefs, daß Graf Hatzfeldt für die Zeit, die wir hier bleiben sollten, als eine Art Präfekt zu fungieren bestimmt war — eine Rolle, zu der er sich vermutlich durch besonders gute Kenntnis des Französischen und durch die Vertrautheit mit

der Sitte und Art des Landes empfahl, die er sich durch langen Aufenthalt in Paris erworben hatte. Nach einer andern Äußerung des Ministers war anzunehmen, daß das Hauptquartier hier wahrscheinlich mehrere Tage verweilen würde — „wie in Capua," sagte der Graf lächelnd.

Am Abend wurden vor dem Thee wieder einige Artikel nach Deutschland abgesandt, unter andern einer über die Mitwirkung der Sachsen bei Gravelotte, auf die der Chef inzwischen wiederholt lobend zurückgekommen war. Er lautete:

„In der Schlacht, die am 18. bei Metz stattfand, haben die Sachsen sich durch gewohnte heldenmütige Tapferkeit hervorgethan und sehr wesentlich dazu beigetragen, daß der Zweck des Tages deutscherseits erreicht wurde. In der Absicht, das sächsische Armeekorps bald auch vor den Feind zu bringen, hatte man dasselbe tags vorher starke Märsche vom rechten nach dem äußersten linken Flügel machen lassen, und auch am 18. selbst lag ihm ein solcher ob. Trotz dieser Strapazen aber griffen diese braven Truppen, als sie den Franzosen gegenüberstanden, mit bewundernswerter Energie an, warfen die Feinde kräftig zurück und erfüllten ihre Aufgabe, die darin bestand, den Gegnern das Durchbrechen nach der Gegend von Thionville zu verlegen, in vollkommenster Weise. Ihr Verlust bei diesen Kämpfen beträgt gegen 2200 Mann."

Ich werde jetzt der Abwechslung halber wieder einmal mein Tagebuch selbst sprechen lassen.

Donnerstag, den 25. August. Früh vor der Stunde, von wo an es zu thun giebt, einen Spaziergang nach dem obern und offenbar ältern Teil der Stadt gemacht, wo eine schöne gotische Kirche, dem heiligen Petrus geweiht, mit reichverziertem Portal, desgleichen einige stattliche Häuser aus der Zeit der mittlern Renaissance. Die Aussicht beim Schlosse über der Stadt ist recht anmutig, nur fehlt dem Thale ein in die Augen fallendes Gewässer. Die Gassen der Oberstadt steigen meist sehr steil bergan und sind großenteils eng und mitunter dunkel. Unten ists sonniger. Man sieht hier viele einstöckige, massiv aus schönen Quadern erbaute Häuser mit weißgestrichnen Sommerläden. Auch in diesen Quartieren befinden sich Kirchen in gutem Stil, darunter ein paar neue. Die Läden sind fast alle geöffnet. Die Leute, die wir nach dem

Wege fragen, antworten höflich. Nicht fern von unſerm Quartier führt über den Fluß eine alte Steinbrücke, die in der Mitte ein Türmchen hat, das ohne Zweifel noch die Zeit geſehen hat, wo Lothringen und das Herzogtum Bar nicht zu Frankreich gehörten. Wir beſuchen den Bahnhof, deſſen Zimmer und Säle — man ſagt, von den Franzoſen ſelbſt — garſtig verwüſtet worden ſind.

Gegen neun Uhr beginnt der Durchzug der Bayern. Sie marſchieren über die Rue de la Banque und ſo vor der Wohnung des Königs und der unſern vorbei. Franzöſiſche Zuſchauer haben ſich mehr, als uns bequem iſt, auf den Trottoirs zu beiden Seiten der Baumreihen eingefunden, die die breite Straße einfaſſen. Grüne Chevaulegers mit roſenroten Kragen und Aufſchlägen, dunkelblaue Küraſſiere, unter denen viele ſtattliche Geſtalten, Lanziers, Artillerie, Infanterie, Regiment auf Regiment geht der Marſch an dem Oberfeldherrn der deutſchen Heere vorüber, ſtundenlang. Lautſchallendes Hurra vor dem König, wobei die Reiter ihre Pallaſche ſchwingen und das Fußvolk die rechte Hand emporhebt, geſenkte Fahnen, ſchmetternde Fanfaren der Reitertrompeten, Muſikbanden der Infanterie, von denen die eine den prachtvollen Hohenfriedberger Marſch ſpielt. Erſt das Armeekorps des Generals von Hartmann, dann das von der Tanns, der nachher bei uns frühſtückt. Wer das unmittelbar nach dem Kriege von 1866 oder auch noch vor drei Monaten für möglich gehalten hätte![1]

Mehrere Artikel für die Poſt, andre für den Telegraphen geſchrieben. Unſre Leute rücken raſch vorwärts. Die Spitzen der deutſchen Heerſäulen ſtehen ſchon zwiſchen Chalons und Epernay. In Deutſchland ſind die vor einigen Tagen beſprochnen drei Reſervearmeen in der Bildung begriffen. Die Neutralen[2] erheben gegenüber unſrer Abſicht, uns durch Einverleibung franzöſiſchen Gebiets eine vorteilhafte Weſtgrenze zu ſchaffen, zum Teil Schwierigkeiten. Namentlich England, das, wie ſeither immer, mißgünſtig Miene macht, uns die Hände zu binden. Beſſer ſcheinen die Berichte aus Petersburg

[1] Auch Abeken ſchildert das lebendig; der 25. Auguſt war übrigens gerade der Namenstag König Ludwigs II., und „die Bayern füllten ihn vom Morgen bis zum Abend mit Muſik.“ S. 299 f. Brief aus Bar le Duc vom 24. Auguſt.

[2] Vgl. G. u. E. II, 98 u. f.

zu lauten, wo der Kaiser, keineswegs ohne Bedenken schon wegen der ins Auge gefaßten Maßregel, uns wohlwill, und die Großfürstin Helene uns ihre thätige Sympathie zugewandt hat. Wir bleiben bei unsrer Absicht, die von der Notwendigkeit, die süddeutschen Länder endlich einmal durch Erzwingung von Gebietsabtretungen vor Frankreichs Anfällen sicher zu stellen und auf diese Weise unabhängig von der französischen Politik zu machen, eingegeben ist, und deren Ausführung, wenn die Sache erst in die Öffentlichkeit gedrungen ist, von dem nationalen Gefühl ohne Zweifel mit einer Energie gefordert werden wird, der schwer zu widerstehen sein würde. Der Kaiser Alexander soll durch die genannte Großfürstin davon in Kenntnis gesetzt werden.

Man berichtet von den Truppen vor uns allerhand Empörendes über die Franctireursbanden, die sich gebildet haben. Ihre Uniformierung ist derart, daß man in ihnen kaum Soldaten erkennt, und was sie an Abzeichen tragen, die sie als solche kenntlich machen, können sie leicht ablegen. Ein solcher Bursch liegt, während ein Reitertrupp von uns die Straße daherkommt, anscheinend sich sonnend am Graben, neben einem Gehölz. Sind die Leute vorbei, feuert er sein Gewehr, das er in der Zwischenzeit im nahen Gebüsch verborgen gehalten, auf sie ab und läuft in den Wald, aus dem er, der Wege kundig, ein Stück weiterhin als harmloser Blusenmann wieder herauskommt. Ich sollte fast meinen, das wären keine Vaterlandsverteidiger, sondern Meuchelmörder, die man ohne viel Federlesens henken sollte, wenn man ihrer habhaft würde.

Bei Tische gehört Graf Seckendorf, Adjutant im Generalstabe des Kronprinzen, zu den Gästen. Man spricht von dem unter die Bayern gegangnen Augustenburger, und zwar nicht vorteilhaft. — (Das Urteil lief ungefähr auf die Äußerung hinaus, die einige Monate später ein wohlgesinnter Freund, der damals als Professor in Kiel lebte,*) in einem Briefe an mich that: „Wir alle wissen, daß er nicht zum Verrichten von heldenmütigen Thaten geboren ist. Dafür kann er nicht. Es ist ein Familienzug, wenn ers mehr mit dem zähen Abwarten, mit dem Aussehen nach den Wundern hält, die sein Erbrecht für ihn verrichten soll. Aber daß ers mit dem

*) Nöldeke.

Heldentum nicht wenigſtens einmal verſucht hat. Es würde ſich doch ganz anders ausnehmen, wenn er als Hauptmann oder Major eine Kompagnie oder ein Bataillon der Soldaten, die einmal beinahe ſeine Soldaten geworden wären, oder meinethalben auch eine bayriſche Kompagnie führte. Vermutlich würde dabei nicht viel herauskommen, aber man freute ſich doch über den guten Willen.")

Man gedachte des Gerüchts, nach dem der Kronprinz bayriſchen Bataillonen, die in der Schlacht bei Wörth — oder wars bei Weißenburg — „nicht recht herangewollt," durch den Major von Freiberg die Aufforderung habe zugehn laſſen, es „den braven Preußen gleichzuthun."

Seckendorf beſtätigte dies, wenn ich nicht mißverſtand. Dagegen ſtellte er in Abrede, daß der Kronprinz verräteriſche franzöſiſche Bauern habe erſchießen laſſen, wie das Gerücht wiſſen will. Im Gegenteil, er ſei überall ſehr mild und duldſam verfahren, namentlich auch gegen ungezogen auftretende feindliche Offiziere.

Graf Bohlen, immer voll hübſcher Anekdoten und Einfälle, berichtete: „Als die Batterie von Breinitz am 18. ſo heftiges Feuer erhielt, daß in kurzer Zeit faſt alle Pferde und die Mehrzahl der Bedienungsmannſchaft tot oder verwundet am Boden lagen, ſagte der Hauptmann, indem er ſich mit den letzten noch Aufrechtſtehenden einzurichten verſuchte: „Feines Gefecht das, nicht wahr?"

Von Graf Kutuſow, dem ruſſiſchen Militärbevollmächtigten, wollte der luſtige Graf folgendes Geſchichtchen wiſſen. Kutuſow war auf dem Schlachtfelde von Rezonville eingeſchlafen. Zwei Soldaten, die die Stelle abſuchten, fanden ihn. „Ob der tot iſt?" fragte der eine und roch nach ihm. „Jawohl," fuhr er, ſich aufrichtend, fort, worauf er ſeine Meinung durch die Wahrnehmung rechtfertigte, die Martha Ev. Joh. 11, 39 an Lazarus von Bethanien gemacht hatte. Daher heiße, ſagte Bohlen, Kutuſow bei unſern Offizieren jetzt allgemein „die Leiche."[1]

---

[1] Dieſelbe Geſchichte erzählt Verdy du Vernois vom 17. Auguſt, einem glühend heißen Tage. Zwei Pioniere, mit dem Aufräumen des Schlachtfeldes beſchäftigt, hielten den Ruſſen für einen gefallnen franzöſiſchen Jägeroffizier. „Durch die Regungsloſigkeit des Grafen getäuſcht, vielleicht auch durch den Geruch der neuen Juchtenausrüſtung desſelben irritiert, betrachteten ſie ihn eine Weile und ſchloſſen ihre Beobachtungen mit den Worten: „Der iſt tot, alſo vorwärts,"

Der Chef erzählte: „Vorige Nacht fragte ich die Schildwache draußen vor der Thür, wie es ihr ginge, und wie es mit dem Eſſen ſtünde, und da erfuhr ich, daß der Mann ſeit vierundzwanzig Stunden nichts gegeſſen hatte. Da ging ich hinein und ſuchte die Küche und ſchnitt ihm einen tüchtigen Knuſt Brot herunter und trugs ihm hinaus, was ihn ſehr vergnügt zu ſtimmen ſchien.“

Als dann von Hatzfeldts Präfektur die Rede auf andre Präfekten und Kommiſſarien in spe kommt, und jemand bei dem einen und dem andern Namen, der dabei genannt wird, Zweifel an der Befähigung von deſſen Träger äußert, bemerkt der Miniſter: „Unſre Beamten in Frankreich mögen immerhin ein paar Dummheiten begehen, die werden morgen vergeſſen; wenn nur im allgemeinen energiſch regiert wird.“

Man ſpricht von den Telegraphenlinien, die ſo raſch hinter uns entſtehen, und es wird erzählt: Die Telegraphiſten, denen ihre Stangen weggeſchleppt und ihre Drähte durchſchnitten worden ſeien, verlangten von den Bauern, daß ſie des Nachts bei der Leitung Wache hielten. Die wollten aber nicht, auch als man ihnen Bezahlung dafür anbot. Zuletzt verſprach man ihnen, daß jede Stange den Namen deſſen erhalten ſollte, der bei ihr gewacht habe, und dieſe Spekulation auf die franzöſiſche Eitelkeit glückte: die Kerls mit den langen Zipfelmützen hielten die ganze Nacht getreulich Wache, und es gab keine Beſchädigungen mehr.[1]

Freitag, den 26. Auguſt. Es heißt, daß wir heute noch weiter gehn, und zwar nach Saint Ménehould, wo unſre Truppen, wie ich dieſen Morgen nach Deutſchland telegraphierte, achthundert Mobilgarden gefangen genommen haben. Jene bevorſtehende Wendung der Reiſe berichtet Taglioni, der uns beiläufig geſtern beim Frühſtück mit vorzüglich ſchönem Kaviar bewirtete, den er, wie ich glaube, vom dicken Borck hatte. Früh einen Artikel über die Frank-

---

worauf ſie die Erde unter ihm auszuheben begannen, bis er aufwachte.“ Verdy und Bronſart von Schellendorf ſtanden unmittelbar dabei. Graf Kutuſow war bei ſeinen deutſchen Kameraden ſehr beliebt, „ein ehrlicher Soldat ohne perſönliche Eitelkeit,“ ſagt Bismarck von ihm, Gedanken und Erinnerungen II, 108 f. Siehe auch S. 105.

[1] Dasſelbe ſah Verdy auf der Fahrt von Pont à Mouſſon nach dem Schlachtfelde des 16. Auguſt. I, 86.

tireurs gemacht und deren falsche Vorstellungen von dem, was im Kriege erlaubt ist, ausführlich geschildert. Dann, da der Chef fort — wie einige wissen wollen, zum König, wie andre sagen, zu einer Tour in und um die obere Stadt*) —, in Begleitung Abekens wieder zu der schönen alten Kirche St. Pierre hinauf. Wände und Säulen sind in ihr viel weniger hoch, die Säulen auch viel weniger schlank als sonst bei gotischen Kirchen, aber dennoch ist alles sehr zierlich. Die Gemälde im Innern haben keinen künstlerischen Wert. An der einen Wand steht ein Skelett aus Marmor, von einer Herzogin gestiftet, die ihren Gemahl in so wunderlicher Weise geliebt hat, daß sie, als er gestorben, sein Herz in der Hand des Gerippes aufbewahrte. Die Fenster zeigen Glasmalereien, die eine farbige Dämmerung im Schiffe verbreiten. Abeken war dadurch eigen angeregt und gestimmt. Er zitierte Stellen aus dem zweiten Teile von Goethes Faust. Er war einmal ganz der Romantiker, der er ist oder sein will. Ich fürchte, er hat mit seinem vor allem auf Dinge der Ästhetik gerichteten Wesen während seines Aufenthalts in Rom, wo er Gesandtschaftsprediger gewesen ist,[1] eine starke Hinneigung zur katholischen Kirche eingesogen, die dadurch nicht geschwächt worden sein wird, daß vornehme Leute in Berlin, in deren Kreise er Zu-

*) In diesem Falle könnte folgendes auf unsern Aufenthalt in Bar le Duc bezogen werden. In der Pariser Revue politique et littéraire vom Februar oder März 1874 erzählt Charles Loizet: „In einer Stadt des östlichen Frankreich, die die traurige Ehre hatte, einige Tage lang die höchsten Persönlichkeiten der Invasion zu beherbergen, und wo in aller Eile der forcierte Marsch nach Sedan beschlossen wurde, ging der famose Bismarck, unbekümmert darum, daß die Verwünschungen und das Erstaunen des Volkes mit Fingern auf ihn wiesen, allein in den entlegensten Quartieren der Stadt auf und nieder. Ein Mann, der durch häuslichen Kummer verbittert, und dem an seinem Leben nichts gelegen war, bat unter der Hand für ein Unternehmen, das großes Aufsehen machen würde, um eine verborgne Waffe. Man verweigerte ihm dieselbe, man zitterte, daß er eine solche finden könnte. Die Einwohner dieser übrigens sehr patriotischen Stadt waren eben entwaffnet worden. Tags darauf hatte sich dieser Mann gehenkt, und sein Plan wurde mit ihm zu Grabe getragen. Und der Kanzler war allein, in Uniform, auf der Viehweide der obern Stadt spazieren gegangen!“ Die Wehmut, mit der Herr Loizet schließt, hat etwas Tragikomisches.

[1] 1834—1847. Der oben ausgesprochne Verdacht ist unbegründet.

tritt hat, sich für sie enthusiasmieren. Sein Herz wird nicht dabei sein, wenn er einmal mithelfen muß, gegen sie Front zu machen.

Wieder hinunter auf steilen Treppen durch enge Gäßchen auf die nach Oudinot benannte Straße und unmittelbar vor dessen Geburtshaus, das durch eine Tafel als solches bezeichnet ist. Es ist ein kleines dürftiges und gebrechliches Ding, das nur drei Fenster hat, und in dessen Innern eine Säge geht. Abeken kauft in einem Laden zwei Photographien von der Kirche droben „zum Andenken an die weihevolle Stimmung," die er dort empfunden hat, und verehrt mir eine davon. Wie wir in unser Quartier kommen, hören wir, daß Eigenbrodt heftig an der Ruhr erkrankt ist, und daß er hier zurückgelassen werden muß.

Wir fuhren am 26. wirklich weiter; unser Ziel war aber nicht Saint Ménehould, wo es noch unsicher war und Franctireurs und Mobilgarden spukten, sondern nach Clermont en Argonne, wo wir gegen sieben Uhr abends eintrafen. Auf dem Wege, der uns durch verschiedne ziemlich große Dörfer mit hübschen alten Kirchen führte, waren in den letzten Stunden alle zweihundert Schritte zur Sicherheit Feldgendarmen aufgestellt. Die Häuser zeigten überall ungetünchte graue Steinmauern und schlossen sich dicht aneinander. Alle Welt humpelte hier in plumpen Holzschuhen herum, und die Gesichtsbildung der Männer und Weiber, die oft recht zahlreich vor den Thüren standen, war, so viel ich in der Eile beobachten konnte, fast durchweg häßlich. Doch ists wahrscheinlich, daß man die hübschern Mädchen vor den deutschen Raubvögeln in Sicherheit bringen zu müssen gemeint hatte. Mehrmals passierten wir Gehölze von einer Ausdehnung, wie ich sie in dem mir als vergleichsweise waldarm geschilderten Frankreich nicht erwartet hatte. Immer war es Laubwald mit dichtem Unterholz und Schlingpflanzengeflecht.

Wir begegneten zuerst bayrischen Truppenzügen und Wagenkolonnen, von denen der vor uns fahrende König wieder Hurrasalven erhielt, nach denen der Kanzler auch sein Teil bekam. Darauf holten wir nacheinander das 31. Regiment (Thüringer), das 96. und das 66. ein. Dann fuhren wir auch an Husaren, weiterhin an Ulanen und zuletzt an sächsischen Trainsoldaten vorüber. An einem Waldsaume nicht fern von einem Dorfe, das, wenn ich nicht irre,

Triaucourt hieß, machte unserm Zuge ein Wagen mit gefangnen Franctireurs Platz, hinter dem ein zweiter mit deren Torniſtern und Gewehren ſowie den Waffen von andern Leuten ihrer Art herfuhr. Die meiſten von den Burſchen hingen die Köpfe, einer weinte. Der Chef hielt an und ſprach mit ihnen. Er ſchien ihnen nichts Erfreuliches zu ſagen. Weiterhin erzählte uns ein höherer Offizier, der an den Wagen der Räte heranritt und einen menſchenfreundlichen Kognak bekam, daß dieſe Geſellen oder Kameraden von ihnen am Tage vorher in dieſer Gegend einen Rittmeiſter oder Major von den Ulanen, von Fries oder Frieſen, heimtückiſch erſchoſſen hätten. Gefangen genommen, hätten ſie ſich nicht wie Soldaten betragen, ſondern wären ihrer Eskorte davongelaufen. Die Reiter aber hätten in den Rebgärten, in die ſie ſich verkrochen hatten, mit Hilfe von Jägern eine Art Keſſeltreiben gegen ſie angeſtellt, und ſo wären ſie zum Teil wieder eingefangen, zum Teil erſchoſſen oder niedergeſtochen worden. Man ſah, der Krieg fing an, infolge des Treibens dieſer Freiſchärler eine grauſame Wendung zu nehmen. Der Soldat betrachtet ſie von vornherein als Leute, die ſich um Dinge bekümmern, die ſie von Rechts wegen nichts angehen, die nicht zum Handwerk gehören, als Pfuſcher und Bönhaſen, wobei er noch gar nicht daran zu denken braucht, daß ſie ihm meuchleriſch aufpaſſen könnten.

Wir kamen in Clermont etwas durchnäßt an, da uns auf dem Wege zweimal ein tüchtiger Schauer von Regen und Hagel überfallen hatte, und wurden mit Ausnahme von Keudell und Hatzfeldt in der auf der linken Seite der Hauptſtraße gelegnen Stadtſchule untergebracht. Der König hatte ſein Quartier uns ſchräg gegenüber. Es fand ſich noch am Abend Gelegenheit, den Ort ein wenig in Augenſchein zu nehmen. Er mag etwa 1500 Einwohner haben und liegt maleriſch in einer Senkung in den Vorhügeln der hier nicht hohen, mit Laubwald bedeckten Kette der Argonnen neben und auf einem kegelförmigen Berge mit einer Kapelle. Die lange Grande Rue war bei unſrer Ankunft voll Bagagewagen und Kutſchen, und auf dem Pflaſter lag viel zertretner dicker gelber Kot. Hie und da ſah man einige ſächſiſche Jäger. Bei ſinkender Sonne ſtiegen Abeken und ich auf ſteinernen Stufen am Abhange hinter dem Schulhauſe nach der alten gotiſchen Kirche hinauf, die von hohen Schattenbäumen umgeben auf der halben Höhe des Berges ſteht

Dickicht voll prächtige Verſtecke für heimtückiſche Franctireurs, dann in offnere wellige Gegend hinaus. Der Boden ſcheint nicht gut zu ſein, das Getreide, das man zu Geſicht bekam, Hafer, ſtand dürftig. Vielfach holten wir auf dem Wege Kolonnen ein, desgleichen wurden mehrere Lager paſſiert. Die Vorſichtsmaßregeln, von denen der Chef am Tage vorher geſprochen hatte, waren getroffen. Wir hatten eine Vorhut von Ulanen vor uns und zur Begleitung die Stabswache, die ſich bunt aus den verſchiednen Reitergattungen der Armee, grünen, roten, blauen Huſaren, ſächſiſchen Reitern und preußiſchen Dragonern u. dergl. zuſammenſetzte. Der Wagenzug des Kanzlers folgte dicht hinter dem des Königs. Lange Zeit kamen wir durch kein Dorf. Dann berührten wir St. Aubin, und bald nachher rollten wir auf der Chauſſee an einem Meilenſtein vorüber, auf dem zu leſen war: Paris 241 Kilometer — wir waren ſomit nur noch etwa 32 Meilen von Babel entfernt. Weiterhin ging die Reiſe an einem langen Zuge bayriſcher Bagagewagen vorbei, die zu den Regimentern König Johann von Sachſen, Großherzog von Heſſen, von der Tann, Prinz Otto und andern gehörten und uns zeigten, daß wir uns jetzt im Bereiche der vom Kronprinzen geführten Armee befanden.

Nicht lange nachher fuhren wir in die kleine Stadt Ligny hinein, die gedrückt voll bayriſche Soldaten und andres Kriegsvolk war, und auf deren Markte wir in einem tollen Durcheinander von allerhand Fuhrwerken etwa drei Viertelſtunden hielten, da unſer Chef dem hier verweilenden Kronprinzen einen Beſuch abſtattete. Dann wanden ſich unſre Wagen durch das Gewirr wieder hinaus, und wir erreichten ein anmutiges grünes Thal mit Bäumen und Wieſen, durch das wir an einem Kanal hin nach Bar le Duc gelangten. Auf dem Wege gabs wieder Maſſen von himmelblauem bayriſchen Fußvolke. Dann folgte ein Lager von Chevaulegers mit flackernden Kochfeuern, darauf ein zweites, dabei eine Rinderherde von Soldaten gehütet, endlich ein drittes mit einer großen Wagenburg.

Bar le Duc, die größte franzöſiſche Stadt, in die der Feldzug uns bisher gebracht, mag 15000 Einwohner haben. Es liegt an einem Kanal mit ſchönem grünem Waſſer und an dem ſeichten und ſchlammigen Flüßchen Ornain, über das mehrere Brücken führen, zum großen Teil aber auch auf der Höhe über dieſen Waſſerläufen —

Partien der Stadt, die sich recht malerisch präsentieren. Auf den Straßen und Plätzen war es sehr lebhaft, als wir hindurchfuhren, und durch die Jalousien lauschten neugierige Frauengesichter nach den Wagen herab. Als der König kam, empfing ihn eine bayrische Musikbande mit „Heil dir im Siegerkranz!" Er nahm auf der Hauptstraße der Unterstadt, auf der Rue de la Banque, im Hause der Bank von Frankreich, seine Wohnung; für den Kanzler und uns war schräg über im Hause eines Herrn Pernay Quartier gemacht worden. Hier wurde im Erdgeschoß rechts das Büreau eingerichtet, während das Zimmer links vom Eingange uns zum Frühstück und Diner versammeln sollte. Der Chef wohnte im ersten Stock vornheraus, Abeken in einer Stube, die auf den hübschen Garten hinter dem Hause und seine blühenden Rosenstöcke, seine Tannenbäumchen und seine Granatsträucher hinaussah, ich daneben in einer Kammer mit allerlei Heiligenbildchen, Porträts von Geistlichen und ähnlichen mit der Kirche in Verbindung stehenden Dingen. Der Hausherr, elegant eingerichtet, offenbar wohlhabend, war davongegangen und hatte bloß eine ältliche Aufwärterin zurückgelassen.

Bei Tische war der Leibarzt des Königs, Dr. Lauer, Gast des Ministers. Dieser war mitteilsam wie fast immer und, wie es schien, ungewöhnlich gut aufgelegt. Er brachte zunächst seine Beschwerde über „ungenügendes Essen" an der königlichen Tafel wieder an, augenscheinlich, damit Lauer die vor die rechte Schmiede, d. h. vor Graf Pückler oder Perponcher trage. — Bei dem Besuch in Ligny hatte er mit dem Kronprinzen und mit den Fürsten und Oberoffizieren in dessen Begleitung frühstücken müssen, und man hatte recht gut gespeist. Nur war ihm ein Platz vor dem Kamin zu teil geworden, der ihm nicht recht gefallen hatte, und auch sonst war Manches unbehaglicher als jetzt bei uns gewesen. — „Es waren zu viel Fürsten da, als daß die Menschen hätten Platz finden können. Auch der Augustenburger war zugegen, er trug bayrische Uniform, sodaß ich ihn erst gar nicht erkannte, und machte, als er mich gewahr wurde, ein verlegnes Gesicht." Sonst erfuhr man aus den Äußerungen des Chefs, daß Graf Hatzfeldt für die Zeit, die wir hier bleiben sollten, als eine Art Präfekt zu fungieren bestimmt war — eine Rolle, zu der er sich vermutlich durch besonders gute Kenntnis des Französischen und durch die Vertrautheit mit

der Sitte und Art des Landes empfahl, die er ſich durch langen Aufenthalt in Paris erworben hatte. Nach einer andern Äußerung des Miniſters war anzunehmen, daß das Hauptquartier hier wahrſcheinlich mehrere Tage verweilen würde — „wie in Capua," ſagte der Graf lächelnd.

Am Abend wurden vor dem Thee wieder einige Artikel nach Deutſchland abgeſandt, unter andern einer über die Mitwirkung der Sachſen bei Gravelotte, auf die der Chef inzwiſchen wiederholt lobend zurückgekommen war. Er lautete:

„In der Schlacht, die am 18. bei Metz ſtattfand, haben die Sachſen ſich durch gewohnte heldenmütige Tapferkeit hervorgethan und ſehr weſentlich dazu beigetragen, daß der Zweck des Tages deutſcherſeits erreicht wurde. In der Abſicht, das ſächſiſche Armeekorps bald auch vor den Feind zu bringen, hatte man dasſelbe tags vorher ſtarke Märſche vom rechten nach dem äußerſten linken Flügel machen laſſen, und auch am 18. ſelbſt lag ihm ein ſolcher ob. Trotz dieſer Strapazen aber griffen dieſe braven Truppen, als ſie den Franzoſen gegenüberſtanden, mit bewundernswerter Energie an, warfen die Feinde kräftig zurück und erfüllten ihre Aufgabe, die darin beſtand, den Gegnern das Durchbrechen nach der Gegend von Thionville zu verlegen, in vollkommenſter Weiſe. Ihr Verluſt bei dieſen Kämpfen beträgt gegen 2200 Mann."

Ich werde jetzt der Abwechslung halber wieder einmal mein Tagebuch ſelbſt ſprechen laſſen.

Donnerstag, den 25. Auguſt. Früh vor der Stunde, von wo an es zu thun giebt, einen Spaziergang nach dem obern und offenbar ältern Teil der Stadt gemacht, wo eine ſchöne gotiſche Kirche, dem heiligen Petrus geweiht, mit reichverziertem Portal, desgleichen einige ſtattliche Häuſer aus der Zeit der mittlern Renaiſſance. Die Ausſicht beim Schloſſe über der Stadt iſt recht anmutig, nur fehlt dem Thale ein in die Augen fallendes Gewäſſer. Die Gaſſen der Oberſtadt ſteigen meiſt ſehr ſteil bergan und ſind großenteils eng und mitunter dunkel. Unten iſts ſonniger. Man ſieht hier viele einſtöckige, maſſiv aus ſchönen Quadern erbaute Häuſer mit weißgeſtrichnen Sommerläden. Auch in dieſen Quartieren befinden ſich Kirchen in gutem Stil, darunter ein paar neue. Die Läden ſind faſt alle geöffnet. Die Leute, die wir nach dem

Wege fragen, antworten höflich. Nicht fern von unſerm Quartier führt über den Fluß eine alte Steinbrücke, die in der Mitte ein Türmchen hat, das ohne Zweifel noch die Zeit geſehen hat, wo Lothringen und das Herzogtum Bar nicht zu Frankreich gehörten. Wir beſuchen den Bahnhof, deſſen Zimmer und Säle — man ſagt, von den Franzoſen ſelbſt — garſtig verwüſtet worden ſind.

Gegen neun Uhr beginnt der Durchzug der Bayern. Sie marſchieren über die Rue de la Banque und ſo vor der Wohnung des Königs und der unſern vorbei. Franzöſiſche Zuſchauer haben ſich mehr, als uns bequem iſt, auf den Trottoirs zu beiden Seiten der Baumreihen eingefunden, die die breite Straße einfaſſen. Grüne Chevaulegers mit roſenroten Kragen und Aufſchlägen, dunkelblaue Küraſſiere, unter denen viele ſtattliche Geſtalten, Lanziers, Artillerie, Infanterie, Regiment auf Regiment geht der Marſch an dem Oberfeldherrn der deutſchen Heere vorüber, ſtundenlang. Lautſchallendes Hurra vor dem König, wobei die Reiter ihre Pallaſche ſchwingen und das Fußvolk die rechte Hand emporhebt, geſenkte Fahnen, ſchmetternde Fanfaren der Reitertrompeten, Muſikbanden der Infanterie, von denen die eine den prachtvollen Hohenfriedberger Marſch ſpielt. Erſt das Armeekorps des Generals von Hartmann, dann das von der Tanns, der nachher bei uns frühſtückt. Wer das unmittelbar nach dem Kriege von 1866 oder auch noch vor drei Monaten für möglich gehalten hätte![1]

Mehrere Artikel für die Poſt, andre für den Telegraphen geſchrieben. Unſre Leute rücken raſch vorwärts. Die Spitzen der deutſchen Heerſäulen ſtehen ſchon zwiſchen Chalons und Epernay. In Deutſchland ſind die vor einigen Tagen beſprochnen drei Reſervearmeen in der Bildung begriffen. Die Neutralen[2] erheben gegenüber unſrer Abſicht, uns durch Einverleibung franzöſiſchen Gebiets eine vorteilhafte Weſtgrenze zu ſchaffen, zum Teil Schwierigkeiten. Namentlich England, das, wie ſeither immer, mißgünſtig Miene macht, uns die Hände zu binden. Beſſer ſcheinen die Berichte aus Petersburg

[1] Auch Abeken ſchildert das lebendig; der 25. Auguſt war übrigens gerade der Namenstag König Ludwigs II., und „die Bayern füllten ihn vom Morgen bis zum Abend mit Muſik.“ S. 299 f. Brief aus Bar le Duc vom 24. Auguſt.

[2] Vgl. G. u. E. II, 98 u. f.

zu lauten, wo der Kaiser, keineswegs ohne Bedenken schon wegen der ins Auge gefaßten Maßregel, uns wohlwill, und die Großfürstin Helene uns ihre thätige Sympathie zugewandt hat. Wir bleiben bei unsrer Absicht, die von der Notwendigkeit, die süddeutschen Länder endlich einmal durch Erzwingung von Gebietsabtretungen vor Frankreichs Anfällen sicher zu stellen und auf diese Weise unabhängig von der französischen Politik zu machen, eingegeben ist, und deren Ausführung, wenn die Sache erst in die Öffentlichkeit gedrungen ist, von dem nationalen Gefühl ohne Zweifel mit einer Energie gefordert werden wird, der schwer zu widerstehen sein würde. Der Kaiser Alexander soll durch die genannte Großfürstin davon in Kenntnis gesetzt werden.

Man berichtet von den Truppen vor uns allerhand Empörendes über die Franctireursbanden, die sich gebildet haben. Ihre Uniformierung ist derart, daß man in ihnen kaum Soldaten erkennt, und was sie an Abzeichen tragen, die sie als solche kenntlich machen, können sie leicht ablegen. Ein solcher Bursch liegt, während ein Reitertrupp von uns die Straße daherkommt, anscheinend sich sonnend am Graben, neben einem Gehölz. Sind die Leute vorbei, feuert er sein Gewehr, das er in der Zwischenzeit im nahen Gebüsch verborgen gehalten, auf sie ab und läuft in den Wald, aus dem er, der Wege kundig, ein Stück weiterhin als harmloser Blusenmann wieder herauskommt. Ich sollte fast meinen, das wären keine Vaterlandsverteidiger, sondern Meuchelmörder, die man ohne viel Federlesens henken sollte, wenn man ihrer habhaft würde.

Bei Tische gehört Graf Seckendorf, Adjutant im Generalstabe des Kronprinzen, zu den Gästen. Man spricht von dem unter die Bayern gegangnen Augustenburger, und zwar nicht vorteilhaft. — (Das Urteil lief ungefähr auf die Äußerung hinaus, die einige Monate später ein wohlgesinnter Freund, der damals als Professor in Kiel lebte,*) in einem Briefe an mich that: „Wir alle wissen, daß er nicht zum Verrichten von heldenmütigen Thaten geboren ist. Dafür kann er nicht. Es ist ein Familienzug, wenn ers mehr mit dem zähen Abwarten, mit dem Ausschen nach den Wundern hält, die sein Erbrecht für ihn verrichten soll. Aber daß ers mit dem

*) Nöldeke.

Heldentum nicht wenigſtens einmal verſucht hat. Es würde ſich doch ganz anders ausnehmen, wenn er als Hauptmann oder Major eine Kompagnie oder ein Bataillon der Soldaten, die einmal beinahe ſeine Soldaten geworden wären, oder meinethalben auch eine bayriſche Kompagnie führte. Vermutlich würde dabei nicht viel herauskommen, aber man freute ſich doch über den guten Willen.")

Man gedachte des Gerüchts, nach dem der Kronprinz bayriſchen Bataillonen, die in der Schlacht bei Wörth — oder wars bei Weißenburg — „nicht recht herangewollt," durch den Major von Freiberg die Aufforderung habe zugehn laſſen, es „den braven Preußen gleichzuthun."

Seckendorf beſtätigte dies, wenn ich nicht mißverſtand. Dagegen ſtellte er in Abrede, daß der Kronprinz verräteriſche franzöſiſche Bauern habe erſchießen laſſen, wie das Gerücht wiſſen will. Im Gegenteil, er ſei überall ſehr mild und duldſam verfahren, namentlich auch gegen ungezogen auftretende feindliche Offiziere.

Graf Bohlen, immer voll hübſcher Anekdoten und Einfälle, berichtete: „Als die Batterie von Breinitz am 18. ſo heftiges Feuer erhielt, daß in kurzer Zeit faſt alle Pferde und die Mehrzahl der Bedienungsmannſchaft tot oder verwundet am Boden lagen, ſagte der Hauptmann, indem er ſich mit den letzten noch Aufrechtſtehenden einzurichten verſuchte: „Feines Gefecht das, nicht wahr?"

Von Graf Kutuſow, dem ruſſiſchen Militärbevollmächtigten, wollte der luſtige Graf folgendes Geſchichtchen wiſſen. Kutuſow war auf dem Schlachtfelde von Rezonville eingeſchlafen. Zwei Soldaten, die die Stelle abſuchten, fanden ihn. „Ob der tot iſt?" fragte der eine und roch nach ihm. „Jawohl," fuhr er, ſich aufrichtend, fort, worauf er ſeine Meinung durch die Wahrnehmung rechtfertigte, die Martha Ev. Joh. 11, 39 an Lazarus von Bethanien gemacht hatte. Daher heiße, ſagte Bohlen, Kutuſow bei unſern Offizieren jetzt allgemein „die Leiche."[1]

---

[1] Dieſelbe Geſchichte erzählt Verdy du Vernois vom 17. Auguſt, einem glühend heißen Tage. Zwei Pioniere, mit dem Aufräumen des Schlachtfeldes beſchäftigt, hielten den Ruſſen für einen gefallnen franzöſiſchen Jägeroffizier. „Durch die Regungsloſigkeit des Grafen getäuſcht, vielleicht auch durch den Geruch der neuen Juchtenausrüſtung desſelben irritiert, betrachteten ſie ihn eine Weile und ſchloſſen ihre Beobachtungen mit den Worten: „Der iſt tot, alſo vorwärts,"

Der Chef erzählte: „Vorige Nacht fragte ich die Schildwache draußen vor der Thür, wie es ihr ginge, und wie es mit dem Eſſen ſtünde, und da erfuhr ich, daß der Mann ſeit vierundzwanzig Stunden nichts gegeſſen hatte. Da ging ich hinein und ſuchte die Küche und ſchnitt ihm einen tüchtigen Knuſt Brot herunter und trugs ihm hinaus, was ihn ſehr vergnügt zu ſtimmen ſchien.“

Als dann von Hatzfeldts Präfektur die Rede auf andre Präfekten und Kommiſſarien in spe kommt, und jemand bei dem einen und dem andern Namen, der dabei genannt wird, Zweifel an der Befähigung von deſſen Träger äußert, bemerkt der Miniſter: „Unſre Beamten in Frankreich mögen immerhin ein paar Dummheiten begehen, die werden morgen vergeſſen; wenn nur im allgemeinen energiſch regiert wird.“

Man ſpricht von den Telegraphenlinien, die ſo raſch hinter uns entſtehen, und es wird erzählt: Die Telegraphiſten, denen ihre Stangen weggeſchleppt und ihre Drähte durchſchnitten worden ſeien, verlangten von den Bauern, daß ſie des Nachts bei der Leitung Wache hielten. Die wollten aber nicht, auch als man ihnen Bezahlung dafür anbot. Zuletzt verſprach man ihnen, daß jede Stange den Namen deſſen erhalten ſollte, der bei ihr gewacht habe, und dieſe Spekulation auf die franzöſiſche Eitelkeit glückte: die Kerls mit den langen Zipfelmützen hielten die ganze Nacht getreulich Wache, und es gab keine Beſchädigungen mehr.[1]

Freitag, den 26. Auguſt. Es heißt, daß wir heute noch weiter gehn, und zwar nach Saint Ménehould, wo unſre Truppen, wie ich dieſen Morgen nach Deutſchland telegraphierte, achthundert Mobilgarden gefangen genommen haben. Jene bevorſtehende Wendung der Reiſe berichtet Taglioni, der uns beiläufig geſtern beim Frühſtück mit vorzüglich ſchönem Kaviar bewirtete, den er, wie ich glaube, vom dicken Borck hatte. Früh einen Artikel über die Frank-

---

worauf ſie die Erde unter ihm auszuheben begannen, bis er aufwachte.“ Verdy und Bronſart von Schellendorf ſtanden unmittelbar dabei. Graf Kutuſow war bei ſeinen deutſchen Kameraden ſehr beliebt, „ein ehrlicher Soldat ohne perſönliche Eitelkeit,“ ſagt Bismarck von ihm, Gedanken und Erinnerungen II, 108 f. Siehe auch S. 105.

[1] Dasſelbe ſah Verdy auf der Fahrt von Pont à Mouſſon nach dem Schlachtfelde des 16. Auguſt. I, 86.

tireurs gemacht und deren falſche Vorſtellungen von dem, was im Kriege erlaubt iſt, ausführlich geſchildert. Dann, da der Chef fort — wie einige wiſſen wollen, zum König, wie andre ſagen, zu einer Tour in und um die obere Stadt*) —, in Begleitung Abekens wieder zu der ſchönen alten Kirche St. Pierre hinauf. Wände und Säulen ſind in ihr viel weniger hoch, die Säulen auch viel weniger ſchlank als ſonſt bei gotiſchen Kirchen, aber dennoch iſt alles ſehr zierlich. Die Gemälde im Innern haben keinen künſtleriſchen Wert. An der einen Wand ſteht ein Skelett aus Marmor, von einer Herzogin geſtiftet, die ihren Gemahl in ſo wunderlicher Weiſe geliebt hat, daß ſie, als er geſtorben, ſein Herz in der Hand des Gerippes aufbewahrte. Die Fenſter zeigen Glasmalereien, die eine farbige Dämmerung im Schiffe verbreiten. Abeken war dadurch eigen angeregt und geſtimmt. Er zitierte Stellen aus dem zweiten Teile von Goethes Fauſt. Er war einmal ganz der Romantiker, der er iſt oder ſein will. Ich fürchte, er hat mit ſeinem vor allem auf Dinge der Äſthetik gerichteten Weſen während ſeines Aufenthalts in Rom, wo er Geſandtſchaftsprediger geweſen iſt,[1] eine ſtarke Hinneigung zur katholiſchen Kirche eingeſogen, die dadurch nicht geſchwächt worden ſein wird, daß vornehme Leute in Berlin, in deren Kreiſe er Zu-

*) In dieſem Falle könnte folgendes auf unſern Aufenthalt in Bar le Duc bezogen werden. In der Pariſer Revue politique et littéraire vom Februar oder März 1874 erzählt Charles Loizet: „In einer Stadt des öſtlichen Frankreich, die die traurige Ehre hatte, einige Tage lang die höchſten Perſönlichkeiten der Invaſion zu beherbergen, und wo in aller Eile der forcierte Marſch nach Sedan beſchloſſen wurde, ging der famoſe Bismarck, unbekümmert darum, daß die Verwünſchungen und das Erſtaunen des Volkes mit Fingern auf ihn wieſen, allein in den entlegenſten Quartieren der Stadt auf und nieder. Ein Mann, der durch häuslichen Kummer verbittert, und dem an ſeinem Leben nichts gelegen war, bat unter der Hand für ein Unternehmen, das großes Aufſehen machen würde, um eine verborgne Waffe. Man verweigerte ihm dieſelbe, man zitterte, daß er eine ſolche finden könnte. Die Einwohner dieſer übrigens ſehr patriotiſchen Stadt waren eben entwaffnet worden. Tags darauf hatte ſich dieſer Mann gehenkt, und ſein Plan wurde mit ihm zu Grabe getragen. Und der Kanzler war allein, in Uniform, auf der Viehweide der obern Stadt ſpazieren gegangen!“ Die Wehmut, mit der Herr Loizet ſchließt, hat etwas Tragikomiſches.

[1] 1834—1847. Der oben ausgeſprochne Verdacht iſt unbegründet.

tritt hat, sich für sie enthusiasmieren. Sein Herz wird nicht dabei sein, wenn er einmal mithelfen muß, gegen sie Front zu machen.

Wieder hinunter auf steilen Treppen durch enge Gäßchen auf die nach Oudinot benannte Straße und unmittelbar vor dessen Geburtshaus, das durch eine Tafel als solches bezeichnet ist. Es ist ein kleines dürftiges und gebrechliches Ding, das nur drei Fenster hat, und in dessen Innern eine Säge geht. Abeken kauft in einem Laden zwei Photographien von der Kirche droben „zum Andenken an die weihevolle Stimmung," die er dort empfunden hat, und verehrt mir eine davon. Wie wir in unser Quartier kommen, hören wir, daß Eigenbrodt heftig an der Ruhr erkrankt ist, und daß er hier zurückgelassen werden muß.

Wir fuhren am 26. wirklich weiter; unser Ziel war aber nicht Saint Ménehould, wo es noch unsicher war und Francstireurs und Mobilgarden spukten, sondern nach Clermont en Argonne, wo wir gegen sieben Uhr abends eintrafen. Auf dem Wege, der uns durch verschiedne ziemlich große Dörfer mit hübschen alten Kirchen führte, waren in den letzten Stunden alle zweihundert Schritte zur Sicherheit Feldgendarmen aufgestellt. Die Häuser zeigten überall ungetünchte graue Steinmauern und schlossen sich dicht aneinander. Alle Welt humpelte hier in plumpen Holzschuhen herum, und die Gesichtsbildung der Männer und Weiber, die oft recht zahlreich vor den Thüren standen, war, so viel ich in der Eile beobachten konnte, fast durchweg häßlich. Doch ists wahrscheinlich, daß man die hübschern Mädchen vor den deutschen Raubvögeln in Sicherheit bringen zu müssen gemeint hatte. Mehrmals passierten wir Gehölze von einer Ausdehnung, wie ich sie in dem mir als vergleichsweise waldarm geschilderten Frankreich nicht erwartet hatte. Immer war es Laubwald mit dichtem Unterholz und Schlingpflanzengeflecht.

Wir begegneten zuerst bayrischen Truppenzügen und Wagenkolonnen, von denen der vor uns fahrende König wieder Hurrasalven erhielt, nach denen der Kanzler auch sein Teil bekam. Darauf holten wir nacheinander das 31. Regiment (Thüringer), das 96. und das 66. ein. Dann fuhren wir auch an Husaren, weiterhin an Ulanen und zuletzt an sächsischen Trainsoldaten vorüber. An einem Waldsaume nicht fern von einem Dorfe, das, wenn ich nicht irre,

Triaucourt hieß, machte unserm Zuge ein Wagen mit gefangnen Franctireurs Platz, hinter dem ein zweiter mit deren Torniſtern und Gewehren ſowie den Waffen von andern Leuten ihrer Art herfuhr. Die meiſten von den Burſchen hingen die Köpfe, einer weinte. Der Chef hielt an und ſprach mit ihnen. Er ſchien ihnen nichts Erfreuliches zu ſagen. Weiterhin erzählte uns ein höherer Offizier, der an den Wagen der Räte heranritt und einen menſchenfreundlichen Kognak bekam, daß dieſe Geſellen oder Kameraden von ihnen am Tage vorher in dieſer Gegend einen Rittmeiſter oder Major von den Ulanen, von Fries oder Frieſen, heimtückiſch erſchoſſen hätten. Gefangen genommen, hätten ſie ſich nicht wie Soldaten betragen, ſondern wären ihrer Eskorte davongelaufen. Die Reiter aber hätten in den Rebgärten, in die ſie ſich verkrochen hatten, mit Hilfe von Jägern eine Art Keſſeltreiben gegen ſie angeſtellt, und ſo wären ſie zum Teil wieder eingefangen, zum Teil erſchoſſen oder niedergeſtochen worden. Man ſah, der Krieg fing an, infolge des Treibens dieſer Freiſchärler eine grauſame Wendung zu nehmen. Der Soldat betrachtet ſie von vornherein als Leute, die ſich um Dinge bekümmern, die ſie von Rechts wegen nichts angehen, die nicht zum Handwerk gehören, als Pfuſcher und Bönhaſen, wobei er noch gar nicht daran zu denken braucht, daß ſie ihm meuchleriſch aufpaſſen könnten.

Wir kamen in Clermont etwas durchnäßt an, da uns auf dem Wege zweimal ein tüchtiger Schauer von Regen und Hagel überfallen hatte, und wurden mit Ausnahme von Keudell und Hatzfeldt in der auf der linken Seite der Hauptſtraße gelegnen Stadtſchule untergebracht. Der König hatte ſein Quartier uns ſchräg gegenüber. Es fand ſich noch am Abend Gelegenheit, den Ort ein wenig in Augenſchein zu nehmen. Er mag etwa 1500 Einwohner haben und liegt maleriſch in einer Senkung in den Vorhügeln der hier nicht hohen, mit Laubwald bedeckten Kette der Argonnen neben und auf einem kegelförmigen Berge mit einer Kapelle. Die lange Grande Rue war bei unſrer Ankunft voll Bagagewagen und Kutſchen, und auf dem Pflaſter lag viel zertretner dicker gelber Kot. Hie und da ſah man einige ſächſiſche Jäger. Bei ſinkender Sonne ſtiegen Abeken und ich auf ſteinernen Stufen am Abhange hinter dem Schulhauſe nach der alten gotiſchen Kirche hinauf, die von hohen Schattenbäumen umgeben auf der halben Höhe des Berges ſteht

und dem mir bis dahin unbekannten heiligen Didier geweiht ist. Sie war offen, und wir traten hinein in die Dämmerung, in der man Kanzel und Altar nur in Umrissen sah. Die ewige Lampe warf ihren roten Schein auf die Bilder an den Wänden, und durch gemalte Fenster fiel ein Restchen Abendlicht auf den Fußboden. Wir waren allein. Alles um uns war tief still wie eine Gruft. Nur gedämpft drang von unten her das Stimmengewirr und Rädergerassel der Menschenmenge, die den Ort durchflutete, das Tramp Tramp durchmarschierender Truppen und ihr Hurrarufen vor dem Hause des Königs zu uns herauf.

Als wir wieder hinunter kamen, zogen gerade die „Maikäfer" vorbei. Der Minister war fort und hatte hinterlassen, daß wir ihm ins Hotel des Voyageurs folgen und da mit ihm essen sollten. Unser Küchenwagen war nämlich erst spät oder noch gar nicht eingetroffen. Wir gingen hin und fanden in einem kegelschubartigen Hinterzimmer, wo alles voll Lärm und Tabakqualm war, am Tische des Chefs noch Platz und Atzung. Ein Offizier mit langem dunkelm Bart und einer Johanniterbinde speiste mit uns. Es war Fürst Pleß. Er erzählte, daß sich die gefangnen französischen Offiziere in Pont à Mousson anmaßend und unverschämt betragen und die ganze Nacht hindurch gezecht und Hasard gespielt hätten. Ein General habe durchaus einen besondern Wagen als ihm gebührend verlangt und ungebärdig gethan, als der ihm natürlicherweise abgeschlagen worden sei. Man unterhielt sich dann von den Herren Franctireurs und ihrer unkommentmäßigen Art, Krieg zu führen, und der Minister bestätigte, was mir schon Abeken berichtet hatte, daß er denen, die wir diesen Nachmittag an der Straße getroffen hätten, sehr ernstlich die Leviten gelesen habe. Er schloß: „Ich sagte ihnen: Vous serez tous pendus, vous n'êtes pas soldats, vous êtes des assassins.' Der eine fing dann laut zu flennen an." Daß der Kanzler sonst nichts weniger als hart ist, haben wir schon gesehen und wird sich weiterhin noch mehrmals zeigen.

In unserm Quartier hatte der Chef eine Stube im ersten Stock inne, Abeken wohnte, glaube ich, in einem Hinterzimmer, uns andern war in der ersten Etage das Dortoir der zwei oder drei Pensionäre zugewiesen, die der Schulmeister dem Anscheine nach bei sich gehabt hatte — ein saalartiger Raum, worin es anfangs

von Möbeln nichts als zwei Bettſtellen, jede mit Matratze, aber ohne Decke, und zwei Stühle gab. Die Nacht war bitter kalt, und ich hatte nichts als meinen Regenmantel von Kautſchuk zur Bedeckung, aber es ging ganz leidlich, zumal wenn man mit dem Gedanken einſchlief: Wie müſſen die Soldaten thun, die unten neben der Landſtraße im Schlamme der Äcker kampieren!

Am Morgen gab es ein rühriges und intelligent betriebnes Schaffen und Umgeſtalten, durch das ſich unſre Schlafſtube ſehr verſchiednen Bedürfniſſen anpaßte. Sie wurde, ohne ihren Grundcharakter ganz zu verlieren, zugleich Büreau, Speiſeſaal und Theezimmer. Durch Theißens kunſtreiche Hände wurde uns aus einem Sägebock, auf den ein Backtrog geſtellt wurde, einer Tonne, auf die zur Erhöhung ein niedriger Kaſten kam, und einer ausgehobnen Thür, die vom Künſtler über Backtrog und Kaſten gelegt wurde, ein ſtattlicher Tiſch hergerichtet, an dem der Kanzler ſpäter mit uns frühſtückte und dinierte, während in der Zwiſchenzeit zwiſchen Frühſtück und Mittagsbrot wie zwiſchen dieſem und dem Thee die Räte und Sekretäre die weltbewegenden Gedanken, die der Graf im Zimmer unter uns dachte, in Depeſchen, Inſtruktionen, Telegramme und Zeitungsartikel verwandelten und ſäuberlich zu Papier brachten. Dem Mangel an Stühlen wurde durch eine Bank aus der Küche und den einen und den andern Koffer zufriedenſtellend abgeholfen. Ein riſſiges, gichtbrüchiges Waſchbecken, das Williſch, als einſtiger Seemann im Beſteln geſchickt, mit Hilfe von Siegellack wieder dicht gemacht hatte, und ein großer eiſerner Topf aus der Küche, der andern unvermeidlichen Geſchäften diente, ſahen unter den Betten hervor verſtohlen und wenig verſchämt den Arbeitenden und Speiſenden zu. Als Leuchter wurden uns wie dem Miniſter leergetrunkne Weinbouteillen — Erfahrung lehrte, daß Champagnerflaſchen der Art ſich am beſten dazu eignen — geliefert, in deren Hälſen gutgemachte Stearinkerzen wirklich ganz ebenſo hell brennen wie in den Tüllen ſilberner Kandelaber. Weniger leicht und befriedigend als zu Gerät, Geſchirr und Beleuchtung vermochten wir uns jetzt und ſpäter zu dem nötigen Waſchwaſſer zu verhelfen, da ſogar Trinkwaſſer ſchwer zu haben war, indem die Menſchenmaſſe, die ſeit zwei Tagen die Brunnen des kleinen Clermont ausſaugte, das vorhandne Naß für ſich und die Pferde ausgepumpt hatte. Nur einer von uns,

überhaupt anſpruchsvoller als billig und auch ſonſt zum Nörgeln geneigt, jammerte über dieſe und andre kleine Mißlichkeiten. Die übrigen, darunter der vielgereiſte Abeken, ſchienen ſie mit mir guten Humors als das Salz unſrer Expedition zu betrachten. Eins jedoch ging allen über den Span: das holzſtallartige Inſtitut hinter dem Schulgebäude, wo die hier hauſenden Angehörigen der Nation, die an der Spitze der Ziviliſation marſchiert, bei gewiſſen Beſchwerungen Zuflucht ſuchen. Es war offenbar aus der Türkei importiert, wo ich ähnliche Apparate, aber bei weitem nicht ſo greuelhaft eingerichtet, halb verlegen, halb ſchaudernd geſehen hatte.

Im Parterre hatte ſich das Büreau des Generalſtabs eingerichtet.[1] In den dort befindlichen beiden Schulſtuben ſchrieben Fouriere und Soldaten auf den Schultiſchen und dem Katheder. An den Wänden ſah man verſchiedne Lehrapparate, Landkarten und Sinnſprüche, an der einen ſchwarzen Tafel Rechenexempel, an der andern eine auf die böſe Zeit bezügliche recht verſtändige Ermahnung: Faites vous une étude de la patience et sachez céder par raison.

Schon während wir Kaffee tranken, kam der Chef herauf und fragte verdrießlich, warum die Proklamation, nach der eine Anzahl von Vergehen der Bevölkerung gegen das Kriegsrecht mit dem Tode beſtraft werden ſollte, noch nicht angeſchlagen ſei. Ich erkundigte mich in ſeinem Auftrage bei Stieber, der ſich im untern Teile der Stadt einen guten Platz ausgeſucht hatte, und bekam die Antwort, Abeken habe die Proklamation dem Generalſtab übergeben, und er, der Feldpolizeidirektor, habe nur ſolche Bekanntmachungen anzuſchlagen, die von Seiner Majeſtät ausgingen.

Als ich dem Kanzler dies meldete, wobei ich zugleich mehrere Aufträge erhielt, gewahrte ich, daß er kaum beſſer untergebracht war als wir. Er hatte die Nacht auf einfacher Matratze am Fußboden geſchlafen, ſeinen Revolver neben ſich, und er arbeitete an einem Tiſchchen, auf dem kaum beide Ellenbogen ruhen konnten, in der Ecke neben der Thür. Die Stube war auf das notdürftigſte ausgeſtattet, von Sofa, Lehnſeſſel u. dergl. war nicht die Rede.

[1] Abeken S. 401, Clermont en Argonne, den 27. Auguſt 1870, abends. „Wir ſind hier im Schulhauſe tant bien que mal einquartiert, aber wenigſtens Büreau und alle zuſammen. Unten die beiden Schulſtuben ſind das Büreau des Generals Moltke und des Großen Generalſtabs.“

Der, der seit Jahren die Weltgeschichte machte, in dessen Kopfe ihre Strömungen sich konzentrierten, um, nach seinen Plänen verwandelt, wieder daraus hervorzugehn, hatte kaum, wo er sein Haupt hinlegte, während stupide Hofschranzen in bequemen Himmelbetten vom Nichtsthun ausruhten, und selbst Herr Stieber sich viel behaglicher zu betten verstanden hatte als unser Meister.

Ich sah bei dieser Gelegenheit einen in unsre Hände gefallnen Brief, der Paris einige Tage vorher verlassen hatte und an einen hochstehenden französischen Offizier gerichtet war. Nach dessen Inhalt hatte man in den Kreisen, aus denen er stammte, wenig Glauben an die Möglichkeit fernern Widerstandes gegen uns und ebenso wenig Hoffnung auf die Erhaltung der Dynastie auf dem Throne. Schreiber wußte nicht, was er von der nächsten Zukunft erwarten oder wünschen sollte. Eine Republik ohne Republikaner, eine Monarchie ohne Monarchisten schien die Wahl, vor die er sich gestellt sah. Die Republikaner zeigten sich als zu mittelmäßige Geister, die Monarchisten als zu selbstsüchtige Seelen. Man war begeistert von der Armee, aber niemand beeilte sich, hinzugehn und sich ihr zur Bekämpfung des Feindes anzuschließen.

Der Chef kam nochmals darauf zu sprechen, daß die Leistungen der Sachsen am Tage von Gravelotte hervorgehoben zu werden verdienten. „Besonders die kleinen Schwarzen sollten gelobt werden," fügte er hinzu. „Sie selbst sprechen in ihren Blättern sehr bescheiden, und doch haben sie sich außerordentlich brav geschlagen. Suchen Sie sich doch Details über ihr tüchtiges Verhalten am 18. zu verschaffen."

Im Büreau war inzwischen schon eifrig gearbeitet worden — auf der Tischplatte, die eigentlich ihres Zeichens eine Stuben- oder Küchenthür war. Räte und Sekretäre schrieben und chiffrierten in gespannter Thätigkeit inmitten einer malerischen Unordnung von Mappen und Akten, Regenmänteln, Schuh- und Kleiderbürsten, Flaschen mit Stearinlichtern, an denen gesiegelt wurde, zerrissenen Papieren und aufgebrochnen Couverts, mit denen der Boden bestreut war. Ordonnanzen kamen und gingen, Feldjäger und Kanzleidiener. Alles redete laut durch einander. Man hatte zu viel Eile, als daß man Rücksicht hätte üben können. Abeken schoß besonders lebhaft hin und her zwischen dem improvisierten Tische und den Boten, und

ſeine Stimme war vernehmlicher als je. Ich glaube, daß ſeine flinke Hand dieſen Morgen alle halbe Stunden ein Schriftſtück geliefert hat, ſo oft hörte man ihn den Stuhl rücken und die Diener herbeirufen. Dazu von der Straße herauf faſt unaufhörliches Tramp Tramp, Muſik, Trommeln und Wagenrollen. Es war nicht leicht, in dieſem Wirrwarr ſeine Gedanken beiſammen zu behalten und ſeine Aufgaben nach Wunſch zu vollenden. Aber mit gutem Willen mußte es gelingen.

Nach dem Eſſen, bei dem der Küchenwagen wieder ſeine Vorräte geboten hatte, bei dem der Kanzler und einige der Räte aber nicht zugegen waren, da ſie beim Könige ſpeiſten, ſtieg ich mit Williſch wieder die Stufen zu der Kirche hinauf und dann auf einem gewundnen Pfade weiter bis auf den Gipfel des Berges, wo ſich eine Kapelle der heiligen Anna befindet, vor der eben im Schatten eines breitwipfligen Baumes eine Gruppe von Landsleuten, Soldaten vom Freiberger Jägerbataillon, ſich ihr Abendbrot ſchmecken ließen. Sie hatten am 18. mitgefochten, und ich verſuchte, von ihnen Näheres über die Aktion zu erfahren, hörte aber nicht viel mehr, als daß ſie tüchtig draufgegangen wären. Auf dem Wege zeigten ſich hie und da Spuren von altem Gemäuer, und oben auf der Fläche des Gipfels gewahrte man eine gewiſſe Regelmäßigkeit der Bäume und Geſträuche, die darauf ſchließen ließen, daß hier eine große Gartenanlage verwildert war.

Seitwärts von der Kapelle führte ein gerader Gang zwiſchen dunkeln Lebensbäumen, in deſſen Mitte ein Geiſtlicher in ſchwarzer Soutane, in einem Buche, vielleicht Gebete oder fromme Betrachtungen, leſend vor uns herſchritt, nach einem allerliebſten Ausſichtspunkte mit Bänken. Ein wahres Luginsland! Vor uns im Grunde dicht vor unſern Füßen die kleine Stadt, jenſeits davon im Norden und Oſten eine weitgedehnte Ebne, Stoppelfelder, Dörfer mit ſpitzen Kirchtürmen, Baumgruppen und Waldſtrichen, nach Süden und Weſten der Kamm der Argonnen mit unabſehbarem, tiefgrünem, weiterhin nebelblauem Walde. Die Ebene iſt von drei Straßen durchſchnitten. Die eine führt in gerader Richtung auf Varennes zu. Neben ihr, nicht weit von der Stadt, befand ſich ein bayriſches Lager, das eben ſeine Feuer anzündete und maleriſche Rauchwölkchen aufſteigen ließ. Rechts davon, gegen den Horizont hin, zeigte ſich

auf bewaldetem Hügel das Dorf Faucoix, noch weiter rechts tauchten andre einzelne Höhen auf, hinter und über denen in lichtblauer Ferne das hochgelegne Städtchen Montfaulcon ſichtbar war. Mehr nach Oſten hin läuft eine zweite Chauſſee über die Fläche im Vordergrunde nach Verdun. Noch weiter rechts im Halbkreiſe ſah man neben einem Lager von Sachſen die Straße nach Bar le Duc vorbeigehen, auf der noch Truppen heranzogen. Ihre Bajonette blinkten in der Abendſonne, und man hörte den durch die Ferne gedämpften Schall ihrer Trommeln.

Geraume Zeit ſaßen wir vor dem anmutigen Bilde, das von Weſten her vom Abendlicht übergoſſen war, und ſahen den Schatten der Berge zu, die langſam über die Felder hinwuchſen, bis alles dunkel war. Auf dem Rückwege thaten wir noch einen Blick in die Kirche des heiligen Didier, in der ſich jetzt Heſſen einquartiert hatten, die im Chor vor dem Altar auf Stroh lagerten und ſich an der ewigen Lampe — gewiß ohne ſich etwas Unrechtes dabei zu denken, denn es waren harmloſe Leute — ihre Tabakpfeifen anzündeten.

Sonntag, den 28. Auguſt, als wir aus den Betten ſtiegen, troff ein breiter ſanfter Landregen vom aſchgrauen Himmel hernieder, bei dem man ſich an Goethe hätte erinnern können, der im September 1792 nicht fern von hier bei ſchrecklichem Wetter in Schlamm und Kot die Tage vor und nach der Kanonade bei Valmy miterlebte. Ich ging zu General Sheridan, der im Hinterzimmer der Apotheke des Ortes ein Unterkommen gefunden hatte, und überbrachte ihm im Auftrage des Chefs die Pall Mall Gazette. Dann wurde nach Sachſen geſucht, die Bericht über den 18. erſtatten konnten, aber es waren anfangs nur noch einzelne Soldaten zu finden, die keine Zeit zu Mitteilungen hatten. Endlich ſtieß ich von ungefähr auf einen Landwehroffizier von ihnen, in dem ich den Gutsbeſitzer Fuchs-Nordhof aus Möckern bei Leipzig vor mir hatte. Er wußte auch nicht viel Neues zu erzählen. Die Sachſen hätten vorzüglich bei Sainte Marie aux Chênes und Saint Privat gefochten und hier die etwas in Unordnung geratne Garde vor ſchließlicher Deroute bewahrt; die Freiberger Jäger hätten mit Gewehr zur Attacke rechts ohne einen Schuß zu thun die Stellung der Franzoſen genommen; das Leipziger Regiment (die Hundertundſiebner) hätte beſonders viele Mannſchaften und faſt alle ſeine Offi-

ziere verloren. Das war alles. Übrigens bestätigte er noch, daß Craushaar gefallen sei.

Als der Minister aufgestanden war, gab es wieder reichlich zu thun. Unsre Sache zeigte sich im besten Gedeihen. Ich konnte telegraphieren, daß sächsische Reiter bei Boussières und Beaumont im Norden die zwölften Chausseurs zersprengt haben. Ich erfuhr und durfte andre erfahren lassen, daß der Entschluß, von Frankreich Landabtretungen zu erzwingen, noch vollkommen feststand, und daß man unter keinen andern Bedingungen Friede schließen würde. Ein Artikel, den der Chef sanktionierte, begründete das, wie folgt:

„Die deutschen Heere rücken seit den Siegestagen von Mars la Tour und Gravelotte unaufhaltsam vor, und damit scheint die Zeit gekommen, wo man sich die Frage vorzulegen hat, unter welchen Bedingungen Deutschland mit Frankreich Frieden schließen kann. Ruhm- und Eroberungssucht darf uns dabei nicht leiten, Großmut, wie sie uns vielfach von der ausländischen Presse angesonnen wird, ebensowenig. Lediglich der Hinblick auf die Sicherung Deutschlands, namentlich des Südens, vor neuen Angriffen der französischen Begehrlichkeit, wie sie sich seit Ludwig XIV. bis heute mehr als ein Dutzend mal wiederholt haben, und wie sie sich so oft wiederholen werden, als Frankreich sich stark genug dazu fühlt, hat uns bei unserm Verfahren zu bestimmen. Die ungeheuern Opfer an Geld und Blut, die das deutsche Volk in diesem Kriege gebracht hat, und alle unsre jetzigen Siege würden vergeblich sein, wenn Frankreichs Angriffskraft nicht geschwächt, Deutschlands Verteidigungskraft nicht gestärkt würde. Das deutsche Volk hat ein Recht, dies zu verlangen. Begnügte man sich mit einem Dynastiewechsel, mit einer Kontribution, so wäre damit nichts gebessert, so wäre nicht gehindert, daß dieser Krieg nur eine Reihe andrer eröffnete, zumal der Stachel der jetzigen Niederlage den Stolz der Franzosen treiben würde, die deutschen Siege wett zu machen. Die Kontribution wäre bei dem verhältnismäßig großen Reichtume Frankreichs bald verschmerzt, jede neue Dynastie würde, um sich zu halten, das Mißgeschick der jetzt herrschenden durch Erfolge über uns auszugleichen suchen. Großmut ist eine sehr achtbare Tugend, die aber in der Politik in der Regel keinen Dank erntet. Wir

haben den Öſterreichern 1866 keinen Acker an Gebiet abgenommen, und haben wir geſehen, daß man uns dieſe Enthaltſamkeit in Wien gedankt hat? Iſt man dort nicht voll bittrer Rachegefühle einfach deshalb, weil man beſiegt wurde? Und mehr noch: Die Franzoſen grollten uns ſchon aus Neid wegen Königgrätz, wo nicht ſie geſchlagen wurden, ſondern eine fremde Macht; wie erſt werden ſie uns, ob wir nun großmütig auf jede Landabtretung verzichten oder nicht, die Siege von Wörth und Metz nachtragen, wie erſt werden ſie auf Rache für die Niederlagen ſinnen, die ſie ſelbſt durch uns erlitten haben!

„Iſt man 1814 und 1815 anders verfahren, als wir hier andeuten, ſo hat der Erfolg der damaligen ſchonenden Behandlung Frankreichs genügend bewieſen, daß ſie eine übel angebrachte war. Hätte man die Franzoſen in jenen Tagen ſo ſchwächen können, wie es im Intereſſe des Weltfriedens wünſchenswert war, ſo hätten wir jetzt keinen Krieg zu führen brauchen.

„Die Gefahr liegt nicht in dem Bonapartismus, obwohl er vorzugsweiſe auf chauviniſtiſche Velleitäten angewieſen iſt; ſie liegt in der unheilbaren und untilgbaren Anmaßung desjenigen Teils des franzöſiſchen Volkes, der für ganz Frankreich den Ton angiebt. Dieſer Zug des franzöſiſchen Nationalcharakters, der jeder Dynaſtie, heiße ſie, wie ſie wolle, der ſelbſt einer franzöſiſchen Republik die Bahn ihres Verfahrens vorzeichnen wird, wird ſtets ein Trieb zu Angriffen auf friedliche Nachbarn ſein. Die Frucht unſrer Siege kann nur in einer faktiſchen Verbeſſerung unſers Grenzſchutzes gegen dieſen friedloſen Nachbar beſtehen. Wer in Europa Erleichterung der Militärlaſt, wer einen ſolchen Frieden will, der etwas der Art erlaubt, der muß ſeine Wünſche darauf richten, daß nicht auf moraliſchem, ſondern auf realiſtiſchem Wege dem Kriegswagen der franzöſiſchen Eroberungsluſt ein ſolider, haltbarer Damm entgegengeſtellt werde, mit andern Worten, daß es den Franzoſen für die Zukunft nach Möglichkeit erſchwert werde, mit einer vergleichsweiſe nicht ſehr großen Heeresmacht in Süddeutſchland einzufallen und durch den Gedanken an die Möglichkeit eines ſolchen Einbruchs die Süddeutſchen auch im Frieden zur Rückſichtnahme auf Frankreich zu zwingen. Süddeutſchland durch haltbare Grenzen ſicher zu ſtellen, iſt unſre jetzige Aufgabe. Sie erfüllen,

heißt Deutschland ganz befreien, heißt den Befreiungskrieg von 1813 und 1814 vollenden.

„Das Mindeste also, was wir fordern müssen, das Mindeste, womit die deutsche Nation in allen ihren Teilen, vorzüglich aber unsre Stamm- und Kampfgenossen jenseits des Mains sich befriedigt erklären können, ist die Abtretung der Ausfallspforten Frankreichs nach der deutschen Seite hin, die Eroberung von Straßburg und Metz für Deutschland. Von der Schleifung dieser Festungen einen dauernden Frieden zu erwarten, wäre eine auf Kurzsichtigkeit beruhende Illusion derselben Art, die Franzosen durch Schonung zu gewinnen, und im übrigen ist nicht zu vergessen, daß, wenn wir diese Abtretungen verlangen, es sich um ursprünglich deutsches und zum guten Teile deutsch gebliebnes Gebiet handelt, dessen Bewohner mit der Zeit vielleicht lernen werden, sich wieder als Deutsche zu fühlen.

„Dynastiewechsel kann uns gleichgiltig sein, Kriegskosten sind eine vorübergehende finanzielle Schwächung Frankreichs. Was wir brauchen, ist Erhöhung der Sicherheit deutscher Grenzen. Letztere aber ist nur erreichbar durch Verwandlung der beiden uns bedrohenden Festungen in Bollwerke zu unserm Schutze: Straßburg und Metz müssen aus französischen Aggressivfestungen deutsche Defensivplätze werden.

„Wer den Frieden auf dem europäischen Kontinent aufrichtig will, wer die Niederlegung der Waffen und die Herrschaft des Pfluges über das Schwert will, der muß zunächst wünschen, daß die Nachbarn Frankreichs im Osten darauf eingehen können, da Frankreich der einzige Friedensstörer ist und es bleiben wird, so lange es die Macht dazu hat."

Fünftes Kapitel

Abschwenkung nach Norden — Der Bundeskanzler in Rezonville — Schlacht und Walstatt von Beaumont

Sonntag, 28. August. Beim Thee überrascht uns eine große Nachricht: wir ändern mit der ganzen Armee, soweit sie nicht zur Einschließung von Metz zurückgeblieben ist, die Marschrichtung und gehn, statt nach Westen auf Chalons zu, nach Norden, am Fuß des Argonnenwaldes hin nach den Ardennen und der Maasgegend. Unser nächstes Ziel wird, wie es heißt, Grand Pré sein. Die Bewegung gilt dem Marschall Mac Mahon, der mit einer starken Truppenmacht hier oben nach Metz hinzieht, um Bazaine zu entsetzen.

Am 29. früh zehn Uhr brechen wir auf. Das bei Tagesanfang regnerisch und kalt gewesene Wetter bessert sich, und der Himmel klärt sich allmählich auf. Wir passieren verschiedne Dörfer und sehen zuweilen ein hübsches Schloß mit Park. An der Straße bayrische Lager, Linieninfanterie, Jäger, Chevaulegers, Kürassiere. Wir fahren durch das Städtchen Varennes und hier an dem kleinen zwei Fenster breiten Hause vorüber, wo Ludwig XVI. auf seiner Flucht vom Postmeister von Saint Ménehould verhaftet wurde, und in dem sich jetzt das Sensenlager der Firma Nicot-Jacquesson befindet. Der erste Markt des Städtchens mit seinen viereckig verschnittnen Linden, der dann folgende kleine dreieckige Platz, der große Markt weiterhin, alles ist voll Soldaten zu Fuß und zu Pferde, Wagen und Kanonen. Nachdem wir uns durch das Gedränge von Menschen und Tieren hindurch gewunden hatten und wieder ins Freie gelangt waren, geht es rasch weiter durch andre Dörfer, an andern Lagern, an preußischer Artillerie vorüber nach Grand Pré, wo der Kanzler auf der Grande Rue rechts, zwei oder drei Häuser

vom Markte Quartier nimmt. Der König wohnt in der nicht weit von da entfernten Apotheke, links vom Wege nach dem düstern alten Schlosse über dem Orte. Die zweite Staffel des großen Hauptquartiers, bei der sich der Prinz Karl, der Prinz Luitpold von Bayern, der Großherzog von Weimar und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin befinden, ist in dem nahen Dorfe Juvin untergebracht. Mir haben die Quartiermacher dem Chef schräg gegenüber im saubern Stübchen einer unsichtbar gewordnen Modistin Unterkunft geschafft. Auf dem Markte sieht man bei unsrer Ankunft einige französische Gefangne. Gegen Abend kommen noch etliche hinzu. Ich erfahre. daß man schon für morgen einen Zusammenstoß mit Mac Mahons Armee erwartet.

Auch in Grand Pré zeigte der Chef, daß er an die Möglichkeit eines meuchelmörderischen Angriffs auf seine Person nicht dachte. In der Dämmerung ging er unbefangen ohne Begleitung durch die Gassen des Städtchens, auch wo sie einsam und sonst zu einem Attentat geeignet waren. Ich sage das aus Erfahrung; denn ich folgte ihm mit meinem Revolver in einiger Entfernung. Es schienen mir Fälle möglich, wo man etwas für ihn thun konnte.

Als ich am nächsten Morgen hörte, daß König und Kanzler gleichzeitig wegfahren wollten, um dem großen Kesseltreiben nach dieser zweiten französischen Heeresmacht beizuwohnen,[1] faßte ich mir, eingedenk der Worte, die der Chef in Pont à Mousson nach seiner Zurückkunft von Rezonville zu mir gesprochen, und des ein andermal von ihm zitierten Spruches: „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen," ein Herz und bat ihn, als der Wagen vorgefahren war, mich mitzunehmen. Er entgegnete: „Ja, wenn wir nun aber die Nacht draußen bleiben, was soll da aus Ihnen werden?"

---

[1] Abeken S. 401, Busancy, Mittwoch, den 31. August 1870: „Wir ritten bald nach neun Uhr von Grandpré fort, nach Busancy, wo der König zu Pferde steigen wollte. — Hier in Busancy wurde großer Kriegsrat gehalten und dann weiter geritten eventuell gefahren bis etwa $1^1/_2$ Stunden von hier, wo der König zu Pferde stieg und wir nun mit der ganzen Suite auf eine Anhöhe ritten, von wo man eine wundervolle Übersicht über viele, viele Meilen Landes hatte." Von hier aus verfolgte man den Gang der Schlacht bei Beaumont auf dem linken Flügel des deutschen Heeres (der III. Armee). Es ist dieselbe Anhöhe bei Sommauthe, auf der Busch während der Schlacht war, s. unten S. 132 f.

Ich erwiderte: „Einerlei, Exzellenz; ich werde mir dann ſchon zu helfen wiſſen.“ — „Nun, dann gehen Sie mit,“ ſagte er lächelnd. Er that dann noch einen Gang nach dem Markte, während deſſen ich vergnügt Reiſetaſche, Regenmantel und das getreue Tagebuch holte, und als er wiederkam und einſtieg, ſetzte ich mich auf einen Wink von ihm an ſeine Seite. Glück muß man haben, und ſeine Schuldigkeit muß man thun, es herbeizuführen.

Es war kurz nach neun Uhr, als wir abfuhren. Zuerſt ging es ein Stück auf der Landſtraße zurück, die wir tags vorher gekommen waren, dann links durch Weinberge hinauf und über mehrere Dörfer in hügeliger Gegend, wo allenthalben marſchierende oder raſtende Truppenkolonnen und Geſchützparks vor uns und auf einem andern Wege rechts im Thale zu ſehen waren, nach dem Städtchen Buſancy, wo wir um elf Uhr eintrafen und auf dem Marktplatze Halt machten, um den König zu erwarten.

Unterwegs war der Graf ſehr mitteilſam. Er klagte zuerſt, daß er beim Arbeiten ſo oft durch Reden draußen vor der Thür geſtört werde, „beſonders da einige von den Herren eine ſo laute Stimme beſitzen. Ich werde — fuhr er fort — durch gewöhnliches Geräuſch, unartikuliertes, nicht irritiert. Muſik, Wagengeraſſel macht mich nicht irre, wohl aber geſchieht das durch Geſpräche, bei denen ich Worte unterſcheide. Ich will dann wiſſen, was es iſt, und darüber verliere ich den Faden meiner Gedanken.“

Weiterhin machte er mich darauf aufmerkſam, daß es nicht paſſend von mir wäre, wenn Offiziere vor dem Wagen ſalutieren, den Gruß durch Handanlegen an die Mützenblende zu erwidern. Der Gruß gelte nicht einmal ihm in ſeiner Eigenſchaft als Miniſter oder Bundeskanzler, ſondern lediglich ſeinem Range als General, und die Grüßenden könnten es übel nehmen, wenn ein Ziviliſt ſich dabei für mitgemeint hielte.

Er befürchtete dann, daß es heute zu nichts Rechtem kommen werde, was preußiſche Artillerieoffiziere, die hart vor Buſancy überm Straßengraben bei ihren Kanonen ſtanden, von ihm darauf angeredet, ebenfalls meinten. „Das geht — ſagte er —, wie mirs zuweilen auf der Wolfsjagd in den Ardennen, die hier beginnen, auch ging. Da waren wir tagelang hoch oben im Schnee und hörten, daß man die Fährte eines Wolfs geſpürt hatte. Aber wenn

wir dann nachfolgten, war er entwiſcht. So wirds heute mit den Franzoſen auch ſein."

Indem er die Hoffnung äußerte, ſeinen zweiten Sohn hier herum zu treffen, nach dem er ſich wiederholt bei Offizieren erkundigt hatte, bemerkte er: „Da können Sie ſehen, wie wenig Nepotismus bei uns herrſcht. Er dient nun ſchon zwölf Monate und hat es noch zu nichts gebracht, während andre nicht viel länger als vier Wochen dabei und ſchon zum Fähndrich vorgeſchlagen ſind." Ich erlaubte mir zu fragen, wie das kommen möge. „Ja, ich weiß es nicht — verſetzte er —, ich habe mich genau erkundigt, ob er ſich was hat zu ſchulden kommen laſſen, betrunken geweſen und dergleichen; aber nichts, er hatte ſich ganz gut aufgeführt, und bei dem Reiterkampf vor Mars la Tour iſt er ſo brav wie ſonſt einer mit auf das franzöſiſche Karree losgeritten. Beim Zurückreiten hat er in jeder Hand einen entſattelten Dragoner mit fortgeſchleppt, bis auch ihm das Pferd unterm Leibe erſchoſſen wurde.*) Kein Nepotismus iſt gewiß was ſchönes, aber Zurückſetzung iſt doch bitter." — Einige Wochen nachher waren beide Söhne zu Offizieren befördert.

Später, nach mancherlei anderm, erzählte er ſeine Erlebniſſe am Abend des 18. Auguſt noch einmal: „Sie hatten die Pferde eben zu Waſſer geſchickt, und wir ſtanden in der Dämmerung bei einer Batterie, die feuerte. Die Franzoſen ſchwiegen, „aber — ſo fuhr er fort — während wir dachten, ihre Geſchütze wären demontiert, konzentrierten ſie nur ihre Kanonen und Mitrailleuſen ſeit einer Stunde zu einem letzten großen Vorſtoße. Plötzlich fingen ſie ein ganz fürchterliches Feuern an mit Granaten und ähnlichen Geſchoſſen — ein unaufhörliches Krachen und Rollen, Sauſen und Heulen in der Luft. Wir wurden vom Könige, den Roon zurückſchickte, abgeklemmt. Ich blieb bei der Batterie und dachte, wenn wir zurückgehen müſſen, ſetzeſt du dich auf den nächſten Protzkaſten. Wir erwarteten nun, daß franzöſiſche Infanterie den Vorſtoß unterſtützen würde, und da hätten ſie mich gefangen nehmen können, wenn ich auch ein rollendes Revolverfeuer auf ſie unterhalten

*) Nicht ganz richtig nach ſeiner ſpätern Mitteilung und Graf Bills eigner Erzählung.

hätte — ich hatte sechs Schuß für sie und noch sechs Reservepatronen. Endlich kamen die Pferde wieder, und nun machte ich mich fort, wieder zum König. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe geraten. An der Stelle, wo wir hinritten, schlugen gerade die Granaten ein, die vorher über uns weggeflogen waren. Am andern Morgen sahen wir die Schweinskuhlen, die sie gewühlt hatten.[1]

„So mußte denn der König noch weiter zurück, was ich ihm sagte, nachdem die Offiziere mir das vorgestellt hatten. Es war nun Nacht. Der König äußerte, daß er Hunger habe und was essen möchte. Da gab es aber wohl zu trinken — Wein und schlechten Rum von einem Marketender —, aber nichts zu beißen als trocken Brot. Endlich trieben sie im Dorfe ein paar Koteletten auf, gerade genug für den König, aber nichts für seine Umgebung, und so mußte ich mich nach etwas anderm umsehen. Majestät wollte im Wagen schlafen, zwischen toten Pferden und Schwerverwundeten. Er fand später ein Unterkommen in einer Kabache. Der Bundeskanzler mußte sich wo anders unter Dach zu bringen suchen. Wir ließen den Erben eines der mächtigsten deutschen Potentaten (der junge Erbgroßherzog von Mecklenburg war gemeint) bei dem Wagen Wache stehen, daß nichts gestohlen würde, und ich machte mich mit Sheridan auf, um nach einer Schlafstelle zu rekognoszieren. Wir kamen an ein Haus, das noch brannte,

---

[1] Der König hielt mit seinem Gefolge von fünf bis sieben Uhr nachmittags nordwestlich von Gravelotte, links von dem Wege nach Malmaison und Vernéville im Felde an der Stelle, die jetzt ein Felsblock mit Inschrift bezeichnet. Über den hier von Bismarck geschilderten Vorgang sagt Verdy du Vernois als Augenzeuge (Im Großen Hauptquartier 1870/71 S. 97): „Eine vollständige Panik lag vor unsern Augen, und manches Gesicht mag wohl in diesem Augenblicke einen bedenklichen Ausdruck gezeigt haben. Zunächst mußte der König hier herausgeführt, mußten die Fliehenden zum Stehen gebracht werden. Alles warf sich auf die Pferde. Einige von unsern Generalstabsoffizieren eilten nach dem Dorfe [Gravelotte] hin, um letzteres zu besorgen; wir andern scharten uns um den General [Moltke], um im Getümmel bei der Hand zu sein. Nachdem der Weg festgestellt war, auf dem Seine Majestät zurückreiten sollte, kehrte Moltke mit uns um und ritt wieder nach Gravelotte zu." Die von Bismarck erwähnte Batterie gehörte zur Artillerie des VIII. Armeekorps. Vgl. Wilmowski, Feldbriefe 24 f. Sheridan bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, 282.

und da war es zu heiß. Ich fragte in einem andern nach — voll von Verwundeten. In einem dritten — auch voll von Verwundeten. Ebenſo hieß es in einem vierten; ich ließ mich aber hier nicht abweiſen. Ich ſah oben ein Fenſter, wo es dunkel war. »Was iſt denn da oben?« erkundigte ich mich. — »Lauter Verwundete.« — »Das wollen wir doch unterſuchen«, und ich ging hinauf, und ſiehe da, drei leere Bettſtellen mit guten und, wie es ſchien, ziemlich reinlichen Strohmatratzen. Wir machten alſo hier Nachtquartier, und ich ſchlief ganz gut."

„Ja — hatte ſein Vetter, Graf Bismarck-Bohlen, geſagt, als der Kanzler uns die Hiſtorie in Pont à Mouſſon das erſtemal und kürzer erzählte —, du ſchliefſt gleich ein und ebenſo Sheridan, der ſich — ich weiß nicht, wo ers hergekriegt — ganz in weiße Leinwand eingewickelt hatte, und der in der Nacht von dir geträumt haben muß; denn ich hörte verſchiedne male, wie er murmelte: O dear count!" — „Hm, und der Erbgroßherzog, der ſich mit guter Manier in die Sache fand und überhaupt ein angenehmer und liebenswürdiger junger Herr iſt," bemerkte der Miniſter. — „Das beſte bei der Geſchichte war übrigens — ſagte Bohlen —, daß eigentlich gar keine ſolche Not um Unterkommen geweſen wäre. Denn unterdeſſen hatten ſie entdeckt, daß nahe dabei ein elegantes Landhaus für Bazaine in Stand geſetzt worden war — mit guten Betten, Sekt im Keller und was weiß ich alles —, höchſt fein, und da hatte der Kriegsminiſter ſich einlogiert und hatte ein opulentes Abendmahl mit ſeiner Geſellſchaft gefunden."[1]

Der Kanzler erzählte auf der Fahrt nach Buſancy weiter: „Ich hatte den ganzen Tag nichts als Kommißbrot und Speck gehabt. Jetzt kriegten wir ein paar Eier — fünf oder ſechs. Die andern wollten ſie gekocht; ich aber eſſe ſie gern roh, und ſo ſtahl ich mir ein paar und zerſchlug ſie an meinem Degenknopf, was mich ſehr erfriſchte. Als es dann wieder Tag geworden war, genoß ich das erſte Warme ſeit ſechsunddreißig Stunden — es war nur eine Erbswurſtſuppe, die mir General Göben gab, ſie ſchmeckte aber ganz vortrefflich."

---

[1] Roons Denkwürdigkeiten III⁴, 189, Brief Roons an ſeine Frau, Pont à Mouſſon, 20. Auguſt 1870.

Später hatte es noch ein gebratnes Huhn gegeben, „an dessen Zähigkeit aber der beste Zahn verzweifelte.“ Es war dem Minister von einem Marketender angeboten worden, nachdem er von einem Soldaten ein ungekochtes gekauft hatte. Bismarck hatte jenes angenommen, dafür bezahlt und dem Manne noch obendrein das von dem Soldaten erworbne gereicht. „Wenn wir uns im Kriege wieder treffen — sagte er —, so geben Sie mirs gebraten wieder. Wo nicht, so hoffe ich, daß Sie mirs in Berlin zurückerstatten.“

Der Marktplatz in Busancy, einem Landstädtchen oder Flecken, war voll Offiziere, Husaren, Ulanen, Feldjäger und allerhand Fuhrwerke. Nach einer Weile kamen Sheridan und Forsythe auch an. Halb zwölf Uhr erschien der König, und gleich nachher ging es weiter, da Nachricht eingetroffen war, daß die Franzosen unverhofft standhielten. Etwa vier Kilometer von Busancy gelangten wir auf höheres Terrain mit kahlen Senkungen rechts und links, jenseits deren wieder Höhen waren. Plötzlich ein dumpfer Knall aus der Ferne. „Ein Kanonenschuß!“ sagte der Minister. Noch eine Strecke weiter hin sah ich über der Senkung links auf einer baumlosen Bodenerhebung zwei Kolonnen Infanterie aufgestellt und vor ihnen zwei Geschütze, die feuerten. Es war aber so weit von uns, daß man die Schüsse kaum hörte. Der Chef wunderte sich über meine scharfen Augen und setzte die Brille auf, die er, wie ich jetzt zum erstenmal gewahr wurde, haben muß, wenn er ferne Dinge erkennen will. Kleine weiße Nebelkugeln, wie hochgestiegne Luftballons, schwebten über der Senkung, über der die Kanonen standen, drei bis vier Sekunden in der Luft und verschwanden darauf mit einem Blitz — es waren Shrapnells. Die Geschütze mußten deutsche sein und schienen ihre Geschosse nach dem Abhang auf der andern Seite der Vertiefung vor ihnen zu schleudern, auf dem oben ein Wald und vor diesem mehrere dunkle Linien, vielleicht Franzosen, zu bemerken waren. Noch weiter hin am Horizont schob sich eine hohe Bergnase mit drei oder vier großen Bäumen auf der Spitze ins Land hinaus; sie bezeichnete nach der Karte das Dorf Stonne, wo, wie ich später hörte, der Kaiser Napoleon dem Gefechte zusah.

Das Feuern links hörte bald auf. Bayrische Artillerie, desgleichen blaue Kürassiere und grüne Chevaulegers jagen auf der Straße im Trabe an uns vorüber. Ein Stück weiter, als wir

eben durch ein kleines Gebüſch fahren, hören wir ein Geknatter, etwa wie eine langgezogne, nicht präziſe abgegebne Pelotonſalve. „Kugelſpritze!“ ſagt Engel, ſich auf dem Bock umdrehend. Nicht fern von da, an einer Stelle, wo bayriſche Jäger im Chauſſeegraben und an einem Kleefelde raſten, ſteigt der Miniſter zu Pferde, um mit dem Könige, der vor uns iſt, weiter zu reiten. Wir bleiben eine Weile ſtehen, da immer mehr Artillerie vorbeijagt. Die Jäger ſcheinen viele Marode zu haben. Einer bittet uns kläglich um Waſſer. „Ich habe ſeit fünf Tagen die Ruhr,“ jammerte er. „Ach, lieber Kamerad, ich muß ſterben, mich nimmt kein Doktor mehr an! Die Hitze drinnen, das reine Geblüt geht von mir.“ Wir tröſten ihn und geben ihm Waſſer mit etwas Kognak. Batterie auf Batterie ſauſt an uns vorüber, bis endlich die Straße für uns wieder frei wird. Gerade vor uns ſteigen abermals weiße Granatenwölkchen am Horizont auf, der hier ſehr nahe iſt, ſodaß wir annehmen müſſen, daß es nicht weit vor uns in ein Thal hinabgeht. Der Kanonendonner wird deutlicher, ebenſo das Knarren der Mitrailleuſen, deren Stimme jetzt Ähnlichkeit mit der einer arbeitenden Kaffeemühle hat. Endlich wird auf ein Stoppelfeld rechts von der Chauſſee, von der es links in eine breite Niederung hinabgeht, hinüber gelenkt. Vor uns ſteigt hier der Boden zu einer ſanften Höhe an, wo der König etwa tauſend Schritt von den Wagen und Pferden, die ihn und ſein Gefolge hergebracht haben, mit unſerm Chef und einer Anzahl von Fürſtlichkeiten, Generalen und andern hohen Offizieren Stellung genommen hat. Ich folge ihnen über Sturzacker und Stoppelfeld und beobachte nun ſeitwärts von ihnen bis zum ſinkenden Abend die Schlacht von Beaumont.

Vor uns ſtreckt ſich ein breites, nicht ſehr tiefes Thal aus, auf deſſen Sohle ſich ein ſchöner tiefgrüner Wald von Laubholz hinzieht. Darüber hinaus offne Gegend, die ſanft anſteigt, und in der etwas nach rechts hin das Städtchen Beaumont mit ſeiner großen Kirche ſichtbar iſt. Noch weiter zur Rechten iſt wieder viel Wald. Ebenſo iſt links auf dem Thalrande im Hintergrunde Gehölz, nach dem eine Chauſſee mit italieniſchen Pappeln führt. Vor dem Gehölze liegt ein kleines Dorf oder ein Komplex von Gutsgebäuden. Jenſeits der Bodenwellen neben und hinter Beaumont ſchließen ferne dunkle Berge den Geſichtskreis ab.

Man ſieht jetzt deutlich die Geſchütze feuern. Im Städtchen ſcheint es nach der dunkeln Rauchwolke, die über ihm ſteht, zu brennen, und bald darauf geht auch in dem Dorfe oder Gute am Walde über der Pappelchauſſee wallender Qualm auf.

Das Schießen legte ſich jetzt etwas. Erſt war es in der Nähe des Städtchens, dann zog es ſich nach links hinauf, zuletzt erfolgten auch Schüſſe aus dem Walde auf der Thalſohle, wahrſcheinlich von Seiten der bayriſchen Artillerie, die vorher an uns vorüber gefahren war. Eine Zeit lang hielten im Vordergrunde des Bildes zu unſrer Linken hinter einem Dorfe, das etwas tiefer als unſer Standpunkt lag, und das die Karte Sommauthe nannte, ein bayriſches Küraſſier- und ein Chevaulegerregiment. Ungefähr um vier Uhr brach dieſe Reiterei auf, galoppierte auf das Gehölz drunten zu und verſchwand darin. Etwas ſpäter ſtiegen andre Reiter — wenn ich mich recht erinnere, waren es Ulanen — von der Chauſſee hinter der Stelle, wo die Wagen hielten, in die Senkung, über der wir zuerſt Kanonenfeuer und Shrapnells geſehen hatten, hinab, um, wie es ſchien, auf Stonne weiter zu gehen. Am Saume des Waldes über dem brennenden Dorfe vor uns zur Linken wurde dem Anſcheine nach noch einmal heftig gekämpft. Einmal gab es ein ſtarkes Aufleuchten, dem ein dumpfer Knall folgte. Vermutlich war ein Munitionswagen aufgeflogen. Es hieß, daß ſeit einiger Zeit auch der Kronprinz in das Gefecht eingegriffen habe.

Es wollte dämmern. Der König ſaß jetzt auf einem Stuhle, neben dem man, da ein ſcharfer Wind wehte, ein Strohfeuer angezündet hatte, und beobachtete die Schlacht durch ſeinen Feldſtecher. Der Kanzler that desgleichen, indem er auf einem Raine Platz genommen hatte, wo auch Sheridan und ſein Adjutant dem Schauſpiel zuſahen. Man gewahrte jetzt deutlich das Blitzen der platzenden Granaten, mit dem ſie ſich aus einem Wölkchen für einen Augenblick in einen zackigen Stern verwandelten, und die Flamme der Feuersbrunſt in Beaumont. Die Franzoſen zogen ſich raſch immer weiter zurück, und der Kampf verſchwand hinter dem Kamme der baumloſen Höhen, die links von dem Gehölze über dem brennenden Dorfe den Horizont abſchloſſen. Die Schlacht, die zu Anfang ſchon die Geſtalt eines Rückzuggefechts des Feindes angenommen zu haben ſchien, war gewonnen. Wir hatten den Wolf des Miniſters

oder ſollten ihn am nächſten oder übernächſten Tage haben. Am folgenden Abend konnte ich, nachdem inzwiſchen Näheres bekannt geworden war, u. a. nach Hauſe ſchreiben:

„Die Franzoſen, bei denen der Kaiſer und ſein Sohn war, wichen auf allen Punkten, und das Ganze der Schlacht war eigentlich nur ein ſtetes Vordringen unſrerſeits und ein ſtetes Zurückgehen von ſeiten der Franzoſen, die nirgends die Energie entwickelten, die ſie in den Treffen bei Metz gezeigt hatten, und die ſich dort noch zuletzt in kräftigen Vorſtößen kundgab. Entweder ſind ſie ſtark entmutigt, oder die Regimenter haben viele Mobilgarden aufgenommen, die ſelbſtverſtändlich nicht wie wirkliche Soldaten fechten. Auch mit den Vorpoſten war es bei ihnen übel beſtellt, ſodaß ihre Arrièregarde förmlich überfallen werden konnte. Unſre Verluſte an Toten und Verwundeten ſind diesmal bei weitem geringer als in den Schlachten bei Metz, wo ſie denen der Franzoſen nahezu gleichkamen. Dagegen haben die Franzoſen vorzüglich bei jener Überraſchung, dann in noch höherm Grade bei Mouzon, wo ſie über die Maas zurückgedrängt wurden, furchtbar viele Leute verloren. Wir erbeuteten, ſoviel bis jetzt bekannt iſt, einige zwanzig Geſchütze, darunter elf Mitrailleuſen, zwei Zeltlager, Maſſen von Bagage und militäriſchen Vorräten und nahmen bis jetzt ungefähr fünftauſend Mann gefangen. Die franzöſiſche Armee, zu Anfang des Schlachttages auf hundert- bis hundertundzwanzigtauſend Mann geſchätzt, iſt jetzt in Sedan von der Möglichkeit eines Weitermarſches um unſern äußerſten rechten Flügel herum nach Metz abgeſperrt. Ich denke, wir haben Urſache, den 30. Auguſt zu den beſten und fruchtbarſten Siegestagen dieſes Krieges zu zählen.“

Wir kehrten von dem Standorte, wo wir der Schlacht bei Beaumont zugeſehen hatten, mit Einbruch der Dunkelheit nach Buſancy zurück. Allenthalben auf und weithin neben dem Wege herrſchte nächtliches Leben, das an die Anweſenheit einer großen Armee gemahnte. Die Straße war voll bayriſches Fußvolk. Eine Strecke weiterhin blinkten auch die Pickelhauben preußiſcher Infanterie, in der wir beim Näherkommen die Königsgrenadiere erkannten. Zuletzt Kolonnen von Fuhrwerken, die ſich bisweilen verfahren hatten, ſodaß es für uns ziemlich langen Aufenthalt gab. An einer Stelle, wo es zwiſchen kleinen Hügeln bergab ging, und wo wir

beſonders lange Halt zu machen genötigt waren, ſagte der Chef: „Ich möchte doch wiſſen, ob der Grund, daß wir heute ſtecken bleiben, derſelbe iſt, wie damals, wo fünf Schwaben, die Klöße gegeſſen hatten, einen Hohlweg verſtopften.“

Es war ſtockfinſtre Nacht geworden, als wir Buſancy erreichten, das rings von Hunderten kleiner Feuer umlodert war, an denen ſilhouettenhafte Menſchengeſtalten, Pferde und Wagen vorüberglitten. Wir ſtiegen vor dem Hauſe eines Arztes ab, der am Ende der Hauptſtraße nicht weit von dem wohnte, wo der König Quartier genommen hatte, und bei dem auch die am Morgen in Grand Pré Zurückgebliebnen inzwiſchen eingetroffen waren. Ich ſchlief hier in einem faſt leeren Hinterzimmer am Boden auf einer Strohmatratze und unter einer Decke, die erſt um zehn Uhr von einem unſrer Soldaten aus dem Spital der Stadt geholt worden waren. Der Schlaf des Gerechten litt darunter nicht.

Mittwoch, den 31. Auguſt früh zwiſchen neun und zehn Uhr fuhren König und Kanzler weiter und zwar zunächſt zur Beſichtigung des Schlachtfeldes vom vergangnen Tage. Ich durfte den Miniſter wieder begleiten. Wir nahmen anfangs denſelben Weg wie tags vorher, über Bar de Buſancy und Sommauthe, wobei wir zwiſchen dieſen beiden Dörfern einige Schwadronen bayriſcher Ulanen paſſierten, die hier raſteten und den König mit lautſchallendem Hurra begrüßten. Mir kam vor, als ob ihre Lanzen kürzer wären als die unſrigen. Hinter Sommauthe, das voll von Verwundeten lag, fuhren wir durch den ſchönen Wald zwiſchen dieſem Orte und Beaumont, und nach elf Uhr waren wir vor Beaumont angelangt. König Wilhelm und unſer Kanzler ſtiegen hier zu Pferde und ſprengten rechts über die Felder. Ich ſchlug zu Fuß dieſelbe Richtung ein. Die Wagen gingen nach der Stadt, wo ſie uns erwarten ſollten.

Bevor ich ging, hatte ich wie am Tage vorher, ſobald ich allein geweſen war, ſorgfältig die Aufträge notiert, die ich unterwegs erhalten hatte, und auch ſonſtige Äußerungen des Chefs, die an dieſem Morgen gefallen waren, möglichſt genau zu Papier gebracht. Der Kanzler war wieder ungemein mitteilſam und der Frage zugänglich geweſen. Er ſprach etwas erkältet. Er habe, erzählte er, die Nacht Krampf im Beine bekommen, was ihm häufig paſſiere. Er hülfe

ſich dann damit, daß er aufſtünde und mit bloßen Füßen eine Weile in der Stube auf und ab ginge, und dabei erkältete er ſich. So wäre es auch diesmal geweſen. „Ein Teufel wurde mit dem andern vertrieben: der Krampf ging weg, und der Schnupfen zog ein.“ — Er wollte dann, daß ich nochmals in der Preſſe auf die grauſame Kriegführung der Franzoſen, auf ihre ſich immer wiederholende Verletzung der Genfer Konvention — „die freilich nichts taugt, ſagte er, und in der Praxis nicht durchzuführen iſt“ — und auf ihr unanſtändiges Schießen auf Parlamentäre mit Trompeter und weißer Fahne aufmerkſam mache. „Sie haben deutſche Gefangne in Metz vom Pöbel mißhandeln laſſen — fuhr er fort —, ihnen nichts zu eſſen gegeben und ſie in Keller eingeſperrt. Man ſollte ſich eigentlich nicht darüber wundern. Sie haben Barbaren zu Kameraden, und ſie ſind durch ihre Kriege in Algier, China, Hinterindien und Mexiko ſelber Barbaren geworden.“

Dann ſprach er davon, daß bayriſche Soldaten in der vorhergehenden Nacht (irrtümlicherweiſe) unſerm Kriegsminiſter die Pferde entführt hätten, und daß ſie auch in den Stall des Prinzen Karl eingebrochen wären, wobei ſie geſagt hätten: „Was der Bauer doch für hübſche Gäule hat!“ — „Sie können beſonders drei Dinge, ſo ſchloß er: Muſik machen, Hurra ſchreien und Rapuſchern. — Doch nein, um gerecht zu ſein, ſie haben ſich geſtern ganz tüchtig geſchlagen.“

Er erzählte darauf, daß die Rothoſen geſtern keinen beſonders nachhaltigen Widerſtand geleiſtet nnd keine große Vorſicht an den Tag gelegt hätten. „Bei Beaumont wurden ſie — fuhr er fort — am hellen Morgen von einer Schleichpatrouille ſchwerer Artillerie im Lager überfallen. Wir werdens heute ſehen: die Pferde liegen erſchoſſen an den Pikettpfählen, — viele Tote in Hemdsärmeln, ausgepackte Koffer, Schüſſeln mit gekochten Kartoffeln, Keſſel mit halbgarem Fleiſche u. dergl. mehr.“

Er kam dann während der Fahrt durch den Wald — vielleicht dadurch angeregt, daß wir vor dieſem die Suite des Königs antrafen, der ſich beiläufig auch die Grafen Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen angeſchloſſen hatten — auf „Leute, die das Ohr des Königs hätten und ſeine Gutmütigkeit mißbrauchten,“ zu ſprechen, wobei er zuerſt des dicken Borck, des Schatullenmeiſters, gedachte und

dann den Grafen Bernstorff, unsern damaligen Gesandten in London, erwähnte, der sich bei seinem Rücktritt vom Ministerposten in Berlin „auch ganz gut zu bedenken gewußt“ und ihn „durch sein langes Überlegen und Erwägen, welches die vorteilhaftere Gesandtenstelle sei, die in Paris oder die in London, ungebührlich lange vom Eintritt in die Geschäfte abgehalten“ habe. — —[1]

Ich gestattete mir die Frage, was für ein Mann von der Goltz gewesen sei, über den man so verschiedne Urteile höre. Ob er wirklich so gescheit und bedeutend gewesen sei, als behauptet werde. „Gescheit, ja, in gewissem Sinne — erwiderte er —, ein rascher Arbeiter, unterrichtet, aber unbeständig in seiner Auffassung von Personen und Verhältnissen, heute für diesen Mann, diesen Plan eingenommen, morgen für einen andern, mitunter fürs Gegenteil. Und dann war er immer in die Fürstinnen verliebt, an deren Hofe er beglaubigt war, erst in Amalien von Griechenland, dann in Eugenie. Er war der Ansicht, was ich das Glück gehabt hätte, durchzusetzen, das könnte er mit seinem größern Verstande auch und noch besser. Daher intriguierte er fortwährend gegen mich, obwohl wir Jugendbekannte waren, schrieb Briefe an den König, in denen er mich verklagte und vor mir warnte. Das half ihm nun zwar nichts; denn der König gab mir die Briefe, und ich beantwortete sie mit Verweisen. Aber er war in dieser Hinsicht beharrlich, und so setzte er es fort, unverdrossen und unermüdlich. Übrigens war er sehr wenig beliebt bei seinen Untergebnen. Sie haßten ihn förmlich. Ich erinnere mich, als ich 1862 nach Paris kam und mich bei ihm melden lassen wollte, hatte er sich gerade zu einem Schläfchen niedergelegt. Ich wollte ihn ungestört lassen, aber die Sekretäre freuten sich offenbar, daß er heraus müßte, und sofort ging einer hinein zu ihm, um mich zu melden und ihn auf die Art zu ärgern. Er hätte es so leicht haben können, sich bei seinen Leuten Neigung und Anhänglichkeit zu erwerben. Als Gesandter kann man das. Ich möchte das auch gern. Als Minister hat man aber keine Zeit dazu — man hat so viel andres zu denken und zu thun, und so habe ich mir das mehr militärisch eingerichtet.“[2]

[1] Darüber jetzt vor allem G. u. E. I, 251 ff.

[2] S. den Briefwechsel zwischen Bismarck und von der Goltz vom Jahre 1863 im Bismarck-Jahrbuch V, 216—254, vor allem den Brief Bismarcks vom

Zuletzt kam der Miniſter auf Radowitz zu reden und meinte, er ſei mit ſich noch nicht ganz im reinen, ob es deſſen Unklarheit oder deſſen verräteriſche Abſicht geweſen ſei, die Olmütz verſchuldet habe.[1] „Man hätte ſich vor Olmütz mit der Armee eher in Poſitur ſetzen müſſen,[2] und das hat Radowitz hintertrieben — ſagte er —, ob als öſterreichiſch-ultramontaner Jeſuit oder als unpraktiſcher Träumer und Alleswiſſer, will ich dahingeſtellt ſein laſſen. — Statt an Rüſtungen zu denken, beſchäftigte er den König mit Verfaſſungskleinigkeiten, einer Wetterauer Grafenbank[3] und andern mittelalterlichen Scherzen, mit Etiketteſachen und dergleichen mehr. Einmal hatten wir Nachricht, daß Öſterreich in Böhmen achtzigtauſend Mann zuſammenzöge und viele Pferde kaufte. Man ſprach davon beim Könige, und Radowitz ſtand dabei. Plötzlich trat er mit der Miene des Beſtunterrichteten heran und ſagte mit hohen Augenbrauen: Öſterreich hat in Böhmen 22493 Mann und 2005 Pferde. — Sprachs und drehte ſich mit dem Bewußtſein um, dem Könige wieder einmal imponiert zu haben."[4]

Der König und der Kanzler waren zunächſt nach der Stelle geritten, wo die „Schleichpatrouille ſchwerer Artillerie" gearbeitet hatte, und ich folgte ihnen, nachdem ich mit meinen Aufzeichnungen fertig war, zuerſt dahin. Das betreffende Feldſtück liegt rechts von der Straße, die uns hergebracht hatte, und achthundert bis tauſend Schritte von ihr entfernt. Vor ihm, nach dem Walde der Thalſohle hin, ſind heckenumgebne Äcker, auf denen etwa ein Dutzend tote deutſche Soldaten liegen — Thüringer vom 31. Regiment. Einer davon hängt durch den Kopf geſchoſſen in dem Dorngeſträuch,

---

24. Dezember, S. 234ff., und Gedanken und Erinnerungen I, 93ff. 283. 312ff. II, 1 ff. und 147. Goltz war weder mit der ruſſiſch-preußiſchen Februarkonvention 1863 noch mit Bismarcks ſchleswig-holſteiniſcher Politik einverſtanden Geſandter war er in Athen ſeit 1856, in Konſtantinopel ſeit 1859, dann Bismarcks Nachfolger in Petersburg und Paris.

[1] G. u. E. I, 64/5. 95.

[2] G. u. E. I, 62 ff. 68 ff. 76. 237/8.

[3] G. u. E. I, 45. 59. 60. 62.

[4] Ganz dasſelbe Urteil fällt Bismarck über Radowitz in den Gedanken und Erinnerungen I, 64 ff., nur verlegt er dort die Szene in eine von dem General von Pfeil geladne Geſellſchaft während des Unionsparlaments in Erfurt. Die Antwort kann ja Radowitz allerdings auch beim Könige gegeben haben.

das er überſteigen gewollt. Die Lagerſtätte ſelbſt ſieht entſetzlich aus. Alles blau und rot von franzöſiſchen Toten, die zum Teil von den geplatzten Granaten — der Überfall wurde vom vierten Korps ausgeführt — ganz unbeſchreiblich übel zugerichtet ſind. Schwarz von Pulver, ſtarrend von geronnenem Blute liegen ſie da, der eine auf dem Rücken, der andre auf dem Geſichte, manche mit ſtieren Augen wie Wachsfiguren. Auf einem Flecke hatte ein Geſchoß fünf herumgeſtreut — man hätte an umgeworfne Kegel denken können, thats aber nicht; denn dreien davon waren die Köpfe ganz oder halb, einem Unterleib und Eingeweide weggeriſſen, während einer, dem man das Geſicht mit einem Tuch bedeckt hatte, noch greuelvoller entſtellt zu ſein ſchien. Weiterhin lag eine Hirnſchale wie eine Schüſſel, daneben das Gehirn wie ein Kuchen. Käppis, Mützen, Torniſter, Jacken, Papiere, Schuhe, Wichs- und Kleiderbürſten waren umhergeſtreut. Offenſtehende Offizierskoffer, Pferde an Pfahl und Halfter erſchoſſen, an erloſchnen Kochfeuern Keſſel mit geſchälten Kartoffeln oder Schüſſeln mit Fleiſchſtücken, die der Wind inzwiſchen mit Sand geſalzen hatte, zeigten, wie unverhofft die Unſern und mit ihnen das Verderben gekommen waren. Auch eine bronzene Kanone war ſtehen geblieben. Ich nahm mir von einem der Toten eine Meſſingmedaille mit, die er an einer Gummiſchnur auf der bloßen Bruſt trug. Ein Heiliger war darauf, der in der Hand ein Kreuz hielt und unten neben ſich die Inſignien der Biſchofswürde, Mitra und Krummſtab, über ſich die Worte und Buchſtaben Crux S. P. Bened. hatte. Auf der Rückſeite war in einem Kreiſe aus Punkten eine Figur, die unſerm Landwehrkreuze glich und mit vielen einzelnen Buchſtaben, vielleicht den Initialen der Worte eines Gebets oder einer frommen Zauberformel, bedeckt war. Alſo wahrſcheinlich ein Amulett kirchlicher Abkunft, das aber den armen Burſchen, dem es ſein Pfarrer oder die Mutter mitgegeben hatte, nicht „gefroren“ gemacht hatte.

Marketender und Soldaten gingen ſuchend herum. „Sind Sie ein Doktor?“ ruft man mir zu.

„Ja, aber kein Arzt. Was wollen Sie?“

„Dort liegt einer, der lebt noch.“

Es war richtig, und er wurde auf einer mit Leinwand beſpannten Tragbahre fortgeſchafft.

Eine Strecke weiter, an einem Feldwege, der auf die Chauſſee vor mir zulief, war wieder einer auf den Rücken hingeſtreckt, der, wie ich mir ihn näher beſah, die Augen verdrehte, und deſſen Bruſt noch atmete, obwohl eine deutſche Spitzkugel ihn in die Stirn getroffen hatte. Es mochten auf einem Raume von fünfhundert Schritt ins Gevierte wohl anderthalbhundert Leichen ſein, darunter nicht zehn oder zwölf von den unſrigen.[1]

Ich hatte wieder einmal genug von ſolchen Bildern und beeilte mich, nach Beaumont und zu unſerm Wagen zu kommen. Auf dem Wege dorthin, kurz vor den erſten Häuſern des Städtchens, rechts von der Landſtraße, ſah ich in einem roten Steinbruche eine Menge gefangner Franzoſen. „Circa ſiebenhundert," ſagt der Leutnant, der ſie mit einem Detachement bewacht, und der mich aus einem Faſſe mit trübem bayriſchen Biere bewirtet, wofür ich ihm mit einem Schlucke Kognak aus meiner Feldflaſche dankbar bin. Weiterhin auf der Chauſſee ein verwundeter junger Offizier auf einem Wagen, den Leute aus ſeiner Kompagnie mit Händeſchütteln begrüßen. Am Markt und um die etwas erhöht gelegne Hauptkirche des Ortes wieder zahlreiche gefangne Rothoſen. Darunter höhere Chargen. Ich frage einen ſächſiſchen Jäger, wo die Wagen des Königs ſeien. „Sind ſchon fort — vor einer Viertelſtunde — dort hinaus." — Alſo verſpätet. Fatal! Ich eile in der angegebnen Richtung bei ſengender Hitze die Pappelchauſſee weiter nach dem Dörfchen hinauf, das am Abend vorher gebrannt hatte, und frage die Soldaten, die hier ſtehen. „Sie ſind eben durch." Endlich am Rande des Waldes hinter dem letzten Hauſe, wo eine große Menge tote Bayern und Franzoſen rechts und links von den Straßengräben liegen, ſehe ich den Wagen des Chefs halten.

Er freute ſich offenbar, daß ich wieder da war. „Na, da iſt er ja," ſagte er. „Ich wollte ſchon nach Ihnen zurückſchicken. Ich dachte aber, wenns ein andrer wäre! Der Doktor kommt nicht um. Der bleibt zur Not des Nachts bei einem Wachtfeuer und fragt ſich hernach ſchon wieder zu uns."

Er erzählte dann, was er inzwiſchen geſehen und erlebt hatte. Er hatte die Gefangnen im Steinbruche auch in Augenſchein ge-

[1] Sehr anſchaulich darüber auch Verdy, 133 f.

nommen und unter anderm bei ihnen einen Priester getroffen, der auf unsre Leute geschossen haben sollte. „Als ichs ihm vorhielt, leugnete er es. »Nehmen Sie sich in acht — sagte ich ihm —; denn wenn es erwiesen wird, werden Sie ganz sicher gehenkt.« Vorläufig ließ ich ihm den Priesterrock ausziehen."

„Bei der Kirche — so berichtete der Chef weiter — bemerkte der König einen Musketier, der verwundet war. Obwohl der Mann von der Arbeit des vorigen Tages ziemlich ruppig und schmutzig aussah, reichte er ihm die Hand — ohne Zweifel zu großer Verwunderung der dabei stehenden französischen Offiziere — und fragte, was er für ein Metier habe. — Er wäre Doktor der Philosophie. — »Nun, dann werden Sie gelernt haben, Ihre Verwundung philosophisch zu ertragen,« sagte der König. — Ja, antwortete der Musketier, das hätte er sich schon vorgenommen."

Unterwegs holten wir bei einem zweiten Dorfe marode Bayern, gemeine Soldaten, ein, die sich in der Sonnenglut langsam fortschleppten. „Heda, Landsmann!" rief der Bundeskanzler dem einen zu. „Wollen Sie einmal Kognak trinken?" Natürlich wollte er, und ein andrer nach seinen sehnsüchtigen Augen ebenfalls und ein dritter desgleichen, und so tranken sie und noch einige, jeder seinen Schluck aus des Ministers, dann auch aus meiner Feldflasche und bekamen schließlich noch jeder seine rechtschaffne Cigarre.

Eine Viertelmeile weiter hatte der König in einem Dorfe, dessen Name auf meiner Karte nicht eingetragen ist, aber ungefähr wie Crehanges klang, und wo sich auch die Fürstlichkeiten der zweiten Staffel und Herren aus dem Gefolge des Kronprinzen befanden, ein Frühstück arrangieren lassen, zu dem Graf von Bismarck ebenfalls eingeladen war. Ich machte mir inzwischen auf einem Steine am Wege meine Bleistiftnotizen und half dann den Holländern, die neben dem Orte in einem großen hellgrünen Zelte ihre Hilfsambulanz aufgeschlagen hatten, Verwundete herbeischaffen und pflegen. Als der Minister wiederkam, fragte er, was ich mittlerweile getrieben habe. Ich sagte es ihm. „Ich wäre auch lieber dorthin gegangen, als mit Denen zusammengewesen," erwiderte er, tief aufatmend. „Unter Larven die einzige fühlende Brust."

Das Gespräch bei der Weiterfahrt bewegte sich eine Zeit lang in hohen Regionen, und bereitwillig und reichlich gab der Chef

Auskunft auf die Fragen meiner Wißbegier. Ich bedaure aber, daß ich einige dieſer Äußerungen aus verſchiednen Gründen für mich behalten muß und nur andeuten darf, daß ſie ebenſo lehrreich als charakteriſtiſch waren, und daß ihnen auch erquicklicher Humor nicht fehlte.

Beſonders ein Sereniſſimus ſchien ihm ſehr zuwider zu ſein. Er ſprach mit Bezug auf ihn von „überſpanntem Gefühl ſeiner Bedeutung als Fürſt, wo ich auch ſein Bundeskanzler bin," von „hohlem Kopf und nichtsſagenden konventionellen Redensarten." — „Das macht aber zum Teil die Erziehung, wo man ſie zu ſolchen leeren Phraſen abrichtete. Hier, der Stuhl im Schloſſe, iſt der Bürgermeiſter von X, der ſeine Aufwartung macht. »Ach, freut mich ſehr, Sie zu ſehen, Herr Bürgermeiſter! (Der Kanzler legte dazu den Kopf gnädig lächelnd auf die Seite und ſpitzte den Mund.) Wie geht es in der guten Stadt X, ſie macht Tabak und Strumpfwaren« — und dergleichen mehr, wobei man nichts denkt und empfindet."

Ich erlaubte mir die Frage, wie er jetzt mit dem Kronprinzen ſtehe.

„Vortrefflich — erwiderte er —, wir ſind ganz gute Freunde, ſeit er begriffen hat, daß ichs nicht mit den Franzoſen halte, was er ſich früher — ich weiß nicht, weshalb — eingebildet hat."

Ich ſagte, er habe tags vorher recht vergnügt ausgeſehen.

„Warum ſollte er auch nicht?" entgegnete er. „Der Erbe eines der mächtigſten Reiche der Welt, der die beſten Ausſichten hat. Er wird übrigens vernünftig ſein, die Miniſter mehr regieren laſſen, ſich nicht ſo viel ſelbſt vorbehalten und überhaupt manche Eigenheiten nicht haben, die alte Herrn ſeines Gewerbes bisweilen unbequem machen. Übrigens iſt er natürlich und ehrlich. Aber er arbeitet nicht gern viel und iſt zufrieden, wenn die Zeitungen ihn loben."

Ich erlaubte mir die weitere Frage, was die Kronprinzeſſin für eine Frau ſei, und ob ſie viel Einfluß auf ihren Gemahl habe.

„Ich glaube nicht — ſagte er —, und was ihren Verſtand betrifft, ſo iſt ſie eine geſcheite Perſon, aber geſcheit, wie Frauen das ſind. Sie kann ſich übrigens auch nicht verſtellen — wenigſtens nicht immer. Ich habe ihr viel Thränen gekoſtet, und ſie konnte es nicht verbergen, wie böſe ſie mir war nach den Annexionen.

Sie konnte mich kaum ansehen. Aber sie ist jetzt wohl ruhiger geworden. Einmal bat sie mich um ein Glas Wasser, und als ichs ihr brachte, sagte sie zu der neben ihr sitzenden — (einer Hofdame, glaube ich, deren Name mir entfallen ist): »So viel Wasser in diesem Glase ist, so viel Thränen hat der mich schon gekostet.« Aber ich denke, das ist jetzt vorbei."

Zuletzt gelangte man aus der Sphäre der Götter über den Wolken wieder zu Menschen, aus dem Bereich des Über- oder, wenn man will, Außernatürlichen zur Natur zurück und stieß da, nachdem ich der koburgisch-belgisch-englischen Beziehungen erwähnt hatte, auf den Augustenburger in seiner bayrischen Uniform. „Der hätte es besser haben können," versetzte der Kanzler. „Ich wollte ursprünglich nicht mehr von ihm, als was die kleinen Fürsten 1866 abtreten mußten. Er aber wollte (dank der göttlichen Fügung, dachte ich im stillen, und dank der Samwerschen Advokatenweisheit!) gar nichts hergeben. Ich erinnere mich: bei der Unterredung, die ich 1864 mit ihm hatte — es war bei uns im Billardzimmer vor meiner Stube und dauerte bis in die Nacht —, da nannte ich ihn zuerst Hoheit und war überhaupt artig. Als ich ihm aber dann vom Kieler Hafen sprach, den wir brauchten, und er sagte, das könnte ja wohl gar eine Quadratmeile betragen, was ich ihm allerdings bejahen mußte, vielleicht sogar mehrere Meilen, und als er von unsern Forderungen wegen des Militärs auch nichts wissen mochte, nahm ich ein andres Gesicht an. Ich titulierte ihn jetzt Durchlaucht und sagte ihm zuletzt ganz kühl — plattdeutsch —, daß wir dem Kücken, das wir ausgebrütet hätten, auch den Hals umdrehn könnten. Er hat mir übrigens neulich beim Frühstück in Ligny meuchlings eine Hand abgeschwindelt. Ich kannte den bayrischen General nicht, sonst wäre ich ihm aus dem Wege gegangen. Aber ich lasse mir meine Hand bei Gelegenheit von ihm wiedergeben."[1]

Nach ungewöhnlich langer Fahrt, erst gegen sieben Uhr abends, kamen wir über Berg und Thal nach unserm diesmaligen Bestimmungsorte, dem Städtchen oder Flecken Vendresse. Unterwegs wurden verschiedne große Dörfer, auch ein paar Schlösser,

[1] Vgl. G. u. E. II, 28 ff.

Auskunft auf die Fragen meiner Wißbegier. Ich bedaure aber, daß ich einige dieser Äußerungen aus verschiednen Gründen für mich behalten muß und nur andeuten darf, daß sie ebenso lehrreich als charakteristisch waren, und daß ihnen auch erquicklicher Humor nicht fehlte.

Besonders ein Sereniſſimus schien ihm sehr zuwider zu sein. Er sprach mit Bezug auf ihn von „überspanntem Gefühl seiner Bedeutung als Fürst, wo ich auch *sein* Bundeskanzler bin," von „hohlem Kopf und nichtssagenden konventionellen Redensarten." — „Das macht aber zum Teil die Erziehung, wo man sie zu solchen leeren Phrasen abrichtete. Hier, der Stuhl im Schlosse, ist der Bürgermeister von X, der seine Aufwartung macht. »Ach, freut mich sehr, Sie zu sehen, Herr Bürgermeister! (Der Kanzler legte dazu den Kopf gnädig lächelnd auf die Seite und spitzte den Mund.) Wie geht es in der guten Stadt X, sie macht Tabak und Strumpfwaren« — und dergleichen mehr, wobei man nichts denkt und empfindet."

Ich erlaubte mir die Frage, wie er jetzt mit dem Kronprinzen stehe.

„Vortrefflich — erwiderte er —, wir sind ganz gute Freunde, seit er begriffen hat, daß ichs nicht mit den Franzosen halte, was er sich früher — ich weiß nicht, weshalb — eingebildet hat."

Ich sagte, er habe tags vorher recht vergnügt ausgesehen.

„Warum sollte er auch nicht?" entgegnete er. „Der Erbe eines der mächtigsten Reiche der Welt, der die besten Aussichten hat. Er wird übrigens vernünftig sein, die Minister mehr regieren lassen, sich nicht so viel selbst vorbehalten und überhaupt manche Eigenheiten nicht haben, die alte Herrn seines Gewerbes bisweilen unbequem machen. Übrigens ist er natürlich und ehrlich. Aber er arbeitet nicht gern viel und ist zufrieden, wenn die Zeitungen ihn loben."

Ich erlaubte mir die weitere Frage, was die Kronprinzessin für eine Frau sei, und ob sie viel Einfluß auf ihren Gemahl habe.

„Ich glaube nicht — sagte er —, und was ihren Verstand betrifft, so ist sie eine gescheite Person, aber gescheit, wie Frauen das sind. Sie kann sich übrigens auch nicht verstellen — wenigstens nicht immer. Ich habe ihr viel Thränen gekostet, und sie konnte es nicht verbergen, wie böse sie mir war nach den Annexionen.

Sie konnte mich kaum ansehen. Aber sie ist jetzt wohl ruhiger geworden. Einmal bat sie mich um ein Glas Wasser, und als ichs ihr brachte, sagte sie zu der neben ihr sitzenden — (einer Hofdame, glaube ich, deren Name mir entfallen ist): »So viel Wasser in diesem Glase ist, so viel Thränen hat der mich schon gekostet.« Aber ich denke, das ist jetzt vorbei."

Zuletzt gelangte man aus der Sphäre der Götter über den Wolken wieder zu Menschen, aus dem Bereich des Über- oder, wenn man will, Außernatürlichen zur Natur zurück und stieß da, nachdem ich der koburgisch-belgisch-englischen Beziehungen erwähnt hatte, auf den Augustenburger in seiner bayrischen Uniform. „Der hätte es besser haben können," versetzte der Kanzler. „Ich wollte ursprünglich nicht mehr von ihm, als was die kleinen Fürsten 1866 abtreten mußten. Er aber wollte (dank der göttlichen Fügung, dachte ich im stillen, und dank der Samwerschen Advokatenweisheit!) gar nichts hergeben. Ich erinnere mich: bei der Unterredung, die ich 1864 mit ihm hatte — es war bei uns im Billardzimmer vor meiner Stube und dauerte bis in die Nacht —, da nannte ich ihn zuerst Hoheit und war überhaupt artig. Als ich ihm aber dann vom Kieler Hafen sprach, den wir brauchten, und er sagte, das könnte ja wohl gar eine Quadratmeile betragen, was ich ihm allerdings bejahen mußte, vielleicht sogar mehrere Meilen, und als er von unsern Forderungen wegen des Militärs auch nichts wissen mochte, nahm ich ein andres Gesicht an. Ich titulierte ihn jetzt Durchlaucht und sagte ihm zuletzt ganz kühl — plattdeutsch —, daß wir dem Kücken, das wir ausgebrütet hätten, auch den Hals umdrehn könnten. Er hat mir übrigens neulich beim Frühstück in Ligny meuchlings eine Hand abgeschwindelt. Ich kannte den bayrischen General nicht, sonst wäre ich ihm aus dem Wege gegangen. Aber ich lasse mir meine Hand bei Gelegenheit von ihm wiedergeben."[1]

Nach ungewöhnlich langer Fahrt, erst gegen sieben Uhr abends, kamen wir über Berg und Thal nach unserm diesmaligen Bestimmungsorte, dem Städtchen oder Flecken Vendresse. Unterwegs wurden verschiedne große Dörfer, auch ein paar Schlösser,

[1] Vgl. G. u. E. II, 28 ff.

darunter ein altertümliches, burgartiges mit dicken Ecktürmen, desgleichen ein Kanal mit alten Bäumen zu beiden Seiten paſſiert, dieſer in einer Gegend, durch deren Charakter ſich der Kanzler an belgiſche Landſchaften erinnert fand. In dem einen Dorfe ſteht Ludwig Pietſch aus Berlin, vermutlich als Kriegskorreſpondent mitgezogen, am Fenſter, ſieht mich und grüßt ſchreiend herunter. Im nächſten, Chemery, wird eine halbe Stunde Halt gemacht, indem der König mehrere Infanterieregimenter an ſich vorbeidefilieren läßt und die üblichen Hurras in Empfang nimmt.

In Vendreſſe ſtieg der Kanzler im Hauſe der Witwe Baudelot ab, wo inzwiſchen auch die andern Herren ſeiner Umgebung eingetroffen waren und ſich eingerichtet hatten. Keudell und Abeken, die von Buſancy, wenn ich nicht irre, hierher geritten waren, war das Abenteuer paſſiert, daß im Walde hinter Sommauthe oder bei Stonne plötzlich acht oder zehn franzöſiſche Soldaten mit Chaſſepots vor ihnen aus dem Dickicht hervorgetaucht und wieder verſchwunden waren. Die Herren Räte waren darauf, wie ganz in der Ordnung, umgekehrt und hatten einen weniger bedenklichen Weg eingeſchlagen. Nicht unmöglich war, daß beide Teile vor einander das Weite geſucht hatten. Saint Blanquart aber, der mit Bölſing und Williſch den gleichen Weg gefahren war und die Erſcheinung der verdächtigen Rothoſen auch erlebt hatte, war fortan der Überzeugung, daß er ſein Leben für das Vaterland eingeſetzt habe. Endlich konnten auch Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen ſich rühmen, eine hübſche kleine Heldenthat verrichtet zu haben: ſie hatten, wenn mir recht iſt, an dem Orte, wo der Kanzler mit den Fürſtlichkeiten frühſtückte, eine flüchtige Rothoſe, die ſich in den Weingärten verkrochen, aufgeſtöbert und entweder ſelbſt zum Gefangnen gemacht oder durch andre einfangen laſſen.

In Vendreſſe ſah ich zum erſtenmale württembergiſche Soldaten. Es waren meiſt ſchmucke, kräftige Burſchen. Ihre Uniform, dunkelblau mit zwei Reihen weißer Knöpfe und ſchwarzem Riemenzeug, erinnerte an däniſches Militär.

Sechstes Kapitel

Der Tag von Sedan — Bismarck und Napoleon bei Donchery

Am 1. September näherte sich die Jagd auf die Franzosen im Maasgebiet nach allem, was man hörte, offenbar ihrem Ende, und es war mir vergönnt, diesem am nächsten Tage beizuwohnen. Nachdem ich sehr früh aufgestanden war, um nach tags vorher im Wagen und auf einem Eckstein in Chemery flüchtig aufgezeichneten Notizen mein Tagebuch weiterzuführen, das auf so viele interessante Einträge wartete, ging ich aus dem Hause, wo man mich einquartiert hatte, nach dem Baudelotschen, wo ich gerade eintraf, als ein gewaltiges Reitergeschwader, bestehend aus fünf preußischen Husarenregimentern, grünen, braunen, schwarzen und roten (Blücherschen), am Geländer des Gärtchens vor den Fenstern des Chefs vorüberzog. Man hörte, daß dieser die Absicht habe, in einer Stunde mit dem Könige nach einem Aussichtspunkte bei Sedan zu fahren, um Zeuge von der nun mit Bestimmtheit erwarteten Katastrophe zu sein. Als der Wagen kam und der Kanzler erschien, sah er sich um, und sein Blick fiel auf mich. „Können Sie dechiffrieren, Herr Doktor?" fragte er. Ich bejahte das, und er sagte: „Dann lassen Sie sich einen Chiffre geben und gehen Sie mit." Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und nach einer Weile setzte sich der Wagen, in dem diesen Morgen Graf Bismarck-Bohlen an der Seite des Ministers Platz nahm, in Bewegung.

Nach einigen hundert Schritten hielten wir vor dem Hause, wo Verdy einquartiert war, hinter dem Wagenzuge des Königs, der selbst noch erwartet wurde. In dieser Zeit kam uns Abeken mit Schriftstücken nach, um darüber Befehle einzuholen. Der Chef setzte ihm gerade etwas auseinander, wobei er ihm seiner Gewohnheit gemäß das zu Erklärende wiederholt erläuterte, als der Prinz Karl mit seinem bekannten morgenländisch gekleideten

Neger vorbeifuhr. Nun hatte unser alter Herr, der sonst bei solchen Gelegenheiten sicher nur Ohr und Gedächtnis für die Worte seines Chefs war, das Unglück, daß er ein übergroßes Interesse für alles, was zum Hofe gehörte, empfand, und das kam ihm in diesem Augenblicke nicht zu gute. Die Erscheinung des Prinzen war ihm offenbar wichtiger als der redende Minister, und als dieser, der das bemerkt haben mußte, ihn nach dem soeben Gesagten fragte, gab er eine etwas verwirrte Antwort. Er mußte dafür die herbe Ermahnung hören: „So hören Sie doch darauf, was ich sage, Herr Geheimrat, und lassen Sie Prinzen in Gottes Namen Prinzen sein. Wir reden hier in Geschäften.“ Später äußerte er zu uns: „Der alte Mann ist rein weg, wenn er etwas vom Hofe gewahr wird“ — dann wie entschuldigend: „Ich möchte ihn aber doch nicht entbehren; er ist unter andern Umständen recht wohl zu brauchen.“ [1]

Nachdem der König erschienen und, die bunte Stabswache voraus, weggefahren war, folgten wir ihm, wobei wir zuerst die tags vorher berührten Ortschaften Chemery und Chehery wieder passierten und dann bei einem dritten Dorfe, das links von der Chaussee in einer Bodenvertiefung liegt, am Fuße eines kahlen Hügels auf einem Stoppelfelde zur Rechten der Landstraße Halt machten. Hier stieg der König mit seinem Gefolge von Fürsten, Generalen und Hofleuten zu Pferde, unser Chef that desgleichen, und alles begab sich nach dem flachen Gipfel der Anhöhe über uns. Wie uns ferner Kanonendonner verkündete, war die erwartete Schlacht bereits im vollen Gange. Heller Sonnenschein am wolkenlosen Himmel leuchtete dazu.

---

[1] Abeken S. 403 schreibt aus Vendresse, Donnerstag, den 1. September 1870: „Der Minister ist mit dem König um drei Uhr fort. Graf Hatzfeldt ist mitgeritten, Keudell und ich sind hier geblieben, weil wir reichlich zu arbeiten haben.“ In einer Nachschrift abends nach acht Uhr: „Der Morgen ging mit den aufgetragnen Arbeiten und dem Schreiben der vorigen Blätter hin. Am Nachmittage ging ich mit Keudell auf eine nahe Anhöhe, wo unsre Posten standen; wir hörten das ferne Feuern der Infanterie und sahen den Rauch brennender Dörfer, jede weitere Übersicht aber wurde uns durch waldige Höhen genommen.“

Bismarck an seine Frau, Vendresse, 3. September: „Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier.“

Der Generalstab brach um fünf Uhr auf. Verdy 189.

Ich folgte nach einer Weile den Reitern, indem ich den Wagen unter Engels Aufsicht zurückließ, und fand die Herrschaften oben auf einem Stoppelacker, wo man die Gegend weithin übersah. Vor uns geht es in ein tiefes, breites, größtenteils grünes Thal hinab, auf dessen Hügelwänden hier und da ein Wäldchen zu gewahren ist, und durch dessen Wiesen sich ein blauer Fluß, die Maas, an einer mittelgroßen Stadt, der Festung Sedan, vorbeischlängelt. Auf dem Bergkamm auf unsrer Seite beginnt in der Entfernung eines Büchsenschusses rechts von uns Wald, auch zur Linken ist etwas Laubholz. Der Vordergrund unten vor unsern Füßen bildet über der Thalsohle noch eine schräge Stufe, und hier stehen, uns zur Rechten, bayrische Batterien, die lebhaft nach der Stadt hin und über sie wegfeuern, und dahinter dunkle Kolonnen, erst Fußvolk, dann Reiterei. Noch weiter rechts wirbelt neben dieser Bodenstufe aus einer Vertiefung eine Säule schwarzen Rauches auf. Es ist, wie man hört, das in Brand gesteckte Dorf Bazeilles. Sedan ist in der Luftlinie eine kleine Viertelmeile von uns entfernt; seine Häuser und Kirchen sind bei dem hellen Wetter deutlich zu unterscheiden. Über der Festung, der sich auf der Linken etwas wie eine zerstreute Vorstadt anschließt, erhebt sich, nicht weit vom jenseitigen Ufer des Flusses entfernt, ein langgestreckter Höhenzug, in der Mitte mit Gehölz bedeckt, das auch in die Schlucht hinabsteigt, die hier den Bergrücken spaltet, links kahl, rechts mit einzelnen Bäumen und Büschen bestanden. Bei der Schlucht einige Bauernhäuser, wenn die Augen nicht täuschen; denn es können auch Villen sein. Links von dem Höhenzug eine Ebene, aus der noch ein einzelner Hügel aufschwillt, der oben eine Gruppe hochstämmiger Bäume mit dunkeln Wipfeln zeigt. Nicht weit davon im Flusse die Pfeiler einer gesprengten Brücke. In weiterer Ferne links und rechts noch drei oder vier Dörfer. Dahinter, gegen den Horizont hin, ist das Bild vor uns von mächtigen Bergkämmen mit unterbrochnem schwarzen Walde, dem Anschein nach Nadelholzforsten, eingerahmt. Es sind die Ardennen an der belgischen Grenze.[1]

Auf den Hügeln unmittelbar jenseits der Festung scheint jetzt die Hauptstellung der Franzosen zu sein, und es sieht aus, als ob

[1] Kaum lebendiger als der Journalist Busch schildert der Generalstabsoffizier Verdy du Vernois den Schauplatz, 104 ff.

unsre Truppen sie hier zu umfassen beabsichtigten. Gegenwärtig indes gewahrt man deren Heranrücken nur auf der Rechten, indem sich die Linie ihrer feuernden Geschütze mit Ausnahme der bayrischen unter unserm Standpunkte, die stehen bleiben, langsam näher und näher schiebt. Allmählich geht Pulverrauch auch hinter dem Höhenzug mit der Schlucht im Mittelgrunde auf, und man erkennt daran, daß die den Feind einschließenden Korps den Halbkreis, den sie bilden, stetig weiter zum Kreise zu machen bestrebt sind. Auf der Linken des Bildes dagegen ist es noch völlig still. Um elf Uhr steigt auch in der Festung, die beiläufig nicht selbst schießt, eine schwarzgraue Rauchsäule mit gelben Rändern empor. Jenseits heftiges Feuern der Franzosen, und über dem Walde der Schlucht unaufhörlich zu gleicher Zeit eine Anzahl kleiner, weißer, man weiß nicht, ob deutscher oder französischer Granatwölkchen. Bisweilen auch das Geknarr und Gerassel einer Mitrailleuse.

Auf unserm Berge glänzende Versammlung: der König, Bismarck, Moltke, Roon, eine Anzahl Fürstlichkeiten, Prinz Karl, die Hoheiten von Weimar und Koburg, der mecklenburgische Erbgroßherzog, Generale, Flügeladjutanten, Hofmarschälle, Graf Hatzfeldt, der nach einer Weile verschwunden war, Graf Kutusow, der russische, Oberst Walker, der englische Militärbevollmächtigte, General Sheridan, sein Adjutant, alles in Uniform, alles mit Feldstechern vor den Augen. Der König stand, andre, darunter zuweilen auch der Kanzler, hatten auf einem Rain vor den Stoppeln Platz genommen. Ich hörte, daß der König habe herumsagen lassen, man möge nicht in größere Gruppen zusammentreten, weil die Franzosen in der Festung dann auf uns schießen könnten.

Eben entwickelte sich nach elf Uhr unsre Angriffslinie auf dem rechten Ufer der Maas durch weiteres Vorrücken um die Stellung der Franzosen zu engerer Einschließung, und ich verbreitete mich im Eifer darüber, vermutlich etwas lauter als notwendig und dem Orte angemessen, gegen Graf Pückler, als der Chef mich mit seinem scharfen Ohre hörte, sich umsah und mich zu sich heranwinkte. „Wenn Sie dem Herrn Grafen strategische Ideen zu entwickeln haben, Herr Doktor — sagte er —, so wäre es gut, wenn das weniger vernehmlich geschähe; sonst fragt der König, wer das ist, und ich muß Sie ihm dann vorstellen.“ Bald nachher hatte er

Telegramme erhalten, kam und gab mir deren sechs zu dechiffrieren, sodaß das Zuschauen für mich einstweilen ein Ende nahm.

Ich ging zu den Wagen hinunter und fand hier unter dem aufgespannten Wagendache in Graf Hatzfeldt einen Gefährten, der ebenfalls in die Lage versetzt worden war, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, der dem Wechsel der Situation aber weniger Befriedigung abgewinnen zu können schien. Der Chef hatte ihm einen vier Seiten langen französischen Brief, der von unsern Truppen aufgefangen worden war, zu sofortigem Abschreiben gegeben. Ich bestieg den Kutschbock, nahm den mitgebrachten Chiffre und meinen Bleistift und machte mich ans Entziffern, während die Schlacht jenseits unsrer Höhe wie ein halb Dutzend Gewitter brüllte. Im Eifer, rasch fertig zu werden, wurde ich dabei nicht einmal gewahr, daß die stechende Sonne der Mittagsstunde mir das eine Ohr mit Brandblasen bedeckte. Das erste übersetzte Telegramm sandte ich dem Minister mit Engel, der auch etwas von der Schlacht sehen sollte, hinauf, die nächsten beiden überbrachte ich ihm selbst, da — sehr nach dem Geschmack meiner Schaulust — auf die letzten drei der Chiffre nicht paßte. Wahrscheinlich war dabei nicht viel verloren; denn der Chef meinte, es würden wohl nur Empfangsbescheinigungen sein.

So war es ein Uhr geworden. Unsre Feuerlinie umfaßte jetzt die größere Hälfte der feindlichen Stellung auf dem Höhenzuge jenseits der Stadt. In weitem Bogen stiegen Wolken von Pulverdampf auf und erschienen und zersprangen die wohlbekannten weißen Nebelkugeln der Shrapnells; nur links war noch immer eine stille Lücke. Der Kanzler saß jetzt auf einem Stuhle und studierte ein mehrere Bogen starkes Aktenstück. Ich fragte, ob er etwas zu essen oder zu trinken wünsche, wir wären damit versehen. Er lehnte ab: „Ich möchte wohl, aber der König hat auch nichts," erwiderte er.[1]

Die Gegner drüben über dem Flusse mußten sich nun sehr

---

[1] Übrigens gab der König zwischen drei und vier Uhr während einer Ruhepause, als die Schlacht schon entschieden war, seiner Umgebung ein Frühstück. H. Poschinger, Neue Tischgespräche und Interviews I, 52 (nach Sheridans Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege, Leipzig, 1889, 55 f.).

nahe sein; denn man vernahm häufiger als vorher die häßliche Stimme der Mitrailleusen, von denen man beiläufig in der Zwischenzeit hatte behaupten hören, sie bellten mehr, als sie bissen. Zwischen zwei und drei Uhr nach meiner Uhr ging der König nahe an meinem Standpunkte vorüber und sagte, nachdem er durch sein Glas eine Weile nach der Vorstadt hingeblickt hatte, zu seiner Umgebung: „Sie schieben da links große Massen vor — ich halte das für einen Durchbruch.“ In der That rückten dort Infanteriekolonnen vor, gingen aber bald wieder zurück, vermutlich weil sie gemerkt hatten, daß diese Gegend zwar still, aber keineswegs offen war. Kurz darauf sah man durch das Fernglas französische Reiterei auf dem Hügelkamme links vom Walde und der Schlucht mehrere Angriffe machen, denen Schnellfeuer begegnete, und nach denen, besonders bei einem auch mit unbewaffnetem Auge sichtbaren halbmondförmigen Wege, der Boden mit weißen Gegenständen, Pferden oder Mänteln, bedeckt war.[1] Bald nachher wurde das Artilleriefeuer auf allen Punkten schwächer, und die Franzosen gingen überall nach der Stadt und ihrer nächsten Nachbarschaft zurück. Sie waren, wie soeben angedeutet worden ist, seit einiger Zeit auch von links her, wo die Württemberger, die nicht weit von unserm Berge ein paar Batterien aufgestellt, und wie es hieß, das fünfte und das elfte Armeekorps heranzogen hatten, bis auf eine schmale Lücke nach der belgischen Grenze zu eingeschlossen. Nach halb fünf Uhr schwieg ihr Geschütz allenthalben, und etwas später verstummte auch das unsrige.

Noch einmal wurde die Szene lebendiger. Plötzlich erheben sich erst an der einen, dann an einer zweiten Stelle in der Stadt große weißlichblaue Wolken, zum Zeichen, daß es an zwei Stellen brennt. Auch Bazeilles steht noch in Flammen und schickt hinter dem Horizonte zur Rechten eine Säule dicken graugelben Qualms in die klare Abendluft empor. Das brennende Licht des Spätnachmittags beginnt, immer intensiver werdend, das Thal drunten zu verklären und zu vergolden. Die Hügel des Schlachtfeldes, die Schlucht in deren Mitte, die Dörfer, die Häuser und Türme der

[1] Es war der berühmte Angriff, der der zerschlagnen französischen Infanterie Luft machen sollte, vgl. Verdy 146.

Festung, die Vorstadt Torcy, die zerstörte Brücke links in der Ferne heben sich in der Glut plastisch ab und werden mit ihren Einzelheiten von Minute zu Minute deutlicher, wie wenn man schärfere und immer schärfere Brillen vornähme.

Gegen fünf Uhr spricht General Hindersin mit dem Könige, und ich glaube zu hören, daß er von „Stadt beschießen" und „Trümmerhaufen" redet. Eine Viertelstunde später sprengt ein bayrischer Offizier den Bergabhang vor uns heran: General von Bothmer läßt dem König sagen, der General Maillinger melde, daß er mit den Jägern in Torcy stehe, daß die Franzosen kapitulieren wollten, und daß man bedingungslose Übergabe verlangt habe. Der König erwidert: „Niemand kann über diese Sache unterhandeln als ich selbst. Sagen Sie dem General, daß der Parlamentär zu mir kommen müsse."

Der Bayer reitet wieder ab ins Thal. Der König spricht hierauf mit Bismarck, dann Gruppe der beiden mit dem Kronprinzen, der vor einiger Zeit von links heraufgekommen ist, Moltke und Roon. Die Hoheiten von Weimar und Koburg stehen etwas abseits auch dabei. Nach einer Weile erscheint ein preußischer Adjutant und berichtet, daß unsre Verluste, so weit sie bis jetzt zu übersehen sind, nicht groß sind, bei der Garde mäßig, bei den Sachsen etwas stärker, bei den übrigen engagiert gewesenen Korps geringer. Nur kleine Abteilungen der Franzosen sind nach den Wäldern an der belgischen Grenze entkommen, die man nach ihnen absucht. Alle übrigen sind nach Sedan hineingedrängt.

„Und der Kaiser?" fragt der König.

„Das weiß man nicht," antwortet der Offizier.

Gegen sechs Uhr aber erscheint wieder ein Adjutant und meldet, der Kaiser sei in der Stadt und werde unverzüglich einen Parlamentär herausschicken.

„Das ist doch ein schöner Erfolg!"[1] sagt der König, sich nach

---

[1] Ein Gerücht, daß Napoleon III. in Sedan sei, hatte Fürst Bismarck schon vorher von französischen Gefangnen gehört und dem König gemeldet, der diese „Tatarennachricht" fast ärgerlich aufnahm. Bismarck aber sagte zu Fürst Putbus: „Wenn es wahr ist, so ist der Friedensschluß in weite Ferne gerückt." Poschinger a. a. O. I, 52 f.

seiner Umgebung umwendend. „Und ich danke dir (zum Kronprinzen), daß auch du dazu beigetragen hast.“

Damit gab er dem Sohne die Hand, die dieser küßte. Dann reichte er sie Moltke, der sie ebenfalls küßte. Zuletzt gab er auch dem Kanzler die Hand und unterhielt sich darauf längere Zeit allein mit ihm — was einigen der Hoheiten Unbehagen zu verursachen schien.

Etwa halb sieben Uhr kommt, nachdem inzwischen eine Ehrenwache von Kürassieren zur Seite erschienen ist, der französische General Reille als Parlamentär Napoleons langsam den Berg heraufgeritten. Zehn Schritte vor dem Könige steigt er ab und geht auf ihn zu, zieht die Mütze und übergiebt ihm einen großen rotgesiegelten Brief. Der General ist ein ältlicher, mittelgroßer, hagerer Herr in schwarzem, offnem Rocke mit Achselschnur und Epauletten, schwarzer Weste, roten Hosen und lackierten Reitstiefeln. Er trägt keinen Degen, in der Hand aber ein Spazierstöckchen. Alle treten vor dem Könige zurück, der das Schreiben öffnet und liest und hierauf den jetzt allgemein bekannten Inhalt Bismarck, Moltke, dem Kronprinzen und den übrigen Herrschaften mitteilt. Reille steht noch etwas weiter unten vor ihm, erst allein, dann im Gespräche mit preußischen Generalen. Auch der Kronprinz, Moltke und die Koburger Hoheit unterhalten sich mit ihm, während der König sich mit dem Kanzler berät, der dann Hatzfeldt beauftragt, die Antwort auf den kaiserlichen Brief zu entwerfen. Nach einigen Minuten bringt er sie, und der König schreibt sie aufs Reine, indem er auf einem Stuhle sitzt und den Sitz eines zweiten Stuhles, den Major von Alten, sich vor ihm auf ein Knie niederlassend, auf das andre Knie gehoben hat, als Tischplatte benutzt.

Kurz vor sieben Uhr reitet der Franzose in Begleitung eines Offiziers und eines Ulanentrompeters mit weißer Fahne durch die Dämmerung nach Sedan zurück. Die Stadt brennt jetzt an drei Stellen lichterloh, und auch in Bazeilles scheint nach der rot angestrahlten Rauchsäule, die über ihm steht, die Feuersbrunst noch fortzudauern. Im übrigen hat die Tragödie von Sedan ausgespielt, und die Nacht läßt den Vorhang fallen.

Es konnte am nächsten Tage nur noch ein Nachspiel geben. Für jetzt ging man nach Hause. Der König begab sich wieder

nach Vendresse.[1] Der Chef, Graf Bismarck-Bohlen und ich fuhren nach dem Städtchen Donchery, wo wir bei völliger Dunkelheit ankamen und in dem Hause eines Doktors Jeanjot Quartier fanden. Der Ort war voll württembergische Soldaten, die auf dem Markte lagerten. Der Grund, weshalb wir hierher ablenkten, war ein Arrangement, nach dem der Kanzler mit Moltke an diesem Abend noch französische Bevollmächtigte treffen sollte, mit denen man sich über die Bedingungen der Kapitulation der in Sedan eingeschlossenen vier französischen Armeekorps zu verständigen versuchen wollte.

Ich schlief hier in einem kleinen Alkoven neben dem Hinterzimmer der ersten Etage Wand an Wand mit dem Kanzler, der die große Vorderstube inne hatte. Früh gegen sechs Uhr weckten mich hastige Tritte. Ich hörte, daß Engel sagte: „Exzellenz, 's ist ein französischer General da, unten vor der Thür; ich verstehe nicht, was er will." Darauf scheint der Minister rasch aufgestanden zu sein und aus dem Fenster mit dem Franzosen — es war wieder der General Reille — kurz verhandelt zu haben. Die Folge war, daß er sich hastig anzog, sich, wie er gestern gekommen war, ohne zu frühstücken zu Pferde setzte und eiligst davon ritt. Ich ging schnell in sein Zimmer und ans Fenster, um zu sehen, in welcher Richtung er sich entfernte. Er trabte auf den Markt zu. In der Stube war alles in Unordnung umhergeworfen. Am Boden lagen die „Täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870," auf dem Nachttischchen befand sich ein andres Andachtsbuch: „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen" — Schriften, in denen der Kanzler, wie Engel sagte, des Nachts zu lesen pflegte.

Eilig fuhr ich nun ebenfalls in die Kleider, und nachdem ich unten in Erfahrung gebracht hatte, daß der Graf nach Sedan zu

---

[1] Abeken S. 404: „Eben um neun Uhr ist der König zurückgekommen, der Minister aber nicht und hat uns sagen lassen, wir möchten gleich nach Donchery nachkommen." Beim Souper konnte A. noch dem König zum Siege gratulieren, „dann fuhren wir in der Nacht hierher (Donchery), fanden den Minister natürlich schlafend, Graf Hatzfeldt aber mit der französischen Übersetzung der Kapitulationsbedingungen für die Armee beschäftigt und gingen selbst zur Ruhe." (Donchery) 3. September morgens.

geritten sei, um dem Kaiser Napoleon, der sich aus der Festung entfernt habe, entgegen zu gehen, folgte ich ihm, so flink als ich vermochte. Etwa achthundert Schritt vor der Maasbrücke bei Donchery steht rechts von der mit Pappeln bepflanzten Chaussee ein einzelnes Haus, das damals von einem Weber aus Belgien bewohnt war. Es ist gelblich angestrichen und einstöckig, hat vier Fenster in der Front, im Erdgeschoß weiße Läden, im ersten Stock Jalousien von gleicher Farbe und ist mit Schiefer gedeckt wie die meisten Dächer von Donchery. Daneben war links ein weißblühendes Kartoffelfeld, während rechts über dem Wege nach dem etwa fünfzehn Schritt von der Straße entfernten Hause einige Büsche standen. Ich sehe hier, daß der Kanzler den Kaiser schon gefunden hat. Vor dem Weberhäuschen stehen sechs höhere französische Offiziere, von denen fünf rote, mit Goldtressen besetzte Mützen aufhaben, während der sechste eine schwarze Mütze trägt. Auf der Chaussee hält eine viersitzige Kutsche, anscheinend ein Mietwagen. Den Franzosen gegenüber stehen Bismarck, sein Vetter, Graf Bohlen, ein Stück davon Leverström sowie ein brauner und ein schwarzer Husar. Um acht Uhr kommt Moltke mit einigen Offizieren vom Generalstabe, entfernt sich aber nach kurzem Verweilen wieder. Bald nachher tritt ein kleiner untersetzter Mann, der eine rote, mit Goldborte verzierte Mütze, einen schwarzen, rotgefütterten Paletot mit Kapuze und rote Hosen trägt, hinter dem Hause hervor und spricht zunächst mit den zum Teil auf dem Rain neben den Kartoffeln sitzenden Franzosen. Er hat weiße Glaceehandschuhe an und raucht eine Papiercigarre. Es ist der Kaiser. Ich konnte sein Gesicht in der geringen Entfernung, in der ich mich von ihm befand, genau sehen. Der Blick seiner lichtgrauen Augen hatte etwas Weiches, Träumerisches wie der von Leuten, die stark gelebt haben. Die Mütze saß ihm ein wenig nach rechts, wohin auch der Kopf neigte. Die kurzen Beine standen nicht im rechten Verhältnis zu seinem langen Oberkörper. Die ganze Erscheinung hatte etwas Unmilitärisches. Der Mann war zu sanft, ich möchte sagen, zu schwammig für die Uniform, die er trug, man hätte meinen können, daß er imstande sei, bei Gelegenheit sentimental zu werden — lauter Empfindungen, die sich einem um so mehr aufdrängten, wenn man den kleinen molluskenhaften Herrn mit der hohen, strammen Gestalt unsers

Kanzlers verglich.[1] Napoleon sah abgespannt, aber nicht sehr niedergeschlagen aus, auch nicht so alt, als ich mir ihn vorgestellt hatte, er hätte ein leidlich konservierter Fünfziger sein können. Nach einer Weile ging er auf den Chef zu und sprach ungefähr drei Minuten mit ihm, worauf er wieder allein, rauchend, die Hände auf dem Rücken an dem weißblühenden Kartoffelfelde hin und her wandelte. Dann nochmals kurze Besprechung zwischen dem Kanzler und dem Kaiser, die der Kanzler begann, und nach der sich Napoleon wieder mit seiner französischen Begleitung unterhielt. Gegen drei Viertel auf neun Uhr entfernten sich Bismarck und sein Vetter in der Richtung nach Donchery, wohin ich ihnen folgte.[2]

Der Minister erzählte zu wiederholten malen von den Vorgängen dieses Morgens und des vorhergegangnen Abends. Ich verbinde diese verschiednen Mitteilungen in folgendem überall sinngetreu, großenteils wortgetreu zu einem Ganzen.

„Moltke und ich waren nach der Schlacht vom 1. September zum Zweck von Unterhandlungen mit den Franzosen nach Donchery, ungefähr fünf Kilometer von Sedan, gegangen und die Nacht dort geblieben, während der König und das Hauptquartier nach Vendresse zurückkehrten. Die Verhandlungen dauerten bis nach Mitternacht, ohne zum Abschluß zu kommen. Von uns waren außer Moltke und mir Blumenthal und drei oder vier andre Generalstabsoffiziere dabei.

„Für die Franzosen führte der General Wimpffen das Wort.

---

[1] „Der Kaiser erschien mir klein, etwas korpulent, erdfahl, das Kinn auf der Brust ruhend, dabei sah er äußerlich ruhig, fast gleichgiltig aus, nur dann und wann zeigte ein leises Aufatmen die innere Bewegung." Verdy 155.

[2] Auch Abeken war Zeuge des Zusammentreffens. S. 405, Donchery, Sonnabend, den 3. September 1870 morgens: „Am Freitag, den 2. September, morgens wurden wir geweckt mit der Nachricht, der Minister sei fortgeritten nach Sedan, kurz darauf [kam] die Meldung, der Kaiser sei hier, nahe vor dem Orte in einem Gehöft. Ich eilte hinaus und habe wirklich das unvergeßliche Schauspiel gehabt, die Entrevue zwischen Bismarck und dem Kaiser Napoleon zu sehen vor einem Bauernhause im Freien; wie die hohe Gestalt des Ministers sich zu dem Kaiser hinabbeugte; es war ein eigentümlicher Moment, dem ich nur mit wenigen Generalstabsoffizieren mit beiwohnte." Dies waren außer Moltke von Podbielski, Verdy du Vernois u. a., die übrigens erst einige Zeit nach Bismarck ankamen; Verdy 153.

Die Forderung Moltkes war kurz: Die ganze französische Armee ergiebt sich in Kriegsgefangenschaft. Wimpffen fand das zu hart. Die Armee habe durch die Tapferkeit, mit der sie sich geschlagen, besseres verdient. Man solle sich damit begnügen, sie unter der Bedingung abziehen zu lassen, daß sie während dieses Krieges nicht mehr gegen uns diene und nach einer Gegend Frankreichs, die wir bestimmen sollten, oder nach Algier abmarschiere. Moltke blieb kühl bei seinem Verlangen. Wimpffen stellte ihm seine unglückliche Lage vor. Er sei erst vor zwei Tagen aus Afrika bei den Truppen angekommen, habe erst gegen das Ende der Schlacht, als Mac Mahon verwundet worden[1] sei, das Kommando übernommen und solle nun seinen Namen unter eine solche Kapitulation setzen. Lieber würde er sich in der Festung zu halten suchen oder einen Durchbruch wagen. Moltke bedauerte, auf die Lage des Generals, die er würdige, nicht Rücksicht nehmen zu können. Er erkannte die Tüchtigkeit der französischen Truppen an, erklärte aber, Sedan sei nicht zu halten und ein Durchschlagen ganz unmöglich. Er sei bereit, einen der Offiziere des Generals unsre Stellungen besichtigen zu lassen, damit er sich davon überzeuge. Wimpffen meinte nun, vom politischen Standpunkte aus sei es für uns geraten, ihnen bessere Bedingungen zu gewähren. Wir müßten einen baldigen und einen dauernden Frieden wünschen, und den könnten wir nur haben, wenn wir uns großmütig zeigten. Schonung der Armee würde diese und das ganze Volk zur Dankbarkeit verpflichten und freundschaftliche Gefühle erwecken. Das Gegenteil wäre der Anfang endloser Kriege. Darauf nahm ich das Wort, weil das in mein Gewerbe einschlug. Ich sagte ihm, man könne wohl auf die Erkenntlichkeit eines Fürsten, aber nicht wohl auf die eines Volkes bauen, und am wenigsten auf die der Franzosen. Hier gebe es keine dauerhaften Verhältnisse und Einrichtungen, unaufhörlich wechselten die Regierungen und Dynastien, von denen die eine nicht zu halten brauche, wozu die andre sich verpflichtet fühle. Säße

[1] Mac Mahon wurde schon am frühen Morgen im Osten der Stadt von einem Granatsplitter (wahrscheinlich aus einer sächsischen Batterie) verwundet, dann erhob Ducrot Anspruch auf den Oberbefehl, und erst später ging er auf Wimpffen über. Über diese Verhandlungen sehr lebendig der Augen- und Ohrenzeuge Verdy du Vernois 150 ff.

der Kaiser fest auf seinem Throne, so wäre mit seiner Dankbarkeit für die Gewährung guter Bedingungen zu rechnen. Wie die Dinge stünden, würde es Thorheit sein, wenn man seinen Erfolg nicht voll ausnutzte. Die Franzosen seien ein neidisches, eifersüchtiges Volk. Sie hätten Königgrätz übelgenommen und nicht verzeihen können, das ihnen doch nichts geschadet habe, wie sollte irgendwelche Großmut von unsrer Seite sie bewegen, Sedan uns nicht nachzutragen? Wimpffen wollte das nicht Wort haben, Frankreich habe sich in der letzten Zeit geändert, es habe unter dem Kaiserreiche gelernt, mehr an friedliche Interessen als an den Ruhm des Krieges zu denken, es sei bereit, die Verbrüderung der Völker zu proklamieren und dergleichen mehr. Es war nicht schwer, ihm das Gegenteil zu beweisen, und daß seine Forderung, wenn sie bewilligt würde, viel eher eine Verlängerung des Krieges als seine Beendigung zur Folge haben werde. Ich schloß damit, daß wir bei unsern Bedingungen bleiben müßten. Darauf nahm Castelneau das Wort und erklärte im Auftrage des Kaisers, dieser habe am Tage vorher dem Könige seinen Degen nur in der Hoffnung auf eine ehrenvolle Kapitulation übergeben. Ich fragte: Wessen Degen war das, der Degen Frankreichs oder des Kaisers? Er erwiderte: Nur des Kaisers. — Nun, dann kann von andern Bedingungen nicht die Rede sein, sagte Moltke rasch, indem über sein Raubvogelgesicht ein Zug vergnügter Befriedigung ging. — Wohlan, dann werden wir uns morgen noch einmal schlagen, erklärte Wimpffen. — Um vier Uhr werde ich das Feuer wieder beginnen lassen, versetzte Moltke, und die Franzosen wollten darauf fort. Ich bewog sie aber, noch zu bleiben und sich die Sache noch einmal zu überlegen, und es kam schließlich dahin, daß sie um eine Verlängerung des Waffenstillstandes baten, damit sie sich über unsre Forderungen mit ihren Leuten in Sedan beraten könnten. Moltke wollte erst nicht darauf eingehn, gab aber endlich nach, als ich ihm vorgestellt hatte, daß es nichts schaden könne. —

„Am zweiten früh gegen sechs Uhr erschien vor meiner Wohnung in Donchery der General Reille und sagte mir, der Kaiser wünsche mich zu sprechen. Ich ziehe mich gleich an und setze mich beschmutzt und staubig, wie ich war, in alter Mütze und mit meinen großen Schmierstiefeln zu Pferde, um nach Sedan zu reiten, wo

ich ihn noch vermutete. Ich traf ihn aber schon bei Fresnois, drei Kilometer von Donchery, auf der Chaussee. Er saß mit drei Offizieren in einer zweispännigen Kutsche, und drei andre waren zu Pferde bei ihm. Ich kannte davon nur Reille, Castelneau, Moscowa und Vaubert. Ich hatte meinen Revolver umgeschnallt, und wie ich mich ihm und den sechs Offizieren allein gegenübersah, mag ich unwillkürlich einen Blick nach dem hingethan haben. Vielleicht, daß ich auch instinktartig danach gegriffen habe. Das wurde vermutlich vom Kaiser bemerkt; denn er wurde aschenfahl. Ob er wohl daran dachte, es solle sich die Geschichte — ich glaube, es war der Prinz von Condé, der als Gefangner nach einer Schlacht ermordet wurde.*) Nun denn, ich grüßte militärisch, er nahm die Mütze ab, und die Offiziere thaten das gleichfalls, worauf ich sie auch zog, obwohl das gegen das Reglement ist. Er sagte: Couvrez-vous donc. Ich behandelte ihn durchaus wie in Saint Cloud und fragte nach seinen Befehlen. Er erkundigte sich, ob er den König sprechen könne. Ich sagte ihm, das sei unerfüllbar, da Seine Majestät zwei Meilen von hier entfernt sein Quartier habe. Ich wollte aber nicht, daß er eher mit ihm zusammenkäme, als bis wir wegen der Kapitulation mit ihm ins reine wären. Dann fragte er, wo er bleiben könne, was darauf hindeutete, daß er nicht nach Sedan zurückkehren konnte, indem er dort Unannehmlichkeiten erfahren hatte oder befürchtete. Die Stadt war voll betrunkner Soldaten, die den Einwohnern sehr beschwerlich fielen. Ich bot ihm mein Quartier in Donchery an, das ich sogleich räumen wollte. Er nahm das an. Aber ein paar hundert Schritte vor dem Orte ließ er halten und meinte, ob er nicht in dem Hause, das dort war, bleiben könnte. Ich schickte meinen Vetter hinein, der mir inzwischen nachgeritten war, und sagte nach dessen Bericht, es wäre sehr ärmlich. Er antwortete, das schadete nichts. Ich stieg nun, nachdem er hinüber gegangen und wieder zurückgekommen war, da er wahrscheinlich die Treppe, die hinten hinaufging, nicht gefunden hatte, mit ihm hinauf in den ersten Stock, wo wir in ein kleines ein-

*) Ludwig von Condé wurde am 12. März 1569 nach dem Treffen bei Jarnac, als er sich bereits einem Offiziere des königlichen Heeres ergeben hatte, von dem Gardehauptmann Montesquiou, der gerade vorüberritt, meuchlerisch erschossen.

fenstriges Zimmer traten. Es war das beste im Hause, hatte aber nur einen fichtnen Tisch und zwei Binsenstühle.[1]

„Hier hatte ich nun eine Unterredung mit ihm, die fast drei Viertelstunden dauerte. Er beklagte zuerst diesen unseligen Krieg, den er nicht gewollt habe. Er sei zu ihm durch den Druck der öffentlichen Meinung genötigt worden. Ich entgegnete, auch bei uns hätte niemand und am wenigsten der König einen Krieg gewünscht. Wir hätten die spanische Frage eben als eine spanische angesehen und nicht als eine deutsche, und wir hätten von den

---

[1] Bismarck, Vendresse, 3. September: „Gestern früh fünf Uhr — weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offnen Wagen mit drei Adjutanten und drei zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Seine Majestät drei Meilen davon an dem Orte, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf N.s Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich [der] Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Ort an der Maas dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von mir und von Carl [von Bismarck-Bohlen], der uns inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unsrer Seite zu. Vor dem Ort wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehn durch Carl, der meldete, es sei ärmlich und unrein. N'importe, meinte N., und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von zehn Fuß Geviert, mit einem fichtnen Tische und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde; die andern waren unten." Der Brief u. a. in Kohls Bismarck-Regesten I, 412 f. Bismarckbriefe, 422.

Wir setzen absichtlich diese Parallelstelle im vollen Wortlaut hierher, denn es ergiebt sich daraus, daß Bismarck mit einigen Kürzungen im Briefe die Sache, wie andre auch, fast mit denselben Wendungen und in denselben Absätzen erzählt, und daß Busch diese Erzählung sehr getreu wiedergegeben hat. Eine ähnliche Darstellung bei Poschinger, Tischgespräche I, 90 (von 1874).

Der Brief wurde mit der ganzen Postsendung, die am 3. September mit Schreiben des Kronprinzen, Roons u. a. abging, bei einem Ausfalle der Besatzung von Verdun abgefangen und allein von allen Schriftstücken im Pariser Figaro am 6. August 1872 veröffentlicht. S. Poschinger a. a. O. I, 53. Roons Denkwürdigkeiten III[4], 204. Bismarck-Regesten I, 402. Th. Fontane, der das Haus nach dem Friedensschlusse 1871 besuchte, fand das Zimmer nicht so ärmlich, zweifenstrig, hübsch tapeziert und ganz wohnlich. Aus den Tagen der Okkupation II, 133 f.

guten Beziehungen des fürstlich hohenzollernschen Hauses zu ihm erwartet, daß dem Erbprinzen eine Verständigung mit ihm leicht fallen würde. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen. Er wollte dabei vor allem eine günstigere Kapitulation. Ich erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dies eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke gehört werden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Er antwortete, er sei Gefangner und folglich nicht in der Lage, hier sich zu entscheiden, und als ich darauf fragte, wen er hierin für kompetent hielte, verwies er mich an die Pariser Regierung. Ich bemerkte ihm, daß sich dann die Dinge seit gestern nicht geändert hätten, und daß wir darum auf unsern alten Forderungen in betreff der Armee in Sedan bestehen müßten, um ein Pfand dafür zu haben, daß die Resultate der gestrigen Schlacht uns nicht verloren gingen. Moltke, der mittlerweile, von mir benachrichtigt, eingetroffen war, war derselben Meinung und begab sich zum Könige, um ihm das zu sagen.

„Draußen vor dem Hause lobte der Kaiser unsre Armee und ihre Führung, und als ich ihm darauf zugab, daß die Franzosen sich ebenfalls gut geschlagen hätten, kam er auf die Kapitulationsbedingungen zurück und fragte, ob es nicht möglich sei, daß wir die in Sedan eingeschlossenen Korps über die belgische Grenze gehen und dort entwaffnen und internieren ließen. Ich versuchte ihm nochmals begreiflich zu machen, daß dies eine Sache der Militärs sei und nicht ohne Einverständnis mit Moltke entschieden werden könne. Auch habe er soeben erklärt, als Gefangner die Regierungsgewalt nicht ausüben zu können, und so könnten Verhandlungen über derartige Fragen nur mit dem in Sedan kommandierenden Obergeneral geführt werden.

„Inzwischen hatte man nach einem bessern Unterkommen für ihn gesucht, und die Offiziere des Generalstabes hatten gefunden, daß das Schlößchen Bellevue bei Fresnois, wo ich ihm zuerst begegnet war, zu seiner Aufnahme geeignet, auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich sagte ihm das und riet ihm, dahin überzusiedeln, da es in dem Weberhause unbequem sei, und er vielleicht der Ruhe bedürfe. Wir würden den König benachrichtigen, daß er dort sei. Er ging darauf ein, und ich ritt nach Donchery zurück,

um mich umzukleiden. Dann geleitete ich ihn mit einer Ehrenseskorte, welche eine Schwadron des ersten Kürassierregiments stellte, nach Bellevue. Bei den Verhandlungen, die hier begannen, wollte der Kaiser den König haben — er dachte wohl an Weichheit und Gutmütigkeit —, doch wünschte er auch, daß ich teilnehme. Ich dagegen war entschlossen, daß die Militärs, die härter sein können, das allein abmachen sollten, und so sagte ich, als wir die Treppe hinaufgingen, zu einem Offizier leise, er möge mich nach fünf Minuten abrufen — der König wollte mich sprechen, was denn auch geschah. In betreff des Königs teilte man ihm mit, daß er diesen erst nach Abschluß der Kapitulation sehen könne. So wurde die Angelegenheit zwischen Moltke und Wimpffen geordnet, ungefähr wie wir es am Abend vorher gewollt hatten. Dann kamen die beiden Majestäten zusammen.[1] Als der Kaiser darnach wieder heraustrat, standen ihm die dicken Thränen in den Augen. Gegen mich war er ruhiger und durchaus würdig gewesen."[2]

Wir hatten von diesen Vorgängen am Vormittage des zweiten September nichts genaues erfahren, und in der Zeit von dem Augenblicke an, wo der Chef in guter Uniform, den Kürassierhelm auf dem Kopfe, aus Donchery wieder wegritt, bis spät in die Nacht

---

[1] Der einzige Mensch, der die beiden Monarchen in diesen denkwürdigen Augenblicken gesehen und beobachtet hat, war (außer dem Kronprinzen, der aber vor der geschlossenen Thür stehen blieb, als der Kaiser in voller Uniform den König „am Eingange des Glaspavillons" empfangen und hineingeleitet hatte, Tagebuch vom 2. September) der verstorbne Münchner Schlachtenmaler Heinrich Lang. Er war, als der Platz vor dem Schlößchen geräumt wurde, in das Imperial einer dort stehenden Postkutsche gestiegen und hatte sich da verborgen. Von diesem Versteck aus konnte er den Kaiser sehen, wie er niedergeschlagen an einem Tische gesessen hatte und dann dem König auf die Treppe entgegengegangen war, als dieser kam. Der Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr, da es lange Zeit her ist, daß mir Lang diese Geschichte erzählt hat. Ich weiß nicht, ob sie weitern Kreisen bekannt geworden ist, und sie mag deshalb als ein Kuriosum hier mitgeteilt werden. Der Verleger

[2] Abeken 3. September: „Wieder war es ein großer Augenblick, die beiden zusammentreffen zu sehen, die Heldengestalt unsers greisen Königs und den gebeugten Napoleon. — Dort im Hofe schrieb ich das einliegende Blatt mit Bleistift, um den denkwürdigen Moment festzuhalten," S. 406. Abeken hat also mehr gesehen als Busch, aber viel weniger geschildert. Ausführlicher Verdy 156. Wilmowski 40 f.

hinein kamen uns nur unbestimmte Gerüchte zu Ohren. Gegen halb zehn Uhr ging württembergische Artillerie im Trabe an unserm Hause vorüber, und es hieß, die Franzosen wollten sich noch wehren, und Moltke habe ihnen bis elf Uhr Frist gegeben, sich zu besinnen, dann solle das Bombardement aus fünfhundert Geschützen zugleich eröffnet werden. Ich begab mich, um das mit anzusehen, mit Willisch über die Maasbrücke, wo an der Kaserne viele französische Gefangne aufgestellt waren, nach der Chaussee, an der das historisch gewordne Weberhäuschen stand, und auf den Gipfel des jene überragenden Hügelzugs, wo wir einen weiten Überblick über Donchery mit seinen grauen Schieferdächern und die ganze Gegend hatten. Überall auf den Wegen und Feldern qualmten unter den Hufen von Kavalleriegeschwadern Staubwolken auf und blitzten die Waffen von Infanteriekolonnen. Seitwärts von Donchery, nach der gesprengten Brücke zu sah man ein Lager. Die Chaussee zu unsern Füßen war von einer langen Reihe von Wagen mit Gepäck und Fourage eingenommen. Als nach elf Uhr das Schießen noch auf sich warten ließ, stiegen wir wieder hinunter. Hier trafen wir den Polizeileutnant von Czernicki, der mit einem Wägelchen nach Sedan hinein wollte und uns einlud, mitzufahren. Wir gelangten mit ihm bis in die Nähe von Fresnois, als uns — es war gegen ein Uhr — der König mit großem Reitergefolge, darunter auch der Kanzler, von da entgegen kam. Da zu vermuten war, daß der Chef nach Hause wolle, so stiegen wir aus und kehrten um. Der Reiterzug aber, bei dem sich auch Hatzfeldt und Abeken befanden, ging durch Donchery hindurch, und man erfuhr, daß es auf einen Rundritt über das Schlachtfeld abgesehen sei. Da wir nicht wußten, wie lange der Minister dabei wegbleiben werde, wagten wir uns nicht aus dem Orte zu entfernen.

Um halb zwei Uhr marschierten einige tausend Gefangne, zum Teil zu Fuße, zum Teil zu Wagen, ein General zu Pferde, sechzig bis siebzig Offiziere andrer Chargen dabei, auf dem Wege nach Deutschland durch die Stadt. Man sah Kürassiere mit weißen Blechhelmen, blaue Husaren mit weißer Schnürung und Infanterie vom 22., 52. und 58. Regiment dabei. Die Eskorte bestand aus württembergischem Fußvolk. Um zwei Uhr folgten ihnen wieder ungefähr zweitausend Gefangne, darunter Neger in arabischer Tracht,

große, breitschultrige Gestalten und wilde Gesichter mit affenartiger Bildung, desgleichen mehrere alte Troupiers mit der Krim- und Mexiko-Medaille. Dabei soll sich der folgende tragikomische Vorfall ereignet haben. Ein daher marschierender Gefangner gewahrt auf dem Markte einen Verwundeten und erkennt in ihm seinen Bruder. Eh, mon frère! ruft er und will auf ihn zu. Gevatter Schwab aus der Eskorte aber sagt: „Ach, was frieren, mich friert auch!“ und stößt ihn in die Kolonne zurück. Ich bitte um Entschuldigung, wenn das ein Kalauer ist; ich habe ihn dann nur nacherzählt, nicht selbst verbrochen.

Nach drei Uhr gingen zwei eroberte Geschütze mit ihren Munitionswagen durch unsre Straße, alle noch mit französischen Pferden bespannt. An der einen Kanone stand, mit Kreide geschrieben: „5. Jäger, Görlitz.“ Etwas später brannte es auf einer Gasse rechts hinter unserm Quartier. Die Württemberger hatten dort ein Branntweinfaß aufgeschlagen und unvorsichtig Feuer dabei angezündet. Ein andres Haus sollte von ihnen demoliert worden sein, weil man ihnen da den verlangten Schnaps verweigert hatte; die Zerstörung kann aber nicht schlimm gewesen sein, denn als wir nach der Stelle hingingen, war nichts davon zu bemerken.

Unter den Einwohnern unsers Städtchen herrschte Not, und selbst unser Wirt, beiläufig wie seine Frau eine gute Seele, litt Mangel an Brot. Der Ort war überfüllt mit Einquartierung und Verwundeten, die man teilweise in Ställen untergebracht hatte. Hofvolk wollte unser Haus für den Erbgroßherzog von Weimar in Anspruch nehmen. Wir wehrten es mit Erfolg ab. Dann verlangte ein Offizier für einen mecklenburgischen Prinzen bei uns Quartier. Wir vertraten ihm den Weg und sagten auch ihm, das ginge nicht, hier wohnte der Bundeskanzler. Als ich dann aber eine Weile weg war, hatten sich die weimarischen Herren doch eingedrängt, und man mußte froh sein, daß sie nicht auch unserm Chef sein Bett genommen hatten.

Um zehn Uhr war der Minister noch nicht zurück, und wir waren in Sorge und Verlegenheit. Es konnte ihm ein Unfall widerfahren sein, oder er konnte sich mit dem Könige vom Schlachtfelde nach Vendresse begeben haben. Nach elf Uhr indes kam er an, und ich speiste mit ihm. Der weimarische Erbprinz, als hell-

blauer Husar gekleidet, und Graf Solms-Sonnenwalde, früher bei der Gesandtschaft in Paris, jetzt eigentlich zu unserm Büreau gehörig, aber bisher selten zu sehen gewesen, aßen auch mit.

Der Kanzler erzählte allerlei von seinem Ritt über die Walstatt. Er war mit kurzen Unterbrechungen fast zwölf Stunden im Sattel gewesen.[1] Sie hatten das ganze Schlachtfeld besucht und überall in den Lagern und Biwaks große Begeisterung getroffen. In der Schlacht selbst sollten über 25000, in Sedan nach der gegen Mittag abgeschlossenen Kapitulation mehr als 40000 Franzosen zu Gefangnen gemacht worden sein.

Der Minister hatte die Freude gehabt, seinem jüngern Sohne zu begegnen. „Ich entdeckte an ihm — so berichtete er bei Tische — eine neue rühmliche Eigenschaft: er besitzt ausnehmende Geschicklichkeit im Schweinetreiben. Er hatte sich das fetteste ausgesucht, da die am langsamsten gehen und nicht leicht entwischen. Zuletzt trug ers fort auf dem Arme wie ein Kind. Es wird den gefangnen französischen Offizieren komisch vorgekommen sein, einen preußischen General einen gemeinen Dragoner umarmen zu sehen."

„An einer andern Stelle — so erzählte er weiter — roch man plötzlich einen kräftigen Duft wie von gebratnen Zwiebeln.[2] Ich bemerkte aber, daß er von Bazeilles herüberkam, und es waren vermutlich die französischen Bauern, die von den Bayern, weil sie aus den Fenstern auf sie geschossen, niedergemacht worden und dann in ihren Häusern verbrannt waren." Man sprach dann von Napoleon, der am folgenden Morgen nach Deutschland, und zwar nach Wilhelmshöhe, abreisen sollte. „Es handelte sich — sagte der Chef — darum, ob über Stenay und Bar le Duc oder über Belgien."

---

[1] Diesen berühmten Ritt hat Abeken rüstig mitgemacht, S. 406, vom 3. September: „Um drei Uhr ritten wir dann mit dem König weg [von Donchery, nach der Zusammenkunft mit Napoleon], über das Schlachtfeld zu den jubelnden Truppen, ein berauschender Ritt, von dem wir erst in Dunkelheit und Regen hierher zurückkamen." Ergänzend berichtet er dann aus Reims vom 14. September, S. 424 f., wie sie in der Dunkelheit und im Regen, da sie nicht durch Sedan hätten reiten wollen, ohne sichre Führung in die Nacht hineingeritten seien und erst gegen neun Uhr die Wagen erreicht, hinter diesen her aber noch $1^1/_2$ Stunden bis Donchery hätten reiten müssen, Bismarck mit darunter. Der König bog nach Vendresse ab. Vergl. auch Wilmowski 42.

[2] Vgl. Poschinger a. a. O. I, 182.

— „Hier wäre er aber nicht mehr Gefangner," versetzte Solms. — „Nun, das schadete nichts — erwiderte der Minister —, auch wenn er da eine andre Richtung einschlüge. Ich war dafür, daß er über Belgien ginge, und er schien auch geneigt dazu. Wenn er sein Wort nicht hielte, so thäte uns das keinen Schaden. Aber wir müßten bei dieser Tour erst in Brüssel anfragen und hätten unter zwei Tagen keinen Bescheid."

Als ich wieder nach meinem Alkoven kam, hatte Krüger, der neuangekommne Kanzleidiener, meine Matratze und Decke für Abeken mit Beschlag belegt. Dieser, der dabei stand, sagte: „Nun aber haben Sie kein Bett." Ich entgegnete: „Es gehört selbstverständlich Ihnen," und das war nicht mehr als billig; denn der alte Herr hatte die ganze weite Expedition des Königs wacker zu Pferde mitgemacht.

Ich verbrachte dann die Nacht ganz erträglich auf dem Fußboden der Hinterstube gegenüber der Küche unsers Doktors. Mein Lager, von dem erfindungsreichsten der Diener, meinem braven Theiß, konstruiert, bestand aus vier mit blauem Tuch überzognen Wagenkissen, von denen eins, gegen die Lehne eines umgestülpten Stuhles gelegt, einen bequemen Kopfpfühl abgab. Als Decken dienten meine Müdigkeit und der Regenmantel aus Kautschuk, zu denen Krüger am Morgen, wo es bitterkalt geworden war, noch eine Decke von brauner Wolle hinzufügte, die von den Franzosen erbeutet war. Neben mir schliefen rechts Engel, links Theiß, in der einen Ecke auf Bockbetten zwei bayrische Soldaten. Im Nebenzimmer lag, durch den Arm geschossen, Rittmeister von Dörnberg, der Adjutant des Generals von Gersdorf, der das elfte Armeekorps befehligte. Frühzeitig durch den Lärm der Leute, die in der Stube Hosen ausbürsteten, Stiefel wichsten und Knöpfe putzten, mit der Magd französisch radebrechten, nach Wasser, nach dem Barbier und dergleichen fragten, allmählich wach geworden, trank ich aus einer Bowle, in der ein Eßlöffel steckte, Kaffee und aß ein Stück Brot dazu. Man hatte so wenigstens einmal etwas von den Entbehrungen des Feldzugs zu kosten.

Um acht Uhr, als ich eben noch mit diesem Frühstück beschäftigt war, klang es genau so, als ob wieder heftig geschossen würde. Es waren aber nur die Pferde in einem benachbarten

Stalle, die auf Holzboden stampften, vielleicht verdrießlich darüber, daß heute auch bei ihnen Schmalhans Küchenmeister war; denn die Kutscher konnten ihnen nur eine halbe Metze Hafer geben. Es herrschte eben Not an allem. Später hörte ich, daß Hatzfeldt mit einem Auftrag des Chefs nach Brüssel gegangen sei. Bald nachher ließ der Kanzler mich an sein Bett rufen. Er hatte 500 Stück Cigarren bekommen, und die sollte ich an unsre Verwundeten verteilen. Ich verfügte mich daher in die Kaserne, die in ein Lazarett verwandelt worden war, dann in die Stuben, Scheunen und Ställe auf der Gasse hinter unserm Hause. Als ich hier anfangs nur den Preußen von meinem Vorrat mitteilen wollte, machten die zwischen ihnen sitzenden Franzosen so sehnsüchtig entsagende Gesichter, und ihre deutschen Nachbarn auf dem Stroh baten so schön für sie — „sie dürfen nicht zusehn" — „sie haben auch alles mit uns geteilt" —, daß ich es nicht für einen Raub hielt, sie ebenfalls zu bedenken. Alle klagten über Hunger, alle fragten, ob sie nicht bald von hier fortgebracht werden würden. Doch kam mit der Zeit Suppe und Brot, auch Wurst, ja die in den Scheunen und Ställen wurden von einem bayrischen freiwilligen Krankenpfleger sogar mit Bouillon und Schokolade erfreut.

Der Morgen war kalt, trüb und regnerisch. Die in Massen durchziehenden preußischen und württembergischen Truppen aber schienen in bester Stimmung zu sein. Die Musik spielte, und die Leute sangen. Mehr im Einklange mit dem unbehaglichen Wetter und der verhüllten Sonne stand vermutlich die Stimmung bei den Insassen eines Wagenzuges, der um dieselbe Zeit das Städtchen in einer Richtung passierte, die der der Truppen entgegengesetzt war. Als ich mich gegen zehn Uhr zur Besorgung meines Auftrags bei den Verwundeten aufgemacht hatte und bei nieselndem Regen durch den ungeheuern Kot des Marktplatzes nach der Kaserne watete, drängte mich eine lange Reihe von Wagen, die von der Maasbrücke herkam und von schwarzen Totenkopfhusaren eskortiert war, zur Seite. Es waren meist verdeckte Kutschen, dann Gepäck- und Küchenwagen, zuletzt eine Anzahl von Reitpferden. In einem geschlossenen Coupé unmittelbar hinter den Husaren aber saß neben dem General Castelneau der „Gefangne von Sedan," der Kaiser Napoleon, auf seinem Wege über Belgien nach Wilhelms-

höhe. Ihm folgte mit dem Fürsten Lynar und einigen von den französischen Offizieren, die am Tage vorher bei der Zusammenkunft des Kanzlers und des Kaisers zugegen gewesen waren, in einem offnen Charabanc der General der Infanterie und Generaladjutant von Boyen, der vom Könige zum Reisebegleiter des Kaisers gewählt worden war. „Boyen paßt ganz vortrefflich dazu," hatte der Chef in der Nacht vorher zu uns gesagt, indem er wahrscheinlich an die Möglichkeit dachte, daß die Offiziere in der Umgebung des hohen Gefangnen anmaßend auftreten konnten. „Er kann sehr grob sein in höflicher Form."

Man erfuhr später, daß der Umweg über Donchery eingeschlagen worden war, weil der Kaiser dringend gewünscht hatte, Sedan nicht wieder zu berühren. Bis nach der Grenze vor Bouillon, der nächsten belgischen Stadt, waren die Husaren mitgeritten. Dem Kaiser war von seiten der gefangnen französischen Soldaten, die der Zug passiert hatte, nichts Unrechtes widerfahren. Die Offiziere dagegen hatten zuweilen unerfreuliche Bemerkungen zu hören bekommen — sie waren natürlich „Verräter" wie von jetzt an jeder, der eine Schlacht verlor oder sonst gegen uns Unglück hatte. Ein besonders schmerzlicher Moment schien für die Herren gekommen zu sein, als man an einer großen Menge in unsre Hände gefallner Feldgeschütze vorüberfuhr. Boyen erzählte davon in seinem spätern Berichte folgende kleine Anekdote:

„Einer der Adjutanten des Kaisers — ich glaube, es war der Prinz de la Moscva — hielt die Kanonen, weil sie preußische Bespannung hatten, für Geschütze von uns, und doch mußte ihm etwas daran auffallen. Er fragte: Quoi, est — ce que vous avez deux systèmes d'artillerie?

Non, monsieur, nous n'avons qu'un seul, wurde ihm erwidert.

Mais ces canons là?

Ils ne sont pas des nôtres, monsieur."

Siebentes Kapitel

Von der Maas zur Marne

Ich laſſe mein Tagebuch ſelbſt wieder eine Weile ſprechen.

Sonnabend, 3. September. Wir verließen Donchery mittags kurz vor ein Uhr.[1] Auf dem Wege überfiel uns ein kurzdauerndes, aber ungemein heftiges Gewitter, deſſen Donner in den Thälern lange wiederhallten, und dem ſpäter noch ein heftiger Platzregen nachrauſchte, der den Kanzler, wie dieſer abends bei Tiſch erzählte, in ſeinem offnen Wagen bis unter die Arme hinauf durchnäßte. Er hatte den Regenrock zwar angezogen, ſich aber nicht darauf geſetzt. Zum Glück hatte es keine ſchlimmern Folgen. Die Zeit ſchien gekommen, wo die Diplomatie die Weiterführung unſrer Sache wieder mehr in die Hand nehmen mußte, und wenn der Chef erkrankte, wer hätte ihn erſetzt?

Ich fuhr mit den Räten, und Graf Bohlen berichtete allerhand Einzelheiten über die Vorgänge der letzten Tage. Napoleon iſt deshalb ſo zeitig von Sedan aufgebrochen — es muß vor oder bald nach Tagesanbruch geweſen ſein —, weil er ſich inmitten der wütenden Soldaten, die in der Feſtung Kopf an Kopf zuſammengedrängt geſtanden, laut getobt, Gewehre und Säbel zerbrochen haben, als ſich die Kunde von der Kapitulation verbreitete, nicht

---

[1] Abeken S. 406 aus Vendreſſe, wohin ſich Bismarck zunächſt begab, S. 131 [3. September] abends: „Heute morgen, ehe wir von Donchery wegfuhren, frühſtückten wir beim Kronprinzen, der mich aufforderte, mit ihm anzuſtoßen, und der vorher eine lange Unterredung mit dem Miniſter hatte, die letztern ſehr befriedigte. Es ſtecke doch ſehr viel in dem Herrn drin. Das war auch angenehm zu hören!“ In der Beſprechung handelte es ſich um die Stellung des künftigen „Kaiſers“ zu den Fürſten. Bismarck-Regeſten I, 402.

ſicher gefühlt hat. Zu Wimpffen hat der Miniſter während der erſten Beſprechung in Donchery unter anderm auch geſagt, er wiſſe recht wohl, daß die Anmaßung und Streitſucht der Franzoſen und ihr Scheelſehen bei den Erfolgen der Nachbarvölker nicht von der arbeitenden und erwerbenden Bevölkerung ausgingen, ſondern von den Journaliſten und dem Pöbel; aber dieſe beherrſchten und zwängen die öffentliche Meinung. Deshalb könnten uns die moraliſchen Garantien, auf die der General hingewieſen habe, nichts nützen, vielmehr müßten wir materielle haben, jetzt die Unſchädlichkeit der Armee in Sedan, dann die großen Feſtungen im Oſten. Die Waffenſtreckung hat auf einer von den Windungen der Maas gebildeten Halbinſel ſtattgefunden. Bei der Zuſammenkunft des Königs mit dem Kaiſer, vor der Moltke dem König auf dem Wege von Vendreſſe eine Strecke entgegengeritten iſt, ſind die beiden Souveräne in dem Salon neben der verglaſten Veranda des Schlößchens Bellevue etwa zehn Minuten allein miteinander geweſen. Später hat der König die Offiziere ſeines Gefolges zuſammenrufen und ihnen die Kapitulation vorleſen laſſen, worauf er ihnen mit Thränen in den Augen gedankt hat, daß ſie dazu mitgeholfen hätten. Den heſſiſchen Regimentern ſoll der Kronprinz geſagt haben, zur Belohnung dafür, daß ſie ſo tapfer gefochten hätten, habe der König den gefangnen Kaiſer nach Kaſſel geſchickt.

Der Miniſter ſpeiſte in Vendreſſe, wo wir noch einmal für die Nacht Quartier machten, beim König, aß aber dann noch den Eierkuchen mit uns. Er las uns eine Stelle aus einem Briefe ſeiner Gemahlin vor, die in bibliſchen Ausdrücken ſehr energiſch den Untergang der Franzoſen hoffte. Er ſagte dann nachdenklich: „Hm, 1866 in ſieben Tagen. Diesmal vielleicht ſiebenmal ſieben. Ja — wann gingen wir über die Grenze? — Am 4., nein, am 10. Auguſt. — Seitdem ſind noch nicht fünf Wochen verfloſſen. Siebenmal ſieben — es wäre möglich.“

Bloß um einmal zu notieren, wie die Mythe um uns arbeitet, und wie grimmig ihre Phantaſie iſt, verzeichne ich, daß Bohlen wiſſen will, Bazeilles, deſſen Einwohner ſich in verräteriſcher Weiſe am Kampfe der franzöſiſchen Soldaten mit den anrückenden Bayern beteiligt hätten — ſie hätten bayriſche Verwundete ermordet, eine Frau habe vier Mann von hinten erſchoſſen u. dergl. —, wäre von unſern

Leuten „säuberlich Haus für Haus angesteckt worden," und man habe 35 Bauern nebst jener Frau gehenkt.*)

Keudell berichtet, daß er den Hofrat Gustav Freytag getroffen habe, der zwischen der Hoheit von Koburg und der Durchlaucht von Augustenburg mit in den Krieg gezogen ist. Er habe — überflüssige, bei uns bis jetzt mit nichts Thatsächlichem zu motivierende Weisheit! — Zwang gegen die Süddeutschen widerraten und die Rückforderung gewisser von den Franzosen während des Dreißigjährigen Krieges aus Heidelberg entführter Manuskripte — wohl der Manessischen Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte — befürwortet. Halt, da fällt mir ein: wollte vielleicht sein hoher Gönner, der Kronprinz, die Bayern und Schwaben in den Norddund zwingen? und hätte Freytag einmal eine abweichende Meinung gegenüber Seiner Königlichen Hoheit zu äußern sich unterwunden?[1]

Ich lasse wieder ein paar Artikel nach Deutschland abgehen, darunter einen über die Ergebnisse der Schlacht am 1. September. Diese sind seit gestern erheblich gewachsen, stufenweise wie nach Königgrätz: wir haben alles in allem über 90000 Rothosen zu Gefangnen gemacht und über 300 Geschütze, eine Menge Pferde und ungeheures andres Kriegsmaterial erbeutet. In ein paar Tagen wird es noch mehr sein; denn von der Armee Mac Mahons, die nach Beaumont noch auf ungefähr 120000 Mann geschätzt wurde, sind offenbar nicht viele Leute entkommen.

Der Chef ist wieder im Hause der Witwe Baudelot einquartiert. Ich wohne diesmal nicht in der Feldpost, sondern in einer nahen Seitengasse bei einem ältlichen Witwer, einer guten weichen Seele, der mir mit Thränen den Verlust seiner pauvre petite femme klagt, mir alle Gefälligkeiten erweist und mir unverlangt eigenhändig die Stiefel wichst. — Es heißt, daß wir morgen in der Richtung auf Reims zu und zunächst nach der Stadt Rethel weiter gehen.

Rethel, 4. September, abends. Heute früh ließ mich der Chef, als wir noch in Vendresse waren, rufen, um mir, zuletzt wie diktierend, für die Zeitungen Mitteilungen über seine Begegnung

*) Der wahre Sachverhalt wird weiter unten an seiner Stelle mitgeteilt werden.

[1] Bekanntlich waren dem Kronprinzen solche Gedanken nicht fremd.

mit Napoleon zu machen.*) Bald nachher, gegen halb zehn Uhr, fuhren die Wagen vor, und die Reise in die Champagne hinein begann.[1] Zunächst passierten wir Hügelland, dann eine sanft gewellte Ebene, wo es viele Obstgärten gab, zuletzt ärmliche Strecken, wo selten ein Dorf zu sehen ist. Wir fahren an langen Truppenzügen, zuerst an Bayern, dann am 6. und 50. preußischen Regiment, vorüber; Willisch begrüßt in dem letzten seinen Bruder, der die Schlacht mitgemacht hat und unverletzt geblieben ist. Ein Stück weiterhin nehmen wir, da die Achse eines der Wagen des Prinzen Karl in Brand geraten ist, und das Gefährt in einem Dorfe zurückbleiben muß, den Stallmeister des Prinzen, Grafen Dönhoff, und den Adjutanten des Prinzen Luitpold von Bayern, Major von Freyberg, in unsre Kutsche auf, wodurch die Gruppe ihrer Insassen erheblich malerischer wird; denn der Graf trägt rote Husarenuniform und der Major das bekannte Himmelblau der bayrischen Truppen. Die Tragödie von Bazeilles wird wieder besprochen, und der Major berichtet über sie wesentlich anders als gestern Bohlen. Es sind nach ihm etwa zwanzig Bauern dabei umgekommen, darunter eine Frau, aber alle im Kampfe mit den heranstürmenden Soldaten. Später wäre noch ein Priester kriegsrechtlich erschossen worden. Der Erzähler scheint indes nicht Augenzeuge gewesen zu sein, und so mag auch seine Version der Geschichte noch nicht historisch sein. Von Bohlens „Gehenkten" weiß er nichts. Es giebt Leute, deren Zunge grausamer ist als ihr Gemüt.

Ungefähr halb fünf Uhr kamen wir hier in Rethel an. Der Ort ist eine Mittelstadt und voll von württembergischem Kriegsvolk. Aus den Fenstern des ersten Stocks eines Hauses der Straße, durch die wir nach dem Markte fahren, sehen auch gefangne Franzosen herunter. Die Quartiermacher haben für uns Wohnungen in dem geräumigen und elegant ausgestatteten Hause eines Herrn Duval auf der Rue Grand Pont ausgesucht, wo ich neben Abeken ein hübsches Zimmerchen mit Mahagonimöblement und ein Himmelbett mit gelbseidnen Vorhängen zur Verfügung habe — ein behaglicher

*) Diese sind in das vorige Kapitel verflochten.

[1] Abeken S. 407 aus Rethel, Montag den 5. September morgens: „Gestern fuhren wir von Vendresse hierher fünf bis sechs Meilen bei schönem Wetter."

Gegensatz zur letzten Nacht in Donchery. Das gesamte mobile Auswärtige Amt ist hier untergebracht. Die zahlreiche Familie Duval trauert in Krepp und Flor — wenn ich recht hörte, ums Vaterland. Abends nach Tische dreimal zum Vortrag beim Chef gerufen. Er sagte dabei unter anderm: „Metz und Straßburg ists, was wir brauchen und uns nehmen wollen — die Festungen. Das Elsaß — er meinte damit offenbar die starke Betonung des Deutschgewesenseins und des Deutschredens der Elsässer durch die periodische Presse — ist Professorenidee.“ Später beim Thee, bei dem nur Keudell, Bohlen und ich zugegen waren, las er uns wieder aus einem Briefe seiner Gemahlin vor, wonach Graf Herbert glücklich in Frankfurt a. M. eingetroffen war.

Inzwischen waren Zeitungen aus der Heimat angekommen. In hocherfreulicher Weise gewahrte man, wie sich auch die süddeutsche Presse gegen die fremdländische Diplomatie zu verwahren beginnt, die den Frieden zwischen uns und Frankreich vermitteln will, und es war sicher ganz im Sinne des Chefs gesprochen, wenn der Schwäbische Merkur in dieser Beziehung sagte: „Als die deutschen Völker zum Rheine zogen, das heimische Land zu schützen, da hieß es in den europäischen Kabinetten, man müsse die beiden Kämpfenden allein lassen, auf sich selbst beschränken, den Krieg lokalisieren. Wohlan! Wir haben den Krieg gegen die Bedroher Europas allein geführt, wir wollen auch den Friedensschluß lokalisieren, wir wollen in Paris die Bedingungen, welche das deutsche Volk vor einer Erneuerung eines solchen räuberischen Überfalls, wie es der Krieg von 1870 gewesen, schützen werden, selbst diktieren, und kein Diplomat fremder Mächte, welche die Hände in den Schoß gelegt, soll uns dreinsprechen. Wer nichts geleistet, soll auch nichts vermitteln.“ „Dieser Artikel muß Junge kriegen,“ sagte der Chef, und er bekam Junge.

Reims, 5. September. Die Franzosen scheinen uns doch am Ende nicht alle für Barbaren und Bösewichter zu halten. Manche setzen augenscheinlich voraus, daß wir ehrliche Leute sind. So ging ich heute morgen in Rethel in ein Wäschegeschäft, um mir Hemdkragen zu kaufen. Der Kaufmann sagte mir den Preis für die Schachtel und stellte mir, als ich ihm zwei Thaler hinlegte, einen Korb mit Kleingeld hin, damit ich mir selbst nehme, was er darauf

herauszugeben hatte. Das Gewässer, das durch Rethel fließt, die Aisne, ist schön grün wie der Rhein. Nicht weit von unserm Quartier führt eine Steinbrücke darüber, über die am ganzen Vormittag große Massen von Truppen zogen. Zuletzt kamen vier preußische Infanterieregimenter. Es waren auffallend wenige Offiziere dabei, mehrere Kompagnien wurden von jungen Leutnants oder Fähnrichen kommandiert. So namentlich beim 6. und beim 46. Regiment, von dessen Bataillonen eins einen erbeuteten französischen Adler mit sich führte. Dann folgten die Fünfziger und die Siebenunddreißiger. Es war glühend heiß, die Leute waren dick bedeckt mit dem weißen Kreidestaub der Champagne, marschierten aber durchgehends stramm und fest auf den Beinen dahin. Unsre Kutscher stellten ihnen Eimer mit Wasser an den Weg, aus denen sich die Durstigen im Vorbeigehen mit Zinntassen, Blechnäpfen, Gläsern, zuweilen auch mit der Pickelhaube ihren Trunk schöpften.

Zwischen zwölf und ein Uhr ward nach Reims aufgebrochen. Die Gegend, die unsre Straße durchschneidet, ist großenteils flach gewelltes Land mit wenigen Dörfern und einem weißlichen Boden. Häufiger Triften als Äcker, wo Getreide gestanden hat. Hie und da eine Windmühle — ein Institut, das ich bis dahin in Frankreich noch nicht bemerkt hatte. Zuletzt zur Seite niedriger Kiefernwald. An einer Stelle der Straße unterhält sich Keudell mit einem Rittmeister von den schwarzen Dragonern. „Es war ein Sohn des Ministers von Schön," sagt er. „Er hat bei Wörth und Sedan mitgefochten."

Endlich tauchen in der Ferne über dem flimmernden Gefilde die Türme der Kathedrale von Reims und jenseits der Stadt bläuliche Höhen auf, die später grün werden und an ihren Abhängen weiße Ortschaften zeigen. Wir fahren durch ärmliche, dann durch anspruchsvollere Gassen und über einen Platz mit Denkmal nach der Rue de Cloitre, wo wir schräg über von dem großen Münster in dem stattlichen Hause eines Herrn Dauphinot Quartier finden. Der Chef wohnt hier in dem Flügel rechts vom Eingange in den Hof, und zwar im ersten Stock, das Büreau etabliert sich im erhöhten Parterre unter seinem Zimmer, die Stube daneben wird zum Speisesaal eingerichtet. Ich bekomme mein Logis im linken

Flügel neben Abeken.[1] Das ganze Gebäude ist, so weit ich sehen kann, elegant möbliert. Wieder schlafe ich in einem Mahagonihimmelbett mit seidnen Gardinen, habe Polsterstühle, die mit rotem Rips überzogen sind, eine Mahagonikommode mit Marmorplatte, einen Wasch- und einen Nachttisch der Art sowie einen Marmorkamin im Zimmer. Auf den Straßen wimmelts von Preußen und Württembergern. König Wilhelm hat dem Erzbischof die Ehre erwiesen, in dessen Palast sein Absteigequartier zu nehmen, wie früher die Könige von Frankreich bei der Krönung. Ich höre, daß unser Wirt der Maire von Reims ist. Keudell will wissen, das von uns am Schlusse des Krieges zu behaltende Land würde wahrscheinlich nicht zu einem Einzelstaate gehören, auch nicht unter mehrere geteilt, sondern als Besitz ganz Deutschlands eingerichtet werden.

Abends ist der Chef bei Tische, und wir probieren, da wir uns hier mitten zwischen den großen Champagnerfirmen des Landes befinden, verschiedne Sorten Sekt. Dabei äußerte der Chef, daß er sich an der königlichen Tafel gewöhnlich langweile. „Wenn sie klein ist — bemerkte er —, sitze ich neben dem König, und da gehts. Ist sie aber groß, so setzen sie mich etwa zwischen den bayrischen Prinzen und den Großherzog von Weimar, und dann ist das Gespräch höchst ledern.“

Man erzählt, gestern sei aus einem Kaffeehause auf eine Schwadron unsrer Husaren geschossen worden. Der Minister sagt, dann müsse es gleich zerstört und der Besitzer vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Stieber solle ohne Verzug angewiesen werden, die Sache zu untersuchen.

Der von Graf Bohlen besorgte Champagner war gut, und so wurde ihm fleißig zugesprochen, vermutlich auch meinerseits. Der Minister sagte: „Unser Doktor unterscheidet sich von andern Sachsen: er trinkt nicht bloß Kaffee.“ Ich erwiderte: „Ja, Exzellenz, und auch dadurch, daß ich aufrichtig bin und zuweilen nicht höflich sein

---

[1] Abeken S. 407, Reims, den 5. September 1870, nachmittags: „Ist es denn wahr, daß das prachtvolle Gebäude, welches ich da vor meinem Fenster sehe, die wirkliche alte Kathedrale von Reims ist, in der die Könige von Frankreich gekrönt [worden] sind?“

kann" — worüber großes Gelächter. Es heißt, daß wir zehn bis zwölf Tage hier bleiben.

Dienstag, den 6. September. Früh beizeiten nach der Kathedrale, deren Glockenspiel mich die Nacht mehrmals mit seinem Melodiengebimmel geweckt hat. Ein großartiger Bau aus der besten Zeit der Gotik, Unsrer lieben Frau geweiht. Herrliche Hauptfassade unter den beiden unvollendeten Türmen, drei reich mit Skulpturen gezierte Portale, im Innern magisches Licht von gemalten Fenstern auf dem Fußboden und an den Flanken der Säulen. Der Hochaltar im Hauptschiff, wo man die französischen Könige krönte, ist mit Goldblech bekleidet. In einer der Seitenkapellen an dem Gange, der um den Chor herumläuft, wird Messe gelesen. Davor knieen neben den französischen Frauen mit ihren Rosenkränzen Mitchristen von ihnen in Gestalt schlesischer und polnischer Musketiere und Kürassiere. Außen um die Kirche herum viel Bettelei, die ihre Anliegen zum Teil singend vorträgt.

Von zehn bis drei Uhr ohne Umsehen fleißig gearbeitet, u. a. an einem ausführlichen und einem kürzern Aufsatz über die Bedingungen, unter denen Deutschland Frieden schließen kann. „Sehr vernünftig und wert, daß man darauf aufmerksam mache," fand der Chef einen Artikel der Volkszeitung vom 31. August, der sich gegen die Einverleibung der eroberten Gebietsteile Frankreichs in Preußen erklärte, und der, nachdem er zu zeigen versucht hat, daß dies keine Stärkung, sondern eine Schwächung Preußens sein würde, mit den Worten schloß: „Nicht die Vergrößerung Preußens, sondern die Einheit Deutschlands und die Unschädlichmachung Frankreichs ist das wünschenswerte Ziel." Bamberger hat in Nancy ein französisches Blatt gegründet, dem von Zeit zu Zeit Nachrichten von uns zugehen sollen.

Vor Tische bemerkte Graf Bohlen, indem er die Couverts überzählte: „Wir sind doch nicht etwa dreizehn beim Essen? — Nein. Das ist gut; denn der Minister hat das nicht gern." Bohlen, dem unser Leibliches anbefohlen zu sein scheint, hat den Genius unsers Chef de cuisine offenbar angespornt, heute sein Bestes zu leisten. Das Diner ist sumptuös. Der Gardekapitän von Knobelsdorff, der Graf Max von York und ein schlankgewachsener, etwas schüchterner junger Mann in Dragonerleutnantsuniform mit rosenrotem

Kragen, der, wie wir später hören, ein Graf Brühl ist, sind dabei Gäste des Kanzlers. Dieser bringt die große Nachricht mit, daß in Paris die Republik proklamiert und eine provisorische Regierung eingesetzt worden ist, in der die bisherigen Oppositionsredner Gambetta und Favre sitzen.[1] Auch der Laternenträger Rochefort tagt mit im hohen Rate. Die Herren wollen, wie es heißt, den Krieg gegen uns fortsetzen. So hätte sich die Lage für uns nicht gebessert, so weit wir den Frieden wünschen müssen, aber auch keineswegs verschlimmert, zumal wenn die Republik sich hält, und es sich später einmal darum handelt, Frankreich an den Höfen gute Freunde zu gewinnen. Mit Napoleon und Lulu ists vorläufig vorbei, die Kaiserin hat es wie Ludwig Philipp im Februar 1848 gemacht, sie hat das Feld geräumt und soll sich in Brüssel befinden.[2] Was die Advokaten und Litteraten, die an ihre Stelle getreten sind, für Seide spinnen werden, wird sich bald zeigen müssen. Auch ob Frankreich ihre Autorität anerkennt, ist noch abzuwarten.

Unsre Ulanen stehn schon bei Chauteau Thierry. Zwei Tage noch, und sie können vor Paris sein. Wir aber werden, wie jetzt sicher ist, mindestens noch eine Woche in Reims verweilen.

Graf Bohlen berichtet dem Chef über die Affaire mit dem Kaffeewirt, aus dessen Lokal man auf unsre Reiter geschossen hat. Der Mann ist ein Sieur Jacquier, die Husaren gehören einem westfälischen Regimente an, und ihr Führer war der Rittmeister von Vaerst, ein Sohn des Abgeordneten. Das Haus ist auf flehentliches Bitten Jacquiers, der in der Hauptsache unschuldig sein soll, nicht zerstört worden, zumal der meuchlerische Schuß nicht getroffen hat. Man hat dem Wirte einfach auferlegt, der Schwadron 200 oder 250 Flaschen Sekt zu spenden, und er ist mit Freuden darauf eingegangen.

Beim Thee brachte, ich weiß nicht mehr, wer, das Gespräch auf die Ausnahmestellung, die Sachsen in betreff der militärischen Einrichtungen innerhalb des Norddeutschen Bundes eingeräumt sei.

---

[1] am 4. September.

[2] Thatsächlich in England. Abeken S. 409 aus Reims, 8. September: „von Eugenie wissen wir gar nichts."

Der Kanzler wollte darauf kein zu großes Gewicht gelegt wissen. „Übrigens habe ich diese Einrichtung nicht veranlaßt," bemerkte er. „Savigny hat den Vertrag abgeschlossen; denn ich lag damals schwer krank darnieder.[1] Noch weniger genau nehme ichs mit den auswärtigen Angelegenheiten der kleinen Staaten. Mit Unrecht wird von manchen Leuten viel darauf gegeben und Gefahr in der Beibehaltung diplomatischer Vertreter neben denen des Bundes gewittert. Wären solche Staaten sonst mächtig, so könnten sie auch ohne offizielle Repräsentanten an fremden Höfen Briefe austauschen und mündlich gegen das eine und das andre, was wir vorhaben, intriguieren. Ein Zahnarzt oder eine andre Persönlichkeit der Art könnte das besorgen. Übrigens werden ihnen die Kammern die Ausgaben für solche Luxusartikel bald genug streichen."[2]

Mittwoch, 7. September. Früh einen Gang durch die Stadt gemacht. Sie scheint wohlhabend zu sein und hat einige ziemlich vornehme Straßen. Die Läden sind fast ohne Ausnahme offen, und einige machen, wie mir vorkommt, recht gute Geschäfte mit unsern Offizieren und Soldaten. Auf dem Platze an unsrer Gasse ist ein schönes Denkmal Ludwigs des Fünfzehnten. In der Mitte einer marktartig breiten Straße, die zu beiden Seiten Arkaden mit Kaufmannsgeschäften und Kaffeehäusern hat, steht ein Standbild des Marschalls Drouet von mäßigem Kunstwerte. Auf dem Rückwege begegne ich bei der Kathedrale wieder vielen und darunter recht originellen Bettlern. Ein kleiner Junge mit einem noch viel kleinern auf dem Rücken galoppiert neben mir her und wimmert: Je me meurs de faim, M'sieur, je me meurs, donnez-moi un petit sou. Ein Mensch ohne Füße rutscht auf den Knieen über das Pflaster, während sein Begleiter, Ziehharmonika spielend, Almosen für ihn

[1] Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" II, 77: „Savigny — führte die Verhandlungen mit Sachsen zu Ende, was vor meiner Abreise nicht gelungen war. — Die militärische Selbständigkeit Sachsens wurde demnächst unter Vermittlung des Generals von Stosch durch persönliche Entschließungen Seiner Majestät weiter entwickelt, als sie nach dem Vertrage [dem Friedensvertrage vom 21. Oktober 1866] bemessen war." Bismarck war seit dem 26. September von Berlin abwesend und dann zu anfang Oktober in Putbus auf Rügen schwer erkrankt. Erst am 1. Dezember kehrte er wieder nach Berlin zurück. Kohl, Bismarck-Regesten I, 303 f.

[2] Vgl. G. u. E. I,60.

einsammelt. Eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme will eine Gabe pour acheter du pain. Ein großer starker Mann, nichts weniger als schlecht bei Leibe, singt mit tiefer Baßstimme einen Vers mit den Schlußworten: O, c'est terrible de mourir de faim! Fünf oder sechs unsagbar schmutzige kleine Rangen umwimmeln einen unsrer Musketiere, der ein Brot hat — man bäckt sie hier in der Form von Hufeisen —, und balgen sich, als er ihnen ein tüchtiges Stück davon abbricht, mit lautem Geschrei um die milde Spende. Es soll wegen Stillstandes der Fabriken bittre Not unter der zahlreichen Fabrikbevölkerung von Reims herrschen, und die Väter der Stadt befürchten einen Aufstand, wenn wir nicht abziehen.

Ich mache, nach Hause zurückgekehrt, verschiedne Aufsätze, u. a. einen zur Aufklärung über Rußlands Stellung zum Kriege. Am Nachmittag, als der Chef fortgegangen war,[1] wurde mit Abeken eine größere Exkursion nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt unternommen, die im Verhältnis zur Zahl ihrer Einwohner — ungefähr 60 000 — sehr ausgedehnt ist, da die Häuser zum größern Teil nur ein oder zwei Stockwerke haben. Wir gingen als Leute, die einmal ihre Lateiner gelesen haben, zuerst nach der Promenade hinaus, um uns den altrömischen Triumphbogen zu besehen. Außer seinem Altertum ist nicht viel an ihm zu rühmen. Er zeigt nur wenige Säulentrommeln und Skulpturreste, und seine Krönung ist ganz neu. Dann bei heftigem Regen weiter durch die Anlagen nach der Statue Colberts, am Zirkus vorbei, der jetzt auch Einquartierung beherbergt, und am Kanal der Vesle und dem Hafenbassin hin, wo große plumpe Frachtkähne liegen. An einem Pfahle steht: Pêche interdite, aber inter arma silent leges: unmittelbar unter dem Verbot angeln drei unbefangne Blusenmänner, und weiterhin sieht man wohl noch dreißig solcher Fischer ihre Ruten über das lichtgrüne Wasser halten. Von hier links hinauf durch eine ärmliche Straße nach der zweiten Hauptkirche der Stadt. Sie ist dem heiligen Remus geweiht, gehört der Zeit des Überganges aus dem romanischen in den gotischen Baustil an und macht durch

---

[1] Abeken, S. 408, den 7. September 1870: „Nach Tisch machte ich mit unserm Preßmann Dr. Busch einen großen Spaziergang; wir gingen zuerst nach dem höchst merkwürdigen Triumphbogen aus römischer Zeit."

ihre gewaltige Tiefe, ihre edle Einfachheit und ihre massigen Säulen einen bedeutenden Eindruck. Das Grab des Heiligen hinter dem Chor erinnert lebhaft an das Grab Christi in Jerusalem. Es ist ein nach allen vier Seiten freistehendes Tempelchen unter der Kuppel der Apsis. Das Material ist weißer Marmor mit rotgeäderten Säulen, der Stil Renaissance. Seitwärts ist eine Kapelle, wo über dem Altar eine kunstgeschichtliche Seltenheit, vielleicht ein Unikum, hängt: ein gekreuzigter Christus, der eine goldne Königskrone trägt und nicht nackt, sondern mit einem purpurnen Rocke bekleidet ist, auf dem Goldsterne glänzen. Der Gesichtsausdruck und die Behandlung des Gewandes lassen auf hohes Altertum schließen. Auf der andern Seite, in der Sakristei, zeigt uns der Küster mehrere alte Bilder, die Stickereien sind.

Donnerstag, den 8. September. Früh mit Willisch in die Vesle baden gegangen bei kaltem Wind, aber hellem Wetter. Abends bei uns großes Diner, bei dem der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, dessen Adjutant Nettelblatt, der Oberpostdirektor Stephan und die drei Amerikaner zugegen sind.[1] — — Man spricht u. a. von den verschiednen Gerüchten über die Vorfälle in Bazeilles. Der Minister äußert, ein Mitkämpfen der Bauern bei der Verteidigung von Ortschaften könne nicht geduldet werden. Sie wären nicht uniformiert und deshalb, wenn sie ungesehn die Flinte wegwürfen, nicht als Kämpfer zu erkennen, die Chancen müßten aber für beide Teile gleich sein. Abeken findet das Schicksal von Bazeilles zu hart und meint, der Krieg müsse menschlicher geführt werden. Einen andern Standpunkt nimmt Sheridan ein, dem Mac Lean die Sache übersetzt hat. Er findet auch die strengste Behandlung der Bevölkerung in einem Kriege in der Ordnung, und zwar aus politischen Rücksichten. „Die richtige Strategie — so sagte er ungefähr — besteht erstens darin, daß man dem Feinde tüchtige Schläge beizubringen sucht, soweit er aus Soldaten besteht, dann aber darin, daß man den Bewohnern des Landes so viele Leiden zufügt, daß sie sich nach dem Frieden sehnen und bei ihrer Regierung darauf dringen. Es muß den Leuten nichts bleiben als

[1] Poschinger a. a. O. I, 53. Bismarck sprach sich bei dieser Gelegenheit für die Erhaltung des Napoleonischen Kaisertums aus.

die Augen, um den Krieg zu beweinen.“ Ein wenig herzlos, dünkt mich, aber vielleicht beachtenswert.

Freitag, den 9. September. Vormittags und bis drei Uhr an allerlei Artikeln geschrieben, u. a. an einigen über die unbegreifliche Anhänglichkeit der Elsässer an Frankreich, über ihr freiwilliges Helotentum und die Verblendung, mit der sie nicht sehen und fühlen, daß sie dem Gallier doch nur als Franzosen zweiter Klasse gelten und in vielen Beziehungen danach behandelt werden. — Es kommt die Nachricht, Paris solle nicht gegen uns verteidigt, sondern für eine offne Stadt erklärt werden, was zu bezweifeln ist, da sie andern Meldungen zufolge noch reguläre Soldaten, wenn auch nicht viele mehr, zur Verfügung habe. Hofrat Freytag in der Nähe des Hauses, wo der Kronprinz wohnt, gesehen und einen Augenblick gesprochen. Er kehrt heute mit einem von unsern Feldjägern nach Hause zurück, da es, wie er zu Keudell geäußert hat, für ihn hier nichts zu thun giebt. Eine rühmliche Selbsterkenntnis und ein verständiger Entschluß, zu dem einige andre Herren, die sich den verschiednen Hauptquartieren als Schlachtenbummler angehängt haben, schon längst hätten kommen sollen.

Keudell und auffälligerweise auch Abeken tadelten bei Tische, daß man mit der Verleihung des Eisernen Kreuzes so überaus freigebig umspringe, namentlich, da es auch die Flügeladjutanten des Kronprinzen schon bekommen hätten, die doch bisher nichts gethan haben, als sich die Schlachten durch Operngucker anzusehen. Die Schuld daran trüge vorzüglich Treskow. — Wenn die Freigebigkeit bei den Geheimräten anlangt, die doch auch nur durch Zuschauen bei den Schlachten mitgewirkt haben, wird sie vermutlich den beiden Herren nicht mehr tadelnswert erscheinen.

Sonnabend, 10. September. Der Chef fährt früh mit Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen nach Chalons, wohin sich der König ebenfalls begiebt. Sie kommen nachmittags halb sechs Uhr zurück. Inzwischen ist nach vier Uhr der Minister Delbrück eingetroffen, der über Hagenau und Bar le Duc gereist ist und dabei mancherlei Unannehmlichkeiten zu überwinden gehabt hat. Er hat die Tour mit dem General Boyen gemacht, der Napoleon oder, wie er sich jetzt nennt, den Grafen Pierrefonds glücklich nach Kassel gebracht hat. Er beklagt, daß er eine Kiste mit uraltem Nordhäuser, die

ihm, ich weiß nicht mehr, wo, für das große Hauptquartier angeboten worden sei, nicht habe mitnehmen können. Ferner erzählt er, daß Napoleon auch zu Boyen gesagt habe, er sei durch die öffentliche Meinung zum Kriege gedrängt worden, und daß er unsre Truppen, namentlich aber die Ulanen und die Artillerie sehr gelobt habe.

Der Chef speiste heute beim Könige, kam aber auf eine halbe Stunde auch bei uns noch zu Tische, wo Bohlen, der das kaiserliche Schloß Mourmelon bei Chalons besucht hatte, uns vorher allerhand Schlimmes von den Verwüstungen erzählte, die das Volk an den Möbeln und Spiegeln dort angerichtet habe. Nach dem Diner, an dem Boyen und Delbrück teilgenommen hatten, besprach sich der Kanzler lange Zeit allein mit den beiden Herren. Später ließ er mich rufen, um mir den Auftrag zu erteilen, für die beiden hier herauskommenden französischen Blätter Courier de la Champagne und Indépendant Rémois ein Communiqué des Inhalts zu machen: Wenn die in Reims erscheinenden Blätter mit der Erklärung der Republik in Frankreich einverstanden sind und die neue Staatsgewalt dadurch anerkennen, daß sie ihre Erlasse abdrucken, so könnte man, da die Stadt von deutschen Truppen okkupiert ist, schließen, daß diese Blätter ihre Meinung unter dem Einverständnisse deutscher Regierungen aussprächen. Dies ist indes nicht der Fall. Die deutschen Regierungen achten wie daheim so auch hier die Freiheit der Presse. Sie haben aber in Frankreich bis jetzt eine andre Regierung als die des Kaisers Napoleon nicht anerkannt. Sie können daher bis auf weiteres auch nur die kaiserliche Regierung als eine zu internationalen Verhandlungen berechtigte ansehen.[1]

Dann (ich entnehme das Folgende meinem Tagebuch nur, um die große Herzensgüte und die einfache, natürliche Leutseligkeit unsers Chefs zu zeigen) fragte er: „Sie sahen heute morgen schon elend aus — fehlt Ihnen was?“

„Ein leichter Ruhranfall, Exzellenz,“ sagte ich.

„Auch Fieber? Kopf?“

„Ja, ein wenig, Exzellenz.“

„Haben Sie denn einen Arzt gefragt?“

---

[1] Diese Erklärung erschien im Indépendant Rémois am 11. September. Bismarck-Regesten I, 403.

„Nein, ich habe mir selbst was verordnet und in der Apotheke geholt."

„Was denn?"

Ich sagte es ihm.

„Das ist nichts — erwiderte er —, Sie sind wohl Autodidakt? Halten nichts von den Doktoren?"

„Ich habe seit vielen Jahren keinen gebraucht."

„Nun ja, sie können einem gewöhnlich auch nicht viel helfen, machens oft nur schlimmer. Aber hier ist doch nicht zu spaßen. Schicken Sie zu Lauer, das ist ein netter Mann. Ich weiß freilich nicht, was ich ihm an Gesundheit zu bezahlen haben werde, ehe ich nach Hause komme. Und nun legen Sie sich zwei Tage ins Bett, da ist die Sache gehoben; sonst kommen Rückfälle, und Sie können unter drei Wochen nicht wieder aufstehen. Ich leide auch oft an so was, und da auf dem Kamin, das eingewickelte Fläschchen — 30—35 Tropfen auf ein Stück Zucker. Nehmen Sies, aber geben Sie mirs hernach wieder. Und wenn ich Sie rufen lassen sollte, so sagen Sie nur, daß Sie nicht könnten. Ich komme dann zu Ihnen, wenn ich was für Sie habe — Sie können dann vielleicht im Bette schreiben."

Abends gab uns Delbrück eine Probe der Gesinnung, die die Stuttgarter Majestät beseelen soll. „Als württembergische Jäger in diesen Tagen eine von ihnen eroberte Mitrailleuse nach Stuttgart gebracht, sie vor das Schloß geschafft und dies dem Könige gemeldet hatten, da hat er ihnen sagen lassen, man sollte ihn damit nicht behelligen, sondern sie nach der Kommandantur fahren." *)

*) Im Ordre vom 5. Oktober 1871 erzählte der Herzog von Gramont: Nichts kam nach seinen (Saint Valliers) Berichten (aus den Tagen vor Ausbruch des Krieges) dem Kleinmut der Württemberger (natürlich nur am Hofe und in dessen Sphäre) und vorzüglich dem des Königs Karl gleich, den er mit Lächerlichkeit bedeckte. Er war verloren zwischen zwei Befürchtungen, der vor den Preußen, die ihn zu nahe einschlossen, als daß er imstande gewesen wäre, ihnen zu trotzen, und der vor den Franzosen, deren Sieg er voraussah. „Vor seiner Abreise hatte er den König in freier Luft gesehen, in einem Garten, sagte er — ohne Zweifel in dem seiner Sommerresidenz —, und er erzählte von der Verlegenheit dieses Fürsten, dessen unruhiger Blick die Tiefen der benachbarten Gartengebüsche sondierte, um sich Gewißheit zu verschaffen, daß niemand den Ausdruck seiner Sympathien für Frankreich hörte oder verstünde. Das geringste Geräusch,

Sonntag, den 11. September. Das Fläschchen des Chefs war eine gute Kur. Ich stand früh schon wieder wohl auf und konnte flott arbeiten. Der Inhalt des Communiqué wurde dem Blatte Bambergers in Nancy sowie deutschen Zeitungen mitgeteilt. Der Kieler Zeitung und der Berliner Volkszeitung gegenüber wurde daran erinnert, daß Preußen den Prager Frieden nicht mit Frankreich, sondern mit Österreich abgeschlossen habe, und daß Frankreich

---

die Bewegung des Laubes riefen bei ihm komische Beängstigungen hervor, mehr geschaffen um Mitleid als um Interesse einzuflößen." — Am 12. Oktober berichtete man von Stuttgart: „Die Mitteilungen Gramonts im Ordre haben in Friedrichshafen einen sehr peinlichen Eindruck gemacht." [1]

[1] Der Kronprinz berichtet dem entsprechend in seinem Tagebuche vom 28. Juli, der König habe ihn „in steifer, dienstlicher Stellung" empfangen, als er den Oberbefehl über die württembergische Felddivision übernahm, vgl. Philippson, Friedrich III., S. 137. Hermann Baumgarten schrieb am 11. August an Sybel in Bonn: „Wenn die Franzosen [sofort nach der Kriegserklärung] mit 5000 Mann über den Rhein gingen, schnitten sie das Land (Baden) auseinander, machten — die Heranziehung der Regimenter von Freiburg und Konstanz unmöglich. Denn was dann Württemberg und Bayern that, wissen die Götter. Es ist sehr schön, daß heute ganz Deutschland für Bayern schwärmt. Wie es aber bis gegen den 20. in Wahrheit stand, war weniger herrlich." In beiden Ländern wollten die herrschenden Parteien höchstens bewaffnete Neutralität, nicht den casus foederis mit Preußen anerkennen. Vgl. H. Baumgarten und L. Jolly, Staatsminister Jolly 170. 172. Am 13. Juli hatte der Minister Varnbüler mit dem französischen Gesandten, Grafen St. Vallier, eine Unterredung und warf ihm vor, daß Frankreich bei seinen anfangs begründeten Beschwerden (über die spanische Thronkandidatur) sich nicht mit dem Verzicht des Prinzen Leopold begnügt habe. „Sie haben dadurch Preußen Macht über uns gegeben, ihm seine Aktion erleichtert, indem Sie ihm erlaubten, die nationalen Leidenschaften zu erregen, Sie haben uns unmöglich gemacht, die Zurückhaltung zu bewahren, die wir zu beobachten entschlossen waren. Die Entsagung des Prinzen Leopold — war ein schöner und legitimer Erfolg für Sie. Preußen war zurückgewichen, es hatte sich vor Frankreich gedemütigt." Aus einem Artikel des Dr. Robolski in der Berliner Börsenzeitung, den die Hamburger Nachrichten vom 20. August 1895 (M.-A.) übernahmen und mit dem bezeichnenden Zusatze begleiteten: „Wenn diese Auffassung zutrifft, so geht aus ihr hervor, daß eben nur durch kriegerische Entwicklung damals das preußische Staatsschiff in seinem Fahrwasser zu erhalten war." Bismarck-Jahrbuch II, 699 f. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung VI, 298 f.; vgl. G. u. E. II, 48 f. In Bayern entschied der Entschluß des Königs schon am 19. Juli; die württembergischen Truppen wurden erst am 26. Juli unter den vertragsmäßigen Oberbefehl des Königs von Preußen gestellt. Erst mit Varnbülers Rücktritt am 31. August 1870 trat eine Wendung im nationalen Sinne ein.

infolge deſſen ſo wenig in Artikel V hineinzureden habe wie in irgend einen andern des Vertrags.

Um zwölf Uhr ging ich mit Abeken in die proteſtantiſche Kirche, oder, wie man hier ſagt, in den proteſtantiſchen Tempel, am Boulevard; es war ein hoher Betſaal mit Emporkirche, Kanzel und kleiner Orgel, hatte aber keinen Turm. Der Gottesdienſt, den der Feldgeiſtliche Rogge abhielt, und dem der König, Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Bismarck und Roon ſowie einige preußiſche und viele württembergiſche Offiziere und Soldaten beiwohnten, begann ſtatt mit Orgelſpiel mit Militärmuſik, die zuerſt den Pſalm: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren“ vortrug, worauf die Soldaten aus ihren Geſangbüchern ſangen. Dann folgte ſtatt der Epiſtel ein andrer Pſalm und hiernach das Evangelium vom 13. Sonntage nach Trinitatis. Die Predigt lehnte ſich an die Stelle 1. Sam. 7, 11 und 12 an: „Da zogen die Männer Israel aus von Mizpa und jagten die Philiſter und ſchlugen ſie bis unter Beth-Kar. Da nahm Samuel einen Stein und ſetzte ihn zwiſchen Mizpa und Sen und hieß ihn Eben-Ezer und ſprach: Bis hierher hat der Herr geholfen.“ Die letzten Worte waren der Hauptſatz, die Nebenſätze behandelten den Dank für die Hilfe des Herrn, das Gelübde auf dem Opferſtein Eben-Ezer, nicht ſo wie die von Gott gerichteten Feinde zu ſein, und die Hoffnung, daß der Herr weiter helfen werde, namentlich zu bleibender Einheit Deutſchlands. Die Rede war nicht uneben, mancher gute Gedanke darin gut geſagt, doch kam Chlodwig darin zu unverdienter Ehre, weil er ſich (es geſchah bekanntlich in Reims) hätte taufen laſſen, was ihn, wie heutzutage jeder Studierte wiſſen ſollte, nicht gebeſſert hat, da er auch nach der Taufe ein blutiger, tückiſcher Wütrich war; und ebenſo ungeſchichtlich iſt, was der Prediger über Ludwig den Heiligen vorbrachte.[1]

Später beſuchte ich, wieder mit Abeken, den katholiſchen Gottes-

[1] Der Gottesdienſt wurde auf Veranlaſſung Roons und auf Befehl des Königs von dem Gardedivisionsprediger D. Bernhard Rogge gehalten, der zufällig am Tage vorher dort angekommen war, um ſeinen Schwager Roon zu beſuchen; ſ. B. Rogge, Bei der Garde 72 ff. und Roons Denkwürdigkeiten III⁴, 217 (aus einem Briefe des Majors Waldemar von Roon, Reims, 11. September 1870), 220 (Roon an ſeine Frau, Reims, 12. September 1870).

dienſt in der Kathedrale, die heute faſt ohne Unterlaß ihre Glocken und Glöckchen arbeiten läßt. Das Chor war voll von Geiſtlichen aller Arten und Sorten: veilchenblaue, ſchwarze und weiß und ſchwarze Kleriker, rote Kragen, violette Gewänder, ſchwarze Bäffchen mit weißem Saum, ſeidne Kleider, tuchne Kleider, leinene Kleider zogen an uns vorüber, der Erzbiſchof mit langer Schleppe voran, neben ihm zwei andre vornehme Prieſter, hinter ihm ſeine Pagen, die weiß und rot gekleideten Chorknaben. Als er hinausrauſchte und der andächtigen Weiberſchaft an der Thür des Gitters mit zwei erhobnen Fingern der rechten Hand ſeinen Segen ſpendete, bekam ich auch was davon ab.

Im Laufe des Tages war ein Herr Werle[1] beim Chef, ein alter hagerer Mann mit wackelndem Kopfe und dem bei anſtändig gekleideten Franzoſen, wie es ſcheint, unvermeidlichen roten Bändchen im Knopfloch. Er ſollte Mitglied des Corps législatif und Beſitzer oder Partner der Firma Clicquot Veuve ſein, und es hieß, er wolle mit dem Miniſter über die Mittel reden, mit denen man der in der Stadt herrſchenden Not ſteuern und einen Aufſtand der Armen gegen die Reichen verhüten könne. Die Reichen fürchten eine Erklärung der roten Republik durch die Arbeiter, unter denen es bedenklich gären ſoll, und da Reims eine Fabrikſtadt iſt, die zehn- bis zwölftauſend Ouvriers in ihren Mauern zählt, ſo mag in der That Gefahr für den Fall vorhanden ſein, daß unſre Soldaten die Stadt wieder verlaſſen. Das hätte man ſich vor vier Wochen auch nicht träumen laſſen: deutſche Truppen die Beſchützer von Franzoſen vor dem Kommunismus — fürwahr Wunder auf Wunder! Herr Werle ſpricht übrigens Deutſch, ja er iſt, wie man ſagte, von Geburt ein Landsmann von uns, wie mehrere von den Beſitzern der großen Champagnergeſchäfte hier und in der Nachbarſchaft.

Auch ſonſt erſchienen Leute der Stadt, der mit dieſem und der mit jenem Anliegen, im Büreau und wollten den Kanzler ſprechen. Unter andern eine Frau, die ſich beklagte, daß ihr die Soldaten mehrere Säcke mit Kartoffeln weggenommen hätten, und die ihr

[1] Der Maire von Reims. Eine Beſprechung Bismarcks mit ihm am 13. September erwähnen die Bismarck-Regeſten I, 404; es handelte ſich dabei um die deutſchen Friedensbedingungen.

Eigentum nun wieder haben wollte. Wir verwiesen sie an die Polizei, die ihr Recht verschaffen werde. Sie weigerte sich, wir müßten ihr helfen. Quoi, je suis mère de famille! Aber wir stehen nicht mehr bei dem Akte des Schauspiels, wo die Kuh von Faulquemont bezahlt wurde.

Bei Tische speiste Knobelsdorf wieder mit uns.[1] Später wurde ich mehrmals zum Chef geholt, um Aufträge zu erhalten. Die Belgier und Luxemburger haben sich unfreundlich gegen unsre Verwundeten betragen, und man vermutet wohl nicht mit Unrecht ultramontane Wühlerei dahinter. Die Mitrailleusenkugeln scheinen mit einer giftigen Substanz legiert zu sein; denn sie verursachen brandige Wunden. Favre, „der für uns nicht existiert," wie der Chef heute sagte, hat auf dem Umwege über London anfragen lassen, ob man bei uns auf Waffenstillstand und Unterhandlungen einzugehen geneigt sei. Er scheint es eilig damit zu haben, der Kanzler nicht. Dieser hat, als Bölsing ihm die Bernstorffsche Depesche hinaufgebracht hat, nach der Lord Granville von diesem dringend baldige Meldung der Favreschen Anfrage an den Bundeskanzler verlangt, einfach gesagt: „Die Antwort auf dieses Gequassel hat Zeit."[2]

Abends nach zehn Uhr kam der Chef zum Thee herunter. Er wollte dann eine „schlechte leichte Cigarre," die ich ihm geben konnte, da meine Tasche jetzt nur solches Kraut enthielt. Man sprach erst von der Predigt Rogges, in der dem Minister der ungeschichtliche Chlodwig und der stark verklärte heilige Ludwig auch aufgefallen war. Dann erzählte er von seinem Sohne, dessen Schenkelwunde sich verschlimmert habe und brandige Ränder zeige. Der Arzt habe die Vermutung geäußert, die Kugel werde eine giftige Substanz enthalten haben.

---

[1] Bismarck war an diesem Tage an der königlichen Tafel und bemerkte, als er mit Roon und Rogge wegging: „Wir könnten eigentlich die Gelegenheit benutzen und den König hier gleichzeitig zum Kaiser von Deutschland und zum König von Frankreich krönen lassen; ich wüßte nicht, wer uns daran hindern sollte!" Rogge, Bei der Garde 77. Dieselbe Bemerkung machte er schon am 9. abends bei Roon im Beisein Waldemar Roons, s. dessen Brief vom 11. September in Roons Denkwürdigkeiten III⁴, 218.

[2] Bismarck-Regesten I, 403 f.

Zuletzt kam die Rede auf die Politik der letztvergangnen Jahre, und der Kanzler äußerte: „Am stolzesten bin ich doch auf unsre Erfolge in der schleswig-holsteinischen Sache, aus der man ein diplomatisches Intriguenspiel fürs Theater machen könnte. — Österreich freilich konnte nach dem, was über sein Verhalten in den Bundesakten stand, worauf es doch einige Rücksicht nehmen mußte, fürs erste nicht gut mit dem Augustenburger gehn. Dann wollte es auch aus der Verlegenheit, in die es mit dem Fürstentage geraten war, auf gute Manier herauskommen. Was ich wollte, habe ich gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark in einer Sitzung des Staatsrats[1] gesagt — in einer langen Rede. — Die Hauptstelle hatte der Protokollführer weggelassen — er dachte wohl, ich hätte zu stark gefrühstückt, und es würde mir lieb sein, wenn das wegbliebe — ich sorgte indessen, daß es wieder hineingesetzt wurde. Mein Gedanke war aber schwer durchzuführen. Nicht mehr als alles war dagegen: die Österreicher, die Engländer, die liberalen und nichtliberalen Kleinstaaten, die Opposition im Landtage, einflußreiche Leute am Hofe, die Mehrzahl der Zeitungen. — Ja es gab damals harte Kämpfe, zu denen bessere Nerven gehörten, als ich sie hatte, die härtesten mit dem Hofe." — „Vor dem Frankfurter Fürstentage, in Baden-Baden, wars, als der König von Sachsen dagewesen war und unsrer nach Frankfurt wollte, ähnlich. Ich habe ihn buchstäblich im Schweiße meines Angesichts davon abgebracht."

Ich fragte nach einigen Zwischenreden, ob der König denn wirklich zu den übrigen Fürsten gewollt habe.

„Ganz gewiß," erwiderte er. „Ich habe ihn mit Not und Mühe geradezu an den Rockschößen festgehalten. Er könnte doch nicht anders, sagte er ungefähr, wo ein König seinetwegen gewissermaßen den Postillon gemacht hätte. Die Damen waren alle dafür,

[1] Auch bei Poschinger a. a. O. I, 99: Eine Staatsratssitzung. Gemeint ist natürlich (Bismarck hat sich nur beidemale versprochen) der Ministerrat am Abend des 16. November 1863 im Staatsministerium, unmittelbar nachdem Bismarck dem Könige Vortrag gehalten und den dänischen Gesandten von Quaade empfangen hatte. Das Protokoll führte der Geheime Rat Costenoble. Ganz ähnlich berichtet Bismarck selbst in den „Gedanken und Erinnerungen" II, 9. Bismarck-Regesten I, 211.

die Königin-Witwe, die regierende Königin, die Großherzogin von Baden. Der verwitweten Königin erklärte ich, daß ich nicht Minister bliebe, nicht wieder mit nach Berlin ginge, wenn der König sich überreden ließe. Da sagte sie, das wäre ihr leid, aber wenn das meine ernstliche Meinung wäre, so müßte sie die ihrige ändern, und sie würde, allerdings sehr gegen ihre Überzeugung, in dieser Richtung auf den König wirken. Es wurde mir aber immer noch sauer genug gemacht. Er lag, als der König von Sachsen und Beust bei ihm gewesen waren, auf dem Sofa und hatte Weinkrämpfe, und ich war, als ich ihm zuletzt den Absagebrief abgerungen hatte, so schwach und matt, daß ich kaum auf den Beinen stehen konnte. — — Ja, als ich das Zimmer verließ, taumelte ich und war nervös so aufgeregt und erschöpft, daß ich beim Zumachen der Thür draußen die Klinke abriß. Der Adjutant fragte mich, ob ich unwohl wäre. — »Nein, jetzt ist mir wieder wohl,« sagte ich. Beust aber erklärte ich, daß ich das preußische Regiment von Rastatt kommen lassen wollte, um das Haus zu besetzen und den König vor fernern Versuchern zu bewahren."

Keudell erinnerte daran, daß der Minister auch beabsichtigt habe, Beust verhaften zu lassen.[1]

Es war unter der ausführlichen Erzählung dieser Vorgänge spät geworden, und der Chef empfahl sich mit den Worten: „Ja, meine Herren, ein zartbesaitetes Nervensystem muß viel aushalten. Drum will ich jetzt zu Bette gehen. Gute Nacht."

Montag, den 12. September. Bis Mittag verschiedne Aufsätze gemacht. In Laon haben sich die Franzosen — vielleicht auch nur ein einzelner — eine arge Verräterei zu Schulden kommen lassen: sie haben gestern[2] nach Abschluß der Kapitulation und Ein-

[1] Die Szene spielte am 20. August 1863 in Baden-Baden, wo König Wilhelm und Bismarck am Abend des 19. von Wildbad her angekommen waren. Kürzer, aber völlig übereinstimmend Bismarcks Erzählung in den G. u. E. I, 339 bis 340; noch näher kommt die Version, die der Fürst bei einem parlamentarischen Frühstück am 20. Mai 1889 gab, bei Poschinger, Neue Tischgespräche und Interviews II, 148; vgl. Sybel, Gründung des Deutschen Reichs II, 531 f. Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten I, 332 erwähnt die Drohung nicht. Vgl. Bismarck-Regesten I, 206.

[2] Laon kapitulierte am 9. September. Der Thäter war vermutlich ein französischer Unteroffizier.

marſch unſrer Truppen die Citadelle in die Luft geſprengt, wobei gegen hundert Mann von unſerm vierten Jägerbataillon getötet oder verwundet worden ſind.

In deutſchen Blättern lieſt man, der Chef habe ſich geäußert, in der Schlacht bei Sedan hätten die Alliierten Preußens das Beſte gethan. Er hat aber nur geſagt, ſie hätten in beſter Weiſe mitgewirkt.

„Den Belgiern, die einen ſolchen Haß gegen uns und eine ſo heiße Liebe zu Frankreich zur Schau tragen, könnte unter Umſtänden geholfen werden: es kann der dortigen öffentlichen Meinung angedeutet werden, daß ſelbſt Arrangements mit der jetzigen franzöſiſchen Regierung nicht völlig ausgeſchloſſen ſeien, durch die dieſer Neigung der Belgier zu Frankreich Befriedigung zu verſchaffen wäre.“ — „Weiſen Sie darauf hin — ſo ſchloß der Miniſter ſeine Bemerkungen —, daß die Hetzereien der Ultramontanen an dieſer Gehäſſigkeit vorzüglich die Schuld tragen.“

Der bayriſche Graf Luxburg, der bei Kühlwetter iſt, hat ſich durch Geſchick und Eifer ausgezeichnet. Er ſoll künftig zur Beſprechung aller wichtigen Fragen hinzugezogen werden.

Die Meldung trifft ein, daß Amerika ſeine Vermittlung zwiſchen uns und der neuen franzöſiſchen Republik angeboten habe. Man wird dieſe Vermittlung nicht ablehnen, ſie andrer vorziehen, nur iſt nicht zu glauben, daß man in Waſhington gewillt ſei, die notwendigen militäriſchen Operationen von unſrer Seite zu ſtören, was dadurch doch geſchehen würde. Der Chef ſcheint den Amerikanern ſchon lange gewogen zu ſein, und bereits vor einiger Zeit verlautete, er hoffe in Waſhington zu erlangen, daß man uns geſtatte, in amerikaniſchen Häfen Schiffe auszurüſten, mit denen man die franzöſiſche Marine ſchädigen könne — wozu jetzt wohl keine Ausſicht mehr iſt.

Die allgemeine Lage wird von ihm, wie aus einer Mitteilung nach Karlsruhe zu ſchließen iſt, folgendermaßen aufgefaßt. Der Friede ſcheint noch in weiter Ferne zu liegen, da es in Paris an einer Regierung fehlt, die Dauer verheißt. Iſt die Zeit zu Unterhandlungen gekommen, ſo wird der König ſeine Verbündeten zu einer Verſtändigung über das, was unſrerſeits zu fordern, einladen. Hauptziel iſt und bleibt uns die Sicherung der ſüdweſtdeutſchen

Grenze gegen die von Jahrhunderten her datierende Gefahr einer französischen Invasion. Ein neutraler Zwischenstaat wie Belgien oder die Schweiz ist nichts für uns, da sich ein solcher bei wiederausbrechendem Kriege unzweifelhaft Frankreich anschließen würde. Metz und Straßburg mit unsern Absichten entsprechender Umgebung müssen Vorland, allen gehörig, werden. Eine Verteilung dieses Gebiets an Einzelstaaten empfiehlt sich nicht. Die gemeinsame Kriegführung wird nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Förderung der Einheit Deutschlands in andern Beziehungen bleiben, doch wird „Preußen selbstverständlich nach wie vor den freien Willen des Südens achten und selbst den Verdacht einer Pression in jeder Weise vermeiden. Sehr viel wird dabei auf die persönliche Stimmung und die Entschließung des Königs von Bayern ankommen."

Heute vor Tische hatte der Prinz Luitpold von Bayern eine lange Unterredung mit dem Chef, wobei ihm dieser „historische und politische Vorträge gehalten" hat.

Ich habe Grund anzunehmen, daß diese Unterredung der Beginn von mehrmals unterbrochnen Unterhandlungen zwischen dem Bundeskanzler und den Kaisern von Österreich und Rußland war, die allmählich zu einer Verständigung und schließlich — wahrscheinlich mit andern Faktoren — zu dem sogenannten Dreikaiserbündnisse führten.[1] Die „historischen und politischen Vorträge" hatten den Zweck, den Prinzen Luitpold, dessen Verhältnis zu seinem Schwager, dem Erzherzog Albrecht,[2] als einer der wenigen Wege erschien, um zu dem Kaiser Franz Joseph selbst zu gelangen und ihm gewisse Betrachtungen unverfälscht zur Überlegung zu empfehlen, zu einem Briefe an den Erzherzog zu veranlassen, der folgendes zu erwägen geben sollte:

Die Wendung, die die Dinge in Paris genommen haben, läßt in dem jetzigen Kriege Deutschlands gegen Frankreich die Verteidigung des monarchisch-konservativen Prinzips gegen das republikanisch-sozialistische erblicken, das die jetzigen Machthaber in Frankreich auf ihre Fahne geschrieben haben. Die Erklärung der Republik in Paris hat in Spanien Beifall gefunden, und in Italien ist

[1] Vgl. G. u. E. II, 229.

[2] 1880 bezeichnet Bismarck den Erzherzog Albrecht als eine der besten Stützen für die guten Beziehungen zwischen Österreich und Deutschland (Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, 184).

gleiches zu erwarten. Darin liegt eine große Gefahr für die monarchisch regierten Länder Europas. Gegenüber jener Solidarität der revolutionären und republikanischen Interessen würde die sicherste Bürgschaft für die Sache der Ordnung und Zivilisation in einem festern Zusammenhalt der Elemente liegen, die, wie Deutschland, Rußland und Österreich, dem monarchischen Prinzip noch einen sichern Halt gewähren. Österreich ist aber nur hinzuzurechnen, sobald man dort erkennt, daß für Cisleithanien die bisherigen Versuche auf dem Gebiete liberaler Einrichtungen verfehlt sind, wie die nationalen Experimente in polnischer Richtung. Die Berufung des polnischen Litteraten Klazko in die Nähe des österreichischen Reichskanzlers, der dessen Stellung und Tendenz hinreichend gekannt hat, und die neusten Kundgebungen jenes Polen sind als Symptome der eignen Ansichten und Absichten Beusts zu betrachten. Dieses Zusammengehen mit den polnischen Revolutionären und die dabei zu Tage tretende Feindseligkeit gegen Rußland bildet für den deutschen Bundeskanzler ein wesentliches Hindernis guter Beziehungen zu Österreich, indem wir darin zugleich eine Feindseligkeit gegen uns erblicken müssen. Daneben ist die Lage der außerungarischen Teile des österreichischen Doppelstaates zu erwägen, die nur durch eine konservative Politik überwunden werden kann. Österreich kann nur durch ein offnes und vertrauensvolles Verhältnis zu dem geeinigten Deutschland und zu Rußland den Halt wiederfinden, dessen es gegen die revolutionären und zentrifugalen Elemente in seiner Mitte bedarf, und dessen es durch die verderbliche Politik des Grafen Beust verlustig gegangen ist.

Der Brief des Prinzen Luitpold, der auf Grund dieser Vorstellungen abging, hatte keinen Erfolg. Der Erzherzog Albrecht zeigte ihn zwar dem Kaiser, aber auch Beust, und gab eine von letzterm inspirierte Antwort, die im wesentlichen darauf hinauslief, daß Österreich, so lange nicht sein Interesse durch Anerbietung besondrer politischer Vorteile von uns angeregt würde, kein Bedürfnis einer Anlehnung fühle. Wenn Preußen, wie es scheine, den Wunsch oder das Bedürfnis einer Annäherung an Österreich habe, so vermisse man bisher jede Äußerung darüber, was Preußen dafür Österreich, das vielseitige Interessen habe, zu bieten haben würde. Der Kaiser werde gern alles in Erwägung ziehen, was auf direktem Wege an ihn gelange.

Der Versuch, durch den bayrischen Prinzen in Wien zu wirken, wurde dem Kaiser Alexander gemeldet, wobei man diesen ebenfalls auf die offenkundigen Verbindungen des jetzigen Regiments in Paris mit der revolutionären Propaganda in ganz Europa aufmerksam machte und einerseits gleichfalls auf ein festes Zusammenhalten der drei Ostmächte gegen sie, andrerseits auf die für uns bestehende Notwendigkeit hinwies, bei einem etwaigen Friedensschlusse alles zu vermeiden, was durch Mißachtung des wirklichen Bedürfnisses Deutschlands zum Schutze und zur Sicherung seiner Grenzen der revolutionären Partei in Deutschland selbst eine Handhabe geben könnte, die öffentliche Meinung zu vergiften. Der Kaiser erklärte sich hiermit einverstanden und sprach seinen dringenden Wunsch aus, daß eine solidarische Verbindung der monarchischen Elemente gegen die Revolution zustande komme.

Später, nach dem Aufstand der Pariser Kommunards, wurde das Hervortreten der Internationale, der man auch durch die Presse eine große Wichtigkeit beilegen ließ, benutzt, um einen Zusammenschluß der konservativen Mächte gegen die republikanisch-sozialistische Bewegung herbeizuführen, und diesmal in Wien mit mehr Erfolg.[1]

Dienstag, den 13. September. Heute früh bekam unser Chef ein Morgenständchen von einem Militärmusikchor der Württemberger, das ihn sehr gefreut haben wird. Aber wenn das die Herren vom Stuttgarter Beobachter erfahren!

Im Laufe des Vormittags ließ der Kanzler mich sechsmal rufen, und ich machte ebenso viele Artikel für die Presse, darunter zwei für die hiesigen französischen Blätter, die auch die Tage vorher Nachrichten von uns bekommen hatten. Ferner wurden Vorkehrungen getroffen, daß General Blumenthal mit Porträt und Biographie in den befreundeten illustrierten Blättern die ihm gebührende Stelle erhielt. „Die Zeitungen erwähnen ihn, soweit man sieht, gar nicht, obwohl er Generalstabschef des Kronprinzen ist und nächst Moltke die größten Verdienste um die Leitung des

[1] Dieselbe Gedankenreihe als Grundlage des Dreikaiserbündnisses entwickelt Bismarck in den G. u. E. II, 229 f. Darnach ist er auch schon von Meaux aus, wo das große Hauptquartier sich vom 15. bis 19. September aufhielt, mit Wien und Petersburg in Verbindung getreten.

Krieges hat. Ich möchte ihm nämlich später eine Dotation zuwenden. Weißenburg und Wörth, dann Beaumont und Sedan sind von ihm gewonnen, da der Kronprinz ihm nicht wie 1864 Prinz Friedrich Karl immer in seine Pläne hineinreden wollte."

Ich gehe nach drei Uhr wieder durch die Stadt. Viele Leute, die in Holzschuhen über die Straße humpeln, viele Blusen, viele Hände in den Hosentaschen. Abends läßt der Chef mich noch einmal rufen, bloß, um mir lächelnd ein Telegramm des Großherzogs von Weimar zu zeigen, worin er der Frau Großherzogin im Stil der Telegramme des Königs an die Königin meldet: „Meine Armee hat sich tapfer geschlagen."

Am 14. September früh kurz vor zehn Uhr verließen wir Reims, dessen Kathedrale uns lange über die Ebene nachsah, und begaben uns nach Chateau Thierry. Wir durchschnitten dabei zunächst eine breite Fläche mit Ackerfeldern, die von einem Höhenzuge mit Weinbergen und Dörfern auf den Flanken und Gehölzen auf dem Kamme bedeckt war, und fuhren dann über diesen Hügelrand in wellenförmiges Land hinunter, das allerlei kleine Kessel und Seitenthälchen zeigte. In dem Städtchen Dormans an der Marne, die wir hier zweimal passierten, wurde eine Weile Halt gemacht. Der Fluß ist hier ungefähr noch einmal so breit wie die Mosel bei Pont à Mousson und hat klares, hellgrünes Wasser. Der Himmel hing voll grauer Wolken, und ein paarmal wurden wir von heftigen Regenschauern überfallen. Die Fahrt ging immer rechts von der Eisenbahn, deren Betrieb von den weichenden Feinden unmöglich gemacht worden war, und nicht weit vom Flusse hin. Zur rechten Hand hatten wir Weinberge, zur linken an den Bergwänden meist Laubwald, aus dem zuweilen ein hübsches Schloß heraustrat. Wir berührten drei oder vier Dörfer mit alten Kirchen und malerischen Seitengassen, aus denen kleine Häuser von grauen Quadern erbaut und im Schatten von Weinlaub halb versteckt zu uns herüberschauten. Auch weiterhin Weinberg an Weinberg, hoch und breit, die Rebstöcke sehr niedrig, die Trauben blau. Man sagte, daß auch sie den Most lieferten, aus dem in Reims und Epernay der Sekt bereitet wird.

Die Orte hatten sämtlich württembergische Einquartierung, die auf dem Wege Infanterie- und Kavalleriepostен zu unserm Schutze

aufgestellt hatte. Es mußte also hier wieder gefährlich sein, obwohl die Bauern, die mit ihren Holzschuhen über die Gassen stolperten oder vor den Häusern standen, ziemlich harmlos aussahen und ihren Physiognomien nach nicht gescheit genug sein konnten, böse Tücken gewandt auszuführen. Um deutlicher zu sein, sie hatten recht einfältige Gesichter. Aber vielleicht gab ihnen die Zipfelmütze, die sie größtenteils trugen, dieses verschlafne, blöde Wesen, und wenn sie die Hände fast ohne Ausnahme in den Hosentaschen begraben hatten, so war das möglicherweise nicht apathische Gemächlichkeit, es konnte sein, daß sie die Fäuste drin ballten.

Um fünf Uhr kamen wir in Chateau Thierry an, wo wir an dem Platze vor der Kirche in dem großen Hause eines Herrn Sarimond allesamt bequeme Unterkunft fanden. Der Wirt war nach den Mitteilungen des Ministers, der sich mit ihm unterhalten hatte, ein angenehmer Mann, mit dem sich über allerlei reden ließ. Chateau Thierry ist ein reizendes Städtchen, das etwas erhöht über dem Ufer der Marne unter den grün überwachsenen Wallresten einer alten Burg liegt. Es ist großenteils sehr weitläufig gebaut und hat viele Gärten. Nur der Kern der Stadt, eine lange Straße, die an der Kirche vorbeiläuft, und einige auf diese mündende Nebengassen zeigen dicht an einander stehende Häuser. Die alte Kirche ist dem heiligen Schuster und barmherzigen Lederdieb Crispin, französisch Crepin, geweiht, vielleicht ein Hinweis darauf, daß neben der Gerberei, die jetzt hier stark floriert, ehedem auch das Schuhmachergewerbe einen großen Teil der Einwohner nährte.

Der Chef war abends beim Diner ungewöhnlich heiter und aufgelegt. Später genoß man eine wundervolle Mondnacht auf der Gartenterrasse hinter dem Hofe.

Am nächsten Mittag (15. September) wurde, nachdem wir im Hotel Nogeant gefrühstückt hatten, nach Meaux aufgebrochen, das ungefähr fünfzig Kilometer von Chateau Thierry und nur noch etwa gleichweit von Paris entfernt ist. Auf dem Wege wieder Weinberge von ungeheurer Ausdehnung stundenlang. Wir gingen über die Marne und fuhren durch kleine Gehölze und über Ausläufer der Höhen des linken Thalrandes. Im Dorfe Lusancy wurde auf eine halbe Stunde Halt gemacht. Wir hatten jetzt vor den Wagen zum Teil Pferde aus der Beute von Sedan. Je mehr

wir uns Paris näherten, desto häufiger wurden, besonders in den Wäldchen und Baumalleen, die Wachtposten, die hier wieder aus preußischer Infanterie (mit gelben Achselklappen) bestanden, und desto seltner war in den Dörfern etwas von den Bewohnern zu bemerken. Fast nur die Schankwirte und die betagten Leute schienen zurückgeblieben zu sein. Mädchen und junge Frauen schien es nicht zu geben und Kinder eben so wenig. In Lusancy stand an einer Hausthür, mit Kreide geschrieben: „Pockenkranke."

Graf Bismarck-Bohlen verkürzte uns den Weg mit allerhand drolligen Geschichten im Rabelaisschen Geschmack. Er erzählte vom „besoffnen Perlhuhn," von Peter Ö., einem „sentimentalen Gemüte, das auch Verse atmet," und dem in Rumpenheim ein Abenteuer passiert sein soll, das nichts von Sentimentalität, aber desto mehr von derbster Komik hatte, endlich vom „Wolkenschieber" M., „der sich für ungeheuer gescheit hält und der Meinung ist, er könnte mal Bundeskanzler werden und würde es dann besser machen." Auch Keudell trug mit einer mir neuen und hübschen, aber hier nicht mitteilbaren Anekdote zur Unterhaltung bei.

Eine Strecke vor dem Städtchen Trilport fuhren wir wieder über die Marne, und zwar auf einer Brücke von roten preußischen Pontons, da sowohl die schöne neue Brücke, über die die Eisenbahn läuft, als auch die, über die nicht weit davon die Chaussee führt, von den Franzosen gesprengt war. Von dem Pfeiler neben dem zerstörten Bogen jener hingen die Schienen mit den darauf geklammerten Schwellen traurig auf die im Flußbett liegenden Quadern des Trümmersturzes hinab. Bald nachher ging es auf hölzerner Ersatzbrücke wieder über Wasser und ein Stück weiterhin abermals auf einer solchen über einen Kanal, da auch hier die ursprünglichen Übergänge unpassierbar gemacht worden waren. Es sah wie ein ziemlich nutzloses Schneiden ins eigne Fleisch aus; denn das Vordringen der Unsern konnte durch solche Zerstörungen, namentlich bei den schmalen Wasserläuften, doch kaum stundenlang aufgehalten werden.

Meaux ist eine Stadt von etwa 12000 Einwohnern in anmutiger, baumreicher Gegend. Sie hat schöne schattige Promenaden und große grüne Gärten. Die Straßen im ältern Teile des Orts sind meist eng und düster. Der Chef wohnt auf der Rue Tronchon

in dem ſtattlichen Hauſe des Vicomte de la Motte, das hinter ſich einen ausgedehnten Garten hat. Ich habe mein Quartier unmittelbar gegenüber bei einem Baron Vaudeuvre, einem alten Herrn, der ausgeflogen iſt, und an deſſen Schreibtiſch ich in aller Bequemlichkeit arbeiten kann. Auch habe ich die Wahl zwiſchen zwei verſchiednen Schlafzimmern und einem Himmelbett mit ſeidnen und einem mit leinenen oder baumwollnen Vorhängen. Endlich iſt die Ausſicht von der Studierſtube des Barons, deren Fenſter auf einen kleinen Garten mit alten Bäumen und Schlinggewächſen hinausgehen, der Art, daß man bald heimiſch wird, und die Bibliothek an der Wand könnte, wenn man zum Zeitvertreib hier wäre, gleichfalls willkommen ſein. Sie iſt gut gewählt. Ich finde in ihr unter anderm Sismondis Histoire des Français, A. Thierrys ſämtliche Schriften, Couſins philoſopiſche Eſſays, Renans Histoire religieuse, Roſſis Nationalökonomie und andre hiſtoriſche und volkswirtſchaftliche Werke. Das Haus hat eine Menge kleine Seitenſtübchen, Alkoven, Tapetenthürchen, verborgne Wandſchränke, und es wohnt in ihm außer mir niemand als unten im Erdgeſchoß die beiden heute aus Berlin angekommnen Schutzmänner, die dem Miniſter von jetzt an, wenn er ausgeht, in Zivil folgen ſollen. Ausgeht — wenn er aber nun ausreitet?

Vor Tiſche heißt es, daß ein Parlamentär aus Paris angekommen ſei, und man zeigt mir im Hofe vor dem Hauſe des Chefs einen ſchlanken dunkelhaarigen jungen Mann. Das wäre der Beſagte. Der Sprache nach ſchien er ein Engländer zu ſein.[1] Beim Diner ſind die beiden Grafen York zu Gaſte da. Sie geben uns die Erklärung, warum wir in den Dörfern ſo wenig Menſchen angetroffen haben. Im Walde haben ſie ganze Scharen von Bauersleuten gefunden, die, mit einem Teil ihrer Habe, namentlich mit dem Vieh dahin geflüchtet, ſehr erfreut geweſen ſind, als man ſie, die durchgehends ohne Waffen waren, aufgefordert hat, ohne Furcht und Sorge in ihr Dorf zurückzukehren. „Wenn ich Militär

[1] Sir Edward Malet, Sekretär bei der britiſchen Botſchaft in Paris, der am 15. September in Meaux eintraf, um eine Unterredung für Jules Favre zu erbitten. Bismarck-Regeſten I, 404. „Bismarck war außer ſich, daß die Vorpoſten ihn überhaupt durchgelaſſen haben," Roon an ſeine Frau, Meaux, 17. September 1870. Denkwürdigkeiten III⁴, 221.

wäre und zu befehlen hätte — sagte der Chef zu diesem Berichte —, so wüßte ich, wie ichs machte. Ich würde dann die, die geblieben wären, mit aller irgend möglichen Schonung und Rücksicht behandeln. Die aber, die weggelaufen sind — deren Häuser und Möbel würde ich als herrenloses Gut ansehen und danach verfahren. Und wenn ich sie selber kriegte, würde ich ihnen ihre Kühe wegnehmen und was sie sonst bei sich hätten, unter der Behauptung, sie hätten es gestohlen und sich damit in den Wald versteckt. Es wird übrigens besser werden — wenn sie nur erst gewahr worden sind, daß die verschiednen Saucen, mit denen wir kleine Franzosenkinder verspeisen, erlogen sind."

Freitag, den 16. September. Früh prachtvoller, sonnenheller Morgen und tiefblauer Himmel über Bossuets Stadt. Ich übersetzte früh für den König einen Brief, den James Purkinson, ein englischer Prophet, an ihn gerichtet hat, und worin ihm geweissagt wird, wenn er dem Blutvergießen nicht Einhalt thue, so werde ihn die Rache des Himmels für den „Mord der Dänen" und „das Blut der Söhne Österreichs" treffen, mit deren Vollzug der Kaiser Napoleon beauftragt sei. Die Ermahnung datiert vom 29. August; drei Tage später hätte sie der Telegraph verhütet. Der zudringliche Hansnarr, der sie geleistet hat, hätte übrigens wie einige höher gestellte englische Hansnarren, die sich in unsre Angelegenheiten mischen, etwas besseres thun, er hätte sich erinnern können, daß England vor seiner Thüre zu fegen hat, daß wir in einem gerechten Kriege uns nur gegen die schnödeste Anmaßung wehren, und daß wir noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, friedliche Dörfer mutwillig zu verbrennen und Menschen mit Kanonen zu „zerblasen" wie seine Landsleute in zehnmal weniger gerechten Kriegen.

Der junge schwarzköpfige Gentleman von gestern, der ein Parlamentär sein sollte, und mit dem sich der Chef abends bei einer Flasche Kirschwasser noch geraume Zeit unterhalten hat (wobei Kammerdiener Engel, als ich über den Vorsaal gehen mußte, wißbegierig das Ohr am Schlüsselloch hatte), ist Sir Edward Malet, ein Attaché der englischen Gesandtschaft in Paris. Er hat einen Brief von Lord Lyons überbracht, worin angefragt wird, ob der Graf mit Favre über die Bedingungen eines Waffenstillstandes unterhandeln wolle. Der

Kanzler soll ihm geantwortet haben: „Über die Bedingungen eines Friedens, ja, über die eines Waffenstillstandes, nein.“[1]

Aus Briefen von Berliner Freunden ersehe ich, daß manchen wohlmeinenden und patriotischen Leuten der Gedanke, das zu behaltende französische Gebiet nicht zu Preußen zu schlagen, nicht in den Kopf will. Ein Schreiben Heinrich von Treitschkes in Heidelberg fürchtet, daß man das Elsaß und Deutsch-Lothringen Bayern geben könne, und sieht daraus einen neuen Dualismus erwachsen.[2] Er meint in einer Zuschrift an den Chef, „daß allein Preußen die Kraft besitzt, die deutschen Provinzen Frankreichs wieder zu germanisieren, liegt ja auf flacher Hand.“ Er weist auf „die im Norden allzuwenig beachtete Thatsache hin, daß alle vernünftigen Männer im Süden das Elsaß in Preußens Händen zu sehen wünschen,“ und erklärt: „Es ist ein großer Irrtum, wenn man im Norden wähnt, den Süden mit Land und Leuten belohnen zu müssen.“ Woher er das von dem Irrtume hat, weiß ich nicht. Bei uns hegt ihn meines Erachtens niemand. Ich denke, man meint hier, daß es genügt, wenn der Lohn des Südens in seiner endlichen Sicherstellung gegen die französische Eroberungslust besteht. Andre Gedanken des Briefschreibers könnten unter Umständen richtig sein. Unzweifelhaft richtiger und den obwaltenden Verhältnissen entsprechender ist der von mir früher verzeichnete Gedanke unsers Chefs, die Provinzen zu Reichsland und damit nicht zu einem Gegenstande des Neides und der Verstimmung der Verbündeten Preußens, sondern zu einem Vereinigungspunkte und Bindemittel des Südens mit dem Norden zu machen.

Von Willisch höre ich, daß sich in Berliner Kreisen gewisse Befürchtungen geltend machen, die ihren Ursprung in der Umgebung der Königin haben sollen. Man will, durch Laon ängstlich geworden, den König nicht in Paris einziehen sehen, da ihm dort etwas passieren könne. Wrangel hat in diesem Sinne an ihn tele-

[1] Dies war der Inhalt des Schreibens an Lord Lyons in Paris vom 15. September mit der Mitteilung einer Depesche an Graf Bernstorff in London vom 12. September. Bismarck-Regesten I, 404.

[2] Es ist Treitschkes Flugschrift: Was fordern wir von Frankreich? Datiert Heidelberg, 30. August 1870, jetzt in der Sammlung: Zehn Jahre deutscher Kämpfe I², 321 ff.

graphiert, und er sei, heißt es, in der That jetzt nicht mehr geneigt, nach Paris zu gehen, sondern gedenke die weitere Entwicklung der Dinge in Ferrières, der Besitzung Rothschilds, abzuwarten, die etwa auf halbem Wege zwischen Meaux und Paris liegen soll.

Beim Diner ist Fürst Hohenlohe als Gast zugegen. Der Chef ist ebenfalls anwesend, nachdem er vom Essen beim Könige zurückgekehrt ist. Man erfährt, daß der Mittelpunkt der Verwaltung der von unsrer Armee okkupierten französischen Provinzen, abgesehen von Elsaß und Lothringen, Reims werden, daß der Großherzog von Mecklenburg als Generalgouverneur an die Spitze der dortigen Oberbehörden treten, und daß Hohenlohe unter ihm eine Stelle einnehmen soll.

Im Gespräch sagt der Chef zu seinem Vetter, der über Übelbefinden klagt: „Wie ich so alt wie du war (jener zählt achtunddreißig Jahre), da war ich noch ganz intakt und konnte mir alles zumuten, aber in Petersburg, da kriegte ich den ersten Knax.“[1]

Jemand lenkt das Gespräch auf die Stadt Paris und die Franzosen neben den Elsässern, und der Chef äußert sich ausführlich über das Thema, wobei er zuletzt zu mir spricht — wohl eine Erlaubnis oder ein Wink, seine Worte oder deren Sinn in die Zeitungen zu bringen. Die Elsässer und Deutsch-Lothringer, so sagt er, lieferten den Franzosen viele tüchtige Leute, vorzüglich für die Armee, wären aber bei ihnen gering geachtet, brächten es selten zu höhern Stellen im Staatsdienste und würden von den Parisern durch allerhand Anekdoten und Karikaturen verspottet, wie die Irländer von den Londonern. „Das geht übrigens — so fuhr er fort — andern französischen Provinzialen auch so, wenn auch nicht so schlimm. Frankreich zerfällt gewissermaßen in zwei Nationen: Pariser und Provinziale, und diese sind die freiwilligen Heloten der andern. Es gilt jetzt der Emanzipation, der Befreiung Frankreichs von der Herrschaft der Pariser. Wer sich draußen in der Provinz fühlt, wer sich was werden zu können getraut, der siedelt nach Paris über, wird dort in die herrschende Kaste aufgenommen und herrscht dann mit. — Ob wir ihnen nicht den Strafkaiser aufnötigen? Es ist immer noch möglich; denn die Bauern wollen

[1] S. u. E. I, 234 ff.

nicht tyrannisiert sein von Paris. Frankreich ist eine Nation von Nullen, eine Herde; sie haben Geld und Eleganz, aber keine Individuen, kein individuelles Selbstgefühl — nur in der Masse. Es waren dreißig Millionen gehorsame Kaffern, jeder einzelne von ihnen ohne Klang und Wert — nicht einmal mit den Russen und Italienern auf einen Fuß zu stellen, geschweige denn mit uns Deutschen. Es war leicht, aus diesen Person- und Charakterlosen eine schockweise Masse zu bilden, die die andern erdrückte, so lange sie noch nicht einig waren."

Abends auf Befehle und Erläuterungen des Chefs hin mehrere Aufsätze gemacht. Themata: Die Liebhaber der Republik in Deutschland, die Leute von der Farbe Jacobys, die sozialistischen Demokraten und ihre Verwandten wollen nichts von Abtretungen Frankreichs an uns wissen; denn sie sind in erster Linie Republikaner und dann erst ein wenig Deutsche. Die Sicherstellung Deutschlands durch den Gewinn von Straßburg und Metz ist ihnen als eine Sicherstellung gegen die von ihnen herbeigewünschte Republik, als eine Schwächung der Propaganda für diese Staatsform, als eine Verminderung der Aussichten auf ihre Verbreitung über den Rhein verhaßt. Ihre Partei geht ihnen über ihr Vaterland. Die Bekämpfung Napoleons war ihnen recht, weil er der Gegner ihrer Doktrin war; seit die Republik an seine Stelle getreten ist, sind sie Franzosen an Gesinnung und Neigung. — Rußland hat das Verlangen einer Revision des Vertrags geäußert, der das Ergebnis seiner Niederlagen im Krimkriege war. Die Abänderung gewisser Punkte dieses Traktats, die es im Auge hat, ist eine solche, wofür die Billigkeit spricht. Der Pariser Frieden enthält in betreff des Schwarzen Meeres Bestimmungen, die ungerecht sind, da die Küsten dieses Gewässers zum großen Teil zu Rußland gehören.[1] Dies soll aber vorsichtig ausgedrückt werden, wie das russische Wort besagt, das der Kanzler an den Rand des Ausschnittes aus der Berliner Zeitung geschrieben hat, der zu dem Artikel veranlaßte.

Die Vermutung, der Kronprinz meine, man müsse die Bayern und Schwaben, wenn sie nicht in die deutsche Einheit hereinwollten, nach der Maxime: Der Bien muß, behandeln, ist richtig. Ich höre,

[1] Vgl. E. u. G. II, 204.

daß er in oder bei Donchery mit dem Kanzler davon gesprochen, dieser aber dagegen Verwahrung eingelegt hat.[1]

Sonnabend, den 17. September. Früh mit Willisch eine Stunde spazieren gegangen, nach der grünen Marne hinab, wo Weiber an einer großen öffentlichen Waschanstalt mit Schlägeln Hemden und Bettzeug reinigen, nach der alten Brücke, über deren einer Hälfte sich Mühlgebäude von mehreren Stockwerken erheben, und nach der Vorstadt auf dem linken Ufer des Stroms. Am Ende der Rue Cornillon folgt wieder eine Brücke, die aber gesprengt ist. Sie hat über eine Schlucht oder einen tiefen Durchstich geführt, durch den ein Kanal geht. Die Störung des Verkehrs, die die Sprengung veranlaßt hat, ist von unsern Pontonieren schon insofern wieder beseitigt, als nicht weit von dem Trümmersturz, der den Kanal verschüttet hat, eine Notbrücke errichtet ist, über die einzelne Reiter einer soeben ankommenden Schwadron bayrischer Kürassiere einer nach dem andern passieren können.

Auf dem Rückwege begegnen wir einer großen Wagenkolonne mit Armeevorräten, die von der Sprengungsstelle bis tief in die Stadt hineinreicht. An einer Ecke finden sich mehrere Anschläge, darunter eine meilenlange Ansprache Viktor Hugos an die Deutschen, weinerlich und hochtrabend, empfindsam und pomphaft zugleich, Rührei mit dicken Phrasenrosinen drin — echt französisch. Wofür der komische Mann uns halten muß, wenn er meint, daß unsre Pommern und Ostpreußen mit ihrem Menschenverstande solches Gequassel mögen können. Ein Blusenmann, der es halb laut neben mir las, sagte zu mir: C'est bien fait, Monsieur, n'est — ce pas? Ich erwiderte, es thäte mir in der Seele leid, ihm sagen zu müssen, daß es kompletter Unsinn wäre. — Was er da für ein Gesicht machte![2]

Wir besuchen die Kirche, ein schönes altes Gebäude mit vier Reihen gotischer Säulen, das in dem Kapellengang hinter dem Chor einen in passendem Stil ausgeführten großen Anbau erhalten hat. Zur Seite des Chors, rechter Hand, wenn man

[1] Beide hatten dort am 3. September eine längere Unterredung über die Kaiseridee und Elsaß. K. Friedrichs Tagebuch vom 3. September.

[2] Aux Allemands. Abeken S. 416 nennt ihn „einen tollen Aufruf"; er wurde am Abend des 16. September beim König von Fürst Radziwill vorgelesen.

durch das Hauptportal hereinkommt, ist ein Marmordenkmal Bossuets, der hier Bischof war und vermutlich auf der Kanzel dieser Kirche gepredigt hat. Der berühmte Verfasser der vier Artikel der gallikanischen Kirche ist hier sitzend dargestellt.

Bei Tische fehlte der Chef, wie er denn diesen Tag bis gegen Abend nicht sichtbar war. Man hörte dann, er sei zu seinem Sohne Bill geritten, der dritthalb Meilen von Meaux bei seinem Regimente stand. Er hatte ihn wohl und munter gefunden. Dann berichtigte er seine Mitteilungen über die Mut- und Kraftproben des jungen Grafen, die oben verzeichnet sind, in einigen Punkten. Danach war Graf Bill während der Attacke bei Mars la Tour etwa fünfzig Schritt vor dem französischen Karree mit seinem Pferde über einen vor ihm liegenden toten oder verwundeten Gaul gestürzt. „Er schoß eine Lerche — sagte der Chef —, rappelte sich nach einigen Augenblicken wieder auf und führte seinen Braunen im Kugelregen zurück, da er nicht aufsteigen konnte. Er fand dann einen verwundeten Dragoner, setzte ihn auf sein Pferd und gelangte, indem er sich mit diesem gegen das Feuer von der einen Seite deckte, zu seinen Leuten zurück. Das Pferd fiel tot nieder, nachdem Deckung erreicht war."

Heute nach gestriger Information früh und am Nachmittag viel gearbeitet und u. a. folgenden für die Denkart des Kanzlers charakteristischen Gedanken in einem Artikel Gestalt gegeben:

„Die Morgenausgabe der Nationalzeitung vom 11. September enthielt einen Aufsatz: »Auf Wilhelmshöhe«, der, indem er, namentlich in seinem ersten Abschnitte, über die rücksichtsvolle Behandlung des Gefangnen von Sedan klagt, einem weitverbreiteten Irrtume huldigt. Die »Nemesis« hätte gegen den Mann des zweiten Dezembers, den Urheber der Sicherheitsgesetze, den Anstifter des mexikanischen Trauerspiels, den Anzettler des jetzigen greuelvollen Krieges weniger galant sein sollen. Der Sieger sei »allzuritterlich« gewesen. So urteile das »Volksgemüt«, dem der Verfasser dann Beifall zu geben scheint. Wir teilen diese Ansicht in keiner Weise. Allerdings ist die öffentliche Meinung nur zu sehr geneigt, politische Verhältnisse und Ereignisse in der Weise von privatrechtlichen und privaten überhaupt aufzufassen und unter anderm zu verlangen, daß bei Konflikten zwischen Staaten der

Sieger sich mit dem Moralkodex in der Hand über den Besiegten zu Gericht setze und ihn für das, was er gegen ihn, womöglich auch für das, was er gegen andre begangen, zur Strafe ziehe. Ein solches Verlangen ist aber völlig ungerechtfertigt; es stellen heißt die Natur politischer Dinge, unter die die Begriffe Strafe, Lohn, Rache nicht gehören, gänzlich mißverstehen, ihm entsprechen hieße das Wesen der Politik fälschen. Die Politik hat die Bestrafung etwaiger Versündigungen von Fürsten und Völkern gegen das Moralgesetz der göttlichen Vorsehung dem Lenker der Schlachten zu überlassen. Sie hat weder die Befugnis noch die Pflicht, das Richteramt zu üben, sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein zu fragen: Was ist hierbei der Vorteil meines Landes, und wie nehme ich diesen Vorteil am besten und fruchtbarsten wahr? Gemütliche Regungen haben auf dem Gebiete der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht als auf dem des Handels. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehe.

„Indem wir diese Grundsätze auf unsern Fall, auf das Verfahren gegen den besiegten und gefangnen Kaiser der Franzosen anwenden, erlauben wir uns die Frage: Wie kämen wir dazu, den zweiten Dezember, die Sicherheitsgesetze, die Vorgänge in Mexiko — wie sehr wir das alles mißbilligen mögen — an ihm zu strafen? Nicht einmal an Rache für den jetzt von ihm heraufbeschwornen Krieg erlaubt uns das Gesetz der Politik zu denken, und gestattete es den Gedanken, so wäre nicht bloß an Napoleon, sondern so ziemlich an jedem einzelnen Franzosen, etwa in der von der Nationalzeitung erwähnten Blücherschen Weise, Rache zu nehmen; denn ganz Frankreich hat, wie seine fünfunddreißig Millionen Einwohner die mexikanische Expedition guthießen, auch den jetzigen Krieg, und zwar mit dem höchsten Eifer, gewollt. Deutschland hat sich einfach die weitere Frage vorzulegen: Was nützt uns unter so bewandten Umständen mehr, ein schlecht behandelter oder ein gut behandelter Napoleon? und wir denken, daß die Frage sich nicht schwer beantworten läßt.

„Auch 1866 ist es nach diesen Grundsätzen gehalten worden. Könnte man in gewissen Maßregeln dieses Jahres, gewissen im Prager Frieden enthaltnen Bestimmungen Rache für vorhergegangne

Beleidigungen, Strafe für die Sünden erblicken, die den Krieg von damals herbeiführten, so wären diejenigen, die unter jenen Maßregeln und Bestimmungen litten, wirklich nicht gerade die gewesen, die am meisten die Rache herausgefordert und die schwerste Strafe verdient hätten. [Das Sachsen des Herrn von Beust ist aus jener Krisis ohne irgendwelche Landesschmälerung hervorgegangen, und Österreich hat ebensowenig einen Verlust an Gebiet erlitten.]" Das Eingeklammerte war bei der Information wörtlich vom Minister gesagt worden; er strich es aber bei der Durchsicht, indem er lächelnd bemerkte: „Wollen doch lieber keine Namen nennen."[1]

Sonntag, den 18. September. Früh Aufsätze für Berlin, Hagenau und Reims gemacht. Unter anderm handelte es sich dabei um die Favresche Phrase: La république c'est la paix. Der Gedankengang war dabei in der Hauptsache folgender. Frankreich hat in den letzten vierzig Jahren immer und unter allen Gestalten der Friede sein wollen und ist immer und unter allen Gestalten das strikte Gegenteil davon gewesen. Vor zwanzig Jahren wollte das Kaisertum, jetzt will die Republik der Friede sein. 1829 hieß es: die Legitimität ist der Friede, und zu gleicher Zeit kam ein russisch-französisches Bündnis zum Abschluß, das nur durch die Revolution von 1830 gehindert wurde, seinen Zweck, einen Angriffskrieg gegen Deutschland, zu erfüllen. Daß die „friedliche" Regierung des „Bürgerkönigs" uns 1840 den Rhein nehmen wollte, ist ebenfalls bekannt, und unvergessen ist, daß das zweite Kaiserreich mehr Kriege geführt hat, als unter allen andern Regierungsformen vorgekommen sind. Wir können daraus schließen, was wir von Herrn Favres Versicherung in betreff seiner Republik zu erwarten haben. Allen solchen Vorspiegelungen hat Deutschland das Wort entgegenzusetzen: La France c'est la guerre! und dieser Überzeugung gemäß handeln wir, wenn wir die Abtretung von Metz und Straßburg fordern. Falls die Angaben eines Berichts aus Amerika, dem ein Telegramm vorausgeeilt zu sein scheint, nicht

[1] Die Stelle ist so charakteristisch für Bismarcks kluges Verfahren auch in Kleinigkeiten, daß wir keine Bedenken tragen, sie zu bringen, da heute niemand mehr daran Anstoß nehmen wird. Wie man in Preußen über die sächsische und die österreichische Politik des Jahres 1866 dachte, ist zudem bekannt; ob man damit recht oder unrecht hatte, ist hier gleichgiltig.

eine Täuschung absichtlicher oder unabsichtlicher Art zur Ursache haben, so wäre ein Attentat auf das Leben des Bundeskanzlers beabsichtigt gewesen oder noch beabsichtigt. Ein durchaus achtbarer, den bessern Ständen angehöriger Mann, der Oberst Wiegel in Baltimore, will in einem dortigen Bierhause gehört haben, wie ein Mensch, den er deutlich beschreiben kann, und der der Sprache nach ein Österreicher sein müsse, zu einem andern geäußert habe, er werde, falls ein Krieg ausbreche, Bismarck erschießen. Er habe, so erzählte er weiter, zunächst nicht viel auf die Äußerung gegeben. Aber kurz nachher habe er den Burschen an Bord eines Bremer Dampfers, der nach Europa bestimmt gewesen sei, wieder gesehen, auch habe ihm zweimal geträumt, daß der Bösewicht ein Pistol auf einen Offizier in einem Zelte abzudrücken im Begriff sei, der nach Photographien Bismarck sein müsse. Infolgedessen sind wohl die Schutzmänner herbeordert worden. Die Vorsehung wird aber das Beste thun müssen, wenn die Sache nicht etwa eine pia fraus ist, bestimmt, den Kanzler zu bewegen, überhaupt mehr auf seiner Hut zu sein.

Der Chef ist heute mit beim Frühstück, an dem zwei von den Gardedragonern teilnehmen. Beide haben das Eiserne Kreuz. Der Minister küßt den einen und nennt ihn du. Ich höre, daß er der Leutnant Philipp von Bismarck und ein Brudersohn des Chefs ist. Der andre ist der Adjutant von Dachröden. Der Neffe des Kanzlers, im Frieden beim Kammergericht, macht den Eindruck eines tüchtigen und bescheidnen Menschen. Als der Minister sich freute, daß er das Eiserne Kreuz auf den Vorschlag seiner Kameraden bekommen habe, erwiderte er, er habe es wohl bloß der Anciennität nach. Beim Thee fragte ihn der Chef in Bezug auf den Prinzen Leopold von Hohenzollern, der bei seinem Regimente steht: „Ist der denn auch Soldat oder bloß Färschte?“ Die Antwort lautete günstig. Der Minister erwiderte: „Das ist mir lieb. Mich hat das sehr für ihn eingenommen, daß er seine Wahl zum Könige von Spanien seinem Kommandeur auf dienstlichem Wege angezeigt hat.“ Bohlen berichtet, einer von der Umgebung eines unsrer hohen Herrn habe dieser Tage gemeint, die Verpflegung des Kaisers Napoleon auf Wilhelmshöhe werde doch erschrecklich viel kosten. Der Chef bemerkt dazu: „Ja, der denkt wohl, weil er der Ge-

fangne aller deutschen Fürsten ist, so muß sein Serenissimus pro rata dazu beitragen. Daß Napoleon übrigens eine Hofhaltung auf Kosten des Königs hat, ist von der Königin veranlaßt worden. Der König wollte ihm nur einen Kammerdiener zur Beaufsichtigung beigeben. »Die Frauen übertreiben immer«, sagte er selber zu mir."

Es wurde erwähnt, daß der bei Sedan in Gefangenschaft geratne General Ducrot zum Danke dafür, daß man ihm gegen sein Ehrenwort mehr Freiheit als andern gestattet habe, auf dem Wege nach Deutschland — ich glaube, es war in Pont à Mousson — schmählicherweise durchgebrannt sei. Der Chef bemerkte dazu: „Wenn man solche Schurken, die ihr Wort gegeben haben — andre, die ausreißen, sind nicht zu tadeln —, wiederkriegt, so sollte man sie hängen in ihren roten Hosen und auf das eine Bein parjure und auf das andre infame schreiben. Inzwischen muß das in der Presse ins rechte Licht gestellt und der Bursche madig gemacht werden."

Als von der grausamen Kriegführung der Franzosen die Rede war, äußerte der Minister: „Zieht man von einem solchen Gallier die weiße Haut ab, so hat man einen Turko vor sich."

Nachzutragen: Heute war der württembergische Kriegsminister von Suckow ziemlich lange drüben beim Chef, und es heißt, daß es im Schwabenlande mit der deutschen Sache recht gut stehe.[1]

[1] Albert von Suckow, aus einer mecklenburgischen, aber seit 1807 in Württemberg heimisch gewordnen Familie, geboren 13. Dezember 1828 in Ludwigsburg, trat 1848 in ein württembergisches Infanterieregiment ein, gehörte seit 1855 dem Generalquartiermeisterstabe an, machte den Feldzug von 1866 als Major im Generalstabe mit, half dann an der Reorganisation der württembergischen Truppen als Adjutant des Kriegsministers von Wagner mit, wurde 1868 Oberst und Chef des Generalstabs, 17. Januar 1870 Generalmajor und Generalquartiermeister, 23. März Chef des Kriegsdepartements, 19. Juli Generalleutnant und Kriegsminister. „Ein Feuerkopf von unaufhaltsamer Logik, unerschrockner Thatkraft und rastlosem Thatendrang, ein Mann von allseitig durchdachten Grundsätzen, ein Idealist, der aus der Begeisterung für seine Ideale den felsenfesten Glauben an den Sieg der guten Sache zog und sich durch keine Feinde und keinen Zweifel irre machen ließ" (Sybel VI, 216), war Suckow schon im September 1866 in einem Bericht an König Karl offen für den militärischen und politischen Anschluß Württembergs an Preußen eingetreten, hatte 1868 Moltkes und Bismarcks Vertrauen gewonnen und die Flugschrift Arkolays 1869, die in diesem Unterschiede den Untergang der süddeutschen Staaten sah,

Weniger erfreulich sähe es in Bayern aus, und namentlich wäre der Minister Graf Bray-Steinburg so unnational, als er in Anbetracht der Umstände nur sein könnte.

Nachmittags erschien in meinem Hause ein Herr Helwig oder Helwitz, der sich ganz unbefangen mit seinen zwei Koffern unten bei den Schutzleuten einquartierte. Er hatte dann mit dem Chef eine Unterredung und soll seines Zeichens Kaufmann sein und für den Grafen Pierrefonds reisen.

Montag, den 19. September. Früh besorgte ich für das Militärkabinett einen deutschen Auszug aus einem an den König gerichteten englischen Briefe. Der Verfasser, der von den Plantagenets abstammen will, ist der ehemalige Lokomotivführer Weale in Jenley, Pembrokeshire. Er hat offenbar wie jener Purkinson, der sich vor einigen Tagen mit seinen Prophezeiungen herandrängte, einen Sparren im Kopfe, aber dieser ist gutartiger Natur. Mit gottseligen Redensarten warnt er in schrecklicher Orthographie auf Grund eines Gesprächs zwischen einem Irländer und einem Franzosen, dem er zugehört haben will, vor den Fallen und Schlingen, die den Preußen in den Wäldern von Meudon, Marly und Bondy gelegt sind. Schließlich segnet er den König, sein Haus und alle seine Unterthanen.

Man hört für gewiß, daß Jules Favre heute um zwölf Uhr[1] hier eintreffen will, um mit dem Chef zu verhandeln. Schönes Wetter hat er dazu. Gegen zehn Uhr kommt Graf Bismarck-Bohlen vom Kanzler herunter. Es soll gleich fortgehen, nach Schloß Ferrières, vier oder fünf Stunden Wegs von hier. Über Hals und Kopf wird eingepackt. Mit Mühe verschafft mir Theiß

---

kraftvoll widerlegt in der (anonymen) Schrift: „Wo Süddeutschland Schutz für sein Dasein findet." Am 6. September 1870 beauftragte ihn König Karl, dem König Wilhelm das Großkreuz des Militärverdienstordens zu überreichen und diesem zu sagen, „man solle nicht an seiner Gesinnung zweifeln." Suckow entledigte sich seines Auftrags am 17. September in Meaux und wurde darauf auch von Bismarck empfangen. Vgl. Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrat II, 155 f. 331 ff. (nach Aufzeichnungen Suckows). A. D. B. 37, 108 f.

[1] Abeken S. 407: „Am Sonntag abend kam die Anfrage, ob Favre den Minister sprechen könne, Ferrières, Dienstag, den 20. September, abends." Bismarck forderte ihn dazu auf in Meaux für den 19. durch ein Schreiben, das Prinz Biron überbrachte. Bismarck-Regesten I, 404.

von der Wäſcherin mein Zeug wieder. Dann heißt es, Abeken und ich ſollen mit einem Wagen und einem Diener noch dableiben und ſpäter nachkommen. Wir frühſtückten zuletzt um elf Uhr mit dem Chef, wobei es einen köſtlichen alten weißen Bordeaux gab, den die Beſitzerin des Hauſes, beiläufig eine Legitimiſtin, dem Miniſter verehrt hatte, wie es ſchien, weil wir ihr und den Ihrigen nichts zu Leide gethan hatten. Die legitimiſtiſche Geſinnung der alten Dame hatte der Chef aus dem Luzerner Löwen über ſeinem Bette geſchloſſen.

Achtes Kapitel

Bismarck und Favre in Haute-Maison — Zwei Wochen im Schlosse Rothschilds

Jules Favre ließ am 19. September um zwölf Uhr mittags noch auf sich warten, und es wurde aufgebrochen. Doch ließ der Minister auf der Mairie einen Brief für ihn zurück und sagte dem Diener unsrer Vicomtesse, er möge ihn, falls er noch käme, darauf aufmerksam machen. Der Chef und die Räte waren bei dieser Tour nach dem Landsitze des Pariser Goldonkels zu Pferde und ritten nach einiger Zeit den Wagen voraus, von denen ich das Innere des zweiten allein einnahm. Wir fuhren erst bei der Wohnung des Königs vorbei, die sich in einem schönen schloßartigen Hause an der Promenade befand, und dann aus der Stadt hinaus nach dem Kanal auf dem linken Ufer des Flusses, bis wir auch jenen auf einer Notbrücke überschritten. Beim Dorfe Mareuil stieg der Weg etwas bergan, und wir gelangten auf eine Art Vorstufe des Höhenzugs, der auf dieser Seite den Kanal und den Strom begleitet, wo man durch wohlkultiviertes Land, Gemüsegärten, Obstbäume und Rebenpflanzungen mit blauen Trauben weiterfuhr.

Hier kam uns zwischen den Dörfern Mareuil und Montry, an einer Stelle, wo die Chaussee unter breitwipfligen Bäumen stark bergab ging, eine zweispännige Kutsche mit zugeklappter Decke entgegen, in der drei Herren im Zivilanzuge und ein preußischer Offizier saßen. Unter den Zivilisten befand sich ein ältlicher graubärtiger Herr mit hervortretender Unterlippe. „Das ist Favre — sage ich zum Kanzleidiener Krüger, der hinter mir sitzt —, wo ist der Minister?“ — Er war nicht zu sehen, aber wahrscheinlich vor uns und der langen Kolonne von Fuhrwerken, die, zum Teil hoch

beladen, uns die Aussicht versperrten. Ich ließ rascher fahren, und nach einer Weile begegnete uns der Chef, mit Keudell zurückreitend, in einem Dorfe, das, glaube ich, Chessy hieß, und wo Bauern ein totes Pferd mit Stroh und Häckerling bedeckt hatten — Stoffen, die man angezündet hatte, und die einen ganz abscheulichen Geruch verbreiteten.

„Favre ist vorbei, Exzellenz — sagte ich —, da hinauf."

„Weiß schon," erwiderte er lächelnd und trabte weiter.

Tags nachher (20. September) erzählte uns Graf Hatzfeldt einiges von der Begegnung des Bundeskanzlers mit dem Pariser Advokaten und Regenten. Der Minister, der Graf und Keudell waren uns eine gute halbe Stunde Wegs vorausgewesen, als Hofrat Taglioni, der sich im Wagenzuge des Königs befand, ihnen gesagt hatte, daß Favre vorbeigefahren sei. Er war eine andre Straße gekommen und hatte die Stelle, wo diese in die unsrige mündete, später als der Chef und seine Begleiter passiert. Der Chef war ungehalten, daß er davon nicht eher benachrichtigt worden wäre. Hatzfeldt jagte Favre dann nach und kehrte, als er ihn gefunden hatte, mit ihm um. Nach einer Weile kam ihnen Graf Bismarck-Bohlen entgegengeritten, der es dem mit Keudell noch weit entfernten Minister melden mußte. Endlich sahen sie diesen bei Montry herankommen. Man wollte hier mit den Franzosen in ein Haus. Sie wurden aber auf das hochliegende Schlößchen Haute-Maison, zehn Minuten Wegs von da, als auf einen geeignetern Ort aufmerksam gemacht, und so begab man sich dahin.

Hier trafen sie zwei württembergische Dragoner, von denen der eine seinen Karabiner nehmen und vor dem Hause Wache stehen mußte. Auch ein französischer Bauer fand sich vor, der im Gesichte aussah, als ob er eben eine Tracht Prügel bekommen hätte, und den man fragte, ob es hier wohl etwas zu essen und zu trinken gäbe. Während sie noch mit ihm sprachen, trat Favre, der inzwischen mit dem Kanzler hineingegangen war, auf einen Augenblick heraus und hielt seinem Landsmann eine Rede voll Pathos und Hochsinn. Es wären Überfälle vorgekommen, das dürfe nicht sein. Er sei kein Spion, sondern Mitglied der neuen Regierung, die das Wohl des Vaterlandes in die Hand genommen und dessen Würde zu vertreten habe, und er fordere ihn im Namen des Völker-

rechts und der Ehre Frankreichs auf, zu wachen, daß man diese Stätte heilig halte. Seine, des Regenten, und ebenso seine, des Bäuerleins, Ehre heischten dies gebieterisch, und dergleichen schöne Sachen mehr. Der gute dumme Bauernknabe zeigte bei diesem Wortschwall ein sehr einfältiges Gesicht, er verstand davon offenbar so wenig, als ob es griechisch gewesen wäre, und machte eine Figur, daß Keudell sagte: „Wenn der uns vor Überfall behüten soll, da ist mir der Soldat dort doch viel lieber."

Von andrer Seite erfuhr ich diesen Abend noch, daß Favre von den Herren Rink und Hell, frühern Legationssekretären Benedettis, und von dem Fürsten Biron begleitet gewesen sei, und daß man für ihn im Dorfe beim Schlosse Ferrières Quartier bestellt habe, da er sich weiter mit dem Chef zu besprechen wünsche. Keudell aber erzählte: „Als der Bundeskanzler aus dem Zimmer, wo er mit Favre verhandelt hatte, wieder heraustrat, fragte er den Dragoner vor der Thür, woher er wäre. — »Aus Schwäbisch-Hall.« — »Na, Sie können sich was darauf einbilden, bei der ersten Friedensverhandlung in diesem Kriege Wache gestanden zu haben."[1]

Wir andern hatten mittlerweile eine Zeit lang in Chessy auf die Rückkunft des Kanzlers gewartet und waren dann, vermutlich mit dessen Erlaubnis, weiter gefahren, bis wir nach ungefähr zwei Stunden Ferrières erreicht hatten. Auf dem Wege passierten wir den Rand der Zone, die die Franzosen um Paris herum geflissentlich verwüstet hatten. Doch war die Zerstörung hier noch mäßig; nur schien die Bevölkerung der Dorfschaften, die wir berührten, von den Mobilgarden zum großen Teil verjagt worden zu sein. Nirgends hörte man meines Wissens einen Hund, dagegen sahen wir in einigen Höfen Hühner umhergehen. An den meisten Thüren, an denen wir vorüber kamen, stand mit Kreide geschrieben: „Korporalschaft N." oder „1 Offizier und 2 Pferde" oder etwas andres der Art. In den Dörfern stieß man zuweilen auf städtisch gebaute Häuser, und seitwärts lagen Villen und Schlösser mit Parks, was auf die Nähe der Großstadt deutete. Bei dem einen der Dörfer, durch die wir kamen, lagen viele Hunderte ausgetrunkner Weinflaschen im Graben und auf dem Felde neben der Straße, hier und da zehn bis zwölf

[1] Die erste Unterredung, Bismarck-Regesten I, 404; vgl. Abeken 417.

bei einander. Ein Regiment hatte hier eine gute Quelle entdeckt und bei ihr Rast gehalten. Von Wachtposten an der Landstraße und andern Vorsichtsmaßregeln, wie man sie vor Chateau Thierry und Meaux getroffen hatte, war hier nichts zu bemerken, was für den Chef, wenn er spät und mit schwacher Begleitung nachkam, bedenklich werden konnte.

Endlich, als es zu dämmern begann, fuhren wir in das Dorf Ferrières und bald darauf in das daneben gelegne Gut Rothschilds hinein, in dessen Schlosse der König und mit ihm die erste Staffel des großen Hauptquartiers für längere Zeit Wohnung nahmen. Der Minister sollte in den letzten drei Zimmern im ersten Stock des rechten Flügels Quartier haben, wo er auf die Wiesen, den Teich und den Park des Schlosses hinaussah; das Büreau nahm eine der größern Stuben des Parterres in Beschlag, und in einer kleinern auf demselben Korridor sollte gespeist werden. Baron Rothschild war ausgeflogen und in Paris und hatte nur einen Bettmeister oder Kastellan, der sich auf das Wichtigthun verstand, sowie drei oder vier dienstbare Geister weiblichen Geschlechts zurückgelassen.

Es war schon dunkel, als der Chef auch eintraf und sich bald nachher mit uns zu Tische setzte. Während wir noch aßen, ließ Favre anfragen, wann er kommen könne, um die Unterhandlungen fortzusetzen, und von halb zehn bis nach elf Uhr hatte er in unserm Büreau mit dem Kanzler eine Konferenz unter vier Augen.[1] Als er wieder ging, sah er — „vielleicht noch Rest einer Mimik, die drinnen rühren gesollt," bemerkt mein Tagebuch — bedrückt, niedergeschlagen, fast verzweifelnd aus. Die Besprechung schien also noch zu keiner Verständigung geführt zu haben; die Herren in Paris mußten erst mürber werden. Im übrigen erschien ihr Gesandter und Vertreter als ein ziemlich großer Mann mit grauem Backenbart, der sich um das Kinn zog, etwas jüdischem Gesichtstypus und dicker, hängender Oberlippe.

Beim Diner hatte der Chef, daran anknüpfend, daß der König nach Clayes gefahren war, um einen Angriff von unsrer Seite zu verhüten, u. a. davon gesprochen, daß manche unsrer Generale

[1] Die zweite Besprechung, a. a. O.

„die Hingebung des Troupiers in unverantwortlicher Weise gemißbraucht habe, um zu siegen.“ — — — „Zwar mögen — so fuhr er fort — die hartherzigen Bösewichter im Generalstabe Recht haben, wenn sie sagen, falls die fünfmalhunderttausend Mann, die wir jetzt etwa in Frankreich haben, draufgingen, so wäre das eben unser Einsatz beim Spiel, wenn wir nur gewännen. Aber den Stier bei den Hörnern fassen, ist leichte Strategie.“ — „Die obere Leitung ist — so bemerkte er ferner — im Kriege überhaupt oft nicht viel wert — Strategie der Studierstube. Man macht einen Plan fertig, bei dem man aber immer auf die ungeheure Tüchtigkeit des Soldaten und des Regimentsoffiziers vor allem rechnet. Diese allein haben alles gethan. Unsre Erfolge kommen daher, daß unsre Soldaten physisch stärker als die Franzosen sind, daß sie besser marschieren, mehr Geduld und Pflichtgefühl haben, daß sie ungestüm draufgehen. Wenn Mac Mahon preußische Soldaten unter sich gehabt hätte, Alvensleben französische, so würde der geschlagen worden sein, obwohl er mein guter Freund ist.“[1] — „Aus dem Sattel kommandieren, wie im Siebenjährigen Kriege, geht nicht mehr. Dazu sind die Armeen zu groß. 'S ist aber auch kein richtiges Ineinandergreifen und Zusammenspiel. Die Schlachten fangen gewöhnlich an wie die Kämpfe der Griechen bei Homer: etliche necken sich, sprechen einander Hohn, es kommt zum Schießen, andre sehens und laufen herzu, und so giebts endlich eine allgemeine Schlacht.“ — „Umgehung ist das Richtige, und das war eigentlich nur bei Sedan. Der 16. bei Metz war ganz in der Ordnung; denn hier mußten die Franzosen allerdings auch mit Opfern aufgehalten werden. Die Opferung der Garde am 18. war nicht nötig, es war ein Unsinn aus reiner Eifersucht auf die Sachsen. Man hätte bei Saint Privat warten sollen, bis die ihren Umgehungsmarsch vollendet hatten.“[2]

---

[1] Der Überfall des IV. Korps bei Beaumont ist gemeint.

[2] Bismarck hatte dabei eine ganze Reihe von Beispielen aus dem Kriege von 1870 im Auge: die Schlachten von Wörth, Spichern, Courcelles, Mars la Tour sind genau auf die angegebne Weise herbeigeführt und durchgefochten worden. Eigentümlich berührt sich dies Urteil mit dem eines der größten Kriegsdarsteller, die es je gegeben hat, Leo Tolstoj. Wie bescheiden Moltke von der Vorausberechnung der Heeresleitung dachte, ist bekannt.

Keudell und Bohlen wollten später wissen, dieses Urteil erkläre sich daraus, daß sich der Chef in Reims mit Moltke überworfen habe.

Bohlen wollte ferner erfahren haben, daß in der zu Lagny untergebrachten zweiten Staffel des großen Hauptquartiers offner Zwiespalt ausgebrochen sei, und zwar wegen Rangstreitigkeiten. Wenn der Graf sich nur diese frivole Manier, von regierenden Herrschaften zu reden, abgewöhnen wollte: Abeken errötet in einem fort darüber, und mein Tagebuch, wenn ichs einschreibe, gleichermaßen.

Während des Essens hatten wir auch eine Probe von der Gastlichkeit und dem Anstandsgefühl des Herrn Baron Rothschild zu bewundern, dessen Haus der König mit seiner Gegenwart beehrte, und dessen Besitz infolge dessen in jeder Weise geschont wurde. Herr von Rothschild, der hundertfache Millionär und überdies bis vor kurzem Generalkonsul Preußens in Paris, ließ uns durch seinen „Regisseur" oder Haushofmeister patzig den Wein verweigern, dessen wir bedurften, wozu ich bemerke, daß dieser wie jede andre Lieferung bezahlt werden sollte. Vor den Chef zitiert, setzte der dreiste Mensch seine Renitenz fort, leugnete erst ganz und gar, überhaupt Wein im Hause zu haben, und gab dann zwar zu, daß er „ein paar hundert Flaschen Petit Bordeaux im Keller habe" — in Wahrheit lagen etwa 17000 darin —, erklärte aber, uns davon nichts abtreten zu wollen. Der Minister machte ihm jedoch den Standpunkt in sehr kräftiger Rede klar, hob hervor, was das für eine unartige und filzige Art sei, mit der sein Herr die Ehre erwidere, die ihm der König dadurch erwiese, daß er bei ihm abgestiegen sei, und fragte, als der vierschrötige Patron Miene machte, sich wieder aufzubäumen, kurz und bündig, ob er wisse, was ein Strohbund sei. Jener schien das zu ahnen; denn er wurde blaß, sagte aber nichts. Es wurde ihm dann bemerkt, daß ein Strohbund ein Ding sei, worauf halsstarrige und freche Regisseure so gelegt würden, daß ihre Rückseite oben sei, und das weitere könne er sich vielleicht vorstellen. — Andern tags hatten wir, was wir verlangten, und auch später kam meines Wissens keine Klage vor. Der Herr Baron aber erhielt für seinen Wein nicht nur den geforderten Preis, sondern, wie man hörte, obendrein Pfropfengeld, sodaß er an uns noch etwas anständiges verdiente.

Ob das so geblieben ist, als wir fort waren, war mir eine

Zeit lang zweifelhafter als die Beantwortung der Frage, ob es so hätte bleiben sollen. Deutlicher gesprochen: ich wußte keinen vernünftigen Grund für ein Verhalten aufzufinden, bei dem man den Millionär Rothschild mit Requisitionen, und zwar seinem Riesenvermögen angemessenen Requisitionen, auch dann noch verschont hätte, als man nicht mehr sagen konnte, sie seien für den König und seine Umgebung. In der That wurde später in Versailles erzählt, daß schon am Tage nach unsrer Abreise ein halb Dutzend Requisitionskommandos in Ferrières erschienen sei und eine Menge eß- und trinkbarer Dinge abgeholt habe, und daß selbst die Hirsche im Gehege am Teiche von unsern Soldaten vergnügt aufgegessen worden seien. Zu meiner tiefen Betrübnis aber mußte ich dann aus glaubwürdiger Quelle erfahren, daß dem nicht so sei. Die Erzählungen waren fromme Wünsche, die sich, wie das oft geht, in Mythen verwandelt hatten. Die Ausnahmestellung des Schlosses war bis zum Ende des Krieges in jeder Beziehung gewahrt worden. Um so widerwärtiger fühlte man sich durch die Nachricht berührt, daß Rothschild in der Pariser Gesellschaft, jene Rede unsers Chefs lügenhaft übertreibend, verbreitet haben sollte, die Preußen hätten seinen Regisseur in Ferrières prügeln wollen, weil die Fasanen, die er ihnen vorgesetzt habe, nicht getrüffelt gewesen wären.

Am andern Morgen kam der Minister in die mit hübsch geschnitzten Eichenholzmöbeln und einigen kostbaren Porzellanvasen ausgestattete „Chambre de Chasse" des Schlosses, die wir zum Büreau umgewandelt hatten, sah sich das auf dem Mitteltische liegende Jagdbuch an und zeigte mir das Blatt vom 3. November 1856, das besagt, daß er an diesem Tage mit Galiffet und andern hier gejagt und zweiundvierzig Stück Wild, vierzehn Hasen, ein Kaninchen und siebenundzwanzig Fasanen geschossen habe. Jetzt jagte er mit Moltke und andern ein vornehmeres Wild, den Wolf von Grand Pré, wovon er damals wohl noch nichts ahnte und seine Jagdgenossenschaft sicherlich noch weniger.

Um elf Uhr hatte er die dritte Zusammenkunft mit Favre, danach eine Beratung beim Könige, bei der auch Moltke und Roon zugegen waren.[1] Das gab, nachdem einige Briefe nach Berlin,

[1] Bismarck-Regesten I, 404. Die Beratung beim König fand nicht nachher, sondern vorher statt; da die Franzosen etwas zu früh kamen, so mußten sie im

Reims und Hagenau geschrieben waren, ein paar Stunden Zeit, mich mit der neuen Wohnstätte bekannt zu machen. Ich benutzte dies zu einer Besichtigung des Schlosses, soweit es uns zugänglich war, sowie zu einem Streifzuge durch seine Umgebung, die in einem nach Süden hin gelegnen Park, einem im Norden sich anschließenden Blumengarten, einem etwa vierhundert Schritt westlich vom Schlosse befindlichen Komplexe von Ställen und Wirtschaftsgebäuden, denen gegenüber, jenseits der Fahrstraße, eine ausgedehnte Gärtnerei mit Obstpflanzungen, Gemüsebeeten und langgestreckten prächtigen Gewächshäusern liegt, sowie in einem noch vom Parke eingeschlossenen Schweizerhäuschen besteht, das zur Wohnung für Dienstleute und zugleich zum Waschlokal dient.

Über das Schloß will ich kurz sein. Es ist der Form nach ein Viereck, das zwei Stockwerke und an jeder der vier Ecken einen dreistöckigen Turm mit stumpf zulaufender Bedachung hat. Der Stil ist ein Gemisch aus verschiednen Schulen der Renaissance, bei denen es zu keiner rechten Gesamtwirkung kommt und das Ganze namentlich nicht so groß aussieht, als es in Wirklichkeit ist. Am besten nimmt sich noch die südliche Front mit ihrer mit stattlichen Vasen geschmückten Freitreppe aus, die zu einer Terrasse führt, auf der Orangen- und Granatbäume in Kübeln stehen. Der Haupteingang ist auf der Nordseite, wo man zunächst in ein Vestibül mit Büsten römischer Kaiser gelangt, die ganz hübsch sind, von denen aber nicht wohl zu begreifen ist, was sie im Hause des Krösus der modernen Judenschaft zu suchen haben. Von hier führt ein etwas gedrücktes Treppenhaus, dessen Wände mit Marmor bekleidet sind, in den Hauptsaal des Gebäudes, um den eine von vergoldeten jonischen Säulen getragne Galerie herumläuft. Die Wand darüber schmücken Gobelins. Unter den Gemälden des mit allerlei Prunk ausgestatteten Saals ist ein Reiterbild von Velasquez. Auch sonst haftet der Blick unter den prächtigen Sachen auf dem und jenem, was zugleich schön ist. Im großen und ganzen aber macht der

---

Büreau warten, wo Abeken sich mit ihnen unterhielt, „halb aus Neugier, halb aus Mitleid.“ Abeken 407. Nach Hörensagen berichtet Waldemar von Roon, Denkwürdigkeiten III^{3}, 225 f.

Raum den Eindruck, als ob der Besitzer weniger an Schönheit und Behagen als daran gedacht hätte, recht Teures zusammen zu stellen.[1]

Läßt das Schloß hiernach ziemlich kalt, so verdienen die Garten- und Parkanlagen alles Lob. Das gilt sowohl von den Blumenbeeten vor der nördlichen Fassade mit ihren Statuen und Springbrunnen, als, und zwar in noch höherm Grade, von den vordern Partien des Parkes, der weiterhin zum Walde wird und hier nur von geradlinigen Fahr- und Reitwegen durchschnitten ist, von denen einige nach einem großen Vorwerke führen. Die vordern Teile zeigen schöne fremdländische Bäume und geschmackvoll zusammengestellte Gruppen von solchen und einheimischen, anmutigen Wechsel von Wald, Wiese und Wasser und zuweilen überraschende Durchblicke durch Buschwerk und Wipfelkronen. Vor dem Schlosse flachen sich Grasplätze, von Kieswegen durchschlängelt, nach einem Teiche mit schwarzen nnd weißen Schwänen, türkischen Enten und anderm buntem Geflügel ab. Jenseits des Wasserspiegels erhebt sich rechts ein künstlicher Hügel, wo Schlangenpfade durch Strauchwerk und Laub- und Nadelholz nach dem Gipfel führen. Links von dem kleinen See kommt man an ein Gehege mit Hirschen und Rehen, und weiterhin auf dieser Seite murmelt ein Bach zwischen hohen Waldbäumen am Saum einer Lichtung. Auf den Wiesen vor der Freitreppe weiden Schafe und gehen Hühner, denen sich zuweilen Fasanen zugesellen, die auf den ferner gelegnen Blößen in ganzen Trupps auftreten, und deren der Park vier- bis fünftausend beherbergen soll. Diesen guten Dingen gegenüber verfahren unsre Soldaten, als ob das alles ungenießbar wäre, und doch haben sie ohne Zweifel eine andre Ansicht und dazu mitunter einen gesunden Hunger.

„Tantalus in Uniform!“ sagte ein mythologisch gestimmtes Gemüt, als wir drei von den leckern Vögeln, die auch ohne Sauerkraut à la Rothschild, d. h. in Champagner gekocht, gut zu essen sind, so nahe an einer seitab aufgestellten Schildwache vorbeiwandeln sahen, daß sie von ihr mit dem Bajonett aufgespießt werden konnten.

[1] Roon vom 21. September 1870: „Ich beschränke mich heute — darauf anzuerkennen, daß dieser Landsitz des Judenkönigs mit viel größerm Luxus und Aufwand ausgestattet ist als irgend ein fürstlicher Landsitz, den ich kenne.“ Denkwürdigkeiten III⁴, 225.

„Ob ein französischer Mobiler das wohl aushielte?“ fragte ein andrer Begleiter.

Auf dem Hügel am Teiche suchten und fanden wir, von Abekens Kunstliebe aufmerksam gemacht, eine Statue, mit der der Schloßherr diesen Teil seines Besitzes verzieren zu sollen geglaubt hatte. Sie scheint eine von seinen Nebengottheiten neben Adonai zu sein. Auf den Gipfel der Anhöhe postiert, von rötlichem Thon angefertigt, stellt sie eine Dame vor, die einen Spieß in der Hand und eine Mauerkrone auf dem Kopfe hat und ungefähr anderthalbmal so groß als gewöhnliche Damen ist. Auf dem Piedestal steht — vermutlich damit man dem preußischen Generalkonsul nicht Unrecht widerfahren lasse und auf den Verdacht gerate, er habe seinem Park eine Borussia einverleibt — mit großen Buchstaben AVSTRIA. Ich hatte den Gedanken: es wird wohl ein Denkmal der Dankbarkeit sein, der Baron wird an Österreichs Finanznöten viel verdient haben. Ein Besucher voll ungeregelter Hochgefühle hatte, jene Bezeichnung und Warnung vor Mißverständnis übersehend, der Dame mit Bleistift aufs Hemd geschrieben: „Heil dir, Germania, deine Kinder sind einig!“ Ein Vetter des Kladderadatsch aber hatte darunter bemerkt: „Det war doch früher nich. Ein Berliner Kind“ — eine Glosse, die ihm schnöderweise auch bei einem zweiten dithyrambischen Gefühlsausbruche eingefallen war, mit dem ein andrer Begeisterter den Schild der thönernen Mamsell bekiselackt hatte, und der lautete: „Deine Kinder sind auf ewig vereint, du große Göttin Deutschland!“

Im Schweizerhause herrschte oben in den Stuben eine greuliche Wirtschaft. Die Thüren waren aufgebrochen, die Sachen der hier wohnenden Dienstleute herumgestreut, auf dem Boden lagen Wäschestücke, Weiberröcke, Papiere und Bücher — darunter die Liaisons dangereuses, eine allerliebste Lektüre für Wäscherinnen und Mägde — in wirrem Durcheinander umher.

Von unsern Entdeckungsreisen zurückgekehrt, erfuhren wir, daß der anfangs so anmaßliche Regisseur uns nach näherer Betrachtung nicht mehr als ganz und gar unwillkommne Gäste zu betrachten vermochte. Er fürchtete sich ungemein vor den francvoleurs, wie die Franctireurs jetzt vielfach von den Besitzenden auf dem Lande bezeichnet wurden, und diese Furcht hatte ihn unsrer An-

weſenheit neben ihrer verdrießlichen Seite auch eine freundliche abgewinnen laſſen. Er hatte gegen einen von uns gemeint, daß dieſe Herren, die mit den Mobilen und den Chaſſeurs d'Afrique um die Wette überall in der Nachbarſchaft geplündert und Verwüſtungen angerichtet, bei Clayes in den Landhäuſern alles kurz und klein geſchlagen und die Bauern mit dem Säbel in der Hand gezwungen haben, ihre Wohnungen zu verlaſſen und in die Waldungen zu flüchten, wenn wir nicht in Ferrières wären, leicht auf den Einfall kommen könnten, dem Schloſſe einen Beſuch abzuſtatten; und ſogar die Möglichkeit hatte ſich ſeinem beklommnen Gemüte präſentiert, ſie könnten es für zweckgemäß halten, es niederzubrennen. Wahrſcheinlich infolge dieſer Betrachtungen hatte er ſich beſonnen, daß der Keller des Herrn Baron auch Champagner enthielt, und daß er uns davon eine Anzahl Flaſchen zu einem guten Preiſe abtreten konnte, ohne eine Todſünde zu begehen. Wir fingen an, uns auf Grund dieſer Meinungsänderung heimiſcher zu fühlen.

Man erfuhr beim Frühſtück, daß beim Generalſtabe die Nachricht eingelaufen ſei, Bazaine, der in Metz lückenlos eingeſchloſſen ſein mußte, habe beim Prinzen Friedrich Karl brieflich angefragt, ob die ihm durch ausgewechſelte Gefangne zugekommne Kunde von der Niederlage bei Sedan und der Proklamierung der Republik begründet ſei, und der Prinz habe ihm dies ebenfalls brieflich und unter Beilegung von Pariſer Zeitungen bejaht.

Der König ſoll nach Bismarck-Bohlens Erzählung heute, auf ein hübſches Skulpturwerk vor dem Schloſſe deutend, zu Graf Waldersee (natürlich im Scherze) geſagt haben: „Da, packen Sie ſich das ein.“

Abends wurde ich zum Chef hinaufgerufen, der nicht zu Tiſche erſchienen und, wie es hieß, nicht recht wohl war.[1] Eine kleine ſteinerne Wendeltreppe, die ſich ehrerbietig ſtimmend Escalier particulier de Monsieur le Baron nannte, führte mich hinauf in

[1] Er war nach der Beſprechung lange im Park ſpazieren gegangen und hatte die Abſicht geäußert, ſich unter einen Baum zu legen und auszuruhen; er muß geiſtig ſelbſt in großer Aufregung, An- und Abſpannung geweſen ſein. Abeken S. 418. 419: „Bismarck, der in den erſten Tagen der vorigen Woche körperlich und geiſtig verſtimmt war, und den die Verhandlungen mit Favre offenbar drückten, iſt ſeit dem Abbruch derſelben viel menſchlicher und muntrer.“

ein sehr elegant ausgestattetes Zimmer, wo der Kanzler im Schlafrock auf dem Sofa saß. Ich sollte telegraphieren, daß die Franzosen am Tage zuvor — wir hatten die Kanonenschüsse gehört, aber gezweifelt, ob es solche gewesen seien — mit drei Divisionen in südlicher Richtung aus Paris einen Ausfall gemacht hätten, aber in voller Deroute zurückgeworfen worden wären, wobei sie sieben Geschütze und über zweitausend Mann an Gefangnen verloren hätten.[1]

Mittwoch, den 21. September, wo der Chef sich von seinem Unwohlsein erholt hatte, gab es wieder reichlicher zu thun, doch gehören Inhalt und Zweck der betreffenden Arbeiten zum großen Teil nicht vor die Öffentlichkeit, wie denn überhaupt manche guten Dinge, die gethan, erlebt oder gehört wurden, sich selbstverständlich der Mitteilung entziehen. Ich sage das ein für alle mal und lediglich zu dem Zwecke, daß nicht zuweilen der Verdacht entstehe, ich hätte den Feldzug mehr als vergnügter Phäake als in dem Bewußtsein mitgemacht, als rechtschaffner „Soldat von der Feder" dienen zu sollen.

Mitteilbar wird jetzt folgende Stelle aus meinem Tagebuche sein:

„Die kaiserliche Emigration in London hat sich ein Organ zur Vertretung ihrer Interessen, La Situation, geschaffen. Die von uns im Osten Frankreichs gegründeten Blätter werden ihr Publikum mit dem Inhalt unter Angabe der Quelle bekannt machen, aber so, daß wir unsre Meinung nicht mit der der Situation identifizieren, d. h., es wird damit nicht beabsichtigt, auf Wiedereinsetzung des Kaisers durch uns vorzubereiten; es gilt nur, Unsicherheit und Uneinigkeit unter den uns ohne Ausnahme feindlichen französischen Parteien zu halten, wozu auch die Beibehaltung der kaiserlichen Embleme und Ausfertigungsformulare dienen wird. Napoleon ist uns sonst gleichgiltig, die Republik uns einerlei, das Chaos in Frankreich uns bis auf weiteres nützlich. Die Zukunft der Franzosen geht uns nichts an, sie mögen selbst dafür sorgen, daß sie sich günstig für sie gestaltet. Für uns hat sie nur insofern Bedeutung, als unser Interesse dabei im Spiele ist, was in der Politik überhaupt der Leitstern sein muß. — In diesem Sinn auf Befehl des Chefs an die (deutschen) Oberbehörden in Nancy und Hagenau telegraphiert."

Als der Chef ausgegangen ist, und seine Aufgaben besorgt

[1] Das Gefecht bei Plessis-Piquet vor Paris am 19. September.

ſind, wieder Ausflug in den Park, wo die Faſanen auch heute noch keine blaſſe Ahnung davon zu haben ſcheinen, daß es hienieden Jägersleute und Schrotflinten giebt, die ihnen nicht wohlwollen. Bei Tiſche iſt Graf Walderſee aus dem benachbarten Lagny zugegen, wo die zweite Staffel des großen Hauptquartiers untergebracht iſt. Er erzählt, daß ſich der Ring von Truppen, der ſich ſeit einigen Tagen um Paris herumzieht, nunmehr geſchloſſen hat, und daß der Kronprinz in Verſailles iſt. Offiziere, die in Babel an der Seine gefangen geweſen ſind, haben berichtet, die Mobilgarde ſei den regulären Soldaten ſehr abgeneigt und werfe ihnen vor, ſich bei dem letzten Gefechte feig benommen zu haben, ja man habe ſchon auf einander geſchoſſen. In drei Steinbrüchen ferner habe man geflüchtete Bauern gefunden. In einem Walde ſoll man auf Mobilgardiſten oder Franctireurs geſtoßen ſein, die man mit Granatſchüſſen herausgetrieben hätte, und die dann, da ſie Offiziere ermordet hätten, mit Ausnahme eines einzigen, „den man laufen laſſen, um die Beſtrafung warnend weiter zu erzählen,“ von den Truppen getötet worden wären — wahrſcheinlich ein Gebilde des in aufgeregter Zeit blühenden Triebes zum Fabulieren, das immer nach demſelben Muſter webt, und dem wir ſchon wiederholt bei der Arbeit begegnet ſind. Endlich ſollen ſich in Sèvres, zwiſchen Paris und Verſailles, die Einwohner preußiſche Beſatzung zum Schutze gegen die Plünderungen und Mißhandlungen erbeten haben, die ihnen von ſeiten der Francvoleurs und Moblots widerfahren ſeien.

Beim Thee erfährt man noch einiges über die letzte Verhandlung des Kanzlers mit Jules Favre. Es ſoll dieſem dabei bemerkt worden ſein, daß man ihm die nähern Bedingungen eines Friedens noch nicht mitteilen könnte, da ſie erſt in einer Verſammlung der deutſchen Nächſtbeteiligten feſtgeſtellt werden müßten, daß es aber ohne Abtretung von Land nicht abgehen werde, da wir einer beſſern Grenze gegen franzöſiſche Angriffe unumgänglich bedürften. Es habe ſich indes bei der Beſprechung weniger um den Frieden und unſre damit in Verbindung ſtehenden Forderungen gehandelt, als um die Zugeſtändniſſe der Franzoſen, gegen die wir einen Waffenſtillſtand bewilligen können.[1] Favre habe ſich bei der Erwähnung

[1] Übergabe von Straßburg und Toul, Einräumung eines Forts vor Paris oder Fortdauer der Einſchließung.

von Landverluſt höchſt erregt gebärdet, Seufzer ausgeſtoßen, die Augen gen Himmel gewendet und ſogar patriotiſche Thränen vergoſſen. Der Chef erwartet nicht, daß er wiederkommt. Das iſt wohl auch dem Kronprinzen geantwortet worden, der dieſen Morgen — ich ſchrieb die letzten Sätze am 22. früh — telegraphiſch angefragt hat, ob er zu den Verhandlungen erſcheinen ſolle.

Donnerstag, den 22. September abends. Die Franzoſen werden nicht müde, uns der Welt als Barbaren und grauſame Wüteriche zu denunzieren, und die engliſche Preſſe, beſonders der uns notoriſch von Grund aus feindliche Standard, leiht ihnen dazu bereitwillig ihre Mitwirkung.[1] Faſt ohne Unterlaß ſchüttet jenes Blatt die ärgſten Verleumdungen unſers Verhaltens gegen die franzöſiſche Bevölkerung und gegen die Gefangnen vor ſeinen Leſern auf den Tiſch, und immer ſinds angeblich Augenzeugen oder ſonſt gut unterrichtete, aus erſter Quelle ſchöpfende Leute, die dieſe Lügen oder Verdrehungen und Übertreibungen des Sachverhalts liefern. So hat in den letzten Tagen der Herzog von Fitz James ein Schaudergemälde von unſern Greuelthaten in Bazeilles geleiſtet, bei dem er nur echte Farben verwendet haben will, und ſo lamentiert ein Herr L., der den bei Sedan gefangen genommnen und gemißhandelten franzöſiſchen Offizier ſpielt, in kläglichen Tönen über die unmenſchlichen Preußen. Bernſtorff hat die betreffenden Artikel dem Chef mit der Aufforderung überſandt, ſie zu widerlegen. Man könnte das vielleicht auf ſich beruhen laſſen. Aber ein Herzog imponiert auch den uns günſtiger Geſtimmten überm Kanal, und bei dreiſter Verleumdung bleibt immer etwas hängen. Daher geht heute eine mir vom Chef größtenteils diktierte und darum des Aufhebens werte Widerlegung dieſer ſchmählichen Nachreden an die uns wohlwollenden Londoner Zeitungen ab. Sie lautet:

„Wie in jedem Kriege, ſo ſind auch in dieſem eine große Anzahl von Dörfern niedergebrannt, meiſt infolge von Artilleriefeuer, deutſchem und franzöſiſchem. Dabei ſind Weiber und Kinder, die ſich in Keller geflüchtet und ſich nicht rechtzeitig gerettet hatten, in

[1] Das iſt bis heute ſo geblieben. Noch im letzten Juliheft (1898) der Modern Society behauptet ein Engländer, während des Winters 1870 in Heidelberg beobachtet zu haben, daß täglich von Offizieren geſchickte Sendungen von Pendulen eintrafen und verkauft oder weiter verſchenkt wurden.

den Flammen umgekommen. Das gilt auch von Bazeilles, das mit Gewehrfeuer genommen und mehrmals wieder genommen wurde. Der Herzog von Fitz James ist Augenzeuge lediglich in betreff der Ruinen des Dorfes, die er nach der Schlacht gesehen hat, wie sie tausend andre mit Bedauern gesehen haben. Alles Übrige in seinem Berichte stammt aus Erzählungen unglücklicher und erbitterter Leute. In einem Lande, wo schon die Regierung eine unerhörte systematische Fertigkeit im Lügen entwickelt, ist kaum anzunehmen, daß zornige Bauern auf der Brandstätte ihrer Häuser große Neigungen zu wahrheitsgemäßem Zeugnis über ihre Feinde haben werden. Durch amtliche Meldung ist festgestellt, daß die Einwohner von Bazeilles, nicht etwa in Uniform, sondern in Blusen und Hemdärmeln, aus den Fenstern auf die verwundeten und unverwundeten deutschen Truppen in den Straßen geschossen und die Verwundeten zu ganzen Zimmern voll in den Häusern ermordet haben. Auf gleiche Weise ist konstatiert worden, daß Weiber, mit Messern und Flinten bewaffnet, sich der größten Grausamkeiten gegen todwunde Soldaten schuldig gemacht, daß andre Frauen, gewiß nicht in Nationalgardenuniform, sich in Gemeinschaft mit den männlichen Einwohnern ladend und selbst schießend an dem Gefechte beteiligt haben, und daß sie dabei gleich andern Kämpfern verwundet und getötet worden sind. Diese Umstände sind dem Herzog von Fitz James von seinen Gewährsmännern natürlich nicht erzählt worden. Sie würden das Anzünden des Dorfes, selbst wenn es absichtlich geschehen wäre, um den Feind aus der Position darin zu vertreiben, völlig entschuldigen. Es ist aber nicht einmal die Absichtlichkeit nachweisbar. Daß Frauen und Kinder ins Feuer zurückgetrieben worden wären, ist eine der niederträchtigen Lügen, mit denen die Franzosen die Bevölkerung ängstigen und zum Hasse gegen uns aufstacheln. Sie bewirken dadurch die Flucht der Leute, die in der Regel wenig Tage nach dem Einrücken der Deutschen in ihre Dörfer zurückkehren, ganz erstaunt darüber, daß sie von ihnen besser behandelt werden als von den französischen Truppen. Wo die Angst nicht hinreicht, die Einwohner in die Flucht zu treiben, schickt die Regierung Horden von bewaffneten Blusenmännern, zuweilen von afrikanischen Truppen unterstützt, um die Bauern mit Säbelhieben aus ihren Wohnungen zu jagen und diese zur Strafe für den Mangel an Patriotismus zu verwüsten.

„Was den »Brief eines gefangnen Offiziers« (Bouillon, 9. September) anlangt, so enthält auch dieser mehr Lüge als Wahrheit. In betreff der Behandlung der Gefangnen kann Deutschland sich auf 150000 bessere Zeugen, als dieser anonyme und verlogne Offizier einer ist, berufen, dessen ganzes Schreiben nur der Ausdruck der Rachsucht ist, die die eiteln und übermütigen Elemente des französischen Volkes, von denen es sich leider beherrschen und leiten läßt, noch für lange Zukunft beseelen wird. Aus diesem Geiste der Rachsucht leuchtet die Gewißheit des neuen Angriffs hervor, dem Deutschland ausgesetzt sein wird, und diese Gewißheit zwingt uns, beim Friedensschlusse keinen andern Gesichtspunkt als den der Befestigung unsrer Grenzen zu verfolgen. Wahr ist in dem Briefe des angeblichen Offiziers, des Herrn L., daß es nach der Übergabe von Sedan an Lebensmitteln fehlte, aber nicht bloß für die Gefangnen, sondern ebenso für die Sieger, die mit jenen geteilt haben, was sie hatten, solange sie aber selbst nichts hatten, auch nichts geben konnten. Wenn sich Herr L. darüber beklagt, daß er in Regen und Schmutz habe biwakieren müssen, so liegt darin der beste Beweis, daß er kein Offizier ist, und daß er den Krieg bis dahin nicht mitgemacht hat. Er ist irgend ein gemieteter Schreiber, der das Zimmer gar nicht verlassen hat, und diese Klage läßt vermuten, daß die ganze Erzählung des Mannes von seiner Gefangennahme eine Erfindung ist; denn wäre er Offizier im Dienste, so würde er wissen, daß die meisten seiner Kameraden ganz sicher — wenigstens gilt das von den deutschen — von den etwa vierzig Nächten seit Beginn des Krieges mindestens dreißig unter denselben Umständen zugebracht haben. Wenn es des Nachts regnete, haben sie im Regen, und wenn die Stelle des Biwaks schmutzig war, haben sie im Schmutze gelegen. Nur jemand, der diesen Feldzug nicht mitgemacht hat, kann darüber in Ungewißheit sein und sich über ein solches Vorkommnis wundern. Wenn Herr L. sich rühmt, seine lederne Geldtasche behalten zu haben, so ist dies der klarste Beweis, daß er eben nicht ausgeplündert worden ist. Denn es giebt wohl keinen Soldaten, der nicht, wenn er Geld hat, es heute wie vor fünfzig und hundert Jahren in einer solchen Tasche auf dem bloßen Leibe trüge, und wenn die deutschen Soldaten das Geld des Herrn L. hätten haben wollen, so wußten sie aus eigner Erfahrung,

wo es an ihm zu finden war. Die wenigen Deutschen, die in französische Gefangenschaft geraten sind, wissen davon zu erzählen, wie rasch die Fäuste ihrer Gegner die Uniform des Gefangnen aufreißen und, wenn das Ledertäschchen zu fest sitzt, ohne Rücksicht auf die Haut des Patienten mit Säbel oder Messer hinein schneiden. Die Behauptungen über die Mißhandlungen der Gefangnen bei Sedan erklären wir für dreiste, willkürliche Lügen. Eine große Anzahl der französischen Gefangnen, vielleicht ein Viertel, war viehisch betrunken, da sie in den letzten Stunden vor der Kapitulation alle Wein- und Branntweinvorräte in der Stadt geplündert hatten. Daß betrunkne Leute schwerer zu handhaben sind als nüchterne, liegt auf der Hand, aber Mißhandlungen, wie die in dem Artikel erzählten, sind nach der Disziplin, die unter den preußischen Truppen herrscht, weder bei Sedan noch sonstwo vorgekommen. Daß diese Disziplin selbst die Bewunderung der französischen Offiziere erregt hat, ist bekannte Thatsache. Den gegnerischen Truppen können wir leider in dieser Beziehung nicht dasselbe gute Zeugnis ausstellen wie in betreff ihrer Tapferkeit im Feuer. Es ist den französischen Offizieren vielfach nicht gelungen, ihre Untergebnen von der Ermordung Schwerverwundeter, die am Boden lagen, abzuhalten, und zwar ist das nicht nur bei den afrikanischen Truppen der Fall gewesen, selbst wenn einzelne höhere Offiziere die Bedrohten mit Gefahr ihres Lebens gegen die eignen Leute zu verteidigen versuchten. Die deutschen Gefangnen, die nach Metz gebracht wurden, sind bekanntlich mit Anspeien, Schlägen und Steinwürfen durch die Straßen geleitet worden, und bei ihrer Entlassung haben afrikanische Truppen ein Spalier gebildet und die Gefangnen mit Stöcken und Peitschen nach Art des Spießrutenlaufens durch ihre Glieder getrieben. Diese Vorkommnisse können wir durch amtliche Protokolle nachweisen, die eine andre Bedeutung haben, als die anonymen Briefe des Herrn L. Aber ist dergleichen denn zu verwundern, wenn die Journale einer Stadt wie Paris, die jetzt unter dem heuchlerischen Vorwande der Zivilisation Schonung verlangt, ohne irgend welchen Widerspruch zu erfahren, dazu auffordern, den Verwundeten, die man nicht mitnehmen könne, den Schädel zu spalten, oder wenn sie den Rat erteilen, die Deutschen wie Wölfe zum Dünger der Felder zu benutzen? Die ganze mit dürftiger Kultur überzogne Barbarei der französischen

Nation ist in diesem Kriege zu voller Entwicklung gediehen, und wenn der französische Übermut früher sagte: Grattez le Russe et vous trouverez le Barbare, so wird man niemand, der das Verhalten der Russen gegen ihre Feinde im Krimkriege und das der Franzosen im jetzigen zu vergleichen imstande ist, darüber noch zweifelhaft sein, daß diese Redensart auf die Franzosen zurückfällt."

„Schreiben Sie aber Bernstorff — sagte er, als wir fertig waren —, ich verbäte mir solche Aufforderung zur Polemik mit englischen Zeitungen für die Zukunft. Der Botschafter muß nach eignem Urteile vorgehn."

Ich notiere für jetzt und künftig: 1. Man hält in England die Schleifung der französischen Ostfestungen für genügend zu unsrer Sicherung. Aber die Verpflichtung zur Abtragung von Festungswerken auf fremdem Gebiete konstituiert ein Servitut, das immer verletzender ist als die Abtretung. 2. Man schließt dort oder will schließen, daß Straßburg sich so lange gegen uns wehre, beweise die Anhänglichkeit der Einwohner an Frankreich. Aber die Festung Straßburg wird von französischen Truppen, nicht von der deutschen Bürgerschaft verteidigt, die hartnäckige Verteidigung ist also kein Ausfluß deutscher Treue.

Als wir bei der Suppe sitzen, kommt einer von der Hofdienerschaft und meldet, daß der Kronprinz sich für Diner und Nachtquartier habe ansagen lassen, womit er — der Sekretär, Fourier oder was er sonst ist — das Verlangen verbindet, ihm für die fünf Herren in der Begleitung Seiner Königlichen Hoheit das Büreau und den großen Salon oben neben der Wohnstube des Kanzlers einzuräumen. Der Chef antwortet: „Das Büreau, nein, das geht nicht, wegen der Geschäfte." Dann stellt er das Zimmer, wo er sich wäscht, zur Verfügung, will auch Blumenthal oder Eulenburg in sein Schlafgemach nehmen. Den Salon aber brauche er zum Empfange der französischen Unterhändler und wenn Fürsten zu ihm kämen. Der Quartiermacher aus dem Hofvolk zog mit einem langen Gesicht ab. Er hatte natürlich ein unbedingtes Ja für selbstverständlich gehalten. Später räsonnierte der dummdreiste Mensch draußen auf dem Gange von „Unhöflichkeit" und dergleichen mehr. Als ob es nicht mehr als Unhöflichkeit wäre, den Chef jetzt, wo er endlich einmal anständig unter Dach gebracht ist, aus dem, was er

hat und braucht, hinausdrängen zu wollen. Aber freilich, das geht über den Horizont auch der höhern Kreise des höfischen Dienstpersonals.

Beim Essen war Graf Lehndorff zugegen, und es gab eine lebhafte Unterhaltung. Als von der Besteckung des alten Fritz vor den Linden mit schwarz-rot-gelben Fahnen die Rede war, mißbilligte der Minister, daß Wurmb[1] die Aufführung des Streits über die Farben zugelassen habe. „Wenn Wurmb — so bemerkte er — gestattet hat, daß der dumme Zank über die Farben wieder aufgerührt wird, so zeigt das seine Unfähigkeit von neuem. Er ist jetzt in meiner Achtung um zwei Stockwerke weiter gefallen. Für mich — sagte er ferner — ist die Sache abgemacht, seit die norddeutsche Fahne einmal angenommen ist. Sonst ist mir das Farbenspiel ganz einerlei. Meinethalben grün und gelb und Tanzvergnügen, oder auch die Fahne von Mecklenburg-Strelitz. Nur will der preußische Troupier nichts von schwarz-rot-gelb wissen" — was ihm, wenn man sich an die Berliner Märztage und an das Erkennungszeichen der Gegner im Mainfeldzuge von 1866 erinnert, von Billigdenkenden nicht übel genommen werden wird.

Der Chef sprach hierauf davon, daß der Friede noch fern sei, und fügte hinzu: „Wenn sie nach Orleans gehn, so folgen wir ihnen nach, und wenn sie noch weiter gehn, bis ans Meer." Er las alsdann die eingelaufnen Telegramme vor, darunter die Liste der in Paris befindlichen Truppen. „Es sollen zusammen 180000 Mann sein — sagte er —, es sind aber kaum 60000 wirkliche Soldaten darunter. Die Mobilgarden und die Nationalgardisten mit ihren Tabatièren[2] sind nicht zu rechnen."

Dann klagte er, nachdem Bohlen ihn benachrichtigt hatte, daß er Walbersee, der uns drei Flaschen Sekt gestiftet hat, auf den nächsten Tag eingeladen habe, mit uns zusammen zu essen, wieder über ungenügende Beköstigung bei Hofe, woran er die Bemerkung knüpfte, die Herren vom Büreau äßen alle zu wenig.

Das Gespräch drehte sich hiernach eine Weile um Gegenstände der Tafel, wobei man unter anderm vom Minister hörte, daß Alexander von Humboldt, der ideale Mensch unsrer Demokratie, „ein ungeheurer Esser" gewesen, der bei Hofe „ganze Berge von

[1] Polizeipräsident zu Berlin.

[2] Nämlich den sogenannten Tabatièregewehren.

Hummersalat und andern schwer verdaulichen Delikatessen auf seinen Teller zusammengehäuft und dann in seinen Magen versenkt" habe. „Auch die Hohenzollern haben — fügte er hinzu — einen gesunden Appetit. Der König z. B. kann tüchtig essen, und sein hochseliger Vorgänger hat darin noch mehr geleistet. Dabei war aber ein Unterschied: der jetzige König trinkt wenig Wein, viel Wasser, was man seinem Herrn Bruder nicht nachsagte." Hatzfeldt erzählte — wenn ich nicht irre, als Augenzeuge beim letzten Akte des Vorgangs —, König Wilhelm wäre als Prinz von Preußen einmal zum Souper bei der Gräfin Benkendorf eingeladen gewesen, habe es aber vergessen und bei sich zu Nacht gespeist, worauf er zu Bett gegangen sei. Plötzlich habe er sich hier besonnen, anspannen lassen und sich in die Gesellschaft begeben. Diese habe ihn inzwischen, da er es mit Einladungen sonst sehr genau zu nehmen pflege, längst erwartet und mit Schmerzen das Essen aufgeschoben. „Endlich kam er, trank ganz munter noch Thee, aß Eis und nahm später am Souper teil, als ob er nichts vorher gehabt hätte."

Graf Lehndorff sagte, auch der Kronprinz esse stark. „Ich erinnere mich — berichtete er —, im Orient, wenn wir früh drei Uhr aufbrachen — was den Arabern beiläufig ganz unbegreiflich war —, verzehrte er beim Kaffee seine drei oder vier Beefsteaks oder Hammelkoteletten." Wir hatten zuletzt Hasenbraten, und der Chef äußerte dabei: „So ein französischer Lampe ist doch eigentlich gar nichts gegen einen pommerschen Hasen, hat keinen Wildgeschmack. Wie anders unser Schmandhase, der sich seinen Wohlgeschmack von Heidekraut und Thymian holt!"

Nach halb elf Uhr ließ er herunterfragen, ob noch jemand beim Thee sei. Man meldete ihm: „Doktor Busch." Er kam, trank ein paar Tassen Thee mit etwas Kognak, den er mit Recht für gesund erklärte, wenn er gut sei, und aß ausnahmsweise einige Bissen kalte Küche. Später nahm er sich eine Flasche voll kalt gewordnen Thee mit, den er als Nachttrunk zu lieben scheint, da ich ihn während des Feldzugs mehrmals am Morgen noch auf seinem Nachttische sah. Er blieb bis nach Mitternacht, und wir waren die erste Zeit allein. Nach einer Weile fragte er, woher ich gebürtig sei. Ich erwiderte, aus Dresden. Welche Stadt mir besonders lieb wäre? Wohl meine Geburtsstadt? Ich verneinte das mit einiger

Entschiedenheit und sagte, nächst Berlin wäre Leipzig die Stadt, in der mir am wohlsten wäre. Von Dresden hätte ich bisher, wenn jemand wissen gewollt, woher ich wäre, immer erwidert: „Mit Respekt zu vermelden oder salva venia, aus Dresden.“ Er erwiderte lächelnd: „Salva venia! — Das hätte ich nicht gedacht; Dresden ist doch eine so schöne Stadt.“ Ich gab ihm den hauptsächlichsten Grund an, weshalb es mir trotzdem dort nicht gefiele. Ich möchte die Denkart und die Manieren der Mehrzahl der Dresdner nicht.

Ich fragte, ob wegen des Kanonen- und Gewehrfeuers, das man aus den Pariser Straßen gehört haben wollte, telegraphiert werden sollte. — „Ja — sagte er —, thun Sie das.“ — „Über die Besprechung mit Favre aber wohl nicht?“ — „Doch — und dann fuhr er fort —, Haute Maison bei — wie heißt es doch gleich? — Montry, erste, dann in Ferrières denselben Abend zweite, dann den andern Mittag dritte Besprechung, aber sowohl wegen Waffenstillstand als wegen Frieden ohne jeden Erfolg. Auch von seiten andrer französischer Parteien sind Unterhandlungen mit uns eingeleitet worden,“ worüber er sodann einige Andeutungen gab, aus denen zu schließen war, daß er damit die Kaiserin Eugenie gemeint hatte.[1]

Der Chef lobt den auf dem Tische stehenden Rotwein aus dem Schloßkeller, von dem er dann ein Glas trinkt. Er schilt darauf wieder auf das ungebührliche Benehmen Rothschilds und meint, der alte Baron hätte mehr Lebensart gehabt. Ich spreche von dem Fasanengewimmel im Park. Ob man da nicht eine Jagd anstellen werde? — „Hm — versetzte er —, es ist zwar verboten, im Park zu schießen; was will man aber machen, wenn ich hinaus gehe und ein paar hole? Arretieren is nich; denn da haben sie niemand, der den Frieden besorgt.“ — Er kommt später auf die Jagd überhaupt zu reden. — „Wenn ich jetzt mit dem König in Letzlingen jage, so ists der alte Wald unsrer Familie. Burgstall ist uns von den Hohenzollern abgedrückt worden — vor dreihundert Jahren — rein aus Jagdneid. Es gab damals dort wohl noch einmal so viel Wald als jetzt. Zu der Zeit war es nicht viel wert, mit Ausnahme der Jagd. Heutzutage ist es Millionen wert. — Sie habens

[1] Gemeint sind die Verhandlungen durch einen wie es scheint freiwilligen Agenten, Régnier, den Bismarck am 20. September zweimal empfing und bei der Abreise nach Deutschland mit einem Geleitschein versah. Bismarck-Regesten I, 404 f.

uns damals mit allerlei Zwang und Gewaltthat abgepreßt. — Rechtsverletzungen, Einsperrung bei salzigen Speisen ohne Getränk, als der Besitzer nicht wollte. Die Entschädigung war unbedeutend — nicht der vierte Teil des Wertes, und jetzt ists fast ganz zu Wasser geworden," u. s. w.

Ein andrer Gegenstand brachte ihn auf Schützengeschicklichkeit, und er berichtete, wie er als junger Mann ein so gutes Pistol gehabt, daß er damit Papierblätter auf hundert Schritt getroffen und Enten auf dem Teiche die Köpfe abgeschossen habe.

Er erzählte dann, daß er heute Treskow seine Not „über schlechtes und kärgliches Essen" an der königlichen Tafel geklagt habe, „wozu er ein sehr spitzes Gesicht machte. — Wenn ich aber tüchtig arbeiten soll, so muß ich gut gefuttert werden. Ich kann keinen ordentlichen Frieden schließen, wenn man mir nicht ordentlich zu essen und zu trinken giebt. Das gehört zu meinem Gewerbe. Und so esse ich lieber zu Hause."

Die Unterhaltung lenkt — ich weiß nicht mehr, wie — auf die alten Sprachen ab. „Als ich Primaner war — sagte er —, da konnte ich recht gut lateinisch schreiben und sprechen; jetzt sollte es mir schwer fallen, und das Griechische habe ich ganz vergessen. Ich begreife überhaupt nicht, wie man das so eifrig betreiben kann. Es ist wohl bloß, weil die Gelehrten nicht im Werte mindern wollen, was sie selbst mühsam erworben haben."[1]

Ich erlaubte mir an die disciplina mentis zu erinnern und bemerkte, die zwanzig oder dreißig Bedeutungen der Partikel ἀν wären doch auch etwas sehr Schönes für den, der sie an den Fingern herzählen könne. Der Chef entgegnete: „Ja, aber das ist im Russischen, wenn man an die disciplina mentis beim Griechischen denkt, doch noch viel schöner. Man könnte statt des Griechischen gleich das Russische einführen; das hätte auch einen unmittelbaren prak-

[1] Fürst Bismarck hat nicht immer so geurteilt. Zu Horst Kohl sagte er z. B. am 11. Mai 1892 in Friedrichsruh: er lege auf das Griechische vielen Wert, da es das Kennenlernen der von tiefer Weisheit erfüllten Werke der altklassischen griechischen Schriftsteller ermögliche. Poschinger, Neue Tischgespräche und Interviews I, 214. Aus bloßer Höflichkeit gegen den Schulmann hat er das schwerlich gesagt, andrerseits darf man aus jeder gelegentlich hingeworfnen, in einem gewissen Zusammenhange gefallnen Äußerung nicht den Ausdruck einer tiefen Überzeugung machen wollen.

tischen Nutzen. Da giebts eine Menge Partikeln, die bei der Unvollkommenheit der Konjugation aushelfen müssen, und die achtundzwanzig Deklinationen, die man früher hatte, waren auch was fürs Gedächtnis. Jetzt giebts nur noch drei, aber dafür umso mehr Ausnahmen. Und wie werden die Stämme dabei verwandelt — von manchem Worte bleibt nur ein Buchstabe."

Wir reden von der Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage im Bundestage der fünfziger Jahre. Graf Bismarck-Bohlen, der inzwischen dazu gekommen ist, bemerkte, das müsse doch zum Einschlafen gewesen sein. — „Ja — sagt der Chef —, in Frankfurt schliefen sie bei den Verhandlungen mit offnen Augen. Überhaupt eine schläfrige, fade Gesellschaft, die nur genießbar wurde, wie ich als der Pfeffer dazu kam." Er erzählte dann eine anmutige Geschichte von dem damaligen Bundestagsgesandten Grafen Rechberg. „Einmal hatte der mir Dinge gesagt, auf die ich mit Grobheiten antworten mußte. Er erwiderte, das wäre ja, um auf die Bockenheimer Heide hinauszugehn, wenn ich das nicht zurücknähme. — Oder auch im Taxisschen Palais, das sie dem Bundestag überlassen hatten. — »Ich nehme niemals etwas zurück, sagte ich gelassen, und da müssen wirs so abmachen, und ich dächte gleich; der Garten da unten ist ganz geeignet dazu. Nur, damit man nicht sagen kann, daß ich meinen König so ohne weiteres mit der Pistole vertrete, werde ich die Ursache unsers Zwistes hier aufschreiben, und Sie werden das lesen und der Wahrheit gemäß unterschreiben. Inzwischen — gleich hier nebenan wohnt einer von unsern Offizieren, der mir den Gefallen thun wird, und Sie werden einen von den Ihrigen finden.« Ich zog die Klingel, ließ den Offizier bitten, sich zu mir zu bemühen, und schrieb dann los, während er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging und — gluck, gluck, gluck — (er machte die Gebärde des Trinkens) ein Glas Wasser nach dem andern hinuntergoß. Natürlich nicht aus Feigheit, sondern weil er sich überlegte, daß er doch seine Regierung erst um Erlaubnis bitten müsse. Ich schrieb ruhig weiter. Der Offizier kam und erklärte sich mit Vergnügen bereit. Ich bat ihn, einen Augenblick zu warten. Als ich wiederkam, sagte Rechberg, er werde sichs bis morgen überlegen, und ich gab mich damit zufrieden. Als er aber nichts von sich hören ließ am andern Tage, schickte ich den mecklenburgischen

Gesandten, den alten Oertzen, zu ihm, um ihn förmlich fordern zu lassen. Er wäre nicht zu Hause, hieß es. Nächsten tags ging er noch einmal hin, und Rechberg war wieder nicht zu haben. Er hatte offenbar einen Brief nach Wien geschrieben und wartete noch auf Antwort. Endlich kam Oertzen und hatte ihn gesprochen. Rechberg wäre bereit, es zurückzunehmen und mich um Verzeihung zu bitten — schriftlich oder mündlich, wie ich wollte; er würde auch zu mir kommen. — Da ging ich hin zu ihm, und die Angelegenheit wurde ausgeglichen."[1]

Ich frage darauf nach der „berühmten" Cigarrengeschichte.

„Welche meinen Sie?"

„Die, wo Exzellenz, als Rechberg Ihnen was vorrauchte, sich auch eine anstecken."

„Thun, wollten Sie sagen. Ja, das war einfach. Ich kam zu ihm, als er arbeitete und dazu rauchte. Er bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich wartete eine Weile; als es mir aber zu lange wurde, und er mir keine Cigarre anbot, nahm ich mir eine und ersuchte ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwundertem Gesicht auch gab. — Aber es ist noch eine andre Geschichte der Art zu erzählen. Bei den Sitzungen der Militärkommission hatte, als Rochow Preußen im Bundestage vertrat, Österreich allein geraucht. Rochow hätte es als leidenschaftlicher Raucher gewiß auch gern gethan, getraute sichs aber nicht. Als ich nun hinkam, gelüstete michs ebenfalls nach einer Cigarre, und da ich nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den andern Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereignis. Für diesmal rauchten nun bloß Österreich und Preußen. Aber die andern Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten und um Verhaltungsbefehle baten. Die ließen auf sich warten. Die Sache erforderte reifliche Überlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenkh, der bayrische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostitz hatte gewiß auch große Lust dazu, aber wohl noch keine

[1] Vgl. G. u. E. I, 331/2.

Erlaubnis von seinem Minister. Als er indes das nächstemal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, muß er, der eifrig österreichisch war — er hatte dort Söhne in der Armee —, sich mit Rechberg verständigt haben; denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren nur noch der Württemberger und der Darmstädter übrig, und die rauchten überhaupt nicht.*) Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch, und so langte richtig das folgende mal der Württemberger eine Cigarre heraus — ich sehe sie noch, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding, Couleur Roggenstroh — und rauchte sie als Brandopfer für das Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich, wahrscheinlich in dem Bewußtsein, zur Rivalität doch nicht groß genug zu sein."

Freitag, den 23. September. Heute morgen herrliches, nach elf Uhr sehr heißes Wetter. Bevor der Chef aufgestanden war, Ausflug in den Park. In einem Gehege links vom Bach ein starkes Rudel weidender Rehe. Weiter draußen eine prachtvolle Voliere, in deren geräumigen Drahtkäfigen eine Menge ausländischer Vögel, darunter chinesische, japanische, neuseeländische, seltne Tauben, Goldfasanen u. dergl., auch eine Wachtelzucht. Zurückgekehrt, begegnete ich Keudell im Korridor. „Krieg!" ruft er. „Brief von Favre, der alle Forderungen ablehnt.[1] Wir werden das auf Weisung des Chefs mit gewissen Kommentaren in die Presse besorgen und dabei andeuten, daß der gegenwärtige Bewohner von Schloß Wilhelmshöhe am Ende doch nicht so übel sei, und daß er uns von Vorteil sein könnte.

Nach dem Frühstück bekomme ich von Keudell eine Anzahl aufgefangner englischer Briefe aus Paris zu etwaiger Benutzung des Inhalts, der meist für Zeitungen bestimmt ist. Es ist indes für unsre Presse wenig davon von Interesse: Lamentos über die Verwüstung der hübschen Boulevards, über Angriffe des Volkes auf imperialistische Generale, z. B. Vaillant, Mitteilung eines Rundschreibens Jules Favres und ähnliches.

Bei Tische, wo Graf Tauffkirchen, der in Reims angestellt

*) Der Württemberger war von Reinhard, der Darmstädter von Münch-Bellinghausen, beide sehr entschiedne Gegner Preußens.

[1] Der Brief kam in der Nacht vom 22. zum 23. Septbr. an. Abeken, 419.

werden soll, und Oberpostdirektor Stephan Gäste des Chefs sind, erzählt dieser, daß die Dörfer weiter nach Paris hin samt den dortigen Schlössern und Villen alle verlassen und großenteils furchtbar verwüstet seien. In Montmorency, wo sich eine schöne Bibliothek und eine Münz- und Altertümersammlung befunden haben, seien die Gold- und Silbermünzen gestohlen und nur die kupfernen zurückgeblieben; alles Übrige zerfetzt, zerschlagen und herumgestreut.

Der Chef sagt: „Das ist kein Wunder, wo die Regierung Leute, die sonst nur auf einen Tag weggelaufen und wiedergekommen wären, von den Mobilgarden und Chasseurs d'Afrique mit dem Säbel hat forttreiben und zur Strafe für ihre unpatriotische Seßhaftigkeit ihre Häuser hat verwüsten lassen. Unser Troupier stiehlt keine Münzen und zerreißt keine Bücher. Das haben die Mobilen gethan, die viel Gesindel enthalten. Unser Troupier, der nimmt sich zu essen und zu trinken, wo man ihm nichts giebt, und das ist sein Recht, und wenn er beim Suchen danach eine Thür oder einen Schrank zusammenschlägt, so ist auch nichts dagegen zu sagen. Wer heißt sie weglaufen?“[1]

Später kam die Rede auf pommersche Verhältnisse, und der Chef sprach unter anderm von dem großen Gute Schmolsin. Der frühere Besitzer sei durch zu viel Rücksichtnahme auf seine Gutsangehörigen, von denen die meisten slawische Fischer und Seeleute gewesen seien, bankerott geworden. Die königliche Kasse habe das Gut, das gegen 8000 Morgen Feld und 12000 bis 16000 Morgen Wald und Dünen habe und mindestens 200000 Thaler wert sei, für 80000 Thaler erworben. Aber die Leute seien jetzt übel daran, da von Schonung und Nachlaß gegen sie nicht mehr die Rede wäre. Viele seien arm geworden, und statt daß die königliche Kasse nun ihre Versorgung bewirkte, müsse der Kreis sie auf die seinige übernehmen. Das ist aber doch nicht hübsch. Die Schuld solcher Härte und Unbilligkeit falle auf Obstfelder.

Abends auf Befehl des Ministers telegraphiert, daß Toul sich unter denselben Bedingungen ergeben hat wie Sedan.[2]

---

[1] Sehr hübsch führt das Verdy weiter aus, S. 194.

[2] Am 23. September. Erst dadurch wurde eine durchgehende Eisenbahnlinie von Deutschland bis vor Paris (Lagny) frei. Roon vom 25. September: „allgemeine Freude.“

Sonnabend, den 24. September kam der Minister bei Tische unter anderm auf die Prunksachen oben im großen Saale zu sprechen, die er sich erst jetzt angesehen hatte, und unter denen, wie man hörte, auch ein Thron oder Tisch war, der einem französischen Marschall oder General in China — oder wars in Kochinchina — „unversehens an den Fingern hängen geblieben[1] und dann von ihm an unsern Herrn Baron verkauft worden" war — eine Merkwürdigkeit, die ich bei unserm Besuch des Zimmers unbilligerweise nicht beachtet hatte. Das Urteil des Chefs über diese Luxusentwicklung lautete ungefähr wie das vor ein paar Tagen notierte. „Alles recht teuer, aber wenig schön und noch weniger behaglich."[2] Er fuhr dann fort: „So ein ausgebautes, fertiges Besitztum wie das hier könnte mir keine Befriedigung gewähren. Es wäre von andern gemacht, nicht von mir. Es ist zwar manches daran recht schön, aber es fehlt die Freude des Neuschaffens, des Umgestaltens. Auch ist es ganz was andres, wenn ich fragen muß: Sollst du fünf- oder zehntausend Thaler auf diese oder jene Verbesserung verwenden? als wenn man nicht auf die Mittel zu sehen hat. Immer genug und mehr als genug haben, ist langweilig zuletzt." — Wir aßen heute Fasanen (ungetrüffelt), und der Regisseur bethätigte in betreff des Weins, daß die Erleuchtung und Besserung seines innern Menschen guten Fortgang genommen hatte. Ferner meldete der Oberproviantmeister des mobilen Auswärtigen Amtes, den dieses in Graf Bismarck-Bohlen verehrte, daß ein Berliner Wohlthäter dem Chef eine Liebesgabe von vier Flaschen Curaçao gewidmet habe, von dem dann eine Probe gereicht wurde.

„Der Steinhäger aber wird alle," schloß der Graf seinen Bericht.

Der Kanzler fragte: „Kennst du (Name unverständlich)?"

„Ja."

---

[1] Dem Grafen Cousin-Montauban (Palikao) bei der berüchtigten Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes Juen-ming-juen bei Peking 1860. Rogge, Bei der Garde, 91.

[2] Verdy, 190: „Kaum ein Zimmer, in dem mich nicht irgend eine Disharmonie unangenehm berührt hätte." Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 22. September: „Inwendig ein Raritätenkabinett mit Luxus ohne Sinn." Ausführlich schildert Schloß und Park B. Rogge, Bei der Garde, 90 f.

„Nun dann telegraphiere ihm doch: Alter Nordhäuser ganz unentbehrlich im Hauptquartier. Zwei Kruken sogleich.“

Abends wurde wieder einmal in einem Aufsatz unsrer guten Freunde, der französischen Ultramontanen gedacht, die wie im Frieden so jetzt im Kriege nach Kräften gegen die deutsche Sache thätig sind, das Volk gegen uns aufwühlen, in den Zeitungen Lügen über uns verbreiten, sogar die Bauern gegen uns ins Gefecht führen wie bei Beaumont und Bazeilles.

Sonntag, den 25. September. Fast leerer Tag heute. Nichts von Bedeutung zu verzeichnen. Der Chef war diesen Morgen mit dem König und andern in der Kirche[1] und nachmittags unsichtbar. Vielleicht ist etwas von besondrer Wichtigkeit im Werke. Wir bekommen Briefe aus Berlin, wonach die Biskuits, die wir von Reims im Depeschensacke des Feldjägers nach Hause geschickt haben, wohlbehalten angekommen sind und nicht einmal nach Leverströms Thranstiefeln geschmeckt haben, die mit ihnen reisten. Ein zurückkehrender Depeschensack dagegen hat Unglück gehabt: er entwickelt, als Bölsing ihn öffnet, einen starken Portweingeruch, und der Inhalt der zerbrochnen Flasche hat mehrere Akten tiefschamrot darüber gemacht, daß sie es unterlassen hatten, gegen solche Begleitung zu protestieren. Sie haben vermutlich, als die Flasche ihnen beigepackt wurde, harmlos an eine Sendung roter Tinte gedacht.

Bei Tische lenkte irgend etwas das Gespräch auf die Juden. „Sie haben doch eigentlich keine rechte Heimat,“ sagte der Chef. „Etwas Allgemein-Europäisches, Kosmopolitisches, sind Nomaden. Ihr Vaterland ist Zion, (zu Abeken) Jerusalem. Sonst gehören sie der ganzen Welt an, hängen durch die ganze Welt zusammen. Nur der kleine Jude hat so was wie Heimatsgefühl. Auch giebt es unter diesen gute rechtschaffne Leute. So war da einer bei uns in Pommern (Name nicht zu verstehen), der handelte mit Häuten und ähnlichen Produkten. Das muß einmal nicht gegangen sein; denn

[1] U. a. dem Prinzen Karl und Adalbert von Preußen, dem Großherzog von Weimar, Roon. Den Gottesdienst hielt Rogge, der am Tage vorher auf die Einladung seines Neffen W. von Roon eingetroffen war, auf Befehl des Königs um 12 Uhr in der durch die Freigebigkeit Rothschilds reich geschmückten und auch hinreichend geräumigen Dorfkirche, die Predigt nach 1. Petri 5, 5. Rogge a. a. O. 91.

er wurde bankerott. Da kam er denn zu mir und bat mich, ich sollte ihn schonen und meine Forderung nicht anmelden. Er würde mich schon bezahlen, wenn er könnte, nach und nach. Nach alter Gewohnheit ging ich darauf ein, und er zahlte wirklich. Noch als Bundestagsgesandter in Frankfurt kriegte ich Abzahlungen von ihm, und ich glaube, daß ich, wenn überhaupt was, doch weniger als andre verloren habe. Solche Juden wirds freilich vielleicht nicht viele mehr geben. Übrigens haben sie auch ihre Tugenden: Respekt vor den Eltern, eheliche Treue und Wohlthätigkeit werden ihnen nachgerühmt."

Montag, den 26. September. Früh in verschiedner Gedankenfolge für die Presse das Thema behandelt: man behauptet, es könne nicht gestattet sein, Paris mit seinen Sammlungen, Kunstbauten und Denkmälern zu beschießen, es sei das ein Verbrechen gegen die Zivilisation. Warum nicht gar? Paris ist eine Festung; daß man darin Kunstschätze aufgehäuft, prächtige Paläste errichtet und andres Schöne geschaffen hat, alteriert diesen Charakter nicht. Eine Festung ist ein Kriegsapparat, der ohne Rücksicht auf das, was sonst mit ihm verbunden ist, unschädlich gemacht werden muß. Wenn die Franzosen ihre Monumente, ihre Bücher- und Gemäldesammlungen durch Krieg nicht gefährdet wissen wollten, so durften sie diese nur nicht mit Fortifikationen umgeben. Übrigens haben sie sich keinen Augenblick besonnen, Rom zu bombardieren,[1] wo sich doch noch ganz andre Monumente, solche von unersetzlichem Werte befanden. — Dann Artikel über die Kriegslust der französischen Linken vor der Kriegserklärung zur Benutzung für unsre Blätter im Elsaß abgesandt.

Am Diner nahm heute der Leibarzt des Königs Dr. Lauer teil. Das Gespräch drehte sich eine Zeit lang um allerlei Kulinarisches und Gastronomisches. Man erfuhr dabei, daß das Lieblingsobst des Kanzlers die Kirschen sind, und daß er nächst ihnen „auf die blaue Bauernpflaume große Stücke hält." Die vier Karpfen, die einen der vier Gänge bildeten, brachten den Chef auf seine Stellung zur Welt der eßbaren Fische, über die er sich eingehend ausließ. Unter den Flußfischen giebt er den Maränen, nicht mit

[1] Im Juni 1849.

den Muränen zu verwechseln, und den Forellen den Vorzug, von denen er in den Gewässern bei Varzin sehr schöne hat. Von den großen Forellen, die in Frankfurt am Main bei Gastereien eine Rolle spielen, denkt er gering. Sonst mag er die Seefische lieber, und unter diesen zieht er den Dorsch allen andern vor. „Doch ist auch eine gut geräucherte Flunder nicht übel, und selbst den ganz gemeinen Hering möchte ich, wenn er frisch ist, nicht verachtet wissen.“ Man geht zu dem Kapitel Austern über, wobei der Minister sagt: „Ich habe mir um die Bewohner von Aachen in meinen jungen Jahren ein Verdienst erworben wie Ceres durch Erfindung des Ackerbaues um die Menschheit, nämlich dadurch, daß ich sie lehrte, Austern zu braten.“ Lauer fragt nach dem Rezept, das ihm darauf mitgeteilt wird. Wenn ich recht verstand, bestreut man die Tiere mit geriebner Semmel und Parmesankäse und bratet sie in ihrer Schale auf einem Kohlenfeuer. Ich blieb dabei im stillen bei meinem Glauben: Die Auster und die Kochkunst haben nichts mit einander gemein. Frisch und ohne Zuthat — das ist das einzige Rezept.

Der Chef redete dann noch Unterschiedliches über Waldbeeren, Bick-, Krons- und Moosbeeren, als genauer Kenner, desgleichen über die große Familie der Pilze, von denen er vorzüglich in Esth- und Finnland viele und sehr gute angetroffen habe, die bei uns unbekannt seien. Er sprach hierauf vom Essen überhaupt und bemerkte scherzhaft: „In unsrer Familie sind lauter starke Esser. Wenn viele von solcher Kapazität im Lande wären, könnte der Staat nicht bestehen. Ich würde auswandern.“ Ich erinnerte mich dabei, daß auch Friedrich der Große auf diesem Gebiete viel vermocht hat, und ebenso Goethe, dem Tafelgenüsse oft Herzenssache gewesen seien. In seinem Briefwechsel mit der Frau von Stein ist häufig vom Essen die Rede; er erbittet sich von der Geliebten Schwartenmagen und Bratwurst, und in seiner Korrespondenz mit Nikolaus Meyer spielen die Bedürfnisse und Schöpfungen der Küche gleichfalls eine wichtige Rolle.

Die Unterhaltung wandte sich dann militärischen Dingen zu, und der Minister äußerte u. a., die Ulanen wären doch die beste Reiterei. Die Lanze gebe dem Manne großes Selbstvertrauen. Man behaupte, sie hindre im Busch, das sei jedoch irrig; im Gegenteil, sie sei ganz gut zum Wegbiegen der Zweige. Er wisse

das aus eigner Erfahrung, da er zwar zuerst bei den Jägern, dann aber als Landwehr-Lanzenreiter gedient habe. Die Abschaffung der Lanze bei der ganzen Kavallerie der Landwehr sei ein Mißgriff. Der gekrümmte Säbel nütze, zumal wenn er schlecht geschliffen sei, nur wenig; viel praktischer sei der gerade Stoßdegen, und dergleichen mehr.

Nach Tische läuft ein Brief von Favre ein, worin er bittet: erstens, daß der Beginn des Bombardements von Paris vorher angezeigt werde, damit das diplomatische Korps sich entfernen könne, zweitens, daß diesem der briefliche Verkehr nach außen gestattet werde. Abeken sagt, als er mit dem Schreiben vom Chef herunterkommt, er werde über Brüssel antworten.

„Da kommt der Brief aber spät oder gar nicht an, sondern zu uns zurück," bemerkt Keudell.

„Nun, das schadet ja nichts," erwidert Abeken.

„Man könnte ihn auch mit einem Parlamentär hineinschicken," meint Hatzfeldt.

„Unsre Parlamentäre schießen sie uns tot."

„Na, das ist doch wohl nicht so schlimm."

„Nun, wir müssen doch so thun." Nach dem weitern Gespräche scheint die Antwort eine bedingt zustimmende zu sein.

Abends noch mehrmals zum Chef hinauf gerufen, um Aufträge zu empfangen, erfahre ich u. a., daß „der Bericht Favres über seine Unterredungen mit dem Kanzler zwar das Bestreben, wahrheitsgetreu zu sein, bekundet, aber nicht ganz genau ist, was unter den obwaltenden Umständen und bei drei Besprechungen nicht wunder nehmen kann." Namentlich tritt darin die Waffenstillstandsfrage zurück, während sie doch im Vordergrunde gestanden hat. Von Soissons ist nicht die Rede gewesen, sondern von Saargemünd. Favre war zu einer erheblichen Geldentschädigung bereit. Die Waffenstillstandsfrage bewegte sich zwischen der Alternative: Erstens Einräumung eines Teils der Befestigungen von Paris, und zwar eines die Stadt beherrschenden Punktes, an uns und dafür Freigebung des Verkehrs der Pariser mit der Außenwelt; zweitens Verzicht auf jene Einräumung, aber Übergabe von Straßburg und Toul. Dieses beanspruchten wir, weil es in den Händen der Franzosen uns die Zufuhr unsrer Bedürfnisse erschwert. Über die Ab-

tretung von Gebiet bei einem Friedensschlusse sprach sich der Bundeskanzler zunächst dahin aus, daß er sich über deren Grenzen erst erklären könne, wenn sie im Prinzip angenommen sei. Dann, als Favre wenigstens eine Andeutung über unsre Forderungen in dieser Hinsicht verlangte, wurde ihm bemerkt, daß wir Straßburg, „den Schlüssel zu unserm Hause," und die Departements Ober- und Niederrhein, desgleichen Metz und einen Teil des Mosel-Departements zu unsrer Sicherstellung für die Zukunft bedürften. Der Waffenstillstand sollte zum Zweck der Befragung der französischen Volksvertretung abgeschlossen werden.

Der Chef läßt mich nochmals holen. „Der König wünscht — sagt er — Zeitungen zu sehen, und es soll ihm darin das Wichtigste angestrichen werden. Ich habe ihm Braß vorgeschlagen, und da lassen Sie sich doch die (scil. Norddeutsche Allgemeine Zeitung), wenn die Blätter kommen, immer geben, und streichen Sie ihm an und schicken Sie mirs herauf."

Beim Thee kommt eine große Nachricht an: Rom von den Italienern besetzt, der Papst und die Diplomaten im Vatikan zurückgeblieben.[1]

Dienstag, den 27. September. Bölsing zeigt mir im Auftrage des Chefs die von diesem umgeschriebne und kürzer und fester gemachte Antwort auf Favres Brief. Sie besagt ad 1: vorherige Anzeige sei nicht Kriegsgebrauch, ad 2: eine belagerte Festung scheine nicht der geeignete Sitz für Diplomaten; offne Briefe, die nichts Schädliches enthielten, werde man durchlassen können. Man hoffe sich in dieser Auffassung der Dinge mit dem diplomatischen Korps zu begegnen. Dasselbe könne ja nach Tours gehen, wohin sich dem Vernehmen nach auch die französische Regierung zu begeben beabsichtige.[2] Die Antwort ist deutsch abgefaßt, was Bernstorff schon begonnen, Bismarck aber konsequenter durchgeführt hat. „Früher — so berichtet Bölsing — waren die meisten Sekretäre im Auswärtigen Amte Leute von der französischen Kolonie, wovon Roland und Delacroix noch übrig sind, und auch von den Räten wurde fast alles französisch betrieben. Selbst die Ausgangs- und Eingangsregister wurden so geführt, die Gesandten berichteten

[1] 20. September.

[2] Bismarck-Regesten I, 405.

gewöhnlich französisch u. s. w." Jetzt wird die Sprache des »schnöden Galliers«, wie Graf Bohlen die Franzosen nennt, nur noch ausnahmsweise, z. B. gegen solche Regierungen und Gesandte gebraucht, deren Muttersprache wir nicht geläufig lesen können; die Register aber sind seit Jahren schon deutsch.

Abeken ist heute nicht im Büreau zu sehen; man hört, daß er einen Schlaganfall gehabt habe, und daß Lauer gerufen worden ist. Es soll indes nicht sehr gefährlich sein.[1] Der Chef arbeitet ungewohnterweise schon seit früh acht Uhr. Er hat wieder einmal nicht schlafen können. Ich bekomme von ihm verschiedne Aufträge, die im Laufe des Vormittags erledigt werden. Es gehen Artikel über das feindselige Betragen der Luxemburger, über die Unterredung des Chefs mit Favre,[2] über England und Amerika ab. Wir bekommen jetzt auch reichlicher Zeitungen. Ferner treffen die Briefe aus Deutschland seit einigen Tagen rascher ein. Bamberger ist, wie er mir schreibt, von Hagenau weggegangen, weil es ihm unter den dort eingetroffnen Büreaukraten, die nicht zu unterscheiden wissen zwischen einem untergeordneten Beamten, der auf zehn Thaler Zulage angewiesen ist, und einem unabhängigen Manne, der sich zu gemeinsamer Arbeit hergiebt, zu eng und unbequem geworden ist. Vorher hat er drei Wochen lang mit vielem Eifer und bekanntem Geschick gearbeitet und erreicht, was unter den schwierigen Verhältnissen erreichbar gewesen ist, und alles in guten Gang gebracht. Die Zufriedenheit mit sich selbst, die er nun empfindet, teilt er auch mir mit den Worten mit: „Nach drei Wochen habe ich in diesem büreaukratischen Kreise meine Schuld an das Vaterland mehr abgetragen als in einem Biwak."[3] Er fühlt sich mit andern beunruhigt durch die Möglichkeit, daß wir an eine

---

[1] Der Anfall zeigte sich als Schreibkrampf und ging bald vorüber, nötigte aber Abeken, eine Zeit lang nur zu diktieren, und legte den Keim zu seiner tödlichen Krankheit, der er schon am 8. August 1872 erlag. Abeken 420.

[2] Den Bericht darüber diktierte der Kanzler dem Grafen Hatzfeldt. Abeken, 421.

[3] Bamberger war nach dem 18. August nach Nancy, Anfang September nach Hagenau gegangen mit dem deutschen Präfekten des Unter-Elsaß und rief dort das erste deutsche amtliche Blatt ins Leben. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 131.

Wiedereinsetzung Napoleons denken, hält sie aber für eine moralische Unmöglichkeit und ist somit geneigt, anzunehmen, daß Andeutungen in der Presse, in denen sie als denkbar erscheint, nur eine Pression auf die provisorische Regierung in Paris im Auge haben. Allerorten, zuletzt in einem Kreise politischer Freunde zu Karlsruhe hat er Gelegenheit gehabt, zu konstatieren, daß eine unter deutschen Auspizien vorgenommne Restauration des Napoleonismus dem öffentlichen Gewissen wie eine Monstruosität vorkommt. „Niemand — so fährt er fort — verkennt die Schwierigkeit, mit einem andern Repräsentanten Frankreichs abzuschließen; niemand verkennt die äußere und innere Haltlosigkeit der improvisierten republikanischen Regierung. Aber im Gefühl, das stärker ist als alle praktischen Räsonnements, perhorresziert jene Lösung als eine moralische Unmöglichkeit. Die erhabne sittliche Größe, mit der Deutschland in diesem Kampfe aufgetreten, und die sich wiederum zugleich als die größte weltgeschichtliche Macht erwiesen, würde sich, so zu sagen, selbst eine Eselskappe aufsetzen, wenn sie dies von uns selbst tausendfach gebrandmarkte Regiment auf ihren Bajonetten zurückführte."

Teile den Brief, wie der Verfasser gewünscht, dem Kanzler mit. Schickt mir ihn wieder. Das Wort „Gefühl" ist von ihm zweimal unterstrichen und mit einem Ausrufungszeichen versehen.

Beim Diner sind Fürst Radziwill und Knobelsdorff vom Generalstabe anwesend. Als von der Stelle in Favres Bericht über seine Verhandlungen mit dem Chef die Rede ist, wo er geweint haben will, meint der Minister, er habe sich wohl nur so gestellt. „Es ist wahr — sagte er —, er sah so aus, und ich versuchte ihn einigermaßen zu trösten. Wie ich mir ihn aber genauer betrachtete — ich glaube ganz bestimmt, daß er nicht eine Thräne herausgebracht hatte. Er dachte vermutlich mit Schauspielerei auf mich zu wirken wie die Pariser Advokaten auf ihr Publikum. Ich bin fest überzeugt, daß er in Ferrières auch weiß geschminkt war — besonders das zweite mal. An diesem Morgen sah er viel grauer aus — um den Angegriffnen und Tiefleidenden vorzustellen. — Es ist auch möglich, daß es ihm wirklich nahe geht, aber er ist kein Politiker, er sollte wissen, daß Gefühlsausbrüche nicht in die Politik gehören." Nach einem Weilchen fuhr der Minister fort: „Als ich was von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht,

als ob das Scherz von mir wäre. Ich hätte ihm da erzählen können, wie mir einmal — wie heißt er gleich? — der große Kürschner in Berlin unter den Linden — hm, Salbach — sagte. Ich ging mit meiner Frau hin, um nach einem Pelze zu fragen, und da nannte er mir für den, der mir gefiel, einen hohen Preis. Sie scherzen wohl? versetzte ich. Nein, erwiderte er, in de Geschäfte da scherze ich nich."

Später wurde ihm der amerikanische General Burnside gemeldet. Er antwortete, jetzt wäre er bei Tische, der Herr General möge die Gefälligkeit haben, wiederzukommen. — „In einer oder zwei Stunden?" — „Ach, meinetwegen in einer halben." Dann fragte er mich: „Sie, Doktor Busch, was war der eigentlich?" — Ich sagte ihm, ein sehr achtbarer General im Bürgerkriege, nach Grant und Sherman, wenn man von den Konföderierten absähe, der bedeutendste.[1]

Man sprach dann von der Einnahme Roms und dem Papste im Vatikan, und der Chef äußerte über diesen u. a.: „Ja, Souverän muß er bleiben. Nur fragt sichs, wie. Man würde mehr für ihn thun können, wenn die Ultramontanen nicht überall so gegen uns aufträten. Ich bin gewohnt, in der Münze wiederzuzahlen, in der man mich bezahlt." — „Ich möchte übrigens wissen, wie unser Harry (von Arnim, der norddeutsche Gesandte beim päpstlichen Stuhle) sich jetzt befinden und fühlen mag. Wahrscheinlich heute früh so, abends so, und morgen früh wieder anders — wie seine Berichte. Der wäre eigentlich ein zu vornehmer Gesandter für einen so kleinen Souverän. Er ist aber nicht bloß der Fürst des Kirchenstaates, sondern das Haupt der katholischen Kirche." — — —

Nach dem Essen, als wir eben mit dem Kaffee fertig waren, kam Burnside mit noch einem ältern Herrn, der ein rotes Wollenhemd und einen Papierkragen trug, wieder. Der General, ein ziemlich großer, wohlbeleibter Mann mit dicken, buschigen Augenbrauen und auffallend hübschen weißen Zähnen, konnte mit seinem abgezirkelten, kurz gehaltnen Wilhelmsbarte für einen ältlichen preußischen Major in Zivil gelten. Der Chef setzte sich mit ihm auf das Sofa links vom Fenster im Speisezimmer und unterhielt

[1] Der Kronprinz urteilt recht günstig über ihn, Tagebuch vom 3. Oktober

sich auf Englisch lebhaft mit ihm bei einem Glase Kirschwasser, das später ergänzt wurde. Fürst Radziwill sprach unterdessen mit dem andern.

Nachdem der Minister seinem Besuche bemerkt hatte, daß er etwas spät zu unsrer Kampagne käme, und dieser das erklärt hatte, setzte er ihm auseinander, daß wir im Juli nicht im entferntesten den Krieg gewollt und, als wir mit der Kriegserklärung überrascht worden, nicht an Eroberungen gedacht hätten — weder der König noch das Volk. Unsre Armee sei vortrefflich für Verteidigungskriege, aber zur Ausführung von Eroberungsplänen schwer zu verwenden; denn das Heer sei das Volk, und das Volk sei nicht ruhmbegierig, es brauche und wolle den Frieden. Eben deshalb aber verlange die Volksstimme, die Presse jetzt eine bessere Grenze; um der Erhaltung des Friedens willen müßten wir nunmehr einem ehr- und eroberungssüchtigen Volke gegenüber auf Sicherheiten für die Zukunft bedacht sei, und die fänden wir nur in einer Defensivstellung, die besser wäre als die bisherige. Burnside schien das einzusehen und lobte höchlich unsre vortreffliche Organisation und die tapfern Thaten unsrer Truppen.

Als das Kirschwasser, das hier, wie in Meaux bei Malet, wohl diplomatische Dienste that, auf die Neige ging, sah der Chef mich an. Ich verstand den Wink und machte eine entsprechende Kopfbewegung, die erwidert wurde. Ich ging hinaus zu Krüger und sagte ihm das Nötige. Als ich wiederkam, stellte der Chef mich dem General vor als Dr. Busch, who has lived for a long time in America and is indeed half American, half German. Burnside richtete darauf ein paar Worte an mich, die ich kurz erwiderte, und schüttelte beim Abschied auch mir die Hand.

Ich hatte abends nach neun Uhr eben im Auftrage des Chefs telegraphiert, daß die Mobilgarden stark desertieren, und daß man schon eine Anzahl dafür füsiliert habe, als Krüger, während wir beim Thee sitzen, die Meldung bringt, daß Straßburg über ist.[1] Keudell fragt, woher er das wisse. — Eben sei Bronsart beim Chef erschienen, um es zu verkündigen, und dann sagt uns Krausnick, daß auch Podbielski mit der Nachricht gekommen sei. Bronsart tritt

[1] Verdy 192 vom 28. September: „Heute nacht."

später selbst in das Büreau, um zu erzählen, daß ein Telegramm, das die Kapitulation melde, eingelaufen sei, und setzt hinzu, der Kanzler habe geäußert, wenn er jünger wäre, so tränke er auf die gute Botschaft eine Flasche Sekt, so aber müßte ers bleiben lassen; denn sonst könnte er nicht schlafen.

Mittwoch, den 28. September. Der König hatte alles Jagen und Schießen im Park untersagen lassen. Heute früh fuhr er zu einer großen Truppenbesichtigung in die Kantonnements bei Paris. Um zwölf Uhr wollte ich mich zu einer Anfrage beim Minister melden lassen. Im Vorzimmer sagte man mir aber, er sei nicht zu Hause.

„Wohl ausgeritten?"

„Nein, die Herren sind ein bischen Fasanen schießen. Engel sollte nachkommen."

„Haben sie denn Gewehre mitgenommen?"

„Nein, die hat Podbielski vorausgeschickt."

Der Chef war schon um zwei Uhr wieder da, er, Moltke und Podbielski hatten nicht im Parke, sondern in den Wäldern im Norden und Nordosten davon gejagt.[1] — Abeken war wieder wohler und erschien sogar im Büreau, aber noch nicht wieder beim Essen.

Während der Minister fort war, frühstückte ein ältlicher Franzose in grauem Rock und grauem Butterglockenhute, mit schneeweißen Haaren, starkgebogner Nase und grauem Schnurr- und Kinnbarte mit uns. Es war, wie man später erfuhr, der nach dem Kriege von den Zeitungen vielbesprochne Régnier, der um das Ende des September — wie es schien, halb und halb auf eigne Hand — zwischen der Kaiserin Eugenie und Bazaine den Vermittler spielte und jetzt bei dem Kanzler eine Audienz haben wollte.[2]

Auch Burnside fragte diesen Tag telegraphisch an, ob er dem Minister wieder seine Aufwartung machen könne und zu welcher Stunde. Er schien ebenfalls als Vertrauensperson zu kommen und

---

[1] Moltke war beim König, Verdy 192. „Die Mehrzahl der Unsern [der Generalstabsoffiziere] begiebt sich eben mit General von Podbielski auf die Jagd, teils zu Pferde, teils zu Fuß, acht Mann hoch. Sie haben aber nur zusammen zwei Flinten und acht Patronen."

[2] Er kam aus Metz. Bismarck-Regesten I, 405.

vermitteln zu wollen.[1] Ich antwortete ihm im Auftrage des Chefs The Chancellor will be happy to receive you this evening at any hour you please.

Beim Diner, wo Graf Lehndorff, der Landrat Graf Fürstenstein in der Uniform eines hellblauen Dragoners mit gelbem Kragen nnd ein Herr von Katt mit uns speisten, von denen die beiden letzten Präfekten in eroberten französischen Gebieten werden sollten, erzählte der Chef zunächst, daß die Jagd von heute früh keinen befriedigenden Verlauf gehabt habe, und zwar wahrscheinlich infolge zu schwacher Patronen. Er hatte nur einen Fasan erlegt und drei oder vier zwar angeschossen, dann aber nicht gefunden. Früher sei es ihm besser ergangen, wenigstens mit den Fasanen. Mit anderm Wilde sei das allerdings nicht der Fall gewesen; dagegen habe er bei Dietze in der Magdeburger Gegend einmal in fünf bis sechs Stunden hundertundsechzig Hasen geschossen. Er war nach dem heutigen Jagen bei Moltke gewesen, wo sie ein neues Getränk, eine Art Punsch aus Champagner, heißem Thee und Sherry, probiert hatten, das, wenn ich recht hörte, eine Erfindung des großen Generals und Schlachtendenkers war.

Auf die Mitteilungen hierüber folgten ernstere Gespräche. Zunächst beklagte der Kanzler sich, daß Voigts-Rhetz die tapfere Attacke der beiden Dragonerregimenter der Garde bei Mars la Tour, die er doch veranlaßt, und die das zehnte Armeekorps gerettet hätte, in seinem Berichte mit keinem Worte erwähnt habe. „Sie war notwendig — ich gebe das zu —, aber dann hätte er sie doch nicht verschweigen sollen."

Dann ging er zu einer längern Rede über, die in betreff des Bildes, mit dem sie begann, durch einen Fettfleck auf dem Tafeltuche vor ihm beeinflußt war, und die zuletzt den Charakter eines Zwiegesprächs zwischen dem Minister und Katt annahm. Er sagte (wörtlich): „Der Fettfleck (scil. das Gefühl, daß es schön sei) zu sterben für Vaterland und Ehre, auch ohne Anerkennung, greift

[1] Das vermutete auch der Kronprinz, Tagebuch vom 3. Oktober. Vgl. Wilmowski, Feldbriefe 63. B. brachte die Nachricht, daß die provisorische Regierung grundsätzlich auf eine Gebietsabtretung und Waffenstillstand zur Berufung der Konstituante unter Einräumung eines Pariser Forts eingehen wolle.

immer tiefer in die Haut der Bevölkerung, seit er mit Blut getränkt ist — breitet sich immer mehr aus." — „Der Unteroffizier hat ja doch im ganzen dieselbe Ansicht und dasselbe Pflichtgefühl wie der Leutnant und der Oberst — bei uns Deutschen. Das geht bei uns überhaupt sehr tief in alle Schichten der Nation." — „Die Franzosen sind eine leicht unter einen Hut zu bringende Masse, die dann sehr mächtig wirkt. Bei uns hat jeder seine eigne Meinung. Aber wenn sie einmal in großer Zahl dieselbe Meinung haben, ist viel mit den Deutschen anzufangen. Wenn sie sie alle hätten, wären sie allmächtig." — „Das Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln totschießen läßt (er meinte damit wohl, ohne an Lohn und Ehre für seine Standhaftigkeit auf dem ihm zugewiesenen Posten zu denken, ohne Furcht und ohne Hoffnung), haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserm Volke, davon, daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht."

„Glauben Sie, Exzellenz, daß sie darüber nachdenken?" fragte Fürstenstein.

„Nachdenken — nein, es ist ein Gefühl, eine Stimmung, ein Instinkt meinetwegen. Wenn sie nachdenken, kommen sie darüber hinweg. Dann reden sie sichs aus." — „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höhern Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise — das Seine thun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht."

Der Großherzog von Weimar wird gemeldet. „Ich glaube auch an dessen Offenbarung," sagt der Chef. „Er mag übrigens warten."

Dann fährt er fort, wohl noch eine Viertelstunde, wobei er zuweilen von seinem eigentlichen Thema abspringt und oft denselben Gedanken mit andern Worten wiederholt. „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diente ich dem Könige keine Stunde mehr. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug und brauchte sie nicht." — „Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und übler Behandlung aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes

wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen.*) Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen

*) Man vergleiche hiermit die Rede, die Bismarck am 15. Juni 1847 im Vereinigten Landtage hielt. Es heißt darin: „Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staates so alt sei, wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in dem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, auf religiöser Grundlage sich bewegen muß. Für mich sind die Worte von »Gottes Gnaden«, die christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Szepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist, und ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu verwirklichen. Erkennt man die religiöse Grundlage des Staates überhaupt an, so kann, glaube ich, diese Grundlage nur das Christentum sein. Entziehen wir diese religiöse Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle übrig, ein Begriff, den die ältere Philosophie aufgestellt hat. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regenerieren, sondern aus den vagen und wandelbaren Begriffen von Humanität, wie sie sich in den Köpfen derjenigen, welche gerade an der Spitze stehen, gestalten. Wie man in solchen Staaten den Ideen z. B. der Kommunisten über die Immoralität des Eigentums, über den hohen sittlichen Wert des Diebstahls als eines Versuchs, die angebornen Rechte der Menschen wiederherzustellen, das Recht, sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie dazu die Kraft in sich fühlen, ist mir nicht klar. Denn auch diese Ideen werden von ihren Trägern für human gehalten, ja als die erste Blüte der Humanität angesehen. Deshalb, meine Herren, schmälern wir dem Volke nicht sein Christentum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber nicht nötig sei, nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsre Gesetzgebung aus der Quelle des Christentums schöpfe, und daß der Staat die Realisierung des Christentums bezweckt, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht. Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin.“ Politische Reden des Fürsten Bismarck, herausgegeben von H. Kohl I, 24.

haben! Orden und Titel reizen mich nicht." — „Der entschlossene (soll wohl heißen, feste, zuversichtliche, zur Bethätigung bereite) Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist, sonst wäre ich von Natur Republikaner." — „Ja, ich bin Republikaner[1] — im höchsten Grade, und ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben." — „Hätte ich die wundervolle Basis der Religion nicht, so wäre ich dem ganzen Hofe schon längst mit dem Sitzzeug ins Gesicht gesprungen, und schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, so gehe ich auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfnis, diesen Glauben zu bekennen."[2]

Katt meinte, aber die Alten, die Griechen hätten doch auch Selbstverleugnung und Hingebung gezeigt, sie hätten Vaterlandsliebe gehabt und Großes gethan mit ihr. Er sei überzeugt, daß viele Leute jetzt gleiches thäten aus Staatsgefühl, aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Der Chef erwiderte, diese Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König sei bei uns eben nur der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, „unklarer und doch wirksam, nicht mehr Glaube und doch Glaube." — „Wie gerne ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut." — „Sie nehmen

[1] Natürlich nur in dem Sinne seines persönlichen Unabhängigkeitsgefühls.

[2] Man erinnere sich zu dem Obigen ferner einer gewissen Stelle in der Rede, die der Kanzler am 9. Oktober 1878 bei Beratung des Sozialistengesetzes im Reichstage hielt. Er sagte hier u. a.: „Wenn ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der diesen Leuten (den Sozialdemokraten) beigebracht ist — ja, meine Herren, ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Situation, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter (Karl Streckfuß) sagt, ›An Gott und bessere Zukunft glauben‹ nicht hätte." Politische Reden VII, 280.

mir dann meinen König. Denn warum, wenn es nicht göttliches Gebot ist — warum soll ich mich denn diesen Hohenzollern unterordnen? Es ist eine schwäbische Familie, die nicht besser ist als meine, und die mich dann gar nichts angeht. Ich wäre dann schlimmer als Jacoby, den man sich dann schon gefallen lassen könnte als Präsidenten — oder auch als König."

Keudell sagte mir diesen Abend draußen vor dem Schlosse, in ähnlicher Weise habe sich der Chef schon mehrmals geäußert.[1]

Nach dem Essen war der Großherzog von Weimar oben beim Bundeskanzler, dann Régnier und zuletzt Burnside mit seinem Begleiter vom vorhergehenden Tage.

Donnerstag, den 29. September. Früh Artikel gemacht über die Thorheit deutscher Zeitungen, vor der Beanspruchung von Metz und Umgegend deshalb zu warnen, weil man dort französisch spreche, sowie über Ducrots mit nichts zu entschuldigendes Entwischen auf dem Transport nach Deutschland. Der zweite Aufsatz geht auch nach England.

In den Zeitungen findet sich ein Bericht über die Stimmung in Bayern, der ganz augenscheinlich aus zuverlässiger und hoch

[1] Vgl. den Brief an seine Frau, Frankfurt a. M., 3. Juli 1851: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß und wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde." H. Kohl, Bismarckbriefe 124. — An den Gutsbesitzer Andrä in Roman (Pommern) auf dessen Klagen, daß Bismarck vielfach für unkirchlich und politisch gewissenlos gelte, vom 26. Dezember 1865 u. a.: „Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufs den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meine Wege zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen." Später hat B. zu der Unterschrift Andräs am Rande bemerkt: „Ein eitler poseur!" — a. a. O. 422 und Bismarck-Jahrbuch III, 213 ff. — An Leopold von Gerlach 2. Mai 1860: „Der Gott, der mich unerwartet hineingesetzt hat [in den königlichen Dienst], wird mir auch lieber den Weg hinauszeigen, als meine Seele darin verderben lassen, solange ich ehrlich suche, was seines Dienstes in meinem Amte ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden." Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach, herausgegeben von H. Kohl, S. 346.

liegender Quelle geschöpft ist,*) und dessen Inhalt wir uns darum in seinen wesentlichen Punkten notieren wollen. Die hier mitgeteilten Nachrichten sind großenteils gut, nur einige davon könnte man sich besser wünschen. Der deutsche Gedanke hat durch den Krieg offenbar an Stärke und Verbreitung gewonnen, aber auch das spezifisch bayrische Selbstgefühl hat sich gesteigert. Die Beteiligung der Armee an den Siegen des deutschen Heeres bei Wörth und Sedan, sowie ihre erheblichen Verluste haben nicht verfehlt, die Begeisterung für den Krieg mit Frankreich durch alle Schichten des Volkes zu verbreiten und es mit Stolz auf die Leistungen seiner Söhne zu erfüllen.[1] Man ist überzeugt, daß der König mit voller Aufrichtigkeit den Sieg der deutschen Waffen erhofft und mit allen Anstrengungen zur Erreichung dieses Ziels einverstanden ist. Seine nächste Umgebung ist gut gesinnt. Nicht von allen seinen Ministern läßt sich dasselbe rühmen. Dem Kriegsminister (von Prankh) ist es ohne Zweifel ernstlich um einen glücklichen Ausgang des Krieges zu thun, und er leistet dafür sein Möglichstes. Man kann sich in dieser Hinsicht auf ihn verlassen und annehmen, daß er auch bei den Friedensbedingungen auf der rechten Seite stehen wird. Graf Bray dagegen ist und bleibt ultramontan und österreichisch gesinnt. Er ist in seinem Innersten dem Kriege abgeneigt, wir haben ihm viel zu rasch Erfolge errungen, und sie gehen ihm viel zu weit. Mit Wohlgefallen würde er es sehen, wenn die Neutralen Schritte thäten, uns zu hemmen, und wenn er könnte, würde er solche Schritte unterstützen.

In betreff einer etwaigen Neugestaltung der deutschen Ver-

*) Er war, wie ich jetzt nicht mehr verschweigen will, ein Bericht des damaligen badischen Gesandten in München, Robert v. Mohl, ursprünglich für dessen Regierung in Karlsruhe verfaßt, der dem Chef mitgeteilt und auf dessen Befehl von mir auszugsweise in die Presse gebracht wurde. — Mohl war eifrig national mit süddeutsch-liberaler Färbung. Er starb als Reichstagsabgeordneter für Donaueschingen in Berlin am 4. November 1875. Allgemeine deutsche Biographie XXII, 756 ff. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier II, 192.

[1] Ähnliches berichtet Moritz von Blankenburg am 24. September 1870 an Roon auf Grund von Aussagen nationalliberaler Abgeordneter (Forckenbecks und Laskers), die in München gewesen waren, Roons Denkwürdigkeiten III⁴, 229 f. Erinnerungen aus dem Leben von H. B. von Unruh, 311 f.

hältniſſe, die ſich aus der Waffengemeinſchaft während des Kriegs im Sinne eines dauernden engern Zuſammenſchluſſes auch im Frieden entwickeln könnte, iſt aus dem auch in dieſer Hinſicht ſehr zuverſichtlichen Tone der Preſſe kein Schluß zu ziehen. Daß Bray gegen einen Eintritt in den Nordbund ſein würde, iſt ſelbſtverſtändlich. Aber auch andre einflußreiche Perſönlichkeiten denken nicht daran, oder ſehen doch die tüchtige Mitwirkung der Bayern bei den deutſchen Siegen weniger als den Weg zu größerer Einigung Deutſchlands, als im Lichte einer Probe der Kraft Bayerns und einer Befeſtigung ſeiner vollen Selbſtändigkeit an. Die nicht ultramontanen Partikulariſten nehmen ungefähr denſelben Standpunkt ein. Sie ſind erfreut über unſre Erfolge und ſtolz auf den Anteil, den Bayern daran hat. Sie bewundern die preußiſche Kriegführung und wollen wie wir Sicherſtellung Deutſchlands gegen fernere Angriffe von Weſten her. Von einem Anſchluß Bayerns an den Norddeutſchen Bund, wie er jetzt geſtaltet iſt, mögen ſie nichts wiſſen. In dieſen Kreiſen wird auch über die Verteilung der eroberten franzöſiſchen Gebietsteile vielfach geſprochen. Gern würden ſie das Elſaß mit Baden vereinigt ſehen, vorausgeſetzt, daß dafür die badiſche Pfalz an Bayern abgetreten würde. Bedenken erregt den Einſichtigen, daß Baden und vermutlich auch Württemberg nach dem Frieden die Vereinigung mit dem zum Bundesſtaat organiſierten Norden verlangen werden. Die Ultramontanen ſind noch die Alten, obgleich ſie aus Furcht ihre Gedanken nicht laut werden laſſen. Zum Glück haben ſie alles Vertrauen auf Öſterreich verloren, ſodaß es ihnen an einer Stütze mangelt, während andrerſeits die Bayern, die im Felde ſtehen, eine ganz andre Meinung von den Preußen gewonnen haben, als ſie vor dem Kriege hatten. Sie ſind des höchſten Lobes voll über die Kameraden aus dem Norden, und zwar nicht bloß wegen deren militäriſchen Eigenſchaften und Leiſtungen, ſondern auch wegen ihrer Bereitwilligkeit, mit ihren Vorräten auszuhelfen, wenn ſie damit früher oder reichlicher verſehen worden ſind als die Bayern. Mehr als einer hat nach Hauſe geſchrieben, daß ihre Geiſtlichen ſie in Bezug auf die Preußen angelogen hätten. Es ſei nicht wahr, daß dieſe alle lutheriſch ſeien. Viele ſeien Katholiken, und man habe ſogar Feldpatres bei ihnen geſehen. Da die Offiziere ähnlich denken, ſo wird die zurückkehrende

Armee eine wirksame Propaganda gegen den Ultramontanismus und wohl auch gegen den extremen Partikularismus abgeben. Daß die Nationalgesinnten in Bayern sich mehr wie je fühlen, ist begreiflich. Sie würden auch thun, was sie vermöchten. Nur haben sie in der zweiten Kammer nicht die Mehrheit und in der ersten kaum zwei oder drei Gesinnungsgenossen.

Bei Tische, wo Graf Borck, Besitzer großer Güter in Pommern, in Militäruniform, und der Fähnrich von Arnim-Kröchlendorf, Kürassier, Neffe des Chefs, mit uns essen, giebt es wenig, was des Merkens und Aufzeichnens wert wäre. Man spricht vom Großherzog von Weimar und ähnlichem. Von dem Großherzog sagt der Chef, nachdem er erwähnt hat, daß er am Abende vorher bei ihm gewesen sei und etwas wissen gewollt habe, das er ihm nicht hatte mitteilen können: „Der denkt, ich bin auch sein Bundeskanzler. Als ich höflich ablehnte, sagte er, nun dann müsse er sich an den König wenden. »Ja — erwiderte ich —, dann würde Seine Majestät doch erst mit seinem Minister Rücksprache nehmen müssen.« — »Und der Minister?« — »Der hüllt sich in undurchdringliches Stillschweigen.«“

Dann erzählte der Kanzler, man habe ihn gefragt, wie man es mit den in Straßburg zu Gefangnen gemachten Mobilgarden halten solle. „Doch wohl nach Hause schicken?“ meinte man. — „Bewahre Gott, nach Oberschlesien, sagte ich.“

Freitag, den 30. September. Wieder einen Brief von Bamberger in Baden-Baden erhalten, der fortfährt, sein Talent und seinen Einfluß in der Presse im Sinne des Kanzlers geltend zu machen. Ihn in der Antwort gebeten, gegen den Unfug aufzutreten, daß deutsche Journalisten schon jetzt, wo wir noch im Kriege und kaum aus dem Gröbsten fertig wären, schon mit Eifer der Mäßigung das Wort reden. (Die ärgste ist die Kölnische Zeitung, bei der sich der Gedanke, daß Metz nicht deutsch werden dürfe, weil es französisch spreche, fast wie eine Monomanie äußert.) Die Herren brächten schon ihre Ratschläge zu Markte, wie weit man deutscherseits in seinen Ansprüchen gehen könne und dürfe, und plädierten so zu Gunsten Frankreichs, während sie doch viel klüger thäten, hohe Forderungen zu stellen. „Damit man — sagte der Minister, als er sich hierüber als über eine »Abgeschmackt-

heit« beklagte — wenigstens was Ordentliches bekommt, wenn auch nicht alles, was man fordert. Sie werden mich noch zwingen, die Maaslinie zu verlangen. — Bambergern aber schreiben Sie, ich hätte ihm doch mehr staatsmännischen Sinn zugetraut, als aus seiner Vermutung hervorginge, wir wollten Napoleon auf den französischen Thron zurückführen.

Oben ist heute Galatafel: sie feiern, wie man hört, den Geburtstag der Königin. Man will aus der Gegend von Paris her wieder Schüsse gehört haben, und abends läßt mich der Chef das mit dem Zusatz telegraphieren, es habe ein Ausfall stattgefunden, und die Franzosen seien mit starkem Verlust und in wilder Flucht in die Stadt zurückgetrieben worden.

Sonnabend, den 1. Oktober. Zwei Artikel gemacht, einen über die falsche Politik der Kölnerin für Berlin und den andern für Hannover. Beim Frühstück ist der Berner Professor der Nationalökonomie Dr. Jannasch mit einem Begleiter zugegen. Die Herren sind unter allerhand Mühseligkeiten und Strapazen hierher gelangt. Jannasch ist, wie es unter den Sekretären heißt, auf Anregung des Chefs gekommen, zu welchem Zwecke, erfährt man nicht.*) Er soll nach seinen Äußerungen zu sozialistischen Ideen hinneigen. Bei Tische, wo der Minister fehlte,[1] hatten wir Graf Waldersee als Gast. Der will Paris als ein Sodom, das die Welt vergiftet, gründlich gezüchtigt wissen.

Sonntag, den 2. Oktober. Graf Bill besucht seinen Vater. Früh ein Telegramm, abends zwei Artikel abgesandt. Durch das Telegramm wurde auf Weisung des Chefs eine Anfrage in der Kreuzzeitung veranlaßt, die dahin lautete, weshalb nicht, wenn Jacoby wegen Ermunterung der Franzosen zur Fortsetzung des Krieges aus militärischen Gründen unschädlich gemacht worden sei,

*) Der Minister schrieb an den Rand des Korrekturbogens, den ich ihm im Spätsommer 1878 sandte, zu dieser Stelle: „Ich weiß gar nicht, wer J. ist.“ Herr von Keudell aber kannte ihn ohne Zweifel.

[1] Er war mit Roon zu einem Diner beim Generalstabe eingeladen, wo es sehr vergnügt zuging, und er selbst „in seiner so überaus charakteristischen und einzigen Weise vieles Hochinteressante und Scherzhafte aus Gegenwart und Vergangenheit, so auch von seiner letzten Unterhaltung mit Jules Favre und dessen langen Reden“ erzählte, Verdy 196.

auch die Herren Meviſſen, Oppenheim und Du Mont, die deutſchen Beſitzer der Indépendance Belge, die noch eifriger und mit mehr Einfluß die Franzoſen unterſtützten, eingeſteckt würden.[1] Der zweite Artikel behandelte, ebenfalls vom Kanzler veranlaßt und „nicht für die offiziöſen Blätter beſtimmt," die „mechaniſche Verteilung der Eiſernen Kreuze an Regimenter, von denen jedes gleichviele, einerlei, ob es viel oder wenig geleiſtet hatte, bekommen habe, ſowie die „überreichliche Verleihung" dieſer Ehrenzeichen an Hofleute, Flügeladjutanten und „andre unnütze Knechte." — — Sonſt von heute nichts zu notieren.

Doch! Beim Thee erzählt Hatzfeldt, daß er das benachbarte, auf dem Wege nach Lagny gelegne Schloß Guermant beſucht, und daß ihm deſſen Beſitzer, ein Marquis Toloſan oder d'Oloſſan, ein behaglicher rundbäuchiger Herr, ſeine Not über die Einquartierung geklagt habe. Die Preußen ſeien charmante Leute, aber die Württemberger wären doch gar zu familiär. Sie hätten ihm gleich beim Eintreten ins Haus auf den Bauch geklopft und geſagt: „Schöner Bauch!" Auch wären ſie ſehr anſpruchsvoll und rückſichtslos. Er habe ihnen viertauſend Flaſchen Bordeaux zur Verfügung geſtellt und die Kellerſchlüſſel ſtecken laſſen; und doch ſuchten ſie immer nach mehr, was verſteckt ſein ſolle. Dann hätte er ihnen von den drei Wagen in ſeiner Remiſe zwei zum Gebrauch überlaſſen und für ſich nur einen ganz kleinen behalten wollen, den er wegen ſeiner Schwerfälligkeit dringend bedürfe. Aber ſelbſt mit dem ſeien ſie ihm den Tag über fortgefahren, und als er ſich darüber beſchwert habe, habe man ihm lachend geſagt, ja, das wäre ſo im Kriege.

Das giebt jemand Anlaß zu der Äußerung, daß der kleine Mann verhältnismäßig mehr zu leiden habe als die Vornehmen und Reichen. Der Chef bemerkt dazu, indem er an die Äußerung erinnert, die Sheridan in Reims gethan hatte, das könne nichts

[1] Johann Jacoby in Königsberg war auf Befehl des Generalgouverneurs der Küſtenlande Vogel von Falckenſtein am 20. September verhaftet und nach der Feſtung Lötzen gebracht worden, weil er in einer öffentlichen Verſammlung gegen die Annexion von Elſaß und Lothringen geſprochen hatte. Am 26. September richtete er ein Geſuch um Freilaſſung an den Bundeskanzler, das von Bamberger unterſtützt wurde und am 26. Oktober wirklich zur Entlaſſung führte. Poſchinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 132 f.

schaden, denn es gäbe mehr kleine Leute als Wohlhabende, und wir hätten den Zweck des Kriegs, der ein vorteilhafter Friede sei, im Auge zu behalten. Je mehr Franzosen es schlecht ginge, desto mehr würden sich nach dem Frieden sehnen, gleichviel, welche Bedingungen wir stellten. „Und ihre heimtückischen Francstireurs — fuhr er fort —, die jetzt friedlich in ihren Blusen da stehen, die Hände in den Taschen und im nächsten Moment, wenn unsre Soldaten vorbei sind, die Flinten aus dem Straßengraben nehmen und auf sie feuern — es wird noch dahin kommen, daß wir jeden männlichen Einwohner totschießen. Es wäre das eigentlich nicht schlimmer als in der Schlacht, wo sie einander auf zweitausend Schritt umbringen und sich folglich auch nicht von Angesicht kennen."

Die Rede wandte sich dann nach Rußland und kam über die dortige kommunistische Landverteilung bei den Dorfgemeinden und über die kleinen Adelsfamilien, „die ihre Ersparnisse in Bauernkäufen angelegt und die Zinsen davon in Gestalt von Obrok[1] aus den Leuten herausgepreßt" hätten, auf den unglaublichen Reichtum mancher alten Bojarengeschlechter. Der Chef führte mehrere Beispiele an und erzählte ausführlich von den Jussupows, deren Vermögen, obwohl mehrmals zur Strafe für Verschwörungen konfisziert, noch immer weit größer als das der meisten deutschen Fürsten sei, und die „es, ohne die Sache zu merken, ertragen haben, daß zwei Leibeigne, Vater und Sohn, die nach einander als Verwalter fungiert, ihnen während ihrer Dienstzeit drei Millionen abgezapft hätten." Der Palast des Fürsten in Petersburg enthalte ein großes Theater, einen Ballsaal im Stile des Weißen Saals im Berliner Schlosse und prächtige Räume, in denen drei- bis vierhundert Personen bequem speisen könnten. „Der alte Jussupow hielt vor vierzig Jahren jeden Tag offne Tafel. Ein armer alter abgedankter Offizier hatte mehrere Jahre fast täglich bei ihm gegessen, ohne daß man gewußt hatte, wer er sei. Erst als er einmal längere Zeit ausblieb, erkundigte man sich nach ihm auf der Polizei und erfuhr hier Namen und Stand des langjährigen Gastes."

Der 3. Oktober war für mich, wenn ich vom Tagebuch absehe, ein dies sine linea, da der Minister vor und nach Tische

[1] Erbzins; natürlich vor Aufhebung der Leibeigenschaft 1861.

unsichtbar war. Beim Essen, woran der Hofmarschall Perponcher und ein Herr von Thadden, der zum Mitglied der Verwaltung in Reims bestimmt war, teilnahmen, erzählte der Chef mehrere hübsche Anekdoten vom alten Rothschild in Frankfurt. Der habe einmal in seiner Gegenwart mit einem Getreidehändler über Weizenverkauf gesprochen. „Dabei sagte der Händler zu ihm, als reicher Mann habe er doch nicht nötig, den Preis des Weizens so hoch zu stellen. — Was reicher Mann? erwiderte der alte Herr. Ist mein Weizen darum weniger wert, weil ich ein reicher Mann bin?"

„Er gab übrigens Diners, die seinem Reichtum alle Ehre machten. Ich erinnere mich: einmal war der jetzige König, damals noch Prinz von Preußen, in Frankfurt, und ich lud ihn zu Tische. Darauf hatte ihn Rothschild auch einladen wollen. Der Prinz hatte ihm aber gesagt, das möchte er mit mir ausmachen, er äße sonst ebenso gern bei ihm als bei mir. Er kam nun und wollte, ich sollte ihm die Königliche Hoheit abtreten, ich könnte ja bei ihm mitessen. Ich schlugs ihm ab. Da hatte er die Naivität, zu meinen, sein Diner könnte ja zu mir ins Haus gebracht werden, er äße doch nicht mit — er genoß nämlich nur Koscheres. Ich lehnte auch diesen Vorschlag zur Güte ab — natürlich, obwohl sein Diner ohne Zweifel besser war als das meinige."

Ferner habe ihm der alte Metternich — „der mir beiläufig sehr wohl wollte," schaltete er ein — mitgeteilt, als er einst bei Rothschild gewohnt habe, da habe ihm der bei der Abreise nach dem Johannisberg ein Dejeuner mit auf den Weg gegeben, bei dem auch sechs Flaschen Johannisberger Schloß gewesen wären. Auf dem Johannisberg wären sie ungeöffnet ausgepackt worden, und der Fürst hätte seinen Weinverwalter kommen lassen und ihn gefragt, was die Flasche bei ihm koste. — Zwölf Gulden, hätte der geantwortet. — So, nun dann schicken Sie dem Baron Rothschild die sechs bei der nächsten Bestellung wieder zu, berechnen Sie sie ihm aber zu fünfzehn Gulden, weil sie dann älter geworden sind."

Dienstag, den 4. Oktober. Heute vormittag wieder nicht zum Chef gerufen. Nach dem Frühstück treffen Legationsrat Bucher und Sekretär Wiehr, Chiffreur, bei uns ein. Bucher wird — mir unverständlich — von Bohlen als „das Karnickel, das angefangen

hat," begrüßt, und Keudell sagt später Ähnliches.[1] Er, Bucher, scheint als Ersatz für Abeken herbeizitiert worden zu sein, der nach Hause gehn sollte, sich aber wieder erholt hat und nur noch zur Fastendiät genötigt ist. Niemand hätte seine Stelle besser ausgefüllt als B., der unzweifelhaft der kenntnisreichste, verständnisvollste und unbefangenste unter allen den höhern Arbeitern ist, die den Chef umgeben und seine Gedanken expedieren. Die Herren sind mit der Eisenbahn bis Nanteuil gefahren, haben in La Ferté, wo die Sprengung noch nicht beseitigt ist, übernachtet und essen abends mit uns.[2]

Dabei kommt der Kanzler wieder auf Moltke zu sprechen, und wie der neulich tapfer bei der Sherrypunschbowle ausgehalten und vergnügter wie je gewesen sei. Jemand bemerkt, der General sehe wirklich jetzt recht wohl aus. „Ja — sagte der Chef —, auch ich habe mich lange nicht so gut befunden als jetzt. Das macht der Krieg — und besonders bei ihm. Es ist sein Gewerbe. Ich erinnere mich, wie er, als die spanische Frage brennend wurde, gleich zehn Jahre jünger aussah. Dann, wie ich ihm sagte, der Hohenzoller habe verzichtet, wurde er sofort ganz alt und müde. Und als die Franzosen sich damit nicht zufrieden gaben, war Moltke auf einmal wieder frisch und jung. Zuletzt endete die Sache mit einem Diner à trois — Moltke, ich und Roon — wobei das Emser Telegramm herauskam."[3]

---

[1] Mit Bezug auf seine Teilnahme an den Verhandlungen über die spanische Thronfrage, s. oben S. 30 f.

[2] Bucher verließ Berlin am 30. September, erreichte 1. Oktober Weißenburg, 3. Oktober Chalons. Poschinger, Tischgespräche und Interviews II, 50. Er wurde besonders berufen, weil die Verhandlungen über den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddund begannen, und er schon immer die deutschen Angelegenheiten bearbeitet hatte.

[3] G. u. E. II, 87 ff. 92. Auch Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 129 f.: Bismarck hat darüber ausführlich erzählt: „Als ich die Depesche — in der ursprünglichen Fassung Abekens — verlesen hatte, ließen Roon und Moltke gleichzeitig Messer und Gabel fallen und rückten vom Tische ab. . . Wir waren alle tief niedergeschlagen, wir hatten die Empfindung: die Sache verläuft im Sande. . . Ich setzte mich an einen kleinen Marmortisch . . . las die Depesche aufmerksam durch, nahm meinen Bleistift . . . ließ aber nur Kopf und Schwanz stehen. Nun sah die Depesche allerdings etwas anders aus. Ich las sie in der neuen Fassung Moltke und Roon vor. Die beiden riefen:

Während wir speisten, bekam der Minister einen Brief von Bancroft, dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin, den er mich der Gesellschaft ins Deutsche übersetzen ließ, und worin der Amerikaner sich glücklich pries, in einer Zeit zu leben, wo es Männer wie den König Wilhelm und unsern Grafen gebe. Vorher, als ich ins Speisezimmer gekommen war, während erst der Chef und die beiden als Gäste anwesenden Dragoneroffiziere darin waren, hatte er mich diesen erst als „Doktor Busch, Sachse," vorgestellt und dann, mit seinem freundlichsten Blick auf mich herabsehend, hinzugefügt: „Büschlein."

Unsre Sekretäre schwärmten schon seit einiger Zeit für eine Uniform. Heute wurde dies während des Desserts durch Bölsing laut, und siehe da, ein gutes Wort fand eine gute Statt.

„Warum nicht?" sagte der Chef. „Man braucht mir nur eine kleine Eingabe zu machen, dann will ichs schon beim König arrangieren."

Es war diesen Abend viel Freude in Israels Gezelten. Als beim Braten davon die Rede war, erzählte Bohlen, daß der Graf heute im Schlosse des Marquis d'Olosan oder Tolosan den Major der Württemberger darauf aufmerksam gemacht habe, daß es hier in Ferrières, wenn wir weg wären, doch noch recht viel zu requirieren geben werde. Der Minister gestand dies zu, wobei er bemerkte, daß er sich die Ursache wohl denken könne, wenn der Befehl, hier Schonung zu üben, auch auf die Zukunft erstreckt würde. Es gebe Leute, die das Ohr des Königs hätten, und wenn die Andeutung des Regisseurs, der Herr Baron werde solchenfalls gern 30000 Franken geben, von uns auch als lächerlich behandelt worden wäre, so könnte N. N. — hier nannte er einen von diesen Leuten — darüber im Hinblick auf seine Privatkasse andrer Meinung sein.

Morgen soll es schon beizeiten weiter gehn, da wir eine starke Tour vor uns haben: unser nächstes Nachtquartier wird Versailles sein.

»Herrlich, das muß wirken!« Wir aßen mit bestem Appetit weiter. — Busch, Bismarck und sein Werk 89 f. Über Moltkes gute Laune in Ferrières sehr ergötzlich Verdy 197.

Neuntes Kapitel

Die Reise nach Versailles — Das Haus der Madame Jessé — Unser dortiges Leben im allgemeinen

Wir verließen Ferrières am 5. Oktober morgens gegen sieben Uhr. Zuerst fuhren wir meist auf Dorfwegen, die aber vortrefflich imstande waren, durch einen großen Wald, durch verschiedne ansehnliche, dem Anschein nach völlig von ihren Bewohnern verlassene und nur mit deutschem Militär belegte Dörfer, an Parks und Schlössern vorüber. Alles sah ungemein reich und fett aus — fett wie der Fromage de Brie, in dessen Geburtsgegend wir uns jetzt, glaube ich, befanden. In den Ortschaften trafen wir erst württembergische, dann preußische Einquartierung. Nach zehn Uhr waren wir am obern Rande des Thales der Seine angelangt, wo es auf einem neugebahnten schrecklich steilen Wege durch einen Weinberg nach dem niedrigen Ufergelände des Flusses hinabging, sodaß alles ausstieg, und die Wagen nur durch geschicktes Lavieren vor dem Umwerfen und Zerbrechen bewahrt werden konnten. Dann fuhren wir durch das reizende Städtchen Villeneuve Saint George, in dessen Villen eine greuelvolle Verwüstung herrschte. In mehreren, die ich besuchte, während die Pferde von ihren Strapazen ausruhten, waren die Spiegel zerschlagen, die Polstermöbel zerbrochen oder aufgeschlitzt, Wäsche und Papiere umhergestreut u. s. w. Die Weiterreise brachte uns zunächst über einen Kanal oder Nebenfluß hinaus aufs freie Feld und dann auf eine Pontonbrücke, die über die Seine führte, und an deren Anfang große schwarz-weiße Flaggen wehten. Der Strom zeigte klares grünes Wasser, worin man die vielen Algen auf dem Grunde deutlich sah, und seine Breite schien mir etwa der des Elbspiegels bei Pirna gleichzukommen. Am andern Ufer begegnete uns der Kron-

prinz mit Gefolge, der dem König entgegengeritten war. Dieser sollte hier ebenfalls zu Pferde steigen, um eine Truppenbesichtigung[1] vorzunehmen. Der Kanzler begleitete ihn dabei. Wir fuhren allein weiter.

Der Weg mündete nicht weit von hier in eine Chaussee, die höher hinauf nach dem Dorfe Villeneuve Le Roi führte, wo einige Bauern, meist alte Leute, zurückgeblieben waren, und wo wir in einem Gehöft vor dem Düngerhaufen rasteten, um das mitgebrachte kalte Frühstück zu verzehren.[2] Aus der Mauer des Hauses fließt ein klarer Brunnenstrahl, über dem eine Tafel besagt, daß der Sieur X und Frau an dem und dem Tage dieses Wasser gefunden und es durch eine Röhre dem Publikum zugänglich gemacht haben. Darunter steht ungefähr: „Die Wohlthäter werden vergessen, ihre Wohlthaten bleiben." Ein Weißbart in der landesüblichen Bluse und der hohen grauen Zipfelmütze des französischen Landvolks schlurrte auf Holzschuhen heran, klopfte mir auf die Schulter und fragte, ob das nicht hübsch gesagt sei, und ich erfuhr dann von ihm, daß er selbst die männliche Hälfte des Wohlthäterpaares war, das die Tafel der vergeßlichen Nachwelt zu dankbarem Andenken empfiehlt.

Man muß sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sagte der Franzose, da setzte er sich selber ein Denkmal.

Weiterhin passierten wir ein zweites Dorf, wo ein Lager aus Strohbaracken war. Die Wachen an der Straße hatten Schilderhäuser, die aus zwei ausgehobnen Thüren, einer weißen Jalousie als Rückwand und einem Strohbündel als Dach konstruiert waren. Preußische Infanterie harrte, in Bataillonen gelagert, ihres königlichen Feldherrn am Wege. Ein Stück davon lagerte auf einem Felde neben einem Wäldchen eine Kavalleriedivision — grüne, braune und rote Husaren, Ulanen und Kürassiere.

Lange schon hatte ich auf einen Blick gehofft, der mir Paris zeigen sollte. Aber auf der Seite rechts, wo es liegen mußte, versperrte ein ziemlich hoher bewaldeter Hügelzug, an dessen Flanken dann und wann ein Dorf oder ein weißes Städtchen zu bemerken

[1] des VI. Armeekorps, Verdy 201.

[2] Verdy 201.

war, die Aussicht. Endlich kommt eine Einsattlung in dem Höhenkamm, ein schmales Thal, über dem eine gelbliche Erhöhung mit scharfem Rande, vielleicht ein Fort, sichtbar wird, und links davon erheben sich über einer Wasserleitung oder einem Viadukt in Rauchsäulen, die aus Fabrikschornsteinen aufsteigen, die bläulichen Umrisse eines großen Kuppelbaus. Das Pantheon! Hurra, wir sind vor Paris! Es kann kaum mehr als anderthalb Meilen von hier bis dahin sein.

Bald nachher kamen wir auf die große gepflasterte Kaiserstraße an einer Stelle, wo ein bayrisches Piket an einer sie kreuzenden und nach Paris hineinführenden Chaussee Wache hielt. Links weite Ebene, rechts die Fortsetzung der waldigen Hügelkette. Eine weiße Stadt auf halber Höhe des Abhangs: Villejuif oder Sceaux? Dann unten noch durch zwei Dörfer, wo die Einwohner nicht geflüchtet sind und uns zahlreich erwarten. Endlich durch ein Gitterthor mit vergoldeten Spitzen, durch eine breite Gasse, durch andre belebte Straßen, quer über eine schnurgerade Allee mit alten Bäumen, durch eine kurze Straße mit dreistöckigen Häusern, eleganten Läden, einem Café, und über eine zweite Allee in eine sich senkende Nebengasse hinab — wir sind in Versailles und vor dem für uns ausgewählten Quartier.

Am 6. Oktober, dem Tage nach unserm Eintreffen in der alten Königsstadt Frankreichs, äußerte Keudell gegen mich, drei Wochen könne unser Aufenthalt hier wohl dauern, und diese Meinung kam mir ganz glaubwürdig vor; denn man war durch den bisherigen Verlauf des Krieges an rasche Erfolge gewöhnt. Wir blieben aber, wie man weiß, und wie der Minister nach einer im nächsten Kapitel folgenden Notiz geahnt haben muß, fünf ganze Monate, und da sich überdies in dem Hause, wo wir Unterkunft gefunden hatten, wie ebenfalls sattsam bekannt ist, sehr wichtige Dinge abspielten, so wird seine ausführliche Beschreibung vermutlich willkommen sein.

Das Haus, das der Bundeskanzler bewohnte, gehörte einer Madame Jessé, der Witwe eines wohlhabenden Tuchfabrikanten, die mit ihren beiden Söhnen kurz vor unsrer Ankunft nach der Picardie oder der Sologne geflüchtet war und zu Hütern ihres Eigentums nur ihren Gärtner und dessen Frau zurückgelassen hatte. Es steht auf der Rue de Provence, die die Avenue de St. Cloud kurz vor

ihrem obern Ende mit dem tiefer liegenden Boulevard de la Reine verbindet, und trägt die Nummer 14. Die Straße gehört zu den ſtillern von Verſailles, und nur ein Teil von ihr zeigt dicht nebeneinander ſtehende Häuſer. Die Lücken zwiſchen den übrigen ſind Gärten, von der Straße durch hohe Mauern geſchieden, über die hie und da Baumwipfel ſchauen. Auch unſer Haus, wenn man von der Avenue kommt, rechts gelegen, hat zu beiden Seiten einen ziemlich weiten Zwiſchenraum. Es tritt einige Schritte von der Straße zurück, über der ſich vor ihm eine kleine Terraſſe mit einem Balkon erhebt, die mit der das Ganze abſchließenden Mauer endigt. Die Einfahrt durch dieſe, ein eiſernes Gitterthor, neben dem ſich eine kleine Pforte öffnet, und an der in den letzten Monaten eine ſchwarz-weiß-rote Fahne wehte, iſt links. Auf der Rechten überragt eine ſtattliche Edeltanne das Gebäude. Dieſes iſt eine Villa, die gelblich getüncht iſt und in der Front fünf Fenſter hat, die mit weißen Jalouſien verſehen ſind. Auf das hohe Parterre folgt ein zweites Geſchoß, dann ein Knieſtock mit Manſardenfenſtern, das wie das abgeplattete Dach mit Schiefer gedeckt iſt. Vom Hofe hinter dem Eingange zu dem Grundſtück ſteigt man auf einer ſteinernen Freitreppe nach der Hauptthür des Hauſes hinauf, durch die man auf einen Vorſaal gelangt, auf den rechts die große Treppe, links die Thür zu einer kleinen Hinterſtiege ſowie zwei hohe Flügelthüren münden. Dieſe führen in ein mäßig großes, auf den Garten hinausſehendes Zimmer, das für uns zum Speiſeſaal eingerichtet wurde. Eine dritte Flügelthür, dem Eingange gegenüber, geht in den Salon, eine vierte, rechts von ihr, in das Billardzimmer, aus dem man in einen langen, von Glas und Eiſen gebauten und mit allerlei Pflanzen und Bäumen ſowie mit einem kleinen Springbrunnen geſchmückten Wintergarten tritt, während ſich an der Wand gegenüber eine Thür nach einem Stübchen öffnet, das die Bibliothek des ſeligen Herrn Jeſſé enthält. Unter der Haupttreppe hin gelangt man durch einen Gang in die nach der Terraſſe zu gelegne Küche.

Im Salon waren ein Pianino, ein Sofa, Polſterſtühle und zwei Spiegel. Auf dem Tiſchchen vor dem einen ſtand eine altmodiſche Stutzuhr, auf der ein dämonartiges Bronzebildchen mit großen Flügeln, das ſich in den Daumen beißt — vielleicht ein Konterfei des Hausgeiſtes der Madame Jeſſé, die ſich ſpäter, wie zu berichten

ſein wird, als ein nichts weniger als liebenswürdiges Frauenzimmer erwies —, grinſend den Verhandlungen zuſah, die zu den Verträgen mit den ſüddeutſchen Staaten, zur Proklamierung des deutſchen Kaiſers und Reiches und ſpäter zur Übergabe von Paris und zur Feſtſtellung der Friedenspräliminarien führten — Verträgen, die ſämtlich in dieſem Salon unterzeichnet wurden, ein weltgeſchichtliches Zimmer alſo. Auf dem andern Spiegeltiſchchen lag am Tage nach unſerm Einzuge ein Kärtchen von Frankreich, auf dem die Fortſchritte der franzöſiſchen Armee durch eingeſteckte Nadeln mit bunten Köpfen verzeichnet waren. „Vermutlich von Madame," ſagte der Chef, als ich mirs betrachtete. „Aber ſehen Sie, bloß bis Wörth."

Das Billardzimmer wurde zum Büreau für die Räte, den expedierenden Sekretär und die Chiffreurs eingerichtet. Ein Teil des Wintergartens nahm, als im Januar ſtarker Froſt eintrat, das Kommando auf, das die Wachtpoſten vor dem Eingange ſtellte und zuerſt aus Linieninfanterie, dann aus Jägern beſtand. In der Bibliothek machten ſichs Ordonnanzen, Kanzleidiener, hin und wieder ein dickbäuchiger lederner Depeſchenſack, der auch nicht Offizielles, z. B. unſre Winterkleider, zu befördern die Gefälligkeit gehabt hatte, und einige Tage lang ein großer Haufen franzöſiſcher Briefe bequem, der die Fracht eines von unſern Soldaten abgefangnen Luftballons geweſen war.

Geht man die Haupttreppe hinauf, ſo gelangt man zunächſt wieder auf einen Vorſaal, der durch eine viereckige Öffnung in ſeiner Decke und ein über ihr im Dache angebrachtes flaches Fenſter eine Art Halblicht erhält. Zwei Thüren führen von hier in die Gemächer, die der Miniſter inne hatte, zwei Stübchen, von denen keins tiefer als zehn und breiter als ſieben Schritte iſt. Das eine, deſſen Fenſter die rechte Seite der Hauptfront des Hauſes nach dem Garten hin einnehmen, war ſein Arbeitszimmer und zugleich ſein Schlafgemach und war nur notdürftig möbliert. Rechts an der Wand, nicht weit von der Thür, den Fenſtern gegenüber, ſtand ſein Bett und weiterhin, in einer Art Alkoven, ein Waſchapparat. An der nächſten Seite ſtand eine Mahagonikommode mit meſſingnen Griffen zum Aufziehen der Schubladen, auf der ſich in den letzten Monaten die Cigarrenkiſten aufſchichteten, die Bremer Wohlthäter ihm geſandt hatten. Die Vorhänge vor den beiden Fenſtern waren von dunkel-

grundigem geblümtem Wollenstoff. An der vierten Wand öffnet sich der Kamin. Ein Sofa, das bisweilen vor das Fenster gerückt wurde, ein Tisch in der Mitte der Stube, an dem der Minister, den Rücken dem Fenster zugekehrt, arbeitete, und auf dem Landkarten nicht fehlten, endlich einige Stühle vervollständigten die, wie man sieht, überaus einfache Ausstattung des Gemachs.

Das andre Stübchen, das etwas besser, aber keineswegs luxuriös möbliert war, sollte nächst dem Salon im Erdgeschoß zum Empfange Fremder dienen. Es war, wenn ich mich recht entsinne, die Stube des ältern Sohnes der Hausbesitzerin gewesen, und während der Verhandlungen über die Kapitulation von Paris widmete man es Jules Favre zu seinen Meditationen und seiner Korrespondenz. Es hat nur ein Fenster, das auf die Seite neben dem Hause, wo die Tanne steht, hinausgeht, und woran Vorhänge von grünem Wollenstoff waren. Die Tapete war grau in grau gefärbt. Die Möbel bestanden in einem Sekretär, auf dem zwei Globen und ein Tellurium standen, einer Kommode mit Marmorplatte, einem Sofa mit baumwollnem Stoff überzogen, der auf rotem Grunde graue und schwarze Paradiesvögel und Zweige zeigt, einem großen und einem kleinen grünbekleideten Lehnstuhl, ein paar Rohrstühlen und einem runden Tische, der in der Mitte stand, und auf dem Schreibmaterialien lagen, endlich einem kleinen Spiegel über dem Kamin. Alle Möbel waren von Mahagoni. Vor dem Sofa breitete sich ein grüner Teppich mit roten Arabesken aus. Auf dem Kaminsimse stand eine altmodische Uhr mit kriegerischen Emblemen, zwei Obelisken mit brennenden Granaten, Kugeln an Ketten, Trophäen und einem das Schwert zückenden Krieger in römischer Tracht. Über der Uhr gewahrte man zwei kleine blaue Vasen mit goldnen Streifen. Die Wände waren mit allerlei Bildern behangen, einem Ölgemälde in ovalem Goldrahmen, das eine hübsche junge Frau in einem schwarzen Kleide, einem andern, das einen Herrn in der Tracht der zwanziger Jahre darstellte, einem Stahlstich nach Rafaels Madonna della Sedia, einer Photographie, darauf ein alter Herr und eine bejahrte Dame, einer Landschaft, endlich einem Steindruckbilde, dessen Inschrift besagte, daß Gustav Jessé in der und der Kirche an dem und dem Tage im Juni 1860 zum erstenmale zur Kommunion gegangen sei. Gustav war der älteste Sohn des Hauses, die Frau

in Schwarz vermutlich dessen Mama in ihren bessern Jahren, das andre Porträt schien der Papa Gustavs, und die beiden alten Leute schienen die Großeltern zu sein.

In dem Zimmer, dessen Thür sich links von der zur Stube des Kanzlers führenden öffnet, wohnte Graf Bismarck-Bohlen, ebenfalls nach dem Parke und Garten hinaus, ihm gegenüber mit der Aussicht auf die Straße Abeken. Neben der Hintertreppe hatte der Sekretär Bölsing ein Stübchen inne, während ich in der zweiten Etage über Bohlens Zimmer untergebracht war.

Ich hatte hier ein gutes Bett, zwei Stühle, einen für mich, den andern für etwaigen Besuch, einen Waschtisch, eine geräumige Kommode und einen Tisch, an dem sichs ganz behaglich arbeitete, obgleich er von keinem Tischler geschaffen, sondern von unserm immer hilfreichen und Rat wissenden Theiß improvisiert war und eigentlich nur aus zwei Böcken bestand, auf denen ein ausgehobner Fensterladen ruhte. Für den Kunstfreund in mir hatte Herr Jessé senior, nach Bericht der Gärtnersfrau ein leidenschaftlicher Maler und Zeichner, durch einige seiner artistischen Leistungen, einen Diskuswerfer und zwei Landschaften in Kreidezeichnung, gesorgt, die rechts und links vom Spiegel über dem Kaminsims hingen und die Hand eines nicht ungeschickten Dilettanten bekundeten. Der Naturfreund fand in dem erst herbstlichen, dann in Winterschnee und silbernem Reif prangenden Parke recht artige Befriedigung seiner Wünsche. Gegen den Hauskobold, den Alp und andre nächtliche Ungetüme schützte der geweihte Buchsbaumzweig, der an der Wand hinter meinem Bette befestigt war. Zur Erwärmung des Gemachs diente ein Kamin, der zwar mit Marmor bekleidet war, dessen Heizkraft aber, als es kalt wurde — wir hatten zuweilen zwölf Grad unter Null —, zu wünschen übrig ließ.

Der Park hinter dem Hause ist nicht groß, aber recht hübsch mit seinen Schlangenwegen, die unter alten, von Epheu und Immergrün übersponnenen Laubbäumen und im Hintergrunde zwischen dichtem Busch- und Strauchwerke hinlaufen. Von der Mauer rechts her rieselt vermöge der Wasserleitung aus moosbedeckten, mit Farnkraut und breitblättrigen Pflanzen bewachsenen Steinen ein Quell hervor, der ein Bächlein und einen kleinen Teich bildet, auf dem Enten schwimmen. Links an der Mauer ziehen sich von einer

Wagenremise aus, über der die Gärtnersleute wohnten, eine Reihe von Obstspalieren und vor diesen teils offne, teils mit Glas bedeckte Gemüse- und Blumenbeete hin.

In den Gängen des Parks sah man in hellen Herbstnächten die hohe Gestalt und die weiße Mütze des Kanzlers aus dem Schatten der Büsche in den Mondschein heraustreten und langsam weiter wandeln. Über was sann er nach, der schlaflose Mann? Welche Gedanken wälzte er in seinem Haupte, der einsame Wandrer? Welche Pläne keimten oder reiften ihm in stiller Mitternachtsstunde? — Minder andächtig stimmte ein andrer Freund des Parks, der ewig junge Musenjünger Abeken, wenn man ihn des Abends mit wenig melodischer Stimme Strophen griechischer Tragiker oder Wandrers Nachtlied rezitieren hörte, und fast komisch nahm sichs aus, wenn der alte Jüngling des Morgens unter den dürren Blättern am Boden empfindsam nach Veilchen für die Frau Geheime Legationsrätin in Berlin suchte. Doch ziemte sichs am Ende nicht, daß ich darüber inwendig lächelte; denn ich habe zu bekennen, daß ich, von ihm angesteckt, meiner Frau Doktorin endlich auch welche schickte und Freude damit machte.

Wie man sieht, war nicht das gesamte mobile Auswärtige Amt im Hause der Madame Jessé einquartiert. Lothar Bucher hatte eine stattliche Wohnung auf der Avenue de Saint Cloud Nr. 25 (später 85)[1] bezogen, Keudell und die Chiffreurs waren in Häusern untergebracht, die etwas weiter oben als das unsre auf der Rue de Provence stehen, Graf Hatzfeldt schräg gegenüber. Mehrmals war übrigens davon die Rede, den Kanzler umzuquartieren und ihm ein geräumigeres und eleganter ausgestattetes Haus zur Verfügung zu stellen. Indes unterblieb die Sache, vielleicht, weil er selbst das Bedürfnis nach einer solchen Änderung nicht stark empfand, vielleicht auch, weil er die Stille liebte, die in der verhältnismäßig einsamen Rue de Provence herrschte.

Diese Stille und Ruhe war jedoch am Tage nicht so idyllischer Art, wie manche Zeitungskorrespondenten sie damals schilderten. Ich denke dabei nicht an die Trommeln und Pfeifen ab- und heran-

[1] Poschinger, Tischgespräche und Interviews II, 50.

ziehender Bataillone, die man beinahe täglich auch bei uns hörte, und ebenso wenig an den Lärm, den die Ausfälle verursachten, die zweimal von den Parisern in der Richtung zu uns her unternommen wurden, ja nicht einmal an die hitzigsten Tage des Bombardements, an das man sich gewöhnte wie der Müller an das Klappern und Rauschen seiner Räder. Ich meine vorzüglich die vielen Besuche der mannigfaltigsten Art, die der Kanzler in diesen ereignisvollen Monaten empfing, und unter denen sich auch unwillkommne befanden. Manche Stunde glich unser Haus einem Taubenschlage, so viele Bekannte und Fremde gingen ein und aus. Von Paris kamen erst nichtoffizielle Horcher und Postenträger, später in Favre und Thiers offizielle Unterhändler, zuweilen mit mehr oder minder zahlreichen Begleitern. Aus dem „Hotel des Reservoirs" erschienen Fürstlichkeiten. Wiederholt war der Kronprinz, einmal auch der König da. Auch die Kirche war unter den Besuchern durch hohe Würdenträger, Erzbischöfe und andre Prälaten, vertreten. Berlin schickte Reichstagdeputationen, einzelne Parteiführer, Bankiers und höhere Beamte, von Bayern und aus andern süddeutschen Staaten stellten sich Minister zum Abschluß von Verträgen ein. Die amerikanischen Generale, Mitglieder der fremden Diplomatie in Paris, darunter auch ein schwarzer Gentleman, Sendboten der imperialistischen Partei, wünschten den vielbeschäftigten Staatsmann oben in der kleinen Stube zu sprechen, und daß auch die Neugier der englischen Reporter sich an ihn heranzudrängen versuchte, versteht sich wohl von selbst. Dabei Feldjäger mit gefüllten oder auf Füllung wartenden Depeschensäcken, Kanzleidiener mit Telegrammen, Ordonnanzen mit Nachrichten vom Generalstabe und über dem allen Arbeiten, die ebenso schwierig als wichtig, vollauf, Erwägen, Schaffen, Auskunftsuchen bei Hemmungen, Verdruß und Ärger, getäuschte Erwartungen, die wohlberechtigt gewesen waren, Mangel an Unterstützung und Entgegenkommen da und dort, thörichte Urteile der deutschen Zeitungen, ihre Ungenügsamkeit trotz vorher nie geträumter Erfolge, Wühlereien der Ultramontanen — kurz, es war mitunter schwer zu begreifen, wie sich der Kanzler unter all diesen Ansprüchen an seine Arbeitskraft und Geduld, unter diesen Störungen und Reibungen im großen und ganzen seine Gesundheit — er war in Versailles nur ein oder zwei mal drei oder vier Tage

ernstlich unwohl — und die Frische bewahrte, die er oft noch spät am Abend in ernster und scherzender Rede an den Tag legte.

Erholung erlaubte sich der Minister nur wenig. Ein Spazierritt zwischen drei und vier Uhr, eine Stunde bei Tische, eine halbe Stunde bei dem darauf folgenden Kaffee im Salon, dann und wann später, nach zehn Uhr abends, beim Thee noch eine längere oder kürzere Unterhaltung mit denen, die zu haben waren, ein paar Stunden Schlaf nach der Morgendämmerung — die ganze übrige Zeit des Tages war, wenn nicht ein Ausfall der Franzosen oder sonst eine bedeutendere militärische Aktion ihn an die Seite des Königs oder allein nach einem Beobachtungsposten rief, den Geschäften, dem Studieren oder Produzieren auf seinem Zimmer oder Besprechungen und Unterhandlungen gewidmet.

Bei Tische sah der Kanzler ziemlich jeden Tag Gäste an seiner Seite, und man lernte auf diese Weise fast alle bekannten und berühmten Namen, die in dem Kriege hervortraten, von Angesicht zu Angesicht kennen und hörte sie sich äußern. Wiederholt aß Favre mit uns, erst zögernd, „weil seine Landsleute drinnen hungerten," dann auf verständigen Rat und Zuspruch hörend und den vielen guten Dingen, die Küche und Keller boten, so rechtschaffen wie andre Gerechtigkeit widerfahren lassend. Einmal nahm auch Thiers mit seinem gescheiten Gesicht an unserm Diner teil. Ein andermal erwies uns der Kronprinz die Ehre, mit uns zu speisen und sich darauf die ihm bis dahin nicht bekannten Mitarbeiter des Chefs von ihm vorstellen zu lassen. Wieder ein andermal war Prinz Albrecht zugegen. Von fernern Gästen des Ministers nenne ich hier noch den Präsidenten des Bundeskanzleramts, Delbrück, der mehrmals wochenlang in Versailles war, den Herzog von Ratibor, den Fürsten Putbus, von Bennigsen, Simson, Bamberger, Friedenthal und von Blanckenburg, dann die bayrischen Minister Graf Bray und von Lutz, die württembergischen von Wächter und Mittnacht, von Roggenbach, den Fürsten Radziwill, endlich Odo Russell, den spätern englischen Botschafter beim Deutschen Reiche. Die Unterhaltung war, wenn der Chef zugegen war, immer lebhaft und mannigfaltig, oft lehrreich in betreff seiner Weise, die Menschen und die Dinge aufzufassen, oder in betreff gewisser Episoden und Auftritte seines vergangnen Lebens. Die materiellen Genüsse lieferte

zum Teil die Heimat in Form von Liebesgaben, die in fester und flüssiger Gestalt zuweilen in Überfülle einliefen, sodaß die Speisekammer sie kaum faßte. Zu den edelsten gehörten eine Sendung Flaschen vom besten Pfälzer Wein — wenn ich mich recht erinnre Deidesheimer Kirchenstück und Forster Hofstück, die Jordan und Buhl gespendet hatten — und eine riesige Forellenpastete von Friedrich Schulze, dem Wirte des Leipziger Gartens in Berlin, dessen patriotischer Wohlthätigkeitssinn uns zugleich reichlich mit trefflichem Biere versorgte. Zu den rührendsten zähle ich ein Gericht Champignons, die Soldaten in einer Höhle oder in einem Keller bei der Stadt gefunden und dem Kanzler gewidmet hatten. Wertvoller noch und poetischer war ein Strauß Rosen, den andre Soldaten im feindlichen Feuer für ihn gepflückt hatten.

Bedient wurden wir in der Hauptsache von unsern Kanzleidienern. Was weiblichen Händen überlassen werden mußte, wurde von einer gemieteten Aufwärterin und der Gärtnersfrau besorgt. Diese erwies sich als eine feuerflammende französische Patriotin, die die „Prussiens“ von ganzem Herzen haßte und Paris auch dann noch für uneinnehmbar hielt, als Favre schon die Kapitulation unterschrieben hatte. Bazaine, Favre, Thiers waren ihr „Verräter,“ vom Exkaiser sprach sie nur als von einem cochon, das man, wenn es sich in Frankreich wieder betreten ließe, auf das Schafott schicken werde. Dazu blitzten die schwarzen Augen der kleinen, magern, hektischen Frau so schrecklich und grausam, daß man sich von Rechts wegen hätte fürchten sollen.

Madame Jessé ließ sich erst in den letzten Tagen vor unsrer Wiederabreise sehen und machte, wie bemerkt, keinen vorteilhaften Eindruck. Sie scheint dann allerhand Räubergeschichten über uns verbreitet zu haben, die von der französischen Presse und zwar selbst von solchen Blättern, die sonst Kritik üben und Gefühl für Anstand haben, mit Wohlgefallen nacherzählt worden sind.*) Unter andern sollten wir ihr Silberzeug und ihre Tischwäsche eingepackt und mitgenommen haben. Auch habe ihr Graf Bismarck eine wertvolle Pendule abdrücken wollen.**) Die erste Behauptung war eine ein-

*) Ich denke dabei an die Revue des Deux Mondes.

**) Der Avenir de Loir et Cher enthielt folgendes, wohl zu bemerken, nach dem Friedensschlusse: „Über die wahrhaft schändliche Räuberei der Preußen

sache Abgeschmacktheit, da das Haus kein Silberzeug enthielt, es müßte denn in einer vermauerten Ecke des Kellers versteckt gewesen sein, die auf ausdrücklichen Befehl des Chefs ungeöffnet blieb. Die Geschichte von der Pendule aber verlief in ganz andrer Weise, als Madame sie unter die Leute gebracht hat. Die Uhr war die mit dem kleinen bronzenen Dämon im Salon. Die Jessé bot dieses an sich ziemlich wertlose Möbel dem Kanzler in der Voraussetzung, es werde ihm als Zeuge und Zeitmesser bei wichtigen Verhandlungen von Wert sein, zu einem exorbitanten Preise an. Ich glaube, sie verlangte fünftausend Franken dafür. Sie erreichte aber ihre Absicht, damit ein gutes Geschäft zu machen, nicht, da das Anerbieten der habgierigen und für die rücksichtsvolle Behandlung ihres Hauses durchaus nicht dankbaren Frau abgelehnt wurde. „Ich erinnere mich — so erzählte der Minister später in Berlin, — daß ich dabei die Bemerkung machte, das koboldartige Bildchen an der Uhr, das eine Grimasse schnitt, könnte ihr als Familienporträt ein liebes Besitztum sein, und eines solchen wollte ich sie nicht berauben."

---

vom gemeinen Soldaten an bis hinauf zum Kaiser-Könige, der aus seiner Wohnung in Versailles die Leuchter mitnahm, kann man unzählige Geschichten mitteilen. Eine ziemlich merkwürdige, die wir aus glaubhafter Quelle haben, ist die nachstehende. Herr von Bismarck bewohnte in Versailles ein Haus in der Rue de Provence. Als der Kanzler abreisen wollte, machte er der Frau J., der Eigentümerin seiner Wohnung, einen Besuch und drückte ihr den lebhaften Wunsch aus, die Pendeluhr, die sein Arbeitszimmer schmückte, mitnehmen zu dürfen. Frau J. schlägt es ihm rund ab, die Uhr sei ihr sehr wert und teuer, sie besitze sie schon seit langer Zeit und wünsche sie ihren Kindern zu hinterlassen. Herr von Bismarck besteht darauf. »Es würde mir sehr lieb sein — sagte er —, wenn ich diese Uhr mitnehmen könnte, die die Stunde zeigte, wo ich mit Herrn Thiers diesen für mein Land so ruhmvollen Frieden verhandelte und unterzeichnete.« Frau J., die so zugleich in ihrem Besitz und ihrer Vaterlandsliebe bedroht ist, erteilt abermals eine abschlägige Antwort. Herr von Bismarck zieht sich nach wiederholten vergeblichen Bitten zurück. Bald darauf kommen zwei Beamte, die zu dem Gefolge des Kanzlers gehören, zu Frau J., machen ihr Vorwürfe darüber, daß sie auf die Wünsche ihres Herrn und Meisters nicht eingegangen sei, und erklären ihr, daß sie unrecht gethan habe, ihn so zu reizen. Die Hausbesitzerin aber läßt sich dadurch nicht beirren. — Nun denn, die Uhr hat sie behalten. Aber alle ihre Wäsche und ihr Silberzeug ist ihr von den Beamten im Gefolge des Kanzlers gestohlen worden."

Zehntes Kapitel

Die Herbsttage in Versailles

Am Tage nach unsrer Ankunft in Versailles verkündete ein dicker weißer Nebel, der bis gegen die zehnte Morgenstunde die Luft erfüllte, daß der Herbst im Begriff war, seine rauhe Seite herauszukehren, doch waren die Bäume der Alleen und Gärten sowie die bewaldeten Höhen nach Paris hin noch durchweg grün.

Mit Bezug auf den Lärm, den die deutsche Presse und zwar nicht bloß die demokratische und die fortschrittliche, die auch in politischen und militärischen Dingen immer vom Standpunkte des Privatrechts urteilt, über die Einsperrung Jacobys erhoben hatte, ging heute nachstehende im Sinne des Chefs gehaltne Darlegung des Charakters der Maßregel ab:

„Noch immer hört man von einer Rechtsverletzung sprechen, die mit der Verhaftung Jacobys begangen werden soll. Die Maßregel mag inopportun sein; man hätte seiner Demonstration vielleicht weniger Bedeutung beimessen können. Eine Rechtsverletzung aber ist sie nicht, da wir im Kriegszustande leben, wo das bürgerliche Recht vor der militärischen Notwendigkeit zurückzutreten hat. Die Internierung des Genannten ist eine Maßregel, die in das Gebiet der Kriegführung fällt, sie hat mit der Polizei oder dem Strafrichter nichts zu schaffen. Es handelt sich keineswegs um ein Strafverfahren, sondern Jacoby ist einfach Kriegsgefangner, wie die in Deutschland verhafteten Spione, mit denen wir ihn sonst selbstverständlich nicht vergleichen wollen. Er war mit andern Worten eine von den Kräften, die die Einreichung der Zwecke des Krieges erschwerten, und die man darum lähmen mußte.

„Ein Blick auf die vielen Fälle, wo die mit der Kriegführung betrauten Gewalten des Staates genötigt sind, über das durch die

Verfassung anerkannte Recht der Person und des Eigentums der Staatsbürger hinwegzugreifen wird dies klar machen. Zum Zweck einer Erfolg verheißenden Verteidigung kann, ohne daß vorher die Entschädigung vereinbart ist, Privateigentum zerstört, können Häuser niedergebrannt, Bäume gefällt, kann in die Wohnungen eingedrungen, der Straßenverkehr gehemmt und jedes andre Beförderungsmittel (Schiffe und Wagen z. B.), ohne daß die Einwilligung des Besitzers zuvor eingeholt zu werden braucht, mit Beschlag belegt oder vernichtet werden, und das gilt vom Inlande gerade so wie vom Auslande. In dieselbe Kategorie von Rechten des im Kriege befindlichen Staates gehört auch die Entfernung von Personen, die dem Feinde moralisch oder materiell Vorschub leisten oder auch nur den Verdacht erwecken, daß dies ihrerseits geschieht.

„Diese Grundsätze sind unbestritten, so weit sie sich auf den unmittelbaren Schauplatz des Krieges beziehen. Der Gedanke, in dem sie wurzeln, wird aber von der Örtlichkeit nicht beeinflußt. Die Staatsgewalt hat die von dem Zwecke des Kriegs ihr zugewiesenen Rechte und Pflichten ohne Rücksicht auf die räumliche Entfernung der betreffenden Hindernisse von der Stelle, wo mit den Waffen gekämpft wird, auszuüben. Sie ist verpflichtet, auch Vorkommnisse im Inlande, die die Erreichung des Friedens erschweren, unmöglich zu machen. Wir führen jetzt Krieg, um die Bedingungen zu erzwingen, die dem Feinde künftige Angriffe verbieten sollen, der Feind sträubt sich, auf diese Bedingungen einzugehn, und er wird in diesem Widerstande durch Kundgebungen Deutscher, die diese Bedingungen für unnötig und ungerecht erklären, wesentlich ermutigt und bestärkt. Das Braunschweiger Arbeitermanifest und die Königsberger Resolution sind von der französischen Presse bestens benutzt worden und haben offenbar die Republikaner, die jetzt in Paris am Ruder stehen, in der Meinung befestigt, daß sie die Lage richtig auffassen, wenn sie unsre Bedingungen zurückweisen; denn diese französischen Republikaner bemessen den Einfluß ihrer deutschen Gesinnungsgenossen auf die Politik der deutschen Regierungen nach ihren eignen Erfahrungen und Erlebnissen. Der Eindruck, den jene Demonstrationen in Braunschweig und Königsberg gemacht haben, hat vermutlich wenig auf sich, aber es handelt sich um ihren Eindruck auf Paris, und der ist ein solcher, daß fernere Kundgebungen

der Art zur Unmöglichkeit gemacht, daß also ihre Urheber beseitigt werden mußten."

Vor Tische machte ich dem Schlosse einen Besuch. Ein großer Teil des nach der Stadt zu viel gegliederten, nach dem Park hin einfachern sehr stattlichen Gebäudes war in ein Lazarett verwandelt worden. Man sah in Säle voll Bilder hinein, wo die Gemälde der untern Reihe mit Brettern verschlagen waren und neben ihnen Betten mit Verwundeten und Kranken standen. Die an dem großen Wasserbecken zwischen Park und Schloß hingelagerten Götterstatuen und Nymphengruppen sind außerordentlich schön. Auch das zweite Bassin vor der breiten Freitreppe unten und das weiter hinaus gelegne, das fast eine Viertelmeile lang sein mag, zeigt derartige Kunstwerke. Mehr Wert haben meinem Geschmack nach einige von den Marmorbildsäulen, die an den Gängen stehen, die vom zweiten Wasserbecken nach dem dritten führen. Der Park ist ungemein groß und nicht so steif und architektonisch zugestutzt, als ich mir ihn nach Beschreibungen vorgestellt hatte. Nur die zu Kegeln und Pyramiden verschnittnen Bäume und Sträucher an der Freitreppe sind unerfreuliche Künstelei.

Bei Tische fehlte Graf Bismarck-Bohlen. Hexenschuß, meinten die einen, Blasenleiden die andern. — Früh hatte Keudell zu mir geäußert, drei Wochen würde unser Aufenthalt in Versailles wohl dauern. Metz würde zwar bald kapitulieren müssen, da sie dort nur noch Pferdefleisch und kein Salz dazu hätten. Aber in Paris wäre man guten Mutes, obwohl man, da sie das Vieh meist mit komprimiertem Futter nährten, viele Tiere sterben sähe, was Burnside, der inzwischen in Paris gewesen war, dann im Büreau bestätigte. Weniger sanguinisch urteilte der Minister. Es war wieder von den Uniformen der Sekretäre die Rede, und der Chef meinte im Zusammenhange damit, der Krieg könne noch lange währen, vielleicht bis Weihnachten, möglicherweise bis Ostern, und die Soldaten würden zum Teil wohl noch jahrelang in Frankreich bleiben. Man hätte Paris gleich am 19. September stürmen oder es ganz beiseite lassen sollen. Er sagte dann zu seinem Kammerdiener: „Hören Sie mal, Engel, lassen Sie doch von Berlin meinen Pelz schicken — oder besser beide, den Schuppenpelz und den leichten, dünnen."

Im Daily Telegraph vom 17. September hat „ein Engländer im Hauptquartier zu Meaux" berichtet, der Chef habe am Schlusse seiner Besprechung mit Malet geäußert: „Was ich und der König am meisten besorgen, das ist die Einwirkung einer französischen Republik auf Deutschland. Es ist uns gar wohl bekannt, welchen Einfluß das Republikanertum in Amerika auf Deutschland gehabt hat, und wenn die Franzosen uns mit einer republikanischen Propaganda bekämpfen, so werden sie uns damit mehr Schaden zufügen als mit ihren Waffen." Der Minister hat an den Rand dieses Referats geschrieben: „Alberne Lüge."[1]

Freitag, den 7. Oktober. Diesen Morgen bald nach Tagesanbruch hörte ich mehrere Schüsse aus grobem Geschütz, das nicht viel weiter als eine halbe Meile von hier zu stehen schien.[2] Später konnte ich nach Berlin melden, daß unsre Verluste im letzten Treffen nicht, wie französischer Schwindel behauptet, viel stärker, sondern weit geringer als die der Franzosen gewesen sind. Diese sollten etwa 400, wir 500 Tote und Verwundete gehabt haben; in Wahrheit ließen die Franzosen allein vor der Front der 12. Division 450 und im ganzen etwa 800 Mann auf dem Platze, während wir 85 Tote hatten.

Der griechische Gesandte in Paris ist, wie Hatzfeldt beim Frühstück berichtet, mit einer „Familie" von 24 oder 25 Personen zu uns herausgekommen, um sich zur Delegation der Regierung der nationalen Verteidigung in Tours zu begeben. Sein Knabe hat zu dem Grafen gesagt, es gefalle ihm in Paris gar nicht, und auf die Frage, warum nicht, geantwortet, weil er da so wenig Fleisch zu essen kriege.[3]

Folgende Gedanken für die Presse ausgeführt: Wir führen nicht Krieg, um die Okkupation Frankreichs zu verewigen, sondern um den Frieden unter den von uns gestellten Bedingungen zu erlangen. Dazu bedarf es der Verhandlung mit einer Regierung, die den Willen Frankreichs vertritt, und durch deren Äußerungen und Zugeständnisse es sich bindet und uns verpflichtet. Die jetzige Re-

[1] Er sandte deshalb ein Telegramm an Reuters Büreau in London, das die Behauptung zurückwies. Bismarck-Regesten I, 406.

[2] bei St. Denis.

[3] Abeken, 425.

gierung ist keine solche. Sie muß durch eine Nationalversammlung bestätigt oder durch eine andre ersetzt werden. Dazu sind allgemeine Wahlen erforderlich, und wir sind durchaus bereit, diese in den von uns besetzten Landesteilen zu gestatten, soweit es strategische Rücksichten zulassen. Die jetzigen Machthaber in Paris aber scheinen dazu keine Neigung zu verspüren. Sie schädigen damit in ihrem persönlichen Interesse das Interesse ihres Landes, das so die Leiden des Krieges weiter zu tragen hat.

Am Nachmittag wieder nach dem Parke beim Schlosse; dieses mal aber nicht über die Avenue de St. Cloud und die Place d'Armes, sondern über den Boulevard de la Reine nach dem Bassin des Neptun, über dem dieser Gott mit seiner Gemahlin und allerlei grotesken Wasserungetümen thront.[1] Eine Strecke von da, an ganz einsamer Stelle treffen wir den Kanzler mit Hatzfeldt zu Pferde. Ein Schutzmann nirgends zu sehen. Wozu sind sie da?

Bei Tische klagte Hatzfeldt, daß die Griechen, die gern fortwollen, ihn mit Lamentieren geplagt hätten. „Ja — sagte der Chef —, die sind auch verdächtig. Müssen erst nach Signalement identifiziert werden; auch ist nachzusehen, ob an ihnen die Circumcision vollzogen ist. Doch nein, die ist ja bei den Griechen nicht Gebrauch. — Aber bedenklicher noch als diese Diplomatenfamilie von 25 Personen ist mir der Wittgenstein, der mit Gefahr seines Lebens herauskommt unter dem Vorwande, Depeschen für mich zu haben, und, wie die Sache zur Sprache kommt, keine hat. Ob er sich vorstellt, daß wir solch Hin- und Herlaufen zwischen Paris und Kutusow zulassen?"

„Nun — erwiderte Hatzfeldt —, er könnte uns ja Nachrichten aus der Stadt bringen."

Chef: „Da müßte er ein Charakter sein, der Vertrauen einflößt, und das ist er nicht."

Die Rede wandte sich hierauf zu dem erschöpften Zustande der Stadt Versailles, die in den letzten beiden Wochen große Ausgaben gehabt hat, und deren neuer Maire, Herr Rameau, heute beim Chef Audienz erbeten und erlangt hatte. Dieser äußerte darüber: „Ich sagte ihm, man solle doch eine Anleihe aufnehmen. — Ja,

[1] An diesem Tage sprangen die berühmten Wasserkünste. Verdy, 202.

erwiderte er, das würde gehen, aber dann müsse er bitten, ihn nach Tours reisen zu lassen, da er zu einer solchen Maßregel die Ermächtigung seiner Regierung bedürfe. Das konnte ich ihm freilich nicht versprechen, auch würde man ihm dort die gewünschte Erlaubnis schwerlich erteilen. — Vermutlich denken die (in Tours), es ist ihre (der Versailler) Pflicht, zu verhungern, damit wir mit verhungern. Aber sie überlegen sich nicht, daß wir die Stärkern sind und uns nehmen, was wir brauchen. Sie haben überhaupt keine Vorstellung, was der Krieg ist."

Man kam ferner auf den Zusammentritt einer konstituierenden französischen Versammlung in Versailles zu sprechen, und es wurde die Möglichkeit bezweifelt. Es gäbe hier keinen Saal, dessen Größe genügte, da das Schloß mit Verwundeten belegt sei. Die Versammlung von 1789 sei als Ganzes wohl zuerst in einer Kirche zusammengekommen, sonst habe man nach den drei Ständen an verschiednen Orten getagt. Zuletzt wären die Herren allerdings im Ballsaal vereinigt gewesen; der existiere aber nicht mehr.*) Dann sprach der Minister vom Schlosse mit seinem Parke, wobei er die schöne Orangerie an der Terrasse mit den beiden mächtigen Freitreppen lobt, die links vom Platze hinter dem Palais hinabführt. Er meinte indes: „Was sind diese Bäume in Kübeln doch gegen die Orangenhaine in Italien!"

Die Nachbarschaft zwischen dem Schlosse und dem Hotel des Reservoirs lenkte dann das Gespräch auf die darin untergebrachten vornehmen Gäste, und der Kanzler äußerte unter anderm in betreff dieser Fürstenschar: „Sie hatten da nichts Ordentliches, vielleicht weil sie dachten, die Hoheiten wollten es umsonst haben."

Zuletzt brachte jemand das Thema der Toleranz aufs Tapet, und der Kanzler äußerte sich zunächst wie in St. Avold. Er erklärte sich in sehr entschiednen Worten für Duldsamkeit in Glaubenssachen. „Aber — so fuhr er fort — die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant. Sie verfolgen die, die gläubig sind, und zwar nicht mit Scheiterhaufen — denn das geht nicht — aber mit Spott und Hohn in der Presse, und im Volke, soweit es zu den Nichtgläubigen gehört,

*) Ein Irrtum, s. u. Doch faßt diese Lokalität keine sehr große Versammlung.

ist man darin nicht weiter als früher. Ich möchte nicht sehen, mit welchem Vergnügen man hier dabei sein würde, wenn der Pastor Knak gehenkt würde."[1]

Man erwähnte, daß auch der alte Protestantismus nichts von Duldung gehalten habe, und Bucher machte darauf aufmerksam, daß nach Buckle die Hugenotten eifrige Reaktionäre gewesen seien, und daß dies von den damaligen Reformierten überhaupt gelte.

„Nicht gerade Reaktionäre — erwiderte der Chef —, aber kleine Tyrannen; jeder Pastor war ein kleiner Papst." Er führte Calvins Verfahren gegen Servet an und setzte hinzu: „Auch Luther war so."

Ich erlaubte mir, an seine Behandlung Karlstadts und der Münzerschen sowie an die Wittenberger Theologen nach ihm und den Kanzler Krell zu erinnern. Bucher erzählte, daß die schottischen Presbyterianer zu Ende des vorigen Jahrhunderts jemand, der Thomas Paines Buch von den Menschenrechten einem andern nur geliehen hatte, zu einundzwanzigjähriger Deportation verurteilt und sofort in Ketten gelegt hätten. Ich wies wieder auf die Puritaner der Neuenglandstaaten mit ihrer starren Intoleranz gegen Andersdenkende und ihrem tyrannischen Liquor-Law hin.

„Und die Sonntagsheiligung," sagte der Chef. „Das ist doch eine schreckliche Tyrannei. — Ich erinnere mich, als ich das erstemal nach England kam und in Hull landete,[2] daß ich da auf der Straße pfiff. Ein Engländer, den ich an Bord kennen gelernt hatte, sagte zu mir, ich sollte doch nicht pfeifen. Pray, Sir, don't whistle. Ich fragte: Warum nicht? Ist das hier verboten? — Nein, sagte er, aber 's ist Sabbath. Das verdroß mich so, daß ich gleich ein Billet auf einem andern Dampfer nahm, der nach Edinburg fuhr, da es mir nicht gefiel, nicht pfeifen zu dürfen, wenn ich Lust hatte. Vorher hatte ich aber doch noch was Gutes kennen gelernt, toasted cheese — welsh rabbit. Wir waren nämlich in ein Gasthaus gegangen."

„Ich bin sonst durchaus nicht gegen Sonntagsheiligung," so fuhr er fort, nachdem Bucher bemerkt hatte, der Sonntag in England sei im allgemeinen nicht so schlimm, ihm hätte er immer sehr

---

[1] Er hatte die Kopernikanische Lehre von der Umdrehung der Erde um die Sonne als widerbiblisch bestritten.

[2] Im Juli 1842.

wohl gethan mit seiner Stille nach dem Gewühl und Geräusch der Londoner Werkeltage, wo der Spektakel schon früh losginge. „Im Gegenteil, ich thue als Gutsherr dafür, was ich kann. Nur will ich nicht, daß man die Leute zwinge. Jeder muß wissen, wie er sich am besten aufs künftige Leben vorbereitet. — Sonntags sollte nirgends gearbeitet werden, nicht so sehr, weil es unrecht ist gegen Gottes Gebot, als der Menschen wegen, die Erholung haben müssen. — Das gilt freilich nicht vom Staatsdienste, besonders nicht vom diplomatischen, wo auch Sonntags Depeschen und Telegramme kommen, die erledigt sein wollen. — Auch dagegen ist nichts zu sagen, daß unsre Bauern in der Ernte, wenn es lange geregnet hat und es Sonnabends schön Wetter werden will, ihr Heu oder Korn des Sonntags einbringen. Ich würde es nicht übers Herz bringen, das meinen Pächtern etwa im Kontrakt zu untersagen. Ich selber kann mir das gestatten, da ich den etwaigen Schaden eines Montagsregens mit ansehen kann. Auch gilt es bei unsern Gutsbesitzern für unanständig, selbst in solchen Notfällen die Leute am Sonntag arbeiten zu lassen."

Ich erwähnte, daß fromme Leute in Amerika des Sonntags nicht einmal kochen ließen, in Newyork sei ich da einmal zu Tisch gebeten worden, und es habe nur kalte Speisen gegeben.

„Ja — versetzte der Chef —, in Frankfurt, als ich noch freier war, haben wir Sonntags auch immer ganz einfach gegessen, und ich habe niemals anspannen lassen, der Leute halber." Ich erlaubte mir noch die Bemerkung, daß in Leipzig den Sonntag alle Geschäfte, mit Ausnahme der Bäcker- und mancher Cigarrenläden, geschlossen wären. „Ja, so sollte es auch sein — sagte er —, doch wollte ich niemand zwingen. Ich könnte es auf dem Lande vielleicht so thun, daß ich nichts von ihm kaufte — er müßte denn alles besonders gut haben, wo ich nicht weiß, ob ich mich dazu überwände. Dafür aber müßte gesorgt werden, daß lärmende Geschäfte, z. B. Schmieden, des Sonntags in der Nähe von Kirchen nicht arbeiteten."

Abends wurde ich zu ihm gerufen. Da schreibt mir Thile,*) es stünde in der Norddeutschen ein schrecklicher Artikel gegen die Katholiken. Ist der von Ihnen?"

---

*) Damals Staatssekretär im Auswärtigen Amt und nicht katholisch.

„Ich weiß nicht, welcher, Exzellenz, ich habe in der letzten Zeit mehrmals auf das Treiben der Ultramontanen aufmerksam gemacht.“

Er suchte und fand den Ausschnitt, dann las er ihn etwa zur Hälfte laut und sagte: „Hm, das ist aber alles ganz wahr und richtig. — Ja, er ist ganz gut. Aber der gute Thile ist völlig in Savignys[1] Stricken. Er ist außer sich, daß wir Papstens nicht gerettet haben.“

Sonnabend, den 8. Oktober. Früh bevor der Minister aufsteht, mache ich einen Gang nach dem Schlosse der Bourbonen, über dessen Mittelbau die weiß und schwarze Preußenfahne und daneben die mit dem roten Kreuze weht. Ich finde, daß die marmornen französischen Heroen im Hofe davor, genauer betrachtet, doch zum Teil recht mäßige Leistungen sind. Bayard und Duguesclin, Turenne, Colbert, Sully und Tourville sind darunter. Die Seehelden nehmen Stellungen wie Kulissenreißer ein, und man besorgt, daß sie dabei von ihren Postamenten fallen und auf dem Pflaster Schaden nehmen könnten. Viel schöner ist der bronzene Louis Quatorze, doch möchte ich auch dem den Schlüterschen Großen Kurfürsten in Berlin vorziehen. Der Morgen ist trüb und kühl, und der Herbst fängt an, sich bemerklicher zu machen. Die Blätter an den Baumwipfeln der Avenuen werden rot und gelb, und bald wird man ein Feuer im Kamin vertragen können.

Ich wurde diesen Tag mehrmals zum Chef geholt, und es gingen wieder vier Artikel auf die Reise nach Deutschland. Beim Frühstück äußerte ich, der sentimentale und stellenweise weinerliche Ton in Favres Bericht über Haute Maison und Ferrières sei doch wohl Theaterspielerei. „Ach nein — erwiderte Keudell —, es ist Natur, und er meint es wirklich so. Es ist das Ministerium der honnêtes gens, was freilich im Französischen einen gelinden Beigeschmack von Schwachmatizität hat.“ Der Kanzler speiste heute

[1] Der frühere preußische Bundestagsgesandte und Minister von Savigny, der zu den Schul- und Jugendfreunden Bismarcks gehörte, war dessen Feind geworden, von dem Augenblick an, wo er die Hoffnung aufgeben mußte, Bundeskanzler zu werden. Bismarck erzählte darüber seinen Gästen Näheres im Jahre 1881. (Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, 206 u. II, 162.)

beim Könige.[1] Das Tischgespräch war infolgedessen für mich von geringem Interesse.

Sonntag, den 9. Oktober. Schlechtes Wetter, Kälte und Regen. Die Blätter fallen mit Macht. Ein scharfer Nordwestwind fegt über das Plateau. Ich gehe trotzdem ein Stück durch die Stadt, die nach und nach exploriert werden soll. Durch die Rue Saint Pierre nach der Präfektur an der Avenue de Paris, wo König Wilhelm wohnt, dann eine andre Straße hinab bis an das Denkmal, das man dem Taubstummenlehrer Abbé l'Epée gesetzt hat. Auf dem Rückwege begegne ich Keudell, den ich frage, ob er noch nichts über den Beginn des Bombardements von Babel gehört hat. Er meint, nächste Woche wahrscheinlich, es hieße, den 18. sollten unsre Kartaunen brummen.[2]

Im Laufe des Vormittags drei mal beim Chef gewesen. — — Seine Aufträge am Nachmittag expediert.

Beim Frühstück ist Delbrück wieder da, über dessen Erscheinen der Minister sehr erfreut zu sein scheint.[3] Wir trinken unter andern vorzüglichen Dingen „uralten Korn," dem der Präsident des Bundeskanzleramts eine verständnisvolle Lobrede hält, wie er denn überhaupt in der Wissenschaft von dem, was wohl schmeckt, augenscheinlich erfolgreiche Studien gemacht hat.

Es wird erzählt, daß eine Schwadron der Flensburger Husaren, desselben Regiments, das bei Voncq abgesessen ist und eine von Infanterie verteidigte Position erstürmt hat, von dem Unglück be-

---

[1] Beim Kronprinzen mit dem Amerikaner John O'Sullivan, „der zu jener Klasse von Leuten zählt, die à tout prix glauben, durch ihre Vermittlung den Frieden herstellen zu können." Poschinger, Tischgespräche I, 54.

[2] Roon am 6. Oktober: „Unsre groben Geschütze werden wohl erst in etwa vierzehn Tagen zur Stelle sein — wenigstens erst dann in solcher Zahl, daß das Bombardement ernstlich beginnen kann." Denkwürdigkeiten III[4], 234.

[3] Abeken S. 423 vom 8. Oktober morgens: „Delbrück wird heute hier erwartet. Er ist hier indispensable wegen der deutschen Sachen, die anfangen Gestalt zu gewinnen." Er hatte seit dem 21. September mit den süddeutschen Höfen verhandelt, und am 3. Oktober hatte Baden seinen Eintritt in den Norddeutschen Bund beantragt, einer Aufforderung des preußischen Gesandten Grafen Flemming entsprechend. Staatsminister Jolly 177.

troffen worden ist, bei Rambouillet von Franctireurs überfallen und zersprengt zu werden; sie soll dabei 60 Pferde verloren haben.[1]

Wir waren heute dreizehn Personen bei Tisch, darunter Dr. Lauer. Ich machte Bucher, neben dem immer hier mein Platz war, leise darauf aufmerksam. „Lassen Sie das ja nicht lauter werden," erwiderte er. „Der Chef hört sehr gut, und er ist in dieser Beziehung abergläubisch." Später erzählte er mir, daß dem Kanzler wie die Zahl dreizehn so auch der Freitag Bedenken einflößte. Beides scheint auch bei andern Diplomaten, z. B. französischen, zuweilen der Fall zu sein. Die folgende Anekdote, die mir als verbürgt bezeichnet wurde, mag zum Beleg dienen. Nachdem die Verhandlungen über den Sundzoll beendigt waren, sollte am 13. März 1857 die Unterzeichnung des betreffenden Vertrages zu Kopenhagen beginnen. Da fand sich, daß der Tag nicht bloß ein dreizehnter, sondern auch ein Freitag war, und daß dreizehn Bevollmächtigte ihre Namen darunter zu setzen hatten. „Ein dreifaches Unglück!" rief der französische Gesandte, Herr Dotezac, aus. Indes verzögerte sich zu seiner großen Freude die Unterzeichnung des Traktats um einige Tage, indem aus der Kursdifferenz zwischen den dänischen und den preußischen Thalern Schwierigkeiten entstanden. Aber die Zahl der Bevollmächtigten erfüllte ihn noch immer mit schweren Befürchtungen, die ihn geradezu krank machten, und erst, als einige Wochen darauf der hannoversche Bevollmächtigte starb, hielt der Gesandte sich und die übrigen Unterzeichner des Vertrags für nicht mehr in Todesgefahr.

Gestern abend spät kam noch ein Offizier mit einer Depesche, deretwegen ich den Chef, der im Garten spazieren ging, hereinholte. Heute erfuhr man, es sei ein Brief aus Paris gewesen, worin die dort verbliebnen fremden Diplomaten das Recht in Anspruch nehmen, durch unsre Linien zu korrespondieren und sich Korrespondenzen senden zu lassen. Der Kanzler scheint nach dem, was er über die Sache sagte, dieses Recht nicht anerkennen zu wollen. Er hat neulich dem Maire von Versailles tröstliche Versicherungen gegeben, und die der Stadt auferlegte Kontribution von vierhunderttausend Franken soll ihr erlassen werden.

---

[1] Verdy 202.

Montag, den 10. Oktober. Früh zwischen sieben und acht Uhr waren wieder ein Dutzend Schüsse aus schwerem Geschütz zu vernehmen, und Willisch wollte zu derselben Zeit auch Gewehrfeuer gehört haben. Früh wurde ich zweimal zum Chef gerufen. — Er ging später zum Kronprinzen, bei dem er zum Frühstück blieb.[1]

Beim Essen wurde zunächst von der Unterredung des Königs mit Napoleon im Schlößchen Bellevue bei Sedan gesprochen, über die Russell in der Times ausführlich berichtet hatte, während sie doch eine Unterredung unter vier Augen gewesen war, und selbst der Kanzler von ihr nur insofern wußte, als der König ihm die Versicherung gegeben hatte, es sei dabei kein Wort von Politik gesprochen worden. „Es wäre auch — bemerkte der Kanzler — in der That nicht schön, wenn unser Allergnädigster Herr nur gegen seine Minister nicht indiskret sein wollte. — Übrigens hat Russell seinen Bericht unzweifelhaft vom Kronprinzen."

Dann brachte jemand, ich weiß nicht mehr, wie und von woher, die Unterhaltung auf gefährliche und schwindelerregende Touren, und der Minister erzählte verschiedne in dieses Kapitel gehörige Wagstücke.

„Da erinnere ich mich — sagte er —, ich war einmal mit einer Gesellschaft, unter der sich auch die Orlows befanden, im südlichen Frankreich beim Point du Gard. Es ist das eine alte Wasserleitung aus römischer Zeit, die in mehreren Etagen über ein Thal weggeht. Da sagte die Fürstin Orlow, eine lebhafte Frau, wir wollten oben darüber gehen. Das war ein sehr schmaler Gang neben der Rinne, nur etwa anderthalb Fuß breit, dann die tief eingeschnittne Rinne, und auf der andern Seite wieder eine Mauer mit Platten darauf. — Die Sache war nicht unbedenklich, aber ich konnte mich doch von einem Frauenzimmer nicht an Mut übertreffen lassen. So unternahmen wir beide denn das Kunststück. Er aber ging mit den andern unten im Thale hin. Eine Weile schritten wir auf Platten fort, und da ging es gut auf der schmalen Kante, von der man in eine Tiefe von mehreren hundert Fuß hinabsah. Dann aber waren die Platten weggefallen, und man ging über

[1] Dabei hatte er mit dem Kronprinzen eine Unterredung über das Kaisertum. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 10. Oktober.

eine bloße schmale Mauer. Eine Strecke weiterhin kamen wir zwar wieder auf ein Stück mit Platten, aber dann gabs wieder nur die unsichre Mauer. Da faßte ich mir ein Herz, schritt rasch auf sie zu, faßte sie mit dem einen Arm und sprang mit ihr in die vier bis fünf Fuß tiefe Rinne hinunter. Aber die unten, die uns nun plötzlich nicht mehr sahen, hatten die größte Angst, bis wir endlich drüben wieder erschienen."

Ein ander mal hatte er mit einigen Begleitern bei einer Tour in der Schweiz — wenn ich nicht irre, bei einem Ausfluge nach dem Rosenlauigletscher — einen schmalen Grat passieren müssen. Eine Dame und der eine ihrer beiden Führer waren schon drüben gewesen. Nach ihnen kam ein Franzose, dann Bismarck und hierauf der andre Führer. „In der Mitte der Kante sagte der Franzose: Je ne peux plus und wollte durchaus nicht weiter. Ich war gleich hinter ihm und fragte den Führer: »Was machen wir nun?« — »Steigen Sie über ihn weg, dann schieben wir ihm die Alpenstöcke unter die Arme und tragen ihn hinüber.« — »Sehr schön — sagte ich —, aber ich steige nicht über ihn hinweg; denn der Mann ist krank und packt mich in seiner Verzweiflung, und wir fallen beide hinunter.« — »Nun, so drehen Sie um.« — Das war schwer genug, aber ich versuchte es, und es ging, und nun machte er das Manöver mit den Alpenstöcken mit Hilfe des andern Führers."

Ich erzählte meinen Ritt über die böse Stelle auf der Kaki Skala zwischen Megara und Korinth. Er hatte etwas Gefährlicheres, ich weiß nicht mehr, wo, im Gebirge erlebt. Es war wie dort auf einem schmalen Rande gewesen, neben dem es auf der einen Seite schroff hinauf und auf der andern senkrecht in die Tiefe gegangen war. „Über diesen kaum zwei Ellen breiten Weg wollte ich mit meiner Frau hinweg. An einer Stelle war das Erdreich teils hinabgerutscht, teils unsicher. Ich sagte: »Ich werde vorausgehen, mich an den Sträuchern an der Wand zur Seite festhalten und untersuchen. Wenn ich feststehe, kommst du nach.« Ich untersuche eben die bedenkliche Stelle, da kommt sie an der Wand hinter mir durch und umfaßt mich und hängt sich an mich. Ich erschrak fürchterlich, aber zum Glück hielt der Strauch, und wir kamen auf sichern Boden. Aber ich hätte sie gleich prügeln mögen; denn mich kann nichts mehr ärgern, als wenn man mich erschreckt."

Abends ließ der Chef mich auf sein Zimmer rufen, um mir einen Auftrag in betreff Garibaldis zu erteilen, der nach telegraphischer Meldung in Tours angekommen war und der französischen Republik seine Dienste gegen uns angeboten hatte. Dann fuhr der Kanzler fort: „Aber sagen Sie einmal, warum sind Sie nur in dem, was Sie schreiben, mitunter so massiv? Ich weiß zwar nicht den Wortlaut des Telegramms wegen Russells. Aber auch das, was Sie neulich bei Braß über die Ultramontanen sagten, war sehr stark in den Ausdrücken. Die Sachsen gelten doch sonst für höfliche Leute, und wenn Sie der Hofschriftsteller des Auswärtigen Amtes sein wollen, so sollten Sie nicht so hagebüchen sein.“ *)

Ich erlaubte mir, zu erwidern, ich könnte auch artig sein und glaubte mich auf die feine Malice zu verstehen.

„Nun, dann seien Sie fein, aber ohne Malice, schreiben Sie diplomatisch; selbst bei Kriegserklärungen ist man ja höflich,“ entgegnete er.

Halb zehn Uhr war Burnside mit seinem Begleiter wieder da und blieb bis halb elf Uhr beim Kanzler, der mir dann wieder einen Auftrag gab. Später sah man ihn in der hellen Mondscheinnacht bis zur Geisterstunde im Garten auf- und abwandeln, während aus der Gegend von Paris her Kanonendonner und einmal auch ein dumpfer Knall wie von einer Explosion herüberschallte.

Dienstag, den 11. Oktober. Früh heißt es über die Explosion von voriger Nacht, man habe (unsrerseits?) zwei Brücken gesprengt.

Nicht bloß in England, auch daheim empfinden Privatleute den Beruf, sich durch ihren Rat an der Herbeiführung des Friedens zu beteiligen. Diesen Morgen ging im Büreau ein beschwerter Brief ein, in dem ein Herr Rohardt aus Flehde in Norderditmarschen dem Minister „allerunterthänigst und in tiefster Ehrfurcht“ die Bitte vortrug, die Aufnahme einer Annonce in die Times zu bewirken, die die Franzosen „von weiterer Insurrektion“ abmahnte, zu dem Zwecke er die Insertionskosten mit dreißig Thalern zehn Silbergroschen einsandte.

Um zehn Uhr konnte ich wieder eine Siegesnachricht tele-

*) Vergl. den Schluß des Tagebuchblattes vom 7. Oktober.

graphieren: tags vorher hatte von der Tann[1] ein Gefecht mit regulären französischen Truppen gehabt, drei Geschütze erbeutet, bis Abgang der Nachricht gegen tausend Mann zu Gefangnen gemacht und den Feind in der Richtung auf Orleans verfolgt.

Nachmittags, als der Kanzler ausgeritten war, besuchte ich flüchtig die großen Säle auf der Seite des Schlosses, wo die Kirche steht, und besah mir die hier mit Pinsel und Meißel verewigten „Ruhmesthaten Frankreichs," denen nach der Inschrift über der Eingangshalle dieser Flügel des Gebäudes geweiht ist. Unten sind meist Gemälde, die sich auf die alte Geschichte der Franzosen beziehen, darunter sehr gute Sachen neben mittelmäßigen Bildern aus der Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons I., Schlachten, Belagerungen u. dergl., oben die riesigen Leinwandflächen, die Horace Vernet mit den gloires seiner Landsleute in Algerien bemalt hat, sowie neuere Gemälde aus den Kriegen in der Krim und in Italien, dabei die Marmorbüsten von Generalen, die dort kommandiert haben. Die Tage von Wörth, Metz und Sedan werden hier vermutlich nicht figurieren. Wir werden uns das später mit mehr Muße betrachten. Aber heute schon merkt man, daß System in dieser Galerie ist, und sieht in dem Ganzen mehr einen Brütofen ruhmbegieriger und von Überhebung geschwollner Chauviniſten, als ein Museum für Leistungen und Genüsse der Kunst.

Nach den Gesprächen bei Tische ist seit einiger Zeit im Werke, in Versailles einen Kongreß der deutschen Fürsten zu versammeln. Man hofft, daß auch der König von Bayern[2] kommen werde, und Delbrück meint, daß es geraten sein würde, ihn in einem der historischen Gemächer des Schlosses einzuquartieren, etwa in Ludwigs XIV. Schlafsaal. „Er würde bei seiner Art, zu denken und zu empfinden, sehr glücklich darüber sein und nicht allzuviel Anspruch auf Bequemlichkeit machen."[3] Es wird ihm indes bemerkt, daß es leider

[1] Am 10. Oktober bei Artenay vor Orleans.

[2] Über diese Angelegenheit und das Schwanken des Königs hat jüngst Luise von Kobell sehr eingehend in der Deutschen Revue (1899, Januarheft) berichtet.

[3] Die Bemerkung ist interessant, weil sie zeigt, daß das später so mächtige Interesse, das zur Erbauung des Schlosses Herrenchiemsee führte, schon damals vorhanden war. Einen deutschen „Fürstenkongreß" in Versailles erwartete auch Abeken nach den bevorstehenden Ministerkonferenzen, S. 428 vom 14. Oktober.

nicht angehen werde, da die größere Hälfte des Palais jetzt Lazarett sei und der Typhus dort herrsche. Der Chef diniert heute beim Kronprinzen und kommt erst um zehn Uhr heim, worauf er noch eine Unterredung mit Burnside hat.

Mittwoch, den 12. Oktober. Dunstiger, verdrießlicher Tag. Früh zwei Briefe des englischen Husarengenerals William Douglas für den König übersetzt und ausgezogen, in denen uns empfohlen wird, mit Benutzung der Brücke von Sèvres die Seine einzudämmen und durch deren Aufstauung Paris zu überschwemmen. Dann einen Auszug aus dem Bericht des deutschen Johanniters von Tettau angefertigt, der sich im allgemeinen sehr anerkennend über die Behandlung unsrer Verwundeten in Bouillon durch die belgische Bevölkerung äußert. Endlich wieder einen Aufsatz über die feindselige Stellung geschrieben, die der Ultramontanismus uns gegenüber in diesem Kriege einnimmt. Er ist gegen die Schlesischen Hausblätter gerichtet und lautete im Konzepte folgendermaßen:

„Wir sollten meinen, daß man heutzutage nicht mehr in den Fall kommen könnte, mißverstanden zu werden, wenn man die Ausdrücke »ultramontan«, »Ultramontanismus« braucht. Wir sollten glauben, daß ehrenwerte Gläubige der katholischen Kirche sich über diese Ausdrücke ebenso klar sein müßten als anders glaubende Christen, und daß eine Verletzung solcher Kreise durch Klage über »ultramontanes« Treiben und Angriffe auf solches nicht möglich wäre. In dieser Voraussetzung deckten wir neulich das gegen die neueste deutsche Entwicklung gerichtete Arbeiten und Ankämpfen einer Partei auf; aber zu unsrer großen Verwunderung erfuhren wir aus einem schlesischen Blatte, daß unser Artikel, indem er diese als Ultramontane bezeichnet, in der That verletzt hatte und als Tadel und Anklage gegen den Katholizismus aufgefaßt worden war. Wir verwahren uns dagegen. Nichts hat uns ferner gelegen. Der Ultramontanismus hat in unsern Augen mit dem Glauben und der Kirche der katholischen Welt ebensowenig gemein als der Atheismus und Nihilismus mit dem Glauben und der Kirche der protestantischen. Er ist rein politischer Natur, der Geist einer Sekte mit dem durchaus weltlichen Zwecke, wo möglich den mittelalterlichen, theokratischen Weltstaat zum Vorteile derer wiederherzustellen, die sich getrauen, ihn leiten zu können — einem Zwecke, zwischen dem und sich sie

kein Vaterland kennt, und zu dessen Erreichung ihr jedes Mittel recht ist. Sprachen wir von den Ultramontanen, als eifrigen Gegnern Deutschlands im jetzigen Kriege, so zeigten unsre Beispiele mit genügender Deutlichkeit, welche Leute wir meinten. Zu besserm Verständnis aber, und damit man sich künftighin nicht wieder unnötigerweise getroffen fühle in Kreisen, vor denen wir Achtung empfinden, wollen wir die Zahl unsrer Beispiele hier noch um einige vermehren.

„Wenn wir Klage über die Feindschaft der Ultramontanen erhoben hatten, so dachten wir an französische Priester, die nach zuverlässigem Zeugnis überführt sind, meuchlings auf unsre Soldaten geschossen zu haben. Wenn wir unsre Klage wiederholen, so schweben uns andre Priester vor, die in diesen Tagen bei Paris unter dem Vorwande, Sterbenden die letzten Tröstungen zu bringen, spionierend durch unsre Feldlager schlichen, so erinnern wir uns an den Aufruf, den der ehemalige ultramontane Deputierte Keller, ein Elsässer, in der Union erlassen hat. Der Krieg gegen uns wird darin als »heiliger Krieg« gepredigt und jeder Schuß auf einen Deutschen als œuvre saint bezeichnet.

„Wir denken, das schlesische Blatt wird hiernach unsre Achtung vor der wahren katholischen Kirche nicht mehr in Zweifel ziehen, es wird seine Sache nicht mit der Sache von denen identifizieren wollen, die so handeln, so sprechen, sich solchen Mißbrauchs des Begriffs »heilig« schuldig machen."

Als ich den Artikel dem Chef vorlegte, äußerte er: „Sie schreiben mir immer noch zu klobig. Sie sagten mir doch, Sie wären Meister in der feinen Malice, hier aber ist (ich hatte nur seine eignen Ausdrücke darin wiedergegeben, was wir künftig unterlassen wollen) mehr Malice als Feinheit. Machen Sies umgekehrt. Sie müssen politisch schreiben, und in der Politik ist der Zweck nicht Beleidigung." Dann schrieb er den Aufsatz zum Teil um, wobei die ersten Sätze folgende Gestalt erhielten: „Wir haben nicht geglaubt, daß heutzutage ein Mißverständnis möglich sei, wenn man die Ausdrücke »ultramontan«, »Ultramontanismus« braucht. Wir glauben, daß sich die Katholiken über diese Ausdrücke ebenso klar sind als anders glaubende Christen, und daß sie eine Verletzung solcher Kreise durch Klage und Angriff auf ultramontanes Treiben

nicht auf sich beziehen. In dieser Voraussetzung besprachen wir das gegen die neuste deutsche Entwicklung gerichtete Arbeiten und Ankämpfen der bekannten Partei und wundern uns, wenn ein für seine Leidenschaftlichkeit bekanntes schlesisches Blatt die Begriffe verkehrt und der angegriffnen Koterie die katholische Christenheit substituiert." — Im weitern strich der Minister das Wort „eifrigen" vor „Gegnern Deutschlands" und den Satz: „damit man sich künftighin" bis „Achtung empfinden." Die Schlußsätze endlich lauteten nach seiner Korrektur: „Wenn wir Klage über die Ultramontanen erhoben, so dachten wir, wie wir ausdrücklich erklärt haben, an die Partei des Münchner Volksboten und ähnlicher Blätter, die die Deutschen mit lügenhaften Schmähungen unter einander verhetzt, die Franzosen zum Angriff auf Deutschland aufgefordert haben und an dem jetzigen Kriege die Mitschuld tragen, weil sie ihn den Franzosen als leicht und sicher und die Deutschen als uneinig schilderten; wir dachten an die oberelsässer und französischen Priester, die die ländliche Bevölkerung zu mörderischen Angriffen auf deutsche Truppen aufforderten und an letztern teilnahmen; wir dachten an Priester, die ihre geistliche Kleidung unter dem Vorwande, Sterbenden die letzten Tröstungen zu bringen, mißbrauchten, um spionierend durch unsre Feldlager zu schleichen, und daher in diesem Augenblick vor dem Kriegsgerichte stehen; wir dachten an den Aufruf, den der ehemalige ultramontane Deputierte Keller, ein Elsässer, in der Union erlassen hat, in dem er den Krieg gegen uns als einen »heiligen« predigt und jeden Schuß auf einen Deutschen als œuvre saint den guten Werken beizählt. Wir denken, jenes schlesische Blatt wird keine Gläubigen finden, wenn es unsre Achtung vor der katholischen Kirche in Zweifel zieht, es wird die Sache der katholischen Kirche nicht mit der Sache derjenigen identifizieren wollen, die sich eines ruchlosen Mißbrauchs heiliger Begriffe und ehrlichen Glaubens schuldig machen."

Der Chef ißt heute beim König, kommt aber später noch zu uns zum Diner, wo er sich beklagt, daß die kleinen Potentaten „ihren Bundeskanzler" dort mit allerhand Fragen und Vorschlägen belästigt hätten, „bis Prinz Karl — sagt er — meinen hilfesuchenden Blick gewahr wurde und mich aus ihren Griffen rettete."

Abends weiß sich ein Herr, der ein spanischer Diplomat sein

soll und aus Paris herausgekommen ist, nun aber wie andre Herren nicht wieder hinein darf, beim Kanzler Eingang zu verschaffen. Er bleibt eine Zeit lang bei ihm. Einigen von uns ist er verdächtig vorgekommen.[1]

Während wir Thee trinken, stellt sich Burnside ein. Er war fort von hier, nach Brüssel, um seine Frau, die jetzt in Genf ist, dort unterzubringen. Wie man von ihm hört, ist auch Sheridan abgereist, und zwar nach der Schweiz und Italien. Es giebt wohl für die Amerikaner hier nichts mehr zu vermitteln. Der General wünscht dem Chef noch diesen Abend seinen Besuch zu machen. Ich rede ihm das aus, indem ich ihm vorstelle, daß der Kanzler ihn bei seiner Vorliebe für die Amerikaner zwar, wenn er sich melden ließe, empfangen würde, daß man aber an die ihm knapp zugemessene Zeit denken sollte. Dies ist ganz im Sinne des Chefs. Denn um halb elf Uhr ließ er mich rufen und sagte: „Ich wollte Sie bitten — wenn Sie Burnside kennen, sagen Sie ihm doch, aber so, daß es nicht von mir kommt, daß er meine Zeit nicht so in Anspruch nimmt. Er spricht sich nie ganz aus, behält immer ein Tröpfchen für ein nächstes mal zurück. Es wäre billig, daß er wüßte, daß ich viel beschäftigt bin und ein matter-of-fact-man. Ich habe eine Schwäche für Amerikaner, und sie wissen das, aber sie sollten doch Rücksicht nehmen. Geben Sie ihm das zu verstehen, und daß ichs sogar mit gekrönten Häuptern kurz machte. Mir fehlten zu meinen Geschäften ohnehin sechs bis sieben Stunden täglich, und ich müßte deshalb bis in die Nacht hinein auf sein."

Donnerstag, den 13. Oktober. Sehr heller, aber stürmischer Morgen, der so ziemlich die letzten Blätter von den Bäumen pflückt. Einen Bericht aus Rom gelesen und benutzt, der aus dem Ergebnis der Abstimmung den Schluß zieht, daß es in Rom keine

---

[1] Der angebliche Spanier, der den Leutnant von Uslar bei B. einführte, nannte sich auf seinem Passe M. Angelo de Valleyo, Vizepräsident der spanischen Finanzkommission in Paris, Attaché der spanischen Botschaft. Der Kanzler unterhielt sich lange mit ihm, besonders über die Zustände in Paris, woher der Gast kam, und über die zu stellenden Friedensbedingungen, und wies ihm dann ein Quartier an. Poschinger, Tischgespräche I, 54 ff.

päpstliche Partei gebe.[1] Man kann sagen, so heißt es da ungefähr, daß die ganze politische Organisation des päpstlichen Staatswesens zu Staub zerfallen ist, wie ein Leichnam, der, nachdem er tausend Jahre von der freien Luft abgesperrt gewesen war, plötzlich von ihr berührt wird. Es ist nichts davon übrig geblieben, weder eine Erinnerung noch eine Lücke. Die Abstimmung, die nach den staatsrechtlichen Grundsätzen Italiens stattfinden mußte, hat den Wert einer freiwilligen Kundgebung von Gesinnungen, für die man, wenn wir von den Emigranten absehen, keine oder doch geringe Opfer gebracht hat. So weit diese Gesinnungen den Widerwillen gegen das weltliche Regiment der Päpste ausdrücken, ist an eine Reaktion nicht zu denken. Was dagegen den Wunsch der Römer, Unterthanen des Königs von Italien zu sein und zu bleiben, betrifft, so wird dessen Dauer von der Art abhängen, wie man regiert.

Der Kanzler giebt mir diesen Bericht mit der Weisung, ihn für die Presse zu benutzen; doch sollen daraus nur die statistischen Daten entnommen werden, „aus denen hervorgeht, daß Mogelei stattgefunden hat. — Keine Spitze, weder gegen den Papst, noch gegen Italien."

Wenn man nach einem Briefe, der am 13. September von Saint Louis abgegangen ist, auf die Stimmung der Deutschen in den Vereinigten Staaten schließen dürfte, so würde dort das durch den Krieg und seine Erfolge befriedigte und gesteigerte Nationalgefühl das Republikanertum erheblich überwiegen. „Ein seit zwanzig Jahren hier wohnender Deutscher, der früher ihr Todfeind war, und dessen Ideal Sie jetzt sind," ruft dem Kanzler, nicht geblendet durch die republikanische Form, in die das französische Wesen jetzt gegossen ist, begeistert zu: „Vorwärts, Bismarck! Hurra für Deutschland! Hurra für Wilhelm den Ersten, Kaiser von Deutschland!" — Bravo! Aber es scheint, daß unsre Demokraten erst ins Ausland gehen müssen, wenn sie natürlich empfinden sollen.

Auch Franzosen kommen jetzt mit gutem Rat und Bitten vor unsern Kanzler, um ihn zu bestimmen, Frieden zu gewähren. Nur sind es nicht die rechten, und ihre Anerbietungen stimmen auch

[1] Am 2. Oktober wurde die Einverleibung Roms in das Königreich Italien mit 133681 Stimmen gegen 1507 genehmigt.

nicht zu unſerm Bedürfnis. Un Liégeois beſchwört den Chef au nom de l'humanité, au nom des veuves et des petits enfants de France et d'Allemagne, victimes de cette affreuse guerre, Jules Favre zurückzurufen und ſeinem Ruhme die Krone aufzuſetzen durch einen Friedensſchluß auf Grund des Erſatzes für Kriegskoſten und der Schleifung der Feſtungen. Eh! que ne peut-on les renverser toutes et anéantir tous les canons!!! u. ſ. w.

Beim Frühſtück wurde uns von Hatzfeldt ein Huſarenleutnant von Uslar vorgeſtellt, der von den Vorpoſten kam und erzählte, daß die Pariſer Forts da, wo er ſteht, jedesmal, wenn ſich ein Kopf oder ein einzelner Reiter von den Unſern ſehen läßt, ſofort ein halb Dutzend ihrer eiſernen Zuckerhüte herüberſchleudern, aber faſt nie Schaden damit anrichten. Sie ſcheinen alſo wenigſtens an Munition noch keinen Mangel zu leiden.

Um ein Uhr Regen. Später war ich im Schlößchen Petit-Trianon. Auf den Baumwipfeln rechts von der dahin führenden großen Allee ſaßen Hunderte von Miſteln. Wir beſahen uns die Wohnzimmer der Königin Marie Antoinette, verſchiedne Bilder, die ſie als Kind mit ihren Geſchwiſtern und als Königin darſtellen, ein Porträt ihres Gemahls, alte Rokokomöbel, deren ſie ſich bedient hat, ihr Schlafgemach mit ihrem Bett; auch andres Gerät und Gefäß unterbreitete die Gewiſſenhaftigkeit des franzöſiſchen Führers mit freundlicher Erklärung unſrer Betrachtung.

Die Unterhaltung bei Tiſche war heute ohne beſondres Intereſſe. Beim Kaffee, der jetzt immer im Salon getrunken wird, las uns der Kanzler wieder Stellen aus einem Briefe „von Johanna“ (ſeiner Gemahlin) vor, die ſehr herbe Urteile über die Franzoſen enthielten, und in denen u. a. von dem „ſcheußlichen Babel“ an der Seine die Rede war.

Abends wurde ich fünfmal zum Miniſter geholt, ſodaß es vollauf zu thun gab.

Freitag, den 14. Oktober. Bis Mittag fleißig geweſen für die Poſt. Später nach London und Brüſſel telegraphiert wegen Ducrots unwahren Behauptungen in der Liberté. Desgleichen gemeldet, daß General Boyer, der erſte Adjutant Bazaines, aus Metz als Unterhändler in Verſailles eingetroffen iſt. Der Chef ſcheint indes mit ihm heute noch nichts ernſtes vornehmen zu wollen.

Er sagte im Büreau: „Was haben wir heute für einen?“ — „Den 14., Exzellenz.“ — „So, da war Hochkirch und Jena. Das sind preußische Unglückstage. Da muß man keine Geschäfte abschließen.“[1] Auch wird zu beachten sein, daß wir heute Freitag haben.

Während des Diners bemerkte der Chef, nachdem er einen Augenblick nachgesonnen hat, lächelnd: „Ich habe einen Lieblingsgedanken in bezug auf den Friedensschluß. Das ist, ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburteilen soll, die zum Kriege gehetzt haben — Zeitungsschreiber, Deputierte, Senatoren, Minister.“ Abeken setzt hinzu, auch Thiers gehöre mittelbar dahin, und zwar ganz vorzugsweise, wegen seiner chauvinistischen Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches. — „Auch der Kaiser, der doch nicht so unschuldig ist, wie er sein will,“ fährt der Minister fort. „Ich dachte mir von jeder Großmacht gleichviel Richter, von Amerika, England, Rußland u. s. w., und wir wären die Ankläger. Indes werden die Engländer und Russen darauf nicht eingehen, und da könnte man das Gericht aus den Nationen, die davon am meisten gelitten haben, zusammensetzen, aus französischen Deputierten und Deutschen.“ — Er äußerte ferner: „Ich habe den Artikel der Indépendance, der von Gramont sein soll, gelesen. Er tadelt, daß wir Napoleon bei Sedan nicht entlassen haben, und es gefällt ihm nicht, daß man auf Paris marschiert ist, statt bloß Elsaß und Lothringen als Pfand besetzt zu halten. Ich dachte erst, er wäre von Beust oder einem andern guten Freunde in Österreich. Aber ich habe mich doch überzeugt, daß er einen Franzosen zum Verfasser hat.“ Er gab die Gründe dafür an und fuhr dann fort: „Er hätte Recht, wenn seine Voraussetzung richtig wäre, daß ich eigentlich das Elsaß nicht wollte, nur eine Geldentschädigung. So aber ists doch besser, wenn wir außer dem Elsaß auch noch Paris als Pfand haben. Wenn man was Ordentliches will, kann man das Pfand nicht groß genug nehmen.“

Man erwähnt Boyer, der mit seiner jetzt hier lange nicht gesehenen französischen Generalsuniform in der Stadt viel Aufsehen gemacht hat und von den Volksmassen mit Vive la France! begrüßt worden ist, und es wird erzählt, daß er sich dahin ausgesprochen

[1] Gesprochen hat er aber an diesem Tag noch den General. Bismarck-Regesten I, 406.

habe, die Armee in Metz halte zum Kaiser und wolle von der Republik der Pariser Advokaten nichts wissen.[1] So äußerte sich der Kanzler selbst beim Kaffee. Dann setzte er hinzu: „Der General ist übrigens einer von den Menschen, die plötzlich abmagern, wenn sie was erregt. — Auch ist er ohne Zweifel ein großer Schurke, kann aber noch rot werden."

Er nannte dann — man bedenke dabei, daß Gambetta inzwischen den Krieg à outrance anbefohlen hatte, daß die Pariser Presse fast täglich eine neue Schändlichkeit anriet,*) daß in der

---

[1] Nach dem Beschlusse des französischen Kriegsrats in Metz am 10. Oktober wurde Boyer als Bazaines Adjutant instruiert, in Versailles den freien Abzug der Armee aus Metz nach dem innern Frankreich vorzuschlagen, wo sie die Regentschaft der Kaiserin erklären und der Gesetzgebende Körper wieder einberufen werden solle. Mit Erlaubnis des Prinzen Friedrich Karl reiste Boyer in Begleitung zweier deutscher Offiziere am 12. Oktober von Metz ab und traf über Pont à Mousson und Lagny am 14. früh fünf Uhr in Versailles ein. Graf Bismarck stellte für die Genehmigung seiner Vorschläge die Bedingungen, daß Bazaine im Namen der Armee erkläre, die Armee sei nach wie vor kaiserlich und entschlossen, die Kaiserin Eugenie zu unterstützen. Diese sollte gleichzeitig mit dieser Erklärung ein Manifest an das französische Volk erlassen. Beiden Kundgebungen war ein von einem Bevollmächtigten der Regentin unterzeichnetes Aktenstück mit den von ihr vereinbarten Friedensbedingungen beizufügen (die natürlich eine Landabtretung enthielten). Boyer verließ noch am 15. Oktober Versailles, langte am 17. nachmittags wieder in Metz an und erstattete am 18. dem Kriegsrat in Ban St. Martin, Bazaines Hauptquartier, Bericht. Die Generale waren mit der ersten Bedingung Bismarcks einverstanden, überließen die Entscheidung im übrigen der Kaiserin, erklärten aber, Bazaine dürfe keine Urkunde unterzeichnen, die eine Landabtretung gutheiße. Boyer sollte nach Versailles zurückkehren und von da zur Kaiserin Eugenie nach England gehen. In Versailles richtete er jedoch nichts aus, und die Kaiserin erklärte ihm, daß sie sich zu einer Gebietsabtretung nicht verstehen könne. Am 24. Oktober meldete er das Bazaine telegraphisch, ohne selbst nach Metz zurückzukehren. Ebenso teilte Bismarck dem Prinzen Friedrich Karl und Bazaine die Unannehmbarkeit der Friedensbedingungen der Kaiserin Eugenie mit. Bismarck-Regesten I, 407. Summarischer Bericht über die Operationen der Rheinarmee 12. August bis 29. Oktober, erstattet vom Oberbefehlshaber Marschall Bazaine. Aus dem Französischen von A. Mels (Berlin, 1870), S. 20 ff. Vgl. Verdy 275 vom 25. Oktober: „Die Napoleonischen Kreise tragen sich insofern immer mit der Hoffnung, jene Armee für Frankreich zu retten und mit ihr die erschütterte Ordnung im Lande wiederherzustellen." Wilmowski 65.

*) Nicht das Schlimmste davon war folgendes. Im Petit Journal vom 14. September perorierte ein Herr Thomas Grimm, nachdem er geklagt hatte,

letzten Zeit wieder verschiedne Greuelthaten der Freischärlerbanden bekannt geworden waren, und daß es ein Sprichwort giebt: „Wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus" — die Schonung der verräterischen Franctireurs „sträfliche Trägheit im Erschießen." — „Das ist Landesverrat." — „Unsre Leute sind fix beim Schießen, aber nicht beim Erschießen. Man sollte alle Dörfer, wo Verrat vorkommt, sofort ausbrennen und alle männlichen Einwohner hängen."

Graf Bismarck-Bohlen erzählte darauf, daß man das Dorf Hably, wo vor etwa acht Tagen die schleswigschen Husaren von Franctireurs im Einverständnis mit Einwohnern überfallen worden und nur mit elf Pferden zurückgekommen sind, in der That „reinlich abgebrannt" hat, und der Chef lobt, wie billig, diese Energie.

Bohlen berichtete ferner, die sechzig bayrischen Infanteristen, die bei den Reitern gewesen seien, wären unachtsam gewesen und hätten, als die Freischärler von allen Ecken her erschienen seien (der Vorfall hatte früh drei Uhr stattgefunden), das Weite gesucht. Der Chef äußerte dazu: „Das sollte doch öffentlich gemacht werden, damit wir ordentliche Bestimmungen treffen können, wenn wir später eine Militärkonvention mit Bayern abschließen." Zuletzt war dann noch

---

die Preußen verstünden sich auf methodisches Plündern und regelrechtes Verwüsten, überall, in Nancy, Bar le Duc, in Reims, Chalons und Troyes, hätten sie eine Einöde hinter sich zurückgelassen; sie ermordeten die Männer, um die Weiber, sie schössen die Väter nieder, um die Töchter entehren zu können, in nachstehenden Tiraden: „Auf, ihr Arbeiter, ihr Bauern, ihr Bürger, heraus! Mögen die Franctireurs sich bewaffnen, organisieren, verständigen. Mögen sie zu Scharen, zu einzelnen Gliedern zusammentreten, um den Feind zu ermüden und zu erschöpfen. Mögen sie sich gleich denen, die wilden Tieren auf der Spur sind, am Saume des Waldes, in Gräben, an den Hecken entlang auf die Lauer legen, mögen die schmalsten Pfade und die dunkelsten Winkel ihnen zur Sammlung dienen. Alle Mittel sind hier gut; denn es ist ein heiliger Krieg. Die Flinte, das Messer, die Sichel und der Knittel sind erlaubte Waffen gegen einen Feind, der uns in die Hände fällt. Stellen wir Wolfsfallen gegen ihn auf, stürzen wir ihn in Brunnen, werfen wir ihn auf den Grund von Cisternen, verbrennen wir ihn in den Wäldern, ersäufen wir ihn in den Flüssen, zünden wir die Hütte an, wo er schläft. Alles, was töten kann, gleichviel wie, heraus damit! Auf die Lauer! Bereit, loszuschlagen!"

Der Combat, das Organ des Bürgers Felix Pyat, will Unterschriften für eine „Ehrenflinte" sammeln, die dem überreicht werden soll, der den König von Preußen durch Meuchelmord aus dem Wege schafft.

die Rede, daß kurz vorher in der Dämmerung zwei Schüsse ganz nahe bei unsrer Wohnung gefallen wären, und daß ein Schutzmann abgeschickt worden sei, um sich nach der Ursache zu erkundigen. „Wohl eine Schildwache," sagte der Chef. „Vielleicht hat ein Verdächtiger sich sehen lassen. Dabei erinnere ich mich, daß ich vorgestern, als ich die Nacht im Garten spazieren ging, eine Leiter fand und zugleich das unbezwingliche Bedürfnis fühlte, darauf an der Mauer hinaufzusteigen. Wenn nun da eine Schildwache stand? — Ich unterhielt mich zuletzt mit dem Posten an der Thür. Er hatte schon den Feldzug von Sechsundsechzig mitgemacht und wußte auch über diesen recht gut Bescheid. Ich fragte ihn, ob er wohl dächte, daß wir nach Paris hineinkämen. Er sagte, wenn nur das große Fort links von St. Cloud nicht wäre. Ich bemerkte ihm, das würde ihnen auch nichts helfen, wenn sich erst der Hunger in der Stadt einstellte."

Abends erzählte unten auf dem Vorsaal der Schutzmann mit dem langen Barte: „Den Spanier hätten wir, Herr Doktor."

„So — sage ich —, welchen Spanier?"

„Nun, der gestern oder vorgestern bei Exzellenz war, und auch seinen Diener. Ist ein Spion, haben ihn abgefaßt und einen Plan unsrer Truppenaufstellung bei ihm gefunden."[1]

Ich höre dann noch, daß der Mann sich Angelo di Miranda nennt.

Gegen zehn Uhr kamen Moltke und ein andrer hoher Offizier — ich glaube, der Kriegsminister — zum Chef, um mit ihm (vermutlich in Sachen der Boyerschen Mission) zu konferieren. Sie haben sich im Büreau außer mehreren Telegrammen ältern Datums, z. B. dem über Persigny, auch den Brief von Hellwitz, der in Meaux bei uns war und, wie ich höre, schon in Pont à Mousson mit dem Kanzler verhandelt hat, und der inzwischen bei Napoleon auf Wilhelmshöhe gewesen sein soll, herausſuchen lassen.

Sonnabend, den 15. Oktober. Früh einen Artikel über die Zerstörung des Schlosses von St. Cloud gemacht, das von den Franzosen ohne vernünftigen Grund in Brand geschossen worden

---

[1] Am 13. Oktober war die ganze Feldpolizei reorganisiert und eine strenge Fremdenpolizei in Versailles eingerichtet worden. Abeken 427.

ist,[1] während unsre Soldaten sich um die Rettung der darin befindlichen Wertsachen und Kunstwerke bemüht haben. Dann einen zweiten über Jacobys Verhaftung ungefähr im Sinne des frühern Aufsatzes, doch mit dem Zusatze, mit diesen allgemeinen Ausführungen solle kein Urteil über die Opportunität des besonders hier vorliegenden Falles abgegeben werden.

Beim Frühstück erzählt Graf Solms, der eigentlich bei uns arbeiten sollte, es aber vorzieht, im Museum der toutes les gloires Bilder zu kopieren, eine Anekdote von einer Hoheit. „Er fragt mich — so berichtete Solms — eines Tages: »Geht es Ihrer Frau Gräfin Schwester gut?« — »Ich danke, ja, Königliche Hoheit.« — »Freut mich, zu hören; denn ich nehme viel Anteil an ihr, sofern ich an ihr Anteil nehme.«"

Gegen halb drei Uhr stellte sich Boyer wieder beim Chef ein. Draußen vor dem Gitterthor erwarteten ihn viele Leute, die, als er um vier Uhr wieder wegfuhr, Mützen und Hüte abnahmen und Vive la France! riefen, was ihnen der Minister, als es bei Tische erzählt wurde, „nicht verdenken konnte." Ich hatte inzwischen eine Tour durch den Schloßpark gemacht und war dabei an einer der Marmorvasen folgendem poetischen Gefühlserguß eines über die Einmütigkeit der Deutschen mißvergnügten Galliers begegnet:

Badois, Saxons, Bavarois,
Dupes d'un Bismarck plein d'astuce
Vous le faits bucher tous trois
Pour le Roi de Prusse.

J'ai grand besoin, mes chers amis,
De mourir empereur d'Allemagne,
Que vos manes en graissant la campagne
Mais que mes voeus sont accomplis.*)

Dieselbe Leistung befand sich auch auf einer Marmorbank in der Nähe, wie denn die Sitte, Wände, Bänke und Postamente mit Bleistift oder Kreide zu bekritzeln, hier viele Freunde gefunden zu haben scheint. Mehr als an zehn Mauern in der Stadt las ich in den letzten Tagen: A bas les Prussiens! und Schlimmeres.

[1] am 13. Oktober. Verdy, 206. Wilmowski 64.

*) Ich schrieb diese Verse mit allen Fehlern und Dunkelheiten des Originals ab.

Nach vier Uhr ließ sich ein schlanker, wohlgekleideter Neger beim Minister melden. Auf seiner Karte stand: „General Price, Gesandter der Republik Hayti.“ Der Chef bedauerte, ihn wegen dringender Geschäfte nicht empfangen zu können (Moltke und Roon waren wieder oben), was er wünsche, möge er schriftlich vortragen. Um fünf Uhr kam auch der Kronprinz zur Beratung des Kanzlers mit den Generalen. Übrigens schien man zwischen hier und Metz noch verschiedner Meinung zu sein. Wenigstens erzählt Hatzfeldt, der Chef habe dem Prinzen Friedrich Karl (wohl durch den Rittmeister Millson, den preußischen Begleiter Boyers) sagen lassen, er solle „ihm seine Kreise nicht stören.“

Auch von andrer Seite wirken Ursachen erschwerend auf die Entwicklung dessen ein, was der Kanzler als Politiker im Auge hat. So äußerte er bei Tische: „Es ist recht lästig, daß ich jeden Plan, den ich habe, erst mit fünf oder sechs Personen besprechen muß, die in der Regel nichts davon verstehen, und deren Einreden ich anzuhören und höflich zu widerlegen genötigt bin. So habe ich in der letzten Zeit drei volle Tage mit einer Sache verbringen müssen, die ich unter andern Umständen in drei Minuten hätte erledigen können. Es ist gerade, wie wenn ich in die Anlage einer Batterie an dem oder jenem Orte hineinreden wollte, und der betreffende Offizier mir, der ich von seinem Gewerbe nichts verstehe, Rechenschaft geben sollte.“

Später erzählte er: „Gestern hatte ich Moltke und Roon bei mir und trug ihnen eine Sache vor.[1] Roon, der an parlamen-

[1] Es hat sich wohl wieder um die Verhandlung mit Bazaine gedreht. Auch darüber bestand eine Verschiedenheit der Ansichten zwischen Bismarck und der Heeresleitung. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 10. Oktober: „Bismarck will ihn [Boyer] hören, Roon und Moltke nicht, uneinig unter einander, werfen sie sich vor, keine Mitteilungen zu erhalten, Friedrich Karl ist dagegen, weil er fürchtet, die Kapitulation könne in Versailles abgeschlossen werden.“ 14. Oktober. . . . „Bismarck will ihn benützen, um alle Mittel in der Hand zu behalten, die möglicherweise zu einem friedlichen Resultat führen.“ Vgl. auch eine Bemerkung Verdys S. 214 vom 24. Oktober: „Hier [in Versailles] erzählte man, daß die Kaiserin sich nach Metz begeben und dorthin das Corps législatif habe zusammenrufen wollen. Ein vierzehntägiger Waffenstillstand sollte — aber nur vor der Festung — geschlossen werden. Metz und die daselbst befindliche Armee bietet für uns zunächst ein rein militärisches Objekt, und wir werden uns nicht

tarisches Verhalten gewöhnt ist, schwieg, ließ mich reden und stimmte dann bei. Moltke mit seinem Raubvogelprofil, das immer raubvogelartiger wurde, schien auch zuzuhören. Als ich aber fertig war, brachte er etwas ganz und gar andres vor, woraus ich sah, daß er auf meine Auseinandersetzung gar nicht acht gegeben, sondern ganz andre Gedanken für sich ausgesponnen hatte. — Moltke ist ein sehr gescheiter Kopf, und ich bin überzeugt, er hätte anfangen können, was er wollte, er würde etwas Respektables geworden sein. So aber hat er sich jahrelang immer nur mit einem und demselben beschäftigt, und so hat er auch nur dafür Sinn und Interesse. — Ich war sehr verdrießlich darüber, so in den Wind gesprochen zu haben. Ich rächte mich aber. Statt es ihm nochmals auseinander zu setzen, sagte ich zu Roon: »Sie haben Ihre Meinung abgegeben, also sind Sie mir bei meinem Vortrage gefolgt. Haben Sie nun die Güte, die Angelegenheit noch einmal zu entwickeln.“

Über seine Unterhandlungen mit Boyer und deren Aussichten ließ er nichts verlauten. Auch Hatzfeldt und Keudell wußten davon nichts und rieten bloß.

Sonntag, den 16. Oktober. Früh wieder einen Brief von Bamberger, der von Lausanne schreibt, erhalten. Er mißbilligt das Verfahren gegen Jacoby und meint, Bismarck könnte thun, was er wollte, wenn er nur gesunde deutsche Politik triebe, d. h. „wenn in diesem Augenblicke wenigstens der einheitliche deutsche Bundesstaat fix und fertig gemacht würde.“ „Man ist — fährt er fort — in Deutschland so fest überzeugt davon, daß diese Lösung jetzt in der Hand des Bundeskanzlers liegt, daß jeder Widerstand von der öffentlichen Meinung auf seine Rechnung geschrieben wird. Man sagt sich, wenn Graf Bismarck diesen Widerstand nicht heimlich ermutigte, so würde er vor der Größe des Augenblicks sich nicht zu regen wagen.“ Schließlich die Anfrage, ob er herkommen solle. Auf Bambergers Wunsch legte ich die Hauptstellen des Schreibens dem Minister vor, und derselbe äußerte, die Herkunft Bambergers würde ihm ganz erwünscht sein, da uns seine Lokalkenntnis in Paris, wenn

---

durch einen Waffenstillstand um das Ergebnis unsrer Mühen und Opfer bringen lassen.“ Auch Abeken scheint eine politische Verständigung mit Bazaine nicht ganz für unmöglich gehalten zu haben. S. 438.

wir erst drin wären, nützen könnte. „Auch kann er nach seiner Rückkehr in seinen Kreisen über manches Aufklärung geben, was sich nicht gut schreiben läßt. Es ist übrigens komisch, daß sie denken, ich wünschte die Einheit Deutschlands nicht. Die Sache geht nur nicht recht vorwärts wegen der steten Tergiversationen Bayerns und Württembergs, und weil man nicht genau weiß, wie der König Ludwig denkt. Aus denselben Gründen wird sie, wenn wir einmal damit zustande kommen, das eine und das andre vermissen lassen."

Heute morgen begegnete ich auf der Avenue de St. Cloud dem in Majorsuniform daherkommenden Borck, der mir sagte, daß Soissons gefallen sei, und daß das Bombardement von Paris am 28. beginnen werde. Der Belagerungspark wäre größtenteils schon da, und in drei Tagen hoffte man (das ist wohl er) sie zusammenzuschießen. Der dicke Herr denkt, daß wir spätestens zum 1. Dezember wieder in Berlin sein werden. Er berichtete auch, daß der Fürstenkongreß in Versailles ernstlich in Aussicht genommen sei, und daß man Trianon für den König von Bayern in Stand setze.

Man erfährt, daß in Paris Uneinigkeit herrscht, die Roten unter Blanqui und Flourens wollen die blauen Republikaner nicht am Ruder sehen, sie greifen sie mit Gewalt in ihren Blättern an, und am 9. hat vor dem Stadthause die Menge Vive la Commune! geschrieen. Wie man hört, hat Seebach, der einmal sächsischer Gesandter in Paris war, und der mit Leflô und Trochu befreundet ist, die Absicht, dem Kanzler seine Beihilfe zu einer Verständigung mit den Parisern anzutragen.

Beim Kaffee spielte Keudell dem Minister auf dem Pianino des Salons sanfte Phantasien vor — ich dachte dabei an David vor König Saul, wobei mir aber der Gedanke an eine Nachfolgerschaft viel ferner blieb als andern guten Leuten. Keudell sagte mir nachher auf meine Frage, ob der Chef Sinn für Musik habe, ja wohl, obgleich er nicht selbst spiele. „Sie werden auch bemerkt haben — setzte er hinzu —, daß er leise mitsingt. Es ist das gut für seine Nerven, die hier sehr angegriffen sind."

Abends erschien der Nuntius Chigi mit einem ebenfalls geistlich gekleideten Begleiter. Er hatte eine lange Unterredung mit dem

Kanzler und will morgen weiter nach Tours.[1] Von Gesandten sind jetzt, wie es heißt, nur noch der belgische, der holländische, der portugiesische, der schweizerische, der der Vereinigten Staaten und einige südamerikanische Herren in Paris. Der neulich hier arretierte Spanier heißt mit seinem vollen Namen Angelo de Vallejo-Miranda, und man hat ihn nicht aus den Gründen, die der Schutzman angab, sondern deshalb verhaftet, weil er sich in Versailles nur mit seinem Vornamen und als spanischer Legationssekretär einführt hat, während er bei der spanischen Schuldenkommission angestellt ist. In seinem Begleiter, der sein Bedienter sein sollte, erkannte man einen Herrn Oswald, den Mitredakteur des uns sehr feindlichen Gaulois. Durch alle diese Lügen und Verstellungen haben sich die Herren der Spionage verdächtig gemacht. Er soll ein Freund Prims sein, was sich wohl damit reimen läßt, daß Stieber ihn gestern im Büreau als Hochstapler bezeichnete.*)

Nach elf Uhr kommen noch zwei wichtige Telegramme an: Bourbaki, der von Metz nach London gegangen ist, kehrt nicht zurück, sondern hat sich der Regierung der nationalen Verteidigung zur Verfügnng gestellt. Nächste Mittwoch reisen Bray und Pranckh mit Genehmigung Königs Ludwigs nach Versailles ab.

Montag, den 17. Oktober. Vormittags zwei Artikel gemacht. Vor Tische einen Ausflug nach Grand Trianon unternommen, wo im großen Saal eine hübsche Marmorgruppe ist: Italien bedankt sich bei Frankreich für die ihm gegen die Tedeschi geleistete Hilfe. Die Mailänder haben sie Eugenien geschenkt. Beim Diner waren Delbrück und Lauer zugegen. Der Chef sprach sich wieder sehr energisch für rücksichtslose Abstrafung der Dörfer aus, die sich der Verräterei schuldig machen. „Sie müssen schon dafür verantwortlich gemacht werden, wenn in ihnen eine verräterische Attacke stattfindet; denn wie kommen unsre armen Soldaten dazu?"

---

[1] Abeken 426 vom 16. Oktober. Er kannte Chigi von Rom her, aus der Zeit, wo dieser ein eleganter päpstlicher Offizier gewesen war, und redete ihn darauf an.

*) Man brachte den Patron später nach Mainz. Er gab hier sein Ehrenwort, nicht zu entfliehen, um nicht genötigt zu sein, das Gefängnis zu beziehen. Aber nach einigen Tagen lief er dennoch davon. — Vgl. Poschinger, Tischgespräche I, 60.

Sonst drehte sich die Diskussion meist wieder einmal um Kulinarisches, wobei man sich merkte, daß der Kanzler mit Vorliebe gutes Hammelfleisch, dann vom Rinde besonders gern das ißt, was die Berliner „Brustkern" nennen. Aus Filet und gebratnem Rindfleisch macht er sich nicht viel.

Abends heißt es, wir möchten unsre Koffer packen, und für den Fall, daß diese Nacht alarmiert wird, sollen die Wagen sich vor dem Quartier des Königs in der Präfektur zum Zuge ordnen.[1] Man erwartet schon seit gestern einen Ausfall.

Dienstag, den 18. Oktober. Die Nacht über nichts passiert. Früh prächtiges Herbstwetter. Widerlegung der französischen Berichte, nach denen unsre Truppen Orleans bombardiert haben sollen, abgelassen. Heute ist Geburtstag des Kronprinzen, dem der Chef und die Räte um zwölf Uhr gratulieren.[2] Man schickt uns eine Nummer des Kraj ein, in der behauptet wird, der Minister habe unlängst mit einem galizischen Edelmann ein Gespräch gehabt, in dem er den Polen geraten habe, sich von Österreich abzuwenden. Ich erfahre auf Befragen, daß dies unwahr sei; er hat seit langer Zeit mit keinem Galizier, ja überhaupt mit keinem Polen gesprochen — „es müßte denn Podbielski sein." In der Presse dementiert.

Der Chef frühstückt heute einmal mit uns, was in der letzten Zeit selten geschehen war, und bemerkt dabei (wir wollen auch solche kleine Züge nicht unverzeichnet lassen), daß er gern harte Eier mag, daß er gegenwärtig aber nur noch drei auf sich nehmen kann, während ers früher auf elf gebracht habe." Bohlen will einmal fünfzehn Kiebitzeier vertilgt haben. „Ich schäme mich zu sagen, was ich hierin geleistet habe," versetzt sein Vetter. Er empfiehlt schließlich Delbrück, der demnächst wieder nach Berlin geht, sich für die Reise mit harten Eiern zu versorgen, was dieser als mit seiner Geschmacksrichtung unverträglich ablehnt.

Der Chef las dann einige von den besonders erbaulichen geheimen Briefen an den Kaiser Napoleon vor, die jetzt die Provisorische Regierung veröffentlicht hat, und gab Kommentare dazu, die auch

[1] Abeken 430, vom 17. Oktober abends.

[2] Abeken 430. Verdy 209. Roon III[4], 237. Wilmowski 68, Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 18. Oktober.

auf Berliner Persönlichkeiten Streiflichter warfen. Stoffels Schreiben wurde namentlich wegen seiner Äußerungen über den „Bleichen" (Bleichröder) sehr belacht. In betreff des Briefes der Gräfin Pourtalès sagte der Minister: „Schleinitz war verschwiegen gegen Leute vom Geschäft, aber als alter eitler Geck gegen Frauenzimmer ungeheuer schwatzhaft, und hier hatte er eine sehr hübsche Frau vor sich."

Später gedachte er der Notiz im Kraj und in Verbindung hiermit der Polen überhaupt. Er verweilte dabei längere Zeit bei den siegreichen Kämpfen des Großen Kurfürsten im Osten und bei dessen Verbindung mit Karl dem Zehnten von Schweden, die ihm große Vorteile verheißen habe. Schade nur, daß sein Verhältnis zu Holland ihn gehindert habe, diese Vorteile zu verfolgen und gehörig auszunutzen. Er habe sonst gute Aussichten gehabt, seine Macht im westlichen Polen auszudehnen. Als Delbrück darauf äußerte, dann wäre ja Preußen aber kein deutscher Staat geblieben, erwiderte der Chef: „Nun, so schlimm wäre es doch nicht geworden. Übrigens hätte es nicht so viel geschadet, es hätte dann etwas im Norden gegeben wie Österreich im Süden. Was dort Ungarn ist, das wäre für uns Polen geworden" — eine Bemerkung, an die er die vorher schon einmal von ihm gegebne Mitteilung knüpfte, er habe dem Kronprinzen den Rat erteilt, seinen Sohn die polnische Sprache lernen zu lassen, es wäre aber zu seinem Bedauern unterblieben.

Mittwoch, den 19. Oktober. Früh trübes, später helles Wetter. An die Redaktion des Nouvelliste de Versailles geschrieben — ein kleines Blatt, das von deutschen Juden, Korrespondenten der Kölnischen und der Allgemeinen Zeitung, die man aus Paris vertrieben hat, gegründet worden ist und mit Brauchitsch in Verbindung steht.[1] Sollen sich auch mit uns in Beziehung setzen, Nachrichten holen und dergleichen.

Vor- und nachmittags mehrmals beim Chef gewesen. Er scheint in bester Stimmung. Zeigt mir unter anderm ein französisches Telegramm, wonach die Helden in Lutetia lawinenhafte Thaten gegen uns verrichtet haben. Wenn solches Aufschneiden nur einen Zweck hätte!

---

[1] Heinrich von Brauchitsch war deutscher Präfekt von Versailles. Vgl. über ihn Roon III⁴, 238.

Wieder einen Brief von Bamberger erhalten. Empfiehlt uns, die Englische Lithographierte Korrespondenz zu kaufen, wozu ihn vermutlich Schlesinger, der Besitzer dieser Zeitungsspeiseanstalt, angestiftet hat. Man machte für uns in der Presse Politik, aber man möchte nun auch ein Geschäftchen mit uns machen. Dieser Judenklüngel über die ganze Welt!

Bei Tische, wo Graf Walbersee zugegen war, bemerkte der Minister: „Es wäre ganz vernünftig, wenn man aus den Gegenden, wo sie aus den Büschen auf unsre Züge schießen, Eisenbahnschwellen locker machen und Steine auf die Schienen legen, einmal ein paar Quadratmeilen Einwohner heraushöbe, nach Deutschland transportierte und dort unter guter Aufsicht ansiedelte." Als Bucher erzählte, daß auf seiner Herfahrt ein Offizier sich seinen Revolver habe geben lassen, um damit vor einer Brücke, von der französische Schlingel herunterzuspucken gepflegt hätten, in demonstrativer Weise zu spielen, fiel der Chef ein: „Warum spielen? Hätte er doch abgewartet, bis sie gespuckt hätten, und dann gleich geschossen."

Wenn ich recht verstand, hat der Weimaraner den Kanzler auf heute abend acht Uhr zu sich entbieten lassen, er habe von ihm über etwas Auskunft zu verlangen. Der Kanzler sagte: „Ich habe ihm zurücksagen lassen, daß meine Gesundheit und Staatsgeschäfte mich abhielten."

Walbersee wollte wissen, einige von den kleinen Fürstlichkeiten hätten aus dem Brande des Schlosses von St. Cloud verschiedne Andenken, Vasen, Nippes, Bücher „gerettet," diese Dinge aber auf Anordnung des Kronprinzen zurückgeben müssen.

Bohlen machte schnöde Witze über gewisse Orden, dann wurde überhaupt von Ordensverleihungen gesprochen und von dem reichen Segen, den mancher von dieser Fruchtart schon eingeerntet habe.

„Ja — sagte der Minister — das viele Blech — wenn man von den Orden, die man zuviel hat, an jemand was abgeben könnte. Sie z. B., Doktor Busch — wie wärs damit?"

„Danke, Exzellenz — erwiderte ich —, danke sehr. Das heißt, ja, wenn ich einen oder ein paar von denen haben könnte, die Sie getragen haben — ein Andenken, das wäre was andres. Sonst mag ich keinen."

Abends kommt Löwinsohn mit einem etwas konfusen Herrn

Hoff, der den Nouvelliste bis-Nummer 4 mit redigiert hat, es dann aber aufgegeben haben will, weil er „die Pariser schonender behandelt haben möchte," und erklärt von unserm Anerbieten gern Gebrauch machen zu wollen. Morgen schon wird er einen Brief bringen, worin es heißt:

„Die »Chefs der nationalen Verteidigung« in Paris wollen die Wähler nicht einberufen. Warum nicht? Herr Jules Favre und seine Kollegen verdanken ihre Stellung jener Art von »patriotischer« Wut, die sich eines Teiles der Pariser Bevölkerung nach dem Unglückstage von Sedan bemächtigte. Sie unterlagen dem allgemeinen Gesetz für politische Gewalten, das, wie man weiß, der lateinische Geschichtschreiber in die Worte zusammengefaßt hat: »Eine Regierung beruht auf dem Prinzip, aus dem sie entsprungen ist.« Vom ersten Tage an sind die Mitglieder der Pariser Regierung genötigt gewesen, sich in betreff der Bedingungen des Friedens auf das Gebiet des Unmöglichen zu begeben. Heute, nachdem sie die Zerstörung um sich ausgesät, mit allen Mitteln die Aufregung von Paris und seinen Verteidigern bewirkt und innen wie außen die Revolution in furchtbarster Weise bewaffnet haben, ist es ihnen weniger wie je möglich, aus dem verhängnisvollen Kreise herauszutreten, in den sie sich selbst eingeschlossen haben. Andrerseits scheint die öffentliche Meinung in der Provinz, vor allem auf dem platten Lande, sich auf diesen heroischen Standpunkt emporgeschwungen zu haben. Sie empfindet aufs schwerste die Übel des Krieges, sie beginnt an dem Erfolg eines längern Widerstandes zu zweifeln, sie fürchtet das Fortschreiten der sozialen Zerrüttung, sie sieht die Thatsachen und hört nicht mehr auf die Phrasen. Schon haben mehrere Blätter der Presse in der Provinz den Mut, den Ruf nach Frieden laut werden zu lassen. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die Mehrheit der französischen Wähler mit Herrn Gambetta der Meinung sein wird, man »müsse sich unter den Trümmern des Vaterlandes begraben,« oder daß sie Lust haben wird, mitzuthun, wenn er ihr in seiner Proklamation vom 9. d. M. zuruft: Mourons plutôt que de subir la mort du démembrement! Das ist der Grund, weshalb die Pariser Regierung Wahlen nicht will und nicht wollen kann. Diese Leute, die ihr Leben damit verbracht haben, das Volksrecht, die Volkssouveränität anzurufen,

sind jetzt verurteilt, ohne irgend welchen Auftrag eine Diktatur der öffentlichen Wohlfahrt auszuüben und festzuhalten — um den Ruin ihres Landes herbeizuführen."

Donnerstag, den 20. Oktober. Früh und nachmittags fleißig gewesen und verschiedne Artikel und Telegramme gebaut.

Bei Tische war u. a. wieder von der Verhaftung Jacobys durch die Militärbehörde die Rede, und der Chef äußerte, wie früher schon, starke Zweifel an der Opportunität der Maßregel. Bismarck-Bohlen sprach seine Freude darüber aus, daß man „den faulen Schwätzer eingespunden habe." Der Kanzler aber erwiderte, recht bezeichnend für seine Denkart: „Ich freue mich darüber ganz und gar nicht. Der Parteimann mag das thun, weil seine Rachegefühle dadurch befriedigt werden. Der politische Mann, die Politik kennt solche Gefühle nicht. Die fragt nur, ob es nützt, wenn politische Gegner mißhandelt werden."

Jemand bemerkte dann, der Großherzog von Weimar habe es übel genommen, daß der Chef seiner Aufforderung, ihn zu besuchen, nicht Folge geleistet habe, worauf dieser ärgerlich zu Keudell äußerte: „Sagen Sie doch heute noch (Name unverständlich) oder Beust, ich hätte mit Verwunderung gehört, daß sein gnädigster Herr solche Ansprüche an meine Zeit und Gesundheit mache, daß er sich solche falsche Vorstellungen von den Geschäften, die mir obliegen, gebildet habe. Nicht viel weniger quält mich auch der Koburger. Schreibt der mir einen zwölf Seiten langen Brief über deutsche Politik. Ich habe ihm aber geantwortet: Von allen darin erwähnten Punkten wäre nur einer nicht schon längst in der Vorbereitung oder Ausführung begriffen, und dieser eine wäre der Erörterung nicht wert.[1] — Er hat uns übrigens 1866 gute Dienste geleistet. Vorher freilich, wie er Kaiser von Deutschland werden sollte, und wie er an der Spitze des Schützenbundes stand, war er schlimm genug. Ich hatte damals allen Ernstes die Absicht, ihn durch ein Husarenregiment aufheben und nach Magdeburg bringen zu lassen, und ich schlug das auch dem Könige vor. — Er

[1] Ist das der Brief Bismarcks vom 12. Oktober, der dem Herzog das Einverständnis mit den von diesem entwickelten Gedanken über die Neugestaltung Deutschlands ausspricht? Ernst II., Aus meinem Leben, III, 667.

ist eitel." — Er erzählte hierauf, wie der Herzog sich als Sieger bei Eckernförde mitten unter platzenden Granaten auf sich bäumendem Rosse habe malen lassen, während er doch „bei dieser Gelegenheit nichts von Heldenmut geleistet, sondern sich, wie auch ganz vernünftig war, weit von den Kugeln gehalten" habe.*)

Abends war Löwinsohn wieder da. Der Nouvelliste wird morgen einen Brief enthalten, den ein Pariser an jemand in Versailles gerichtet hat, und worin es über die Zustände in Babel u. a. heißt:

„Die Klubs maßen sich schon an, im Namen der Kommune von Paris zu regieren, und rote Anschläge, die diesen Titel tragen, werden angeheftet, um die Nationalgarde zur Wahl der Pariser Munizipalität zusammenzuberufen. Wenn diese Wahl stattgefunden hat, wird man eine bewaffnete Kundgebung sehen, die den Zweck haben wird, die Kommune von Paris, d. h. die Schreckensherrschaft, einzusetzen. Diese schaltet und waltet schon in Belleville, dem Hauptquartier der terroristischen Partei, und ihre Mitglieder haben den Beschluß gefaßt, den Maire des neunzehnten Arrondissements seines Amts zu entkleiden und ihn durch einen von den ihrigen zu ersetzen. Derselbe Klub hat die Verhaftung des Herrn Godillot, eines Fabrikanten militärischer Ausrüstungsgegenstände, und die Einziehung seines Geschäfts beschlossen, indem er sich des Verbrechens des Hochverrats schuldig gemacht habe." — Weiter sagt der Brief: „Während die Journale behaupten, es stünde in den nächsten Tagen ein furchtbarer Sturmangriff preußischer Massen bevor, versichern Freunde des Generals Trochu, er habe die Gewißheit erlangt, daß der Feind darauf verzichtet habe, einen Sturm

*) Dies ist vollkommen richtig. Der Herzog hielt bei dieser Affaire anfangs am Eingange des Gottesackers von Eckernförde, und als er hier eine dänische Bombe mehr als dreihundert Schritt vor sich in das Ackerfeld einschlagen sah, jagte er augenblicklich davon und hielt erst wieder an, als er am Ende des Windebyer Noors in eine Gegend gelangt war, wohin keine Kugel reichte. So berichtete mir 1853 der Kaufmann Timm aus Eckernförde als Augenzeuge.[1]

[1] Ganz so war die Sache wohl nicht. Der Herzog wollte zu seinen Truppen am Schnellmarker Holze, weil er bei Eckernförde, dessen Strandbatterien nicht unter seinem Befehle standen, gar nichts nützen konnte. S. H. v. Treitschke, Das Gefecht von Eckernförde, in den Historischen und politischen Aufsätzen IV, 479 f.

auf Paris zu versuchen, und man habe in Versailles den Plan adoptiert, die Stadt durch Hunger zu bezwingen. Die preußische Armee hält, in dichten Massen abgeteilt, starke Stellungen an verschiednen Punkten rings um Paris besetzt. Ihre sehr zahlreiche Kavallerie dient zur Verbindung dieser Stellungen mit einander und zur Verhinderung von Zufuhren und Zuzügen aus der Provinz. Die Pariser Bevölkerung, vermehrt durch die arme und mittellose Bewohnerschaft der Banlieue, wird bald Hunger leiden und, ehe acht Tage ins Land gehen, der Regierung unübersteigliche Schwierigkeiten bereiten, von denen der Feind Nutzen ziehen wird. — Je dreister die terroristische Partei auftritt, desto schwächer zeigt sich die Regierung; nicht lange wird es dauern, so wird sie über Bord geworfen und von allen diesen wilden Tieren verschlungen sein, wenn sie nicht bald energische Entschlüsse faßt. Die Führer der terroristischen Partei sind entschlossen, die Generale Trochu und Leflô, den Admiral Fourichon und die Herren Jules Favre, Thiers, Jules Simon und Kératry beiseite zu schaffen, da sie im Verdachte stehen, Royalisten zu sein. Wenn der General Trochu nicht bald kräftig einschreitet, so wird die Schreckensherrschaft in Paris seine Stelle einnehmen."

Die deutsche liberale Presse vermag sich über die Verhaftung Jacobys immer noch nicht zu beruhigen, dem Chef aber scheint viel daran zu liegen, daß man über seine Auffassung des Falles nicht im unklaren bleibe, und daß man sich ihr anschließe. Die heute eingetroffne Weserzeitung vom 16. d. M. enthält folgenden Artikel:

„Der Bundeskanzler hat die Verhaftung des Dr. Jacoby und des Kaufmanns Herbig als gerechtfertigt anerkannt, zugleich aber erklärt, daß sie gesetzwidrig sei. Die Belehrung, die er über diese Angelegenheit der Vermittlung des Oberpräsidenten von Horn dem Königsberger Magistrat hat zugehen lassen, hat für alle Deutsche diesseits des Mains ein sehr hohes praktisches Interesse; denn es geht daraus hervor, daß das Schicksal des Dr. Jacoby jedem von uns, der nach Ansicht der Militärbehörde eine Äußerung thut, die mittelbar oder unmittelbar die Franzosen in der Fortsetzung ihres Widerstandes bestärken könnte, widerfahren kann, ohne daß dawider auf den Schutz der Gesetze zu rechnen ist. Die Belehrung hat, ab-

gesehen hiervon, noch das Interesse vollständiger Neuheit der entwickelten Ansichten.

„Zunächst erklärt der Bundeskanzler die bisher vermutlich allseitig geteilte Meinung, daß die Maßregel auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand, respektive Kriegszustand, vom Generalgouverneur angeordnet worden sei, für einen Irrtum. Nach diesem Gesetze, räumt er ein, würde die Maßregel unberechtigt sein, was freilich auf der Hand liegt, dagegen könne er sie »im Gebiete wirklicher Kriegführung nicht für unanwendbar halten.« Es handle sich dabei nicht um ein Strafverfahren, sondern um »wirksame Beseitigung von Kräften, deren Hervortreten die Erreichung des Kriegszweckes erschwere.«

„Wir vermögen in dieser Definition keinen andern Sinn zu finden, als diesen: den Militärbehörden zu Hause stehen die nämlichen Befugnisse zu, wie den Militärpersonen in Feindesland. Wir wüßten wenigstens nicht, welche weitere Grenze diesen gezogen werden könnte, als die »wirksame Beseitigung von Kräften, deren Hervortreten die Erreichung des Kriegszweckes erschwert.« Die Beurteilung, welche Kräfte und mit welchen Mitteln sie zu beseitigen seien, ist im Feindeslande und überhaupt auf dem Schauplatze aktiver Feindseligkeiten lediglich der Militärgewalt überlassen. Ihre Befugnisse sind völlig uneingeschränkt. Hat die Militärgewalt in der Heimat die nämliche Machtvollkommenheit, so gewinnt das Wort: Inter arma silent leges eine ganz ungeahnte furchtbare Bedeutung. Konsequenterweise wird alsdann sich nicht leugnen lassen, daß der Generalgouverneur in Hannover geradeso wie sein Kollege in Nancy ohne weiteres standrechtliche Erschießungen verhängen kann. Auch scheint der Bundeskanzler, wenngleich er diese äußerste Folgerung nicht zieht, ausdrücklich darauf hinleiten zu wollen. Er zählt eine Reihe von höchst unangenehmen Operationen auf, zu denen die Staatsgewalt auf dem Kriegsschauplatze berechtigt ist, als Verbrennen von Häusern, Wegnahme von Privateigentum, Unschädlichmachung bloß verdächtiger Personen u. s. w., und er fügt hinzu, daß der diesen Ausnahmerechten zu Grunde liegende Rechtsgedanke von der Örtlichkeit unabhängig sei, »unabhängig von der räumlichen Entfernung, in der die augenfälligern unter den Kriegshandlungen vor sich gehen.« Das ist deutlich genug.

„Nun müssen wir sagen: Wenn Graf Bismarcks Theorie die richtige ist, so sehen wir nicht ein, zu welchem Zwecke man dann ein besondres Gesetz über den Kriegszustand hat, wozu man die Anwendung dieses Gesetzes in den Ostseeprovinzen, in Hannover und in den Hansestädten proklamierte. Hat die Militärgewalt schon von selbst während des Kriegs »unabhängig von der Örtlichkeit« eine über den Gesetzen stehende Befugnis zu allen im Interesse der Kriegführung ihr dienlich erscheinenden Maßregeln, so hat es offenbar keinen Sinn, ein Gesetz zu proklamieren, das diese Befugnis unter gewissen Beschränkungen ihr erst beilegen soll. Wir können uns daher auch nicht überzeugen, daß nach norddeutschem oder preußischem Staatsrechte eine solche alles absorbierende Machtvollkommenheit der Militärgewalt durch den bloßen Ausbruch eines Kriegs geschaffen wird.

„Unsers Erachtens sind zwei Fälle zu unterscheiden, je nachdem es sich um den Schauplatz wirklicher Feindseligkeiten oder um Gebietsteile außerhalb des Kriegsbereichs handelt. Im ersten Falle erlischt das gemeine Recht, und das Kriegsrecht pur et simple, wie der Bundeskanzler es uns sehr anschaulich auslegt, tritt in Kraft. Im andern Falle behält die Militärgewalt entweder ihre gewöhnlichen Befugnisse, oder falls der Kriegszustand proklamiert wird, bekleidet sie sich mit den Ausnahmerechten, die das Gesetz über den Kriegszustand ihr für diesen Fall beilegt. Und dieser letzte Fall trifft zur Zeit für Ostpreußen zu. Wenn die Internierung des Dr. Jacoby nach dem Gesetze über den Kriegszustand nicht zulässig war, so war sie überhaupt nicht zulässig, und daran ändert nichts der Einwurf, daß die Manifestationen Jacobys den Franzosen frischen Mut einflößten, selbst wenn dieser Einwurf thatsächlich begründeter wäre, als er uns bei täglichem und ziemlich umfangreichem Studium der französischen Journale erscheint. Denn wenn dem wirklich so wäre, so würde es an gesetzlichen Mitteln, derartige Manifestationen zu verhindern, keineswegs fehlen. Das Gesetz über den Kriegs- oder Belagerungszustand schreibt ja ausdrücklich vor, daß und unter welchen Formen die Redefreiheit, die Preßfreiheit und das Versammlungsrecht suspendiert werden können. In Königsberg ist aber keins dieser Rechte gesetzlich außer Geltung gesetzt worden, was jedenfalls zuvor hätte geschehen müssen, ehe man gegen einen Ein-

zelnen einschritt, dessen ganze Schuld in der Ausübung des verfassungsmäßigen Rechts der öffentlichen Meinungsäußerung bestand. Wir wollen natürlich durchaus nicht behaupten, daß es weise gewesen sein würde, so zu handeln. Die Franzosen würden aus einer solchen Maßregel gerade so viel Gift gesogen haben, als sie jetzt aus der Internierung des Dr. Jacoby saugen, weit mehr Gift, als sie jemals aus Reden und Resolutionen der Königsberger Zukunftsapostel zu extrahieren vermocht hätten.

„Im allgemeinen sind wir nicht eben geneigt, Vorfälle der hier in Rede stehenden Art zu tragisch zu nehmen. Wir glauben durchaus nicht, daß wir praktisch so rechtlos sind wie nach der Theorie des Bundeskanzlers, und daß die Gefahr, standrechtlich abgewandelt zu werden, in Norddeutschland größer ist als die Gefahr, von einem Krokodil gefressen zu werden. Wir sind auch keine Götzendiener des Gesetzesbuchstabens; wir können uns sehr wohl Fälle denken, wo wir herzlich gern für die etwas illegale Internierung eines nichtsnutzigen Störers des heiligen Kriegs nicht allein Indemnität, sondern auch Dank votieren würden. Aber bei alledem haben wir doch eine sehr lebhafte Ehrfurcht vor Gesetzesparagraphen, und es kränkt uns tief, sie ohne eine augenscheinlich zwingende Not ignoriert zu sehen. Dieses Gefühl wird noch verstärkt durch die Erwägung, daß der Dr. Jacoby für eine Meinungsäußerung verhaftet worden ist, von der damals, als er sie that, noch niemand wußte, daß sie mit dem Friedensprogramme der Regierung im Widerspruch stehe. Eine amtliche Erklärung, daß wir Elsaß und Lothringen behalten wollten, lag damals noch nicht vor. Die Frage war eine offne, und es ist kein Geheimnis, daß damals noch sehr konservative Leute in Berlin heftig gegen die Annexion jener gefährlichen Elemente eiferten.

„Summa, wir müssen dabei bleiben, daß dem Dr. Jacoby Unrecht geschehen ist, und wenn wir davon auch gerade keine schauerlichen Folgen befürchten, so bedauern wir doch diese Episode einer höchst glorreichen Geschichte um so ernstlicher, je glorreicher die Geschichte selbst ist."

Die Antwort darauf, mir vom Chef diktiert, der Weserzeitung zugesandt und von ihr abgedruckt, lautete:

„Die Weserzeitung vom 16. d. M. enthält an ihrer Spitze

einen Artikel, der sich über die Belehrung ausspricht, die der Bundeskanzler durch den Oberpräsidenten von Horn dem Königsberger Magistrat in der Jacobyschen Angelegenheit hat zugehen lassen. Gestatten Sie über jene Kritik ein paar Worte zur Verständigung. Die Weserzeitung trifft damit zwei verschiedne Dinge. Die Ausführung des Bundeskanzlers in jener Mitteilung an den Oberpräsidenten ist eine rein theoretische über die Möglichkeit, daß bei ausgebrochnem Kriege im Interesse der Kriegführung die militärische Staatsgewalt Handlungen begehe, die im Frieden unter allen Umständen unzulässig sein würden. Es ist darin ungefähr dasselbe gesagt, was die Meinung der Weserzeitung sein muß, wenn sie bemerkt: »Wir können uns sehr wohl Fälle denken, wo wir herzlich gern für die etwas illegale Internierung eines nichtsnutzigen Störers des heiligen Kriegs nicht allein Indemnität, sondern auch Dank votieren würden.« Eben das ist auch die rechtliche Ansicht des Bundeskanzlers, und wenn man dieselbe als absolut unzulässig bezeichnet, so ist es ganz unmöglich, bei einer Invasion des norddeutschen Gebiets auf inländischem Boden eine Schlacht zu liefern, es sei denn, daß es gelingt, eine ausgedehnte und gänzlich unbewohnte Heide als Schlachtfeld ausfindig zu machen und festzuhalten, und selbst dann würde dem Eigentümer des Grundstücks Rechtsverletzung wohl nachweislich bleiben.

„Entweder die kriegführende Gewalt ist ungeachtet des ausgebrochnen Kriegs an die Formen der Verfassung oder der Gesetze gebunden, oder sie ist berechtigt, sich in einer vernünftigen, dem Zweck entsprechenden Weise der ausschließlichen Durchführung der kriegerischen Aufgabe hinzugeben. Letztere Frage muß man theoretisch entweder bejahen oder verneinen. Verneint man sie, so ist nicht abzusehen, von wie vielen richterlichen Beamten jeder kämpfende Truppenteil im Inlande begleitet sein müßte, und welche juridische Formalitäten er einzelnen Häusern und Menschen gegenüber zu vollziehen haben würde, bevor er sich zu militärischer Thätigkeit verfassungsmäßig berechtigt fühlen dürfte. Bejaht man aber jene Frage, so wird man auch zugeben müssen, daß es unmöglich ist, die Bestimmungen über die diskretionäre Gewalt, die dem Befehlshaber im Kriege beiwohnen muß, ausreichend und dergestalt zu kodifizieren, daß der General oder Soldat für jede einzelne Kriegshandlung,

die er im Inlande vollzieht, den rechtfertigenden Artikel der Verfassung oder des Landrechts würde anführen können.

„Etwas andres als vorstehendes, worüber man ja auch noch verschiedner Meinung sein kann, theoretisch zu deduzieren, kann überhaupt nicht die Absicht des Bundeskanzlers gewesen sein. Denn zu einem Urteil, ob ein Militärbefehlshaber in einem einzelnen Falle wohlgethan habe, seine Machtvollkommenheit gerade bis zu dem Maße, wie es geschehen, zu verwenden, darüber steht nach der jetzigen verfassungsmäßigen Lage dem preußischen Staatsministerium die Kompetenz nicht zu. Namentlich sind die vor Ausbruch des Kriegs angestellten Generalgouverneure nicht auf Antrag oder unter Autorität des Ministers, sondern ohne Zuziehung eines solchen aus kriegsherrlicher Machtvollkommenheit ebenso wie alle andern militärischen Befehlshaber ernannt worden. Der Bundeskanzler und die andern Staatsminister sind nicht die Vorgesetzten der Militärgouverneure, und letztere würden einer ministeriellen Weisung nicht Folge leisten, wohl aber jedem militärischen Befehle, der ihnen ohne ministerielle Mitwirkung zuginge.

„Es ist deshalb von Hause aus ein unpraktischer Weg, wenn diejenigen, die sich durch einzelne Anordnungen der kriegführenden Militärgewalt in ihren Rechten verletzt glauben, ihre Beschwerden darüber an ministerielle Instanzen richten. Sie können vielmehr Abhilfe nur von seiten der militärischen Vorgesetzten derjenigen, über die sie sich beklagen, verlangen. Wir dürfen daher annehmen, daß der Bundeskanzler sich gar nicht in der Lage gefühlt hat, über die Opportunität eines einzelnen Falles, beispielsweise des Jacobyschen, amtlich seine Meinung zu sagen, sondern daß derselbe nur seine Ansicht über die theoretische Frage ausgesprochen hat, ob während des Kriegs und im Interesse der Kriegführung die Verhaftung einzelner Personen, deren Thätigkeit nach dem Ermessen der Militärgewalt der eignen Kriegführung schädlich, dem Feinde nützlich ist, vorübergehend gestattet sei.

„In dieser Allgemeinheit gestellt wird die Frage von praktischen Politikern und Soldaten schwerlich verneint werden können, wenn sie auch theoretisch und juristisch gleich allen Materien des Kriegsrechts ihre vielfachen Bedenken hat. Die konkrete Frage aber, ob dieses Kriegsrecht der Staatsgewalt, wenn sie es besitzt, gerade

gegen Jacoby zur Anwendung zu bringen war, liegt ebenso außerhalb der ministeriellen Kompetenz, wie etwa die Frage, ob es notwendig oder zweckmäßig, bei einer im Inlande gelieferten Schlacht ein bestimmtes Dorf in Brand zu stecken oder fünfzig Meilen vom Schlachtfelde einen Privatmann zu internieren, von dem man Begünstigung des Feindes befürchtet, ohne daß er dessen juristisch überführt werden könnte. In welcher Weise ein militärischer Befehlshaber für eine etwa nach Meinung der Beteiligten irrtümliche, übereilte oder ungerechte Lösung dieser Frage verantwortlich gemacht werden kann, liegt außerhalb der gegenwärtigen Besprechung, in der wir nur darzuthun bemüht waren, daß die staatsrechtlichen Attributionen der Minister ihnen eine unmittelbar eingreifende Autorität über solche Fälle nicht gewähren."

Beim Thee, zu dem mich Hatzfeldt nach dieser Arbeit herunterzitieren ließ, sagte dieser: „Ich und (Name mir entfallen) waren neulich beim König die einzigen zwei von etwa dreißig Personen, die das Eiserne Kreuz nicht hatten."

„Sie kriegens vielleicht noch — versetzte Keudell — am weißen Bande."

Hatzfeldt: „Am weißen Bande! Dann nehme ich gleich meinen Abschied. Da brauch ichs nicht zu tragen."

Freitag, den 21. Oktober. Diesen Morgen nach acht Uhr hörte man Schießen aus grobem Geschütz, das lebhafter als sonst war und länger als gewöhnlich anhielt. Man ließ sich dadurch nicht stören. Verschiedne Artikel wurden fertig, darunter einer über den Abzug des Nuntius und der übrigen Diplomaten aus Paris.

Beim Frühstück wollte Keudell wissen, die Franzosen hätten die Porzellanfabrik im benachbarten Sèvres zusammengeschossen.[1] Hatzfeldt erzählte, daß seine Schwiegermutter (eine Amerikanerin), die in Paris zurückgeblieben ist, ihm über die Ponies, von denen er wiederholt zu uns gesprochen hat, günstige Nachrichten mitgeteilt habe. Sie wären allerliebst fett. Ob sie die wohl essen sollten? Er wollte antworten: In Gottes Namen, nur behalte er sich vor,

[1] Sie war wenigstens von ihren Granaten so bedroht, daß der Kronprinz ihre kostbarsten Sachen, namentlich Modelle und Zeichnungen, durch seine Soldaten in Sicherheit bringen ließ.

den Preis für die Tiere bei der Friedensabrechnung der französischen Regierung zu liquidieren.

Inzwischen hatten die Kanonen draußen fortgedonnert, und zwischen ein und zwei Uhr war es, als ob man sich in den Gehölzen im Norden der Stadt herumschösse. Das Feuer wurde heftiger. Die Kanonenschüsse fielen Knall auf Knall, auch Mitrailleusen ließen sich hören. Es war, als ob sich eine förmliche Schlacht entwickelt hätte, und als ob sie sich uns näherte. Der Chef ließ satteln und ritt hinweg. Auch wir andern machten uns in der Richtung auf, wo das Gefecht zu toben schien. Links über dem Walde, durch den der Weg nach Jardy und Vaucresson führt, sah man die wohlbekannten weißen Granatwölkchen aufsteigen und zerspringen. Ordonnanzen jagten auf der Straße hin. Ein Bataillon marschierte nach dem Schauplatze des Treffens ab. Bis nach vier Uhr dauerte der Kampf, dann hörte man nur noch einzelne Schüsse von dem großen Fort auf dem Mont Valérien, und zuletzt schwieg auch dieses. Man erfuhr jetzt, daß die Franzosen uns nicht so nahe gewesen waren, als es geschienen hatte: ihr Ausfall hatte unsern Stellungen bei La Celle, Saint Cloud, Malmaison und Bougival gegolten — Dörfern, von denen das erste etwa eine, das zweite ungefähr anderthalb Stunden Wegs von Versailles entfernt sind.[1] In der Stadt herrschte während des Nachmittags begreiflicherweise unter den Franzosen große Aufregung, und die Gruppen, die sich vor den Häusern gebildet hatten, erwarteten, als der Lärm näher und näher kam, vermutlich jeden Augenblick unsre Truppen in voller Flucht vor den roten Hosen daherfliehen zu sehen. Später machten sie lange Gesichter und zuckten mit den Achseln.[2]

Bei Tische sagte der Chef u. a., daß er entweder heute oder doch einen dieser Tage sein parlamentarisches Jubiläum feiern könne. Vor fünfundzwanzig Jahren um diese Zeit sei er in den Provinziallandtag von Pommern eingetreten.[3] „Ich erinnere mich — so fuhr er fort —, daß es da schrecklich langweilig war. Ich hatte da als ersten Gegenstand den übermäßigen Talgverbrauch im Armenhause

[1] Sie brachten nur etwa 10000 Mann ins Gefecht gegen Abteilungen des V. Korps und der Gardelandwehr. Vgl. auch Roon 238 ff. Verdy 211 ff.

[2] Verdy 213.

[3] Im Oktober 1845. Bismarck-Regesten I, 5.

zu bearbeiten. Wenn man daran denkt, wie man — ich habe da und später im Vereinigten Landtage doch manche dumme Rede gehört — und (nach einer Pause, lächelnd) gehalten."

Man sprach von der prächtigen Ausstattung der hiesigen Präfektur und davon, daß sie zwei Millionen gekostet habe. „Damit ist doch keins von unsern Ministerien in Berlin zu vergleichen — bemerkte der Kanzler hierzu —, selbst das Kriegsministerium nicht, das doch eher nach etwas aussieht. Das Handelsministerium mag auch angehen. Aber wir! Selten hat wohl ein Minister so beschränkt gewohnt. Wo wir schlafen, ist ein Raum höchstens noch einmal so groß wie dieser hier, und daraus haben sie drei gemacht, einen leidlich großen für mich, einen kleinen für meine Frau und einen, wo bisher meine Söhne schliefen." — „Wenn ich Leute bei mir sehe, muß ichs wie kleine Honoratioren in der Provinz machen, Stühle borgen, alles ausräumen, sogar mein Arbeitszimmer." — Jemand machte sich über die chinesische Tapete lustig, die in Berlin den einen großen Saal bekleidet. — „Ach lassen Sie die doch zufrieden," erwiderte der Chef. „Wenn die der Staat einmal nicht mehr braucht, kaufe ich sie für Schönhausen. Ich habe viel mit ihr durchgemacht, und dann ist sie in ihrer Art wirklich schön."

Zwischen halb acht und halb neun Uhr war der Maire der Stadt wieder beim Minister. Später ging ein nach Weisungen des Kanzlers verfaßter Artikel über das Betragen unsers unhöflichen Wirtes in Ferrières zur Beförderung nach Deutschland ab. Er lautete:

„In einem Briefe, datiert: Paris, Place de la Madeleine 70, schreibt jemand an die Gräfin Mouftier unter andern Unwahrheiten die folgende: Bei uns verlangten die Preußen Fasanen. Rothschild erzählt mir soeben, daß sie bei ihm welche gehabt hätten. Aber sie haben den Rendanten prügeln wollen, weil sie nicht getrüffelt gewesen. Für jeden, der den königlichen Haushalt in Ferrières gesehen hat, war der Eindruck ungewöhnlicher Einfachheit und sorgfältigster Schonung alles Rothschildschen Eigentums in einer Weise vorwiegend, daß sich ihm Vergleichungen über die Behandlung des Besitzes dieses Millionärs, der geschützt war durch das Glück, daß der König bei ihm wohnte, mit den notwendigen Kriegsleiden des ärmern Mannes aufdrängten. Se. Majestät gestattete in der Auf-

faſſung, daß die königliche Gegenwart ihren Schutz verbreite, nicht einmal, daß das Wild in den Parks, einſchließlich der Faſanen, jagdmäßig beſchoſſen wurde, ſo lange der königliche Aufenthalt dauerte, und Baron Rothſchild, früher preußiſcher Generalkonſul, der ſich, als er noch auf den Sieg Frankreichs hoffte, dieſes Amtes in wenig höflicher Weiſe entledigt hatte, hat nicht einmal ſoviel Lebensart gehabt, ſich während der ganzen Anweſenheit des Königs in Ferrières ein einziges mal nach den Bedürfniſſen ſeines hohen Gaſtes durch ſeine Beamten erkundigen zu laſſen. Keiner der deutſchen Bewohner von Ferrières kann ſagen, daß er auch nur mit einem Stück Brot die Gaſtlichkeit des Eigentümers genoſſen habe, deſſen Vorbeſitzer bekanntlich nach den Berechnungen der Stempelbehörde 1700 Millionen Franken hinterließ. Sollte Baron Rothſchild wirklich gegen jemand die in dem Briefe verzeichnete lügenhafte Klage ausgeſprochen haben, ſo können wir ihm nur wünſchen, daß er nach der königlichen Hofhaltung Einquartierung bekommen möge, die ihm den Unterſchied zwiſchen den beſcheidnen Anſprüchen der Hofhaltung und dem Kriegsrechte feindlicher Einquartierungen empfinden laſſe, ſoweit dies bei einem Erben von 1700 Millionen überhaupt möglich iſt."

Sonnabend, den 22. Oktober. Verſchiedne Telegramme und Artikel abgeſandt, über den Ausfall des geſtrigen Treffens, über Kératrys Sendung nach Madrid u. a.

Der Angriff der Pariſer, mit einigen zwanzig Bataillonen Linie und Mobilgarden unter dem ſchützenden Feuer des Mont Valérien unternommen, galt vorzüglich dem an der Seine gelegnen Dorfe Bougival, das von unſern Außenpoſten beſetzt war. Dieſe zogen ſich auf ihren Rückhalt zurück, und die Franzoſen bemächtigten ſich des Ortes, wurden aber bald nachher von der einen Diviſion des fünften deutſchen Armeekorps angegriffen und wieder hinausgetrieben, wobei ſie eine beträchtliche Zahl von Gefangnen und zwei Geſchütze in den Händen unſrer Leute ließen. Die Gefangnen, etwa hundert an der Zahl, ſind heute durch die Stadt gebracht worden, wobei es zu Unordnungen gekommen ſein ſoll, ſodaß die gelben Dragoner, wie es heißt, ſich genötigt geſehen haben, auf die ſich ungeſtüm herandrängende Menge mit flacher Klinge einzuhauen.

Wenn der Chef gestern abend sagte, es sollte unsrerseits nicht gelitten werden, daß sich bei Gelegenheit von Treffen auf den Straßen Gruppen von Leuten bildeten, die Bewohner sollten aufgefordert werden in solchen Fällen in ihren Häusern zu bleiben, und die Patrouillen müßten angewiesen sein, auf Zuwiderhandelnde sofort zu schießen, so ist das nun erfüllt. Heute machte der Kommandant von Versailles, von Voigts-Rhetz, bekannt, daß nach dem Alarmsignal alle Einwohner der Stadt sich ohne Verzug nach Hause zu begeben haben, und daß den Truppen Befehl erteilt worden ist, gegen Ungehorsame von ihren Schußwaffen Gebrauch zu machen.

Der Pariser Polizeipräfekt Kératry ist in Madrid erschienen, um dem General Prim zwei verschiedne Vorschläge zu unterbreiten, deren erster ein Offensiv- und Defensivbündnis zwischen Frankreich und Spanien ist, kraft dessen Spanien eine Armee von 50000 Mann zu Hilfe zu schicken hätte. Der Zweck wäre gemeinschaftliche Verteidigung der Interessen der Völker lateinischer Rasse gegen die Allmacht der germanischen. Als Prim diesen seltsamen Gedanken ablehnte (seltsam; denn eine Unterstützung Frankreichs durch Spanien, dem es vor drei Monaten in anmaßendster Weise seinen Willen aufgenötigt hat, wäre doch eine Selbstverleugnung und ein Verkennen des klaren eigenen Interesses ohnegleichen gewesen), hat der französische Unterhändler das Verlangen gestellt, Spanien möge dann wenigstens durch Dekret die Waffenausfuhr nach Frankreich freigeben. Aber auch darauf ist Prim nicht eingegangen.

Vor Tische machte ich mit Bucher eine Fahrt durch den Wald der Faussés Reposes nach dem zwischen Sèvres und Saint Cloud anmutig gelegnen Städtchen Ville d'Avray, um die Villa Stern zu besuchen, wo man eine gute Aussicht auf Paris haben sollte. Die dort stehende Schildwache ließ uns nicht ein; indes fanden wir auf der andern Seite des Thales am Rande eines Parks einen strohgedeckten Pavillon, der unsrer Absicht genügte. Mit bloßem Auge schon sah man hier im gelblichen Abendlicht über den Vorstädten von Paris einen großen Teil der Stadt selbst mit der weißen geraden Linie der Enceinte, den Invalidendom mit seinen goldnen Reifen, die Notredame-Kirche mit ihren stumpfen Türmen, die Kuppel des Panthéon und ganz zur Rechten Val de Grace.

Während wir das Bild betrachteten, ging ein Eisenbahnzug dampfend über den Viadukt bei den Wällen.

Auf der Hinfahrt nach Ville d'Avray sah ich Bennigsen die Rue de Provence herabkommen, und als wir zurückkehrten, hatte er für den Chef seine Karte abgegeben.[1] Dieser speiste heute von vier Uhr an beim König, erschien aber dann noch auf eine halbe Stunde bei uns zum Essen. Man sprach davon, daß Metz sich wahrscheinlich schon im Laufe der nächsten Woche ergeben werde. Es herrsche arge Hungersnot in der Stadt und namentlich auch Mangel an Salz. „Die Überläufer — so erzählte der Minister — essen es löffelweise, um ihrem Blute wieder den nötigen Vorrat davon zuzuführen." Prinz Friedrich Karl will, wenn ich recht verstand, eine Kapitulation auf die Bedingungen von Sedan und Toul hin, der Kanzler ist aus politischen Gründen für mildere Behandlung der Garnison, der König scheint zwischen beiden noch zu schwanken.

Dem Maire von Versailles hat der Chef gestern gesagt: „Keine Wahlen, kein Friede. Aber die Herren in Paris wollen davon nichts hören. Die amerikanischen Generale, die deswegen drin waren, sagten mir, 's wäre nichts mit ihnen anzufangen. Nur Trochu hätte gesagt, sie wären noch nicht so weit, daß sie unterhandeln müßten, die andern hätten davon überhaupt nichts wissen wollen, nicht einmal von einer Befragung des Landes. — Ich sagte ihm zuletzt, es werde uns nichts übrig bleiben, als uns mit Napoleon zu verständigen und ihnen diesen wieder aufzunötigen. Er meinte, das würden wir nicht thun, das wäre die ärgste Beleidigung. Ich erwiderte ihm, es läge ja aber im Interesse des Siegers, den Besiegten einer Gewalt zu überlassen, die sich nur auf die Soldaten stützen könnte; denn dann würde man nicht an auswärtige Kriege denken können. Ich riet ihm schließlich, sich nicht dem Irrtum zu überlassen, Napoleon habe keine Wurzeln im Lande. Er habe die Armee für sich. Boyer habe mit mir im Namen des Kaisers Na-

[1] Bismarck hatte Bennigsen, Friedenthal und von Blanckenburg als Vertrauensmänner ihrer Parteien nach Versailles berufen, um durch sie auf die Annahme der bevorstehenden Verträge mit den süddeutschen Staaten im Reichstage zu verhandeln, Wilmowski 65, Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 18. Oktober; Poschinger, B. und die Parlamentarier II, 145.

poleon verhandelt. Und wie weit die Wurzeln gingen, die das jetzige Pariser Gouvernement im Lande hätte, wäre noch zu untersuchen. Auf dem platten Lande teilten schwerlich viele die Meinung, daß man nicht an Frieden denken dürfe. — Er kam dann mit seinen Gedanken wegen eines Friedens heraus: Schleifung ihrer und Schleifung unsrer Festungen, beiderseitige Entwaffnung nach der Zahl der Bevölkerung u. dergl. Die Leute haben wirklich, wie ich ihm zu Anfang sagte, noch keine genügende Vorstellung von dem, was der Krieg ist."

Der Nouvelliste wird, da er jetzt die einzige Zeitungsnahrung der Versailler ist und ihnen verständigerweise nicht zu viel zumutet, von den Leuten hier nicht verschmäht. Löwinsohn berichtete, daß die Zahl der verkauften Exemplare verschieden ausfalle, von einigen Nummern habe er gar nichts, von andern 30 bis 50, von der vorletzten 150 Exemplare in den Händen behalten. Doch habe seine Wochenrechnung bis jetzt noch keinen Schaden ergeben.

Abends einen Artikel für Braß geschrieben, der den Gedanken ausführt: die erste Bedingung, die der Bundeskanzler den verschiednen Parteien gestellt habe, die mit ihm über den Frieden hätten unterhandeln wollen, sei die Wahl einer Vertretung des Willens Frankreichs gewesen. An die Abgesandten der republikanischen, der imperialistischen und noch einer dritten Partei habe er dasselbe Verlangen gerichtet. Er wolle eine solche Befragung des Volks auf jede mögliche Weise erleichtern. Die Regierungsform sei uns völlig gleichgiltig. Nur eine wirkliche, von der Nation anerkannte Regierung müßten wir vor uns haben.[1]

---

[1] Bismarck war in diesen Tagen, die der Eröffnung der Verhandlungen mit den süddeutschen Ministern vorangingen, angegriffen und „furchtbar nervös." Deshalb schickte er z. B. am 20. Oktober Abeken zum König, statt den Vortrag selbst zu halten, da ihn „nichts so sehr angreift, als wenn er dem Könige Vortrag halten muß über Sachen, die dem letztern nicht ganz angenehm sind. Der König giebt zwar immer zuletzt nach; aber in der Überwindung dieses Widerstandes erschöpfen sich die Kräfte des Ministers, und wir sind manchmal recht um ihn besorgt. Es ist dann kein Wunder, wenn er uns gegenüber recht reizbar ist und an uns ausläßt, was ihn von oben her quält und drückt. Ich bitte ihm auch nachher im stillen immer ab, wenn ich mich bisweilen über ihn geärgert habe, und ärgere mich dann über mich selbst am meisten, daß ich mich ärgere." Abeken S. 433 vom 20. Oktober. Namentlich Keudell hatte zuweilen „einen schweren Stand."

Sonntag, den 23. Oktober. Der Nouvelliste wird dieser Tage folgenden Gedanken ein französisches Gewand anziehen: In Frankreich begegnet man heutzutage ohne Aufhören Dingen, die dem gesunden Menschenverstand und oft zugleich dem sittlichen Gefühl ins Gesicht schlagen. Ehemalige päpstliche Zuaven, und zwar nicht bloß solche, die ihrer Nationalität nach Franzosen sind, werden ohne weiteres Soldaten einer Republik, die von Voltairianern regiert wird. Garibaldi stellt sich in Tours ein und trägt, wie er sich ausdrückt, das, was von ihm noch übrig ist, Frankreich zum Dienste an. Er hat vermutlich nicht vergessen, daß dieses Frankreich vor zwanzig Jahren die römische Republik mit Waffengewalt zertrümmerte, und er muß noch frischer im Gedächtnis die Wunder haben, die sich bei Mentana begaben.[1] Er muß sich deutlich des Umstandes erinnern, daß seine eigne Geburtsstadt Nizza durch dieses selbe Frankreich dem italienischen Vaterlande geraubt worden ist, und daß nur der Belagerungszustand sie in diesem Augenblick abhält, sich der französischen Herrschaft zu entziehen.

Mittags um ein Uhr machten die württembergischen Minister Mittnacht und Suckow dem Kanzler ihren Besuch.[2]

Abeken 427 vom 10. Oktober. „Mit dem Minister ist es manchmal schwer auszukommen." Aber — „alles persönlich Unbequeme vergißt und verzeiht man leicht über seinen großen Eigenschaften, die ihn zum Werkzeug in Gottes Hand befähigt." Abeken, 411 f. „Es ist unglaublich, woran Bismarck alles denkt." 408. „Wenn man denkt, was alles auf seinen Schultern liegt, und was er alles leistet, so darf man gar kein Wort mehr sagen; ja man macht sich dann jeden unfreundlichen Gedanken zum Vorwurf." 428. „Wenn man doch Bismarck etwas von dieser Ruhe [des Königs] geben könnte; eine große Natur ist er, aber doch keine königliche." 414.

[1] In dem Gefecht der päpstlichen und französischen Truppen gegen die Freischaren Garibaldis am 3. November 1867, wo les chassepots ont fait merveille, nach Faillys Meldung.

[2] Hermann von Mittnacht, geb. 17. März 1825, seit 1867 Chef des Justizdepartements, nach Varnbülers Rücktritt am 31. August 1870 durch königliches Dekret vom 2. September mit der Leitung der Geschäfte des königlichen Geheimen Rats betraut, war mit Bismarck als Mitglied des Zollparlaments 1868 bis 1870 bekannt geworden und gewann sein Vertrauen besonders durch seine Offenheit. Poschinger, Bismarck und der Bundesrat II, 105 ff. Über Suckow s. oben S. 206 f. Die beiden Herren waren am 20. Oktober von Stuttgart abgereist. Suckow war, wie Bray und Prandt, auch beim Kronprinzen; „sie sagen nicht viel, aber sind da," Tagebuch vom 23. Oktober.

poleon verhandelt. Und wie weit die Wurzeln gingen, die das jetzige Pariser Gouvernement im Lande hätte, wäre noch zu untersuchen. Auf dem platten Lande teilten schwerlich viele die Meinung, daß man nicht an Frieden denken dürfe. — Er kam dann mit seinen Gedanken wegen eines Friedens heraus: Schleifung ihrer und Schleifung unsrer Festungen, beiderseitige Entwaffnung nach der Zahl der Bevölkerung u. dergl. Die Leute haben wirklich, wie ich ihm zu Anfang sagte, noch keine genügende Vorstellung von dem, was der Krieg ist."

Der Nouvelliste wird, da er jetzt die einzige Zeitungsnahrung der Versailler ist und ihnen verständigerweise nicht zu viel zumutet, von den Leuten hier nicht verschmäht. Löwinsohn berichtete, daß die Zahl der verkauften Exemplare verschieden ausfalle, von einigen Nummern habe er gar nichts, von andern 30 bis 50, von der vorletzten 150 Exemplare in den Händen behalten. Doch habe seine Wochenrechnung bis jetzt noch keinen Schaden ergeben.

Abends einen Artikel für Braß geschrieben, der den Gedanken ausführt: die erste Bedingung, die der Bundeskanzler den verschiednen Parteien gestellt habe, die mit ihm über den Frieden hätten unterhandeln wollen, sei die Wahl einer Vertretung des Willens Frankreichs gewesen. An die Abgesandten der republikanischen, der imperialistischen und noch einer dritten Partei habe er dasselbe Verlangen gerichtet. Er wolle eine solche Befragung des Volks auf jede mögliche Weise erleichtern. Die Regierungsform sei uns völlig gleichgiltig. Nur eine wirkliche, von der Nation anerkannte Regierung müßten wir vor uns haben.[1]

---

[1] Bismarck war in diesen Tagen, die der Eröffnung der Verhandlungen mit den süddeutschen Ministern vorangingen, angegriffen und „furchtbar nervös." Deshalb schickte er z. B. am 20. Oktober Abeken zum König, statt den Vortrag selbst zu halten, da ihn „nichts so sehr angreift, als wenn er dem Könige Vortrag halten muß über Sachen, die dem letztern nicht ganz angenehm sind. Der König giebt zwar immer zuletzt nach; aber in der Überwindung dieses Widerstandes erschöpfen sich die Kräfte des Ministers, und wir sind manchmal recht um ihn besorgt. Es ist dann kein Wunder, wenn er uns gegenüber recht reizbar ist und an uns ausläßt, was ihn von oben her quält und drückt. Ich bitte ihm auch nachher im stillen immer ab, wenn ich mich bisweilen über ihn geärgert habe, und ärgere mich dann über mich selbst am meisten, daß ich mich ärgere." Abeken S. 433 vom 20. Oktober. Namentlich Keudell hatte zuweilen „einen schweren Stand."

Sonntag, den 23. Oktober. Der Nouvelliste wird dieser Tage folgenden Gedanken ein französisches Gewand anziehen: In Frankreich begegnet man heutzutage ohne Aufhören Dingen, die dem gesunden Menschenverstand und oft zugleich dem sittlichen Gefühl ins Gesicht schlagen. Ehemalige päpstliche Zuaven, und zwar nicht bloß solche, die ihrer Nationalität nach Franzosen sind, werden ohne weiteres Soldaten einer Republik, die von Voltairianern regiert wird. Garibaldi stellt sich in Tours ein und trägt, wie er sich ausdrückt, das, was von ihm noch übrig ist, Frankreich zum Dienste an. Er hat vermutlich nicht vergessen, daß dieses Frankreich vor zwanzig Jahren die römische Republik mit Waffengewalt zertrümmerte, und er muß noch frischer im Gedächtnis die Wunder haben, die sich bei Mentana begaben.[1] Er muß sich deutlich des Umstandes erinnern, daß seine eigne Geburtsstadt Nizza durch dieses selbe Frankreich dem italienischen Vaterlande geraubt worden ist, und daß nur der Belagerungszustand sie in diesem Augenblick abhält, sich der französischen Herrschaft zu entziehen.

Mittags um ein Uhr machten die württembergischen Minister Mittnacht und Suckow dem Kanzler ihren Besuch.[2]

Abeken 427 vom 10. Oktober. „Mit dem Minister ist es manchmal schwer, auszukommen." Aber — „alles persönlich Unbequeme vergißt und verzeiht man leicht über seinen großen Eigenschaften, die ihn zum Werkzeug in Gottes Hand befähigt." Abeken, 411 f. „Es ist unglaublich, woran Bismarck alles denkt." 408. „Wenn man denkt, was alles auf seinen Schultern liegt, und was er alles leistet, so darf man gar kein Wort mehr sagen; ja man macht sich dann jeden unfreundlichen Gedanken zum Vorwurf." 428. „Wenn man doch Bismarck etwas von dieser Ruhe [des Königs] geben könnte; eine große Natur ist er, aber doch keine königliche." 414.

[1] In dem Gefecht der päpstlichen und französischen Truppen gegen die Freischaren Garibaldis am 3. November 1867, wo les chassepots ont fait merveille, nach Faillys Meldung.

[2] Hermann von Mittnacht, geb. 17. März 1825, seit 1867 Chef des Justizdepartements, nach Varnbülers Rücktritt am 31. August 1870 durch königliches Dekret vom 2. September mit der Leitung der Geschäfte des königlichen Geheimen Rats betraut, war mit Bismarck als Mitglied des Zollparlaments 1868 bis 1870 bekannt geworden und gewann sein Vertrauen besonders durch seine Offenheit. Poschinger, Bismarck und der Bundesrat II, 105 ff. Über Suckow s. oben S. 206 f. Die beiden Herren waren am 20. Oktober von Stuttgart abgereist. Suckow war, wie Bray und Prandh, auch beim Kronprinzen; „sie sagen nicht viel, aber sind da," Tagebuch vom 23. Oktober.

Wiederholt schon hatte ich in den Nachmittagsstunden Soldaten aus den Lazaretten auf den Kirchhof bringen sehen, vorgestern drei, gestern zwei auf einmal. Heute kam ein langer Zug vom Schlosse her über die Place d'Armes und in die Rue Hoche hinein. Es waren fünf Bahren, auf der ersten unter einem schwarzen Leichentuch ein Offizier vom 47. Regiment, auf den andern, bedeckt mit weißen Laken, gemeine Soldaten. Ein vorangehendes Musikchor blies einen Choral, dann folgte das dumpfe Wirbeln der Trommeln. Auch ein Geistlicher war dabei. Die Franzosen zogen beim Vorübergehen der Särge Mützen und Hüte — eine schöne Sitte.

Bei Tische machte Delbrück darauf aufmerksam, daß die preußischen Beamten hier sehr bald, nachdem sie angestellt sind, das Bedürfnis empfinden, sich alles Ernstes den ihrer Aufsicht anvertrauten Dingen zu widmen, das Beste der ihnen untergebnen Einwohner wahrzunehmen und auch dann für Ordnung in den ihnen zugewiesenen Kreisen zu sorgen, wenn es sich nicht um unser Interesse handelt. So sei z. B. Brauchitsch außer sich über den in den hiesigen Wäldern ganz ungescheut verübten Holzdiebstahl und wolle zu Gunsten der französischen Forstverwaltung kräftig gegen das Unwesen einschreiten.

Ferner erfuhr man, daß aus Baden in diesen Tagen Freydorff, Jolly und ein dritter zu erwarten seien, dessen Name mir entfallen ist,[1] und von dem man auf Usedom zu reden kam.

Der Chef bemerkte, daß er mit diesem dritten doch nicht verhandeln könne, worauf Delbrück erwiderte, das sei wohl auch nicht beabsichtigt, der werde nur als Hilfsarbeiter mitgebracht. Jemand sagte, er sei Privatsekretär bei Usedom gewesen. „Um so schlimmer — versetzte der Kanzler —, wer Privatsekretär bei dem gewesen ist, der taugt gewiß nichts." Er scherzte dann über den ehemaligen Gesandten; dieser habe „in Italien la recherche de la paternité angestellt. Er suchte sich einen Vater."

Delbrück entgegnete: „Wohl mehr recherche de la maternité. Er weiß nämlich nicht, wer seine Mutter gewesen ist." Einmal, so fuhr er fort, sei, nachdem sein Vater lange in Italien gewesen sei, auf dessen Gute plötzlich der Befehl angekommen, einen Flügel

[1] Es war der Legationsrat Dr. Hardeck. Staatsminister Jolly, 178.

des Schlosses stattlich einzurichten, und dazu sei ein fremder Architekt eingetroffen. Dann sei eines Tages eine Dame erschienen, die hier unserm Usedom das Leben gegeben habe, und nach sechs Wochen ebenso geheimnisvoll, wie sie aufgetaucht war, wieder verschwunden sei.

„Na, da weiß ich doch nicht, ob das richtig ist," sagte der Chef. „Ich habe so was einmal in einem Roman gelesen, der auf Rügen spielte. Es handelte sich dort um eine andre Familie, ich glaube, um die (Name unverständlich). — Zu den Usedoms gehört er gewiß nicht; denn die zeichnen sich alle durch große Dummheit aus, und der ist doch im allgemeinen nicht dumm, obwohl er in Turin Dummheiten genug begangen hat. — Noch mehr zuwider aber ist mir seine Frau. Nicht so sehr wegen ihres keifenden Auftretens, oder weil sie sich in Frankfurt mit allen Ladenfrauen zankte, sondern deswegen, weil sie unsre Depeschen preisgegeben hat, weil sie, während sie frisiert wurde, den Leuten davon erzählte."[1]

Als Delbrück erwähnte, daß Bayern bei den vorläufigen Verhandlungen über eine neue Organisation Deutschlands Anspruch auf eine Art Mitvertretung des Bundesstaats im Auslande erhoben habe, die man sich so vorstelle, daß, wenn der preußische oder vielmehr der deutsche Botschafter abwesend sei, der bayrische die Geschäfte fortführe, sagte der Chef: „Nein, alles andre, aber das geht wirklich nicht; denn es kommt doch nicht auf den Gesandten an, sondern auf die Instruktionen, die er bekommt, und da hätten wir zwei

---

[1] Über Usedom und seine Gattin, eine Engländerin, äußerte sich Bismarck gegenüber dem Prinzregenten Wilhelm 1859 ganz ähnlich. Usedom wurde trotzdem sein Nachfolger in Frankfurt. Gedanken und Erinnerungen I, 203 ff. Bismarck-Jahrbuch IV, 153 f. Gegenüber Max Duncker äußerte er 1866, U. sei „ein liebenswürdiger Konversationsminister, nichts weiter; er habe nicht den Grad von Energie, den die jetzigen Verhältnisse [am Hofe in Florenz] fordern." Aus dem Leben Theodor von Bernhardis IV, 286, vgl. 295. Eben deshalb wurde Bernhardi als Militärbevollmächtigter im Mai 1866 nach Italien geschickt. Vgl. noch Sybel V, 72 ff. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland I², 362 ff. Bismarck bemerkte 1867 zu dem Redakteur der (deutschen) Petersburger Zeitung, Usedom „wäre längst nicht mehr auf seinem Posten, wenn seiner Entfernung nicht Nebenrücksichten im Wege stünden." Poschinger, Tischgespräche I, 252. Der König schützte in ihm den Freimaurer und gab deshalb auch 1869 Bismarcks Drängen, U. aus Florenz abzuberufen, nicht nach. Gedanken und Erinnerungen 204 ff. Bismarck-Jahrbuch I, 78. 80.

Miniſter des Auswärtigen für Deutſchland," was er dann weiter ausführte und mit Beiſpielen belegte.

Montag, den 24. Oktober. In einem Telegramm aus England, das für das Schloß Wilhelmshöhe beſtimmt iſt, heißt es unter anderm: Much time will be lost, I am afraid. Dazu hat der Chef am Rande mit Bleiſtift bemerkt: Is lost. Ich ſchicke eine Notiz über die in Rochefort erfolgte Ermordung des Kapitäns Zielke vom deutſchen Schiffe „Flora" zur Beförderung in engliſche Zeitungen ab. — Aus Marſeille treffen eigentümliche Nachrichten ein. Die Roten ſcheinen dort die Oberhand zu haben. Esquiros, der dort reſidierende Präfekt der Rhonemündungen, gehört dieſer Spielart der franzöſiſchen Republikaner an. Er hatte die Gazette du Midi unterdrückt, weil die Klubs ſeiner Partei behaupteten, das Blatt begünſtige die Kandidatur des Grafen von Chambord, deſſen Proklamation es abgedruckt hatte. Er hat ferner die Jeſuiten ausgewieſen. Ein Dekret Gambettas hat den Präfekten darauf für abgeſetzt erklärt und die Maßregeln gegen jene Zeitung ſowie gegen die Jeſuiten aufgehoben. Esquiros aber hat ſich, auf die Arbeiter geſtützt, an dieſe Befehle der Regierungsdelegation in Tours nicht gekehrt, er behauptet ſeinen Poſten, und die Gazette du Midi bleibt unterdrückt, die Geſellſchaft Jeſu ausgewieſen. Ebenſo wenig iſt die Verfügung Gambettas, die die neben der Marſeiller Nationalgarde beſtehende, aus den Reihen der roten Republikaner rekrutierte Bürgergarde auflöſte, beachtet worden. Der Chef äußerte in Bezug hierauf: „Na, jetzt ſcheint der Bürgerkrieg dort in Gang zu kommen, und es iſt möglich, daß es bald eine Republik des Südens giebt."[1] Ich verarbeitete die Nachrichten zu einigen im Sinne einer Gloſſe gehaltnen Artikeln.

Gegen vier Uhr ſtellte ſich beim Kanzler ein Herr Gauthier ein, der von Chiſlehurſt kommt. — — — Wir haben heute Graf Waldersee bei Tiſche, während der Chef beim Könige ſpeiſt. Abends zwiſchen ſieben und acht Uhr heißt es, in Paris müſſe eine große Feuersbrunſt ausgebrochen ſein, der ganze nördliche Himmel ſei mit rotem Schein übergoſſen, und in der That ſehe ich, daß es über

[1] In der That ging dort eine ſtarke Bewegung darauf aus, aus den Rhonelandſchaften eine Ligue du Midi zur Verteidigung des Südens mit dem Vororte Marſeille zu bilden.

den Gehölzen im Norden der Stadt wie der Abglanz eines ungeheuern Brandes flammt. Indes erweist sichs allmählich, daß wir uns getäuscht haben. Die Röte gewinnt Gestalt, säulenartige Strahlen schießen aus ihr hervor, und wir werden inne, daß die Erscheinung ein Nordlicht ist, das prachtvoll über den Horizont heraufwächst. Wir werden infolge dessen bald Winter und trockne Kälte haben.

Dienstag, den 25. Oktober. Gute Nachrichten eingetroffen und weiter befördert. Gestern hat die Festung Schlettstadt kapituliert, und tags vorher ist General Wittich mit der 22. Division in Chartres eingerückt. Unter den Resten der französischen Loirearmee herrscht nach einem Briefe aus Tours große Zuchtlosigkeit. Häufig sind die Fälle, wo betrunkne Soldaten ihren Offizieren den Gehorsam verweigern und sie der Unfähigkeit und des Verrats beschuldigen. Die Übergabe von Metz wird morgen oder übermorgen stattfinden,[1] und Teile der dort bisher festgehaltnen deutschen Armee können schon in acht Tagen die im Gebiete der Loire kämpfenden Truppen verstärken. — Diesen Morgen äußerte der Chef in Bezug auf die Nachricht des Pays, nach der von dritthalb Milliarden Kriegskostenentschädigung die Rede wäre: „Unsinn! Ich werde ihnen viel mehr abfordern.“

Während des Diners kam man heute, ich weiß nicht mehr, wie, auf Wilhelm Tell zu sprechen, und der Minister bekannte, daß er den schon als Knabe nicht habe leiden können, und zwar erstens, weil er auf seinen Sohn geschossen, dann weil er Geßler auf meuchlerische Weise getötet habe. „Natürlicher und nobler wäre es nach meinen Begriffen gewesen — setzte er hinzu —, wenn er, statt auf den Jungen abzudrücken — den doch der beste Schütze statt des Apfels treffen konnte —, wenn er da lieber gleich den Landvogt erschossen hätte. Das wäre gerechter Zorn über eine grausame Zumutung gewesen. Das Verstecken und Auflauern gefällt mir nicht, das paßt sich nicht für Helden — nicht einmal für Franctireurs.“

[1] Verdy, 24. Oktober: „Wir nehmen die Kapitulation von Metz sicher als nahe bevorstehend an,“ S. 214. Roon, Denkwürdigkeiten III⁴, 239 vom 25. Oktober: „Metz muß nun in den nächsten Tagen fallen.“ An demselben Tage begannen in Schloß Frescaty die Verhandlungen über die Übergabe.

Der Nouvelliste wird täglich in zwei Exemplaren an mehrere Ecken der Stadt angeschlagen, und wenn die Leute, die ihn da in Gruppen lesen, beim Vorübergehen von Deutschen auch Kritiken wie Mensonge! oder Impossible! verlauten lassen, so lesen sie ihn doch. Heute hatte einer auf das Exemplar in der Nähe der Präfektur blague geschrieben, aber Stiebers Geister oder andre Wächter der Wahrheit hatten ihn — es war ein Handwerksgesell — dabei ertappt, und es heißt, daß er nach Deutschland abgeführt werden soll.

In Bougival hat, wie man beim Frühstück erzählt, bei dem neulichen Ausfall ein Seitenstück zu der Tragödie von Bazeilles gespielt. Als unsre Vorposten das Dorf verließen, haben mehrere Einwohner gemeint, die deutschen Truppen an dieser Stelle dächten sämtlich das Feld zu räumen. Sie haben es darauf für ihre patriotische Pflicht gehalten, mit Windbüchsen auf eine Abteilung Soldaten zu schießen, die die Fahne des 46. Regiments umgaben. Aber die Strafe folgte diesem verräterischen Gebaren auf dem Fuße. Unsre Leute stürzten sich in die Häuser, aus denen die Schüsse gefallen waren, und verhafteten 19 Bauern, die den andern Tag vor ein Kriegsgericht gestellt wurden. Gestern hat man, wie es heißt, die Schuldigen unter ihnen erschossen. Die Gemeinde muß eine außerordentliche Kontribution von 50000 Franken zahlen. Die Häuser, aus denen geschossen worden, sind niedergebrannt worden, und sämtliche Einwohner sollen veranlaßt worden sein, das Dorf zu räumen.

Mittwoch, den 26. Oktober. Früh Granvilles Depesche[1] für den König übersetzt und später einen Auszug für die Presse daraus gemacht. Diesen mit der Bemerkung begleitet, daß wir den Franzosen schon zweimal, durch Favre und am 9. Oktober durch Burnside, einen Waffenstillstand zu günstigen Bedingungen angeboten, daß sie ihn aber nicht gewollt hätten, weil wir ihn gewollt hätten. Dann nach London telegraphiert, daß Thiers freies Geleit zur Reise in unser Hauptquartier und Erlaubnis, von da nach Paris zu gehen,

[1] Vom 24. Oktober wegen Gewährung eines Geleitscheins für Thiers, der durch eine Depesche Bismarcks an Graf Bernstorff in London bewilligt wurde. Bismarck-Regesten I, 407.

erhalten habe. Ferner, daß der Graf von Chambord mit dem Grafen von Paris in Coppet eine Zusammenkunft gehabt habe.

Nachmittags, als der Chef ausgeritten ist, mit Dr. Hans Blum aus Leipzig,[1] einem Engländer, der für den Inverness Courier, und einem Amerikaner, der für ein Blatt in Chicago Kriegsberichte schreibt, nach der Ferme unter dem Schlosse von Beauregard gefahren, um Haber zu besuchen, der, von seiner bei Wörth empfangnen Wunde genesen, seit einigen Tagen wieder bei seinem Regiment — dem 46. — eingetroffen ist. Wir treffen da eine Anzahl von Offizieren, nette, liebe Leute, mit denen man rasch bekannt wird und gern verkehrt. Blum fährt inzwischen mit dem Premierleutnant von Hanstein nach Bougival, und da sie von dort später, als sie versprochen hatten, zurückkehren, versäume ich darüber das Diner zu Hause, was der Chef nicht gern sieht. Er hat indes nur über Tische gefragt, „wo das Büschchen sei," und, als er später vom König zurückgekehrt, sich nochmals erkundigt, ob ich noch nicht wieder da wäre, und dabei die Besorgnis geäußert, die Posten könnten auf mich schießen.

Abends noch nach Anweisung des Kanzlers einen Aufsatz gemacht, der nachstehenden Gedankengang verfolgt. Es verlautet, daß die Wiener Diplomatie neuerdings Schritte gethan hat, um die Deutschen zu bewegen, den Franzosen einen Waffenstillstand zu gewähren. Es fällt uns schwer, an dieses Gerücht zu glauben. Ein Waffenstillstand würde gegenwärtig nur den Franzosen zu gute kommen, ihre Widerstandsfähigkeit verstärken, uns vielleicht die Erreichung der als notwendig erkannten Friedensbedingungen erschweren. Sollte Österreich mit seinem Schritte diesen Zweck im Auge haben? Folgende Betrachtungen liegen doch sehr nahe. Wenn man uns in Wien die Früchte unsrer Siege verkümmert, wenn man uns die sichre Grenze im Westen, die wir erstreben, nicht gewinnen läßt, so kann ein neuer Krieg gegen Frankreich oder vielmehr die Fortsetzung des unterbrochnen nicht ausbleiben. Wo die

[1] Er war als Kriegskorrespondent des Daheim mit draußen und hatte schon in Ferrières die Absicht, sich der deutschen Regierung für die Verwaltung der okkupierten französischen Gebiete zur Verfügung zu stellen, doch kam es nicht dazu. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 138 ff. Blum, Fürst Bismarck und seine Zeit, IV, 320.

Franzosen dann ihren Bundesgenossen suchen und wahrscheinlich finden würden, liegt deutlich auf der Hand. Aber ebenso klar ist wohl, daß Deutschland in diesem Falle nicht warten würde, bis Frankreich sich aus dem Chaos wieder herausgeholfen hätte, worin ein Abbruch des gegenwärtigen Krieges es lassen würde. Deutschland müßte und würde vorher diesen zukünftigen Bundesgenossen Frankreichs vornehmen und unschädlich zu machen suchen, und er würde, isoliert dastehend, die Schuld bezahlen müssen, die er dadurch, daß er uns unsern Zweck jetzt nicht erreichen läßt, auf sich geladen hätte. Mit andern Worten, es könnte sich dann begeben, daß Österreich uns den Verlust von Lothringen, das es schon einmal dem Deutschen Reiche entfremdet hat, mit Böhmen bezahlen müßte.[1]

Donnerstag, den 27. Oktober. Die Kapitulation von Metz wird wahrscheinlich noch im Laufe des heutigen Tages unterzeichnet werden. Die ganze dortige Armee mit Einschluß der Offiziere aller Grade geht in die Gefangenschaft nach Deutschland, wohin wir dann mit Ausnahme von etwa 60000 Mann das gesamte Heer des kaiserlichen Frankreich versetzt haben werden. Früh telegraphiert, daß man bei unsern Truppen vor Paris beobachtet, wie vom Montmartre auf die Vorstadt Villette mit Kanonen geschossen worden sei, auch hätte man in den Straßen stundenlang Gewehrfeuer gehört. Vielleicht ein Aufstand der Radikalen? Dann einen zweiten Aufsatz über die Einmischung Beusts in unsern Handel mit Frankreich geschrieben.

Abends erzählt Hatzfeldt, daß er heute bei den Vorposten draußen gewesen wäre, wo eine Anzahl amerikanischer Familien aus Paris angekommen seien, die sich entschlossen hätten, der belagerten Stadt, in der es ungemütlich zu werden anfange, den Rücken zu kehren. Es ist ein Dutzend Wagen mit weißen Fahnen gewesen, und die Leute haben den Weg über Villejuif genommen. Auch die Mitglieder der portugiesischen Gesandtschaft haben jetzt Paris verlassen, um sich nach Tours zu begeben.

Freitag, den 28. Oktober. Im Laufe des Nachmittags schickte Moltke dem Chef ein Telegramm mit der Meldung, daß

[1] Vgl. G. u. E. II, 98 ff. 109. H. Blum B. u. s. Z. IV, 329 f.

die Kapitulation von Metz heute um 12 Uhr 45 Minuten[1] unterzeichnet worden sei. Die dadurch in Gefangenschaft geratne französische Armee zählt alles in allem 173000 Mann, worunter 16000 Kranke und Verwundete. Bei Tische sind von Bennigsen, Friedenthal und Moritz von Blanckenburg, ein Jugendfreund des Chefs,[2] zugegen. Von den zu Metz in Gefangenschaft geratnen französischen Offizieren und deren bevorstehender Abführung nach Deutschland kommt das Gespräch auf den General Ducrot und dessen schmähliche Flucht aus Pont à Mousson. „Ja — sagte der Minister —, der hat mir einen langen Brief geschrieben, worin er mir auseinandersetzt, daß die Vorwürfe, die wir ihm wegen seines wortbrüchigen Entweichens gemacht haben, unbegründet seien; ich habe dadurch aber keine wesentlich andre Meinung gewonnen." Er erzählte dann, daß neulich „ein Unterhändler von Gambetta" bei ihm gewesen sei, der ihn gegen das Ende seiner Besprechung gefragt habe, ob wir die Republik anerkennen würden.

Er fuhr fort: „Ich erwiderte ihm: Ohne Zweifel und Bedenken. Nicht nur die Republik, sondern, wenn Sie wollen, auch eine Dynastie Gambetta; nur muß sie uns einen vorteilhaften und sichern Frieden verschaffen." — „Und in der That, jede Dynastie, ob Bleichröder oder Rothschild," setzte er hinzu, worauf diese beiden Herren für eine Weile Gegenstand des Gesprächs wurden.

Abends kommt Löwinsohn, wie gewöhnlich, um sich Informationen zu holen. Ich höre von ihm, daß der Legationsrat Samwer, einst Premier des „Herzogs Friedrich VIII.," seinem damaligen, und dem Koburger, seinem jetzigen Herrn, hierher gefolgt ist und sich schon seit einiger Zeit hier aufhält, wo er Zeitungskorrespondenten mit Nachrichten versieht.

Der Nouvelliste soll eingehen und an seine Stelle ein Blatt in größerm Format treten, das den Titel: Moniteur Officiel de la Seine et Oise führen und auf Rechnung der Regierung erscheinen wird.

Sonnabend, den 29. Oktober. Bei der Umwandlung des

[1] Nämlich nachts 12 Uhr 45 Minuten. Die Depesche traf bei Moltke am 28. früh ein, Verdy 217, vgl. Roon III⁴, 241 vom 28. Oktober. Abeken 437: am 28. Oktober morgens.

[2] Roon III⁴ 240. Vgl. oben S. 319.

Nouvelliste in einen Moniteur Officiel ſcheinen gewiſſe Verhältniſſe nicht recht feſtgeſtellt worden zu ſein, oder es iſt eine Intrigue im Werke. Heute früh, während ich arbeite, ſchickt mir ein Herr Theodore Neininger, Collaborateur au Moniteur Officiel de la Seine et Oise, ſeine Karte herein, und der Karte folgt ein junger Menſch, der vom Präfekten an mich gewieſen ſein und „Notizen zu Leitartikeln“ von mir haben will. Ich bemerke ihm, daß Löwinſohn zu dem Zwecke genüge, der ja wohl bei dem Blatte bleibe, und daß ich mit ihm, dem Collaborateur u. ſ. w., nur auf Befehl des Bundeskanzlers verkehren werde. Er fragt, ob er dem Präfekten ſagen ſolle, er möge darüber mit Graf Bismarck ſprechen. Ich erwidre, das müſſe der Präfekt ſelber wiſſen, ich ließe ihm nichts ſagen.

Beim Frühſtück will Saint Blanquart wiſſen, daß Thiers morgen bei uns eintreffen werde, und Bölſing äußert ſpäter, daß ſchon Friedenspräliminarien in der Luft ſchwebten, was wir ſo lange bezweifeln wollen, bis der Chef dergleichen gute Dinge andeutet. Man hört auch, daß Moltke Graf geworden iſt, und daß der König den Kronprinzen und ſeinen Neffen, den Bezwinger von Metz, zu Feldmarſchällen ernannt hat.[1]

Bei Tiſche fragte der Chef, als wir die Suppe in Angriff genommen hatten, ob das nicht Erbswurſt wäre, und als ihm das bejaht wurde, lobte er ſie als ganz vorzüglich, worin ihm Delbrück beipflichtete. Dann war von dem großen Erfolge in Metz die Rede. „Das verdoppelt die Zahl unſrer Gefangnen geradezu,“ ſagte der Miniſter. „Nein, es iſt mehr. Wir haben jetzt das Heer, das Napoleon in der Zeit von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken auf den Beinen hatte, mit Ausnahme derer, die wir getötet haben, in Deutſchland. Was ſie noch haben, die Franzoſen, iſt nachträglich aus Algier und Rom geholt und neu ausgehoben. Auch kommt Vinoy mit einigen tauſend Mann hinzu, der ſich bei Sedan davon gemacht hat. Ihre Generale ſind ebenfalls faſt alle gefangen.“ Er ſprach dann davon, daß Napoleon gebeten habe, ihm die in Metz eingeſchloſſenen Marſchälle Bazaine,

[1] Moltke hatte am 26. Oktober ſeinen ſiebzigſten Geburtstag gefeiert und erhielt den Grafentitel am 27. Oktober, Verdy 217.

Leboeuf und Canrobert nach Schloß Wilhelmshöhe zu senden.[1] „Giebt eine Whistpartie," sagte er. „Ich habe nichts dagegen und werde es dem König empfehlen."

Darauf äußerte er, es geschähen jetzt so viele sonderbare Dinge, an die vorher kein Mensch hätte denken können, daß man die wunderbarsten für möglich halten könnte. „Unter anderm könnte es sich wohl machen, daß wir den deutschen Reichstag in Versailles abhielten, während Napoleon in Kassel das Corps législatif und den Senat zu einer Beratung über den Frieden versammelte. Er hat die Überzeugung, gegen die sich nicht viel einwenden läßt, daß die alte Landesvertretung noch zu Recht bestehe, und daß er sie berufen könne, wohin er wolle — freilich wohl nur in Frankreich. Über Kassel wird sich streiten lassen." Er bemerkte dann, daß er die Repräsentanten der Parteien, „mit denen sich reden lasse," Friedenthal, Bennigsen und Blanckenburg, hierher berufen habe, um ihre Meinung über ein Tagen unsers Parlaments in Versailles zu hören. „Von der Fortschrittspartei mußte ich absehen; die wollen nur, was nicht möglich ist," fuhr er fort. „Sie sind wie die Russen, die auch im Winter Kirschen essen und im Sommer Austern haben wollen. Wenn ein Russe in einen Laden tritt, so verlangt er: Kak nje bud, eigentlich: Was nicht ist."

Nach dem ersten Gericht wird Prinz Albrecht, Vater, mit seinem Adjutanten eingeführt und setzt sich zur Rechten des Chefs, um zunächst ein Glas Magdeburger Bier (Liebesgabe und recht gut) sowie später den Sekt mit uns zu trinken. Der alte Herr ist mit seiner Kavallerie als echter preußischer Prinz immer tapfer und pflichtgetreu weiter vorgedrungen und bis über Orleans hinaus gekommen. Das Gefecht bei Chateaudun[2] wäre, erzählte er, „ein „schauderhaftes" gewesen. Schließlich erteilt er dem Herzog Georg von Meiningen, der ebenfalls keine Gefahren und Entbehrungen gescheut habe, warme Lobsprüche. „Ja — versetzte der Kanzler —, ich will nichts gegen die Fürstlichkeiten sagen, die als Offiziere und Führer mitgehen und die Gefahren und Strapazen der Soldaten teilen. Aber die, die bloß die Zuschauer bei der Jagd auf Menschen

[1] Abeken 483 vom 30. Oktober.

[2] Am 18. Oktober. Die Stadt wurde in blutigem Straßenkampf erstürmt.

machen, die sähe ich lieber anderswo als im Hauptquartier. Und zwar habe ich sie um so weniger gern hier, als sie mich über Dinge, die in der Entwicklung und Bearbeitung sind, mit Fragen bestürmen und mir ihren Rat aufdrängen wollen." — — „Darf ich fragen — sagte der Prinz, wohl um von dem Thema abzulenken —, wie sich die Frau Gräfin befindet?" — „O, der geht es ganz gut jetzt, wo es mit dem Sohne wieder besser steht. Nur leidet sie immer noch an ihrem grimmigen Hasse gegen die Gallier, die sie samt und sonders tot geschossen und gestochen sehen möchte, bis auf die ganz kleinen Kinder, die doch nichts dafür könnten, daß sie so scheußliche Eltern hätten." Er sprach dann vom Zustande des Grafen Herbert, dessen Wunde am Oberschenkel sich anfangs gut angelassen habe, dann aber recht schlimm geworden sei, sodaß der Arzt vermutet habe, die Kugel habe eine giftige Substanz entwickelt.

Abends wurde im Büreau davon gesprochen, daß eine Anzahl Exemplare von Nummer dreizehn des Nouvelliste, von Abeken bestellt, nach Paris hineingebracht werden soll, „damit sie dort die Kapitulation von Metz schwarz auf weiß haben."

Elftes Kapitel

Thiers und die ersten Waffenstillstandsverhandlungen in Versailles

Als ich am 30. Oktober früh einen Gang über die Avenue de Saint Cloud machte, begegnete ich Bennigsen, der an diesem Tage mit Blanckenburg die Heimreise antreten wollte. Er äußerte auf meine Frage, wie weit man daheim mit der deutschen Einigung gekommen sei, es stünde gut damit, in Bayern werde eigentlich nur noch an der besondern Stellung des Militärs festgehalten, die Stimmung der Mehrzahl des Volkes sei, wie sie zu wünschen gewesen wäre.

Als ich wieder nach Hause kam — etwas nach zehn Uhr —, hörte ich von Engel, daß Thiers kurz vorher dagewesen, aber gleich wieder gegangen sei. Man sagte später, er sei von Tours gekommen und habe sich nur ein Saufconduit zum Passieren unsrer Linien geholt; denn er wolle nach Paris hinein. Während des Frühstücks erzählte Hatzfeldt, der mit ihm im Hotel des Reservoirs dejeuniert und ihn dann in den Wagen gebracht hatte, der ihn in Begleitung des Leutnants von Winterfeldt zu den französischen Vorposten bringen sollte, daß Thiers „immer noch der geistreiche, amüsante alte Herr wie früher, aber windelweich" sei. Er hatte ihn bei uns im Hause zuerst entdeckt und ihm gesagt, daß der Chef eben aufstünde. Dann hatte er ihn unten in den Salon geführt und den Minister von seiner Ankunft benachrichtigt, der sich rasch zurecht gemacht habe und bald nachher heruntergekommen sei. Sie hatten sich aber nur ein paar Minuten mit einander unterhalten, und zwar unter vier Augen, dann hatte der Chef Hatzfeldt gerufen und ihm den Auftrag gegeben, die nötigen Vorbereitungen zur Beförderung des Besuchs nach Paris zu treffen. Später hatte er ihm mitgeteilt, Thiers habe ihm gleich nach der Begrüßung

gesagt, er sei nicht gekommen, um mit ihm zu sprechen. „Was ich ganz natürlich finde — meinte Hatzfeldt —, da Thiers zwar gern den Frieden mit uns abschlösse — schon weil es dann der Frieden des Herrn Thiers wäre: er ist nämlich ungeheuer ehrgeizig —, aber doch nicht weiß, was die in Paris dazu sagen würden."

Der Chef war inzwischen mit seinem Vetter zu der Heerschau geritten, die der König diesen Morgen über 9000 Mann Gardelandwehr abgehalten hat. Während wir noch frühstückten, kam er herein und brachte einen kleinen runden Herrn mit glattrasiertem Gesicht und schwarz-weiß gestreifter Weste mit, von dem man dann hörte, er sei der sächsische Minister Freiherr Richard von Friesen.[1] Er speiste mit uns, und da auch Delbrück zugegen war, so hatten wir die Ehre, mit drei Ministern bei Tische zu sitzen.

Der Chef sprach zuerst von der heute eingetroffnen Landwehr und erwähnte, daß es große breitschultrige Gestalten gewesen sein, die den Versaillern imponiert haben würden.[2] „So eine Kompagniefront — sagte er — ist doch wenigstens fünf Fuß breiter als eine französische — besonders bei der pommerschen Landwehr." — Dann wandte er sich zu Hatzfeldt und fragte: „Sie haben doch gegen Thiers nichts von Metz erwähnt?"

„Nein, er sagte auch nichts davon, obwohl ers ohne Zweifel weiß."

„Gewiß weiß ers, aber ich habe mit ihm auch nichts davon gesprochen."

Hatzfeldt bemerkte dann nochmals, daß Thiers sehr charmant gewesen sei, daß er aber auch von seiner alten Eitelkeit und Selbstgefälligkeit nichts eingebüßt hätte. Er habe ihm z. B. erzählt, daß er vor einigen Tagen einen Bauer getroffen, den er gefragt, ob er den Frieden wünsche. — Jawohl, sehr. — Ob er wisse, wer er sei? — Nein. — Nun, er sei Monsieur Thiers; ob er den

[1] geb. 9. August 1808, 1. Juni 1859 sächsischer Finanzminister, seit 29. Oktober 1866 Minister des Auswärtigen, war in Versailles als Bundeskommissar für die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten. Poschinger, Bismarck und der Bundesrat I, 62.

[2] Roon III⁴, 242 vom 30. Oktober: „Entsetzt blickten die Versailler auf diese neuen prachtvollen Bataillone. Lauter herrliche Gestalten — immer neue Truppen! immer noch schönere — oh pauvre France." Thiers begegnete gerade der stattlichen Garde bei seiner Ankunft. K. Friedrichs Tagebuch vom 30. Oktober.

nicht kenne? Der Bauer habe auch darauf mit nein geantwortet. Da sei ein Nachbar hinzugekommen, und als der Gevatter vom Lande sich bei dem erkundigt, wer der Herr Thiers sei, habe der gesagt, es sei wohl einer aus der Kammer. „Offenbar ärgerte sich Thiers darüber, daß man nicht mehr von ihm wußte," setzte Hatzfeldt hinzu.*)

Exzellenz Friesen hatte ein hübsches Beispiel von der unvorsichtigen Hast der geflüchteten Versailler und von der Ehrlichkeit der deutschen Soldaten zu berichten. Er habe, so erzählt er, heute in seinem Quartier, wo doch gewiß schon drei oder vier mal Einquartierung gewesen, eine Kommode aufgeschlossen, da sei ihm unter allerlei Frauenputz, Hauben, Tüchern und Bändern erst eine, dann eine zweite Rolle, jede mit fünfzig Stück Napoleons, in die Hände gefallen. Er habe diese zweitausend Franken dem Concierge übergeben wollen, der habe indes gemeint, er, Friesen, möge es doch lieber selbst aufheben. Es ist dann, glaube ich, der zur Verwahrung solcher Funde bestimmten Behörde zugesandt worden.

Der Chef ging jetzt einen Augenblick hinaus und kam darauf mit einem Etui wieder, in dem die Goldfeder lag, die ihm ein Pforzheimer Juwelier (Bissinger) zur Unterzeichnung des Friedens verehrt hat.[1] Er fand sie sehr schön, besonders die Fahne, zweifelte

*) Daß auch Parlamentarier in Deutschland, und zwar auch solche, die erheblich weniger Bedeutung haben als Thiers, ein stark ausgeprägtes Selbstgefühl haben und es unnatürlich finden, wenn sie nicht alle Welt kennt, mag folgendes ergötzliche Seitenstück zu der obigen Anekdote zeigen. Im Dezember 1878 erzählte mir L. Bucher: „Da war ich neulich in einer hiesigen (Berliner) Familie, bei Beckers, eingeladen zu einem kleinen Souper von sechs oder acht Personen. Es waren mehrere Abgeordnete darunter, z. B. Bethusy-Huc, auch Laskerchen. Der sagte: ›Da will ich Ihnen einmal was merkwürdiges erzählen. Mache ich vorigen Sommer eine Gebirgsreise mit einem Freunde in Oberbayern. Da saßen wir eines Abends unter dem Vordach einer Dorfschmiede, ruhten uns aus und unterhielten uns mit dem Meister. Ei, denkt mein Freund, willst dem guten Manne doch mal eine kleine Freude machen, und so fragte er den Schmied: Wissen Sie wohl, wen Sie da vor sich haben? — Das weiß ich wirklich nicht, antwortete der Schmied. — Nun, den Lasker, 's ist der Lasker, sagte ihm mein Freund. — Glauben Sie aber wohl, daß der Mann nicht wußte, wer und was der Lasker war‹?"

[1] Der badische Minister Jolly hatte sie ihm am 30. Oktober überreicht. „Er hatte wirklich eine naive Freude dran." Jolly 189. Bismarck dankte dem Geber am 13. November. Bismarck-Regesten I, 408.

jedoch, ob die kleinen Brillanten, mit denen sie oben etwa sechs Zoll lang zu beiden Seiten besetzt war, echt seinen; „denn das wäre ja ein Vermögen.“ Als das Kunstwerk herumgegangen und genügend bewundert worden war, was es in der That verdiente, sagte der Kanzler zu Delbrück und Friesen, indem er die Salonthür aufmachte: „Jetzt stünde ich den Herren zu Diensten.“ — „Nun — erwiderte Friesen, indem er auf Delbrück blickte — ich habe mit Exzellenz schon das Betreffende besprochen, indes —“ worauf sie in den Salon gingen.

Es wurde dann wieder von Thiers gesprochen, und Hatzfeldt bemerkte, er wolle in einem oder zwei Tagen wiederkommen, und er habe nicht durch das Thor von Charenton nach Paris gehen wollen. — „Weil er denkt, die Kerls da hängten ihn auf,“ sagte Bohlen. „Ich wollte doch, sie thätens.“ Aber warum denn nur? fragte man sich im stillen.

Nachmittags heiterte sich das trüb gewesene Wetter auf, und es war oft blauer Himmel zu sehen. Auf einer der waldigen Höhen über La Celle Saint Cloud sollte man einen guten Ausblick hinüber nach dem Fort auf dem Mont Valérien, dem „Baldrian“ oder „Bullerjan“ unsrer Soldaten, haben, und als der Minister ausgeritten war, beschlossen Bucher und ich, die Stelle zu Wagen aufzusuchen. Auf dem Wege waren jenseits des Dorfes Petit Chesnay an verschiednen Stellen Verhaue angelegt und Schießscharten in die Parkmauern gebrochen. Rechts von der langgestreckten Steinwand, die das Gut Beauregard einschließt, war auf hochliegendem Felde eine kleine Schanze für Geschütze. Wo die Straße weiterhin wieder ansteigt, war ein Alarmplatz mit einem Artilleriepark. Ein Offizier beschrieb uns hier den Weg nach dem Punkte bei den Vorposten über La Celle, wo das Fort zu sehen war, aber wir verfehlten jenseits des Schloßparks unter dem Orte die rechte Route, gerieten links in die ersten Häuser von Bougival hinein und befanden uns nach einer halben Stunde wieder vor dem Geschützpark. Ein zweiter Versuch, an die rechte Stelle zu gelangen, glückte nicht besser, da wir uns diesmal nach rechts hin verirrten. Wir fuhren durch das Dorf La Celle, kamen in ein Gehölz mit Kreuzwegen und schlugen hier leider eine falsche Richtung ein. Von den Vorposten, in deren Kette wir jetzt waren, wußte niemand uns zu raten, und so fuhren wir auf gut Glück weiter, an einem zweiten Alarmplatze vorbei und

in ein kleines Waldthal hinab, das sich nach der Gegend von Malmaison öffnet. Das Fort war nirgends zu entdecken, alles ringsum Wald, alles still, und die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Endlich kamen uns von der Thalsohle her auf der hier und da mit Barrikaden versperrten sandigen Straße drei berittne Offiziere entgegen, die uns aufforderten, umzukehren, da man uns hier von den Kanonenbooten auf der Seine eine Bombe zuschicken könnte, weshalb es eigentlich nicht gestattet sei, sich mit einem Wagen hier zu zeigen. Sie wiesen uns den Weg nach Vaucresson, das wir dann auf tief ausgefahrner Straße erreichten, und von wo wir durch schönen Buchenwald über Glatigny nach Hause gelangten. Wir hatten zwar das Fort nicht gesehen, aber einen Teil des Schauplatzes der Kämpfe am 21. Oktober.

Bei Tische sprach der Chef wieder ausführlich von der Möglichkeit, daß der deutsche Reichstag in Versailles und das französische Corps législatif in Kassel tagen könnte.[1] Delbrück bemerkte, daß der Ständesaal dort für eine so große Versammlung nicht Raum genug bieten würde.

„Je nun — entgegnete der Kanzler —, da könnte ja der Senat wo anders beraten, in Marburg oder Fritzlar oder in einer ähnlichen Stadt."

Montag, den 31. Oktober machte ich früh einige Artikel, darunter eine Empfehlung des Gedankens, ein internationales Gericht zur Aburteilung derer einzusetzen, die zum Kriege gegen uns gedrängt hatten, und einen Hinweis auf den französischen Bataillonskommandaten Mus Hermieux, der wie Ducrot ehrenwortsbrüchig aus dem Lazarett entsprungen war und nun steckbrieflich verfolgt wurde.

Um zwölf Uhr erschien Gauthier wieder und hatte eine lange Besprechung mit dem Chef. Beim Frühstück erzählte man, daß tags vorher das Dorf Le Bourget im Nordosten von Paris, das

[1] K. Friedrichs Tagebuch vom 1. November: „Da Bismarck nicht von hier kann, hat man den Gedanken, den deutschen Reichstag hierher zu berufen, die Macht des Eindrucks würde wirken, und wenn dazu nun gar noch der von mir gewünschte deutsche Fürstenkongreß mit jenen Sitzungen zusammenfiele, so würde der deutschen Sache mit einem Schlage geholfen sein." Am 3. November: „Reichstag hierher zu berufen aufgegeben."

am 28. in die Hände der Franzoſen gefallen war, von uns[1] wieder erſtürmt worden ſei. Es ſollte ein ſcharfes Gefecht geweſen ſein, und wir hätten, hieß es, dabei über tauſend Mann von den Rothoſen zu Gefangnen gemacht, aber auch ſelbſt etwa dreihundert Tote und Verwundete, darunter dreißig Offiziere, auf dem Platze gelaſſen. Graf Walderſees Bruder ſollte unter den Gefallnen ſein.[2]

Man ſprach dann von Thiers, und Hatzfeldt und Delbrück wetteten gegen Keudell und Bismarck-Bohlen, daß er bis ſpäteſtens zum nächſten Tage nachts zwölf Uhr wieder in Verſailles eintreffen werde. Die beiden andern Herren glaubten, man werde ihn franzöſiſcherſeits nicht wieder herauslaſſen. Hatzfeldt behielt Recht und gewann die Wette. Beim Thee konnte er berichten, daß er heute in den erſten Abendſtunden, als er im Hotel des Reſervoirs jemand aufgeſucht hätte, erſt durch Zufall erfahren habe, daß der alte Herr wieder angekommen ſei, und daß er ihn dann ſelbſt geſprochen habe. Er hatte ihm erzählt, daß er tags zuvor von zehn Uhr abends bis drei Uhr früh mit den Herren von der Proviſoriſchen Regierung verhandelt habe, um ſechs Uhr ſchon wieder aufgeſtanden ſei, dann bis nach zwei Uhr allerlei Beſuche erledigt habe und darauf wieder hierher gefahren ſei. Er wünſche morgen mit dem Bundeskanzler zu konferieren. „Er fing — ſetzte Hatzfeldt hinzu — auch davon an, daß geſtern in Paris Unruhen ſtattgefunden hätten; als ich mir aber darauf ein etwas lebhaftes: So, in der That? entſchlüpfen ließ, brach er ſogleich von der Sache ab.“

Nach einigen Tagen erfuhr man über dieſe Unruhen Näheres. Die Pariſer Regenten hatten die Nachricht von der Übergabe von Metz für unwahr erklären laſſen und ſie tags nachher eingeſtanden. Sie hatten ferner bekannt gemacht, daß die neutralen Mächte einen Waffenſtillſtand vorgeſchlagen hätten, womit das Publikum die Ankunft von Thiers in Verbindung gebracht hatte. Alle dieſe Dinge hatten böſes Blut in der Stadt gemacht, und dazu kam noch, daß Le Bourget von uns wieder genommen worden war, und daß das Regierungsorgan dieſe Poſition, die den Pariſern ſo

[1] von der zweiten Gardedivision.

[2] Oberſt des Königin-Auguſta-Regiments. Roon, Denkwürdigkeiten III[4], 246 ff.

viel Menschen gekostet hatte, jetzt für nicht notwendig für die Verteidigung zu erklären bemüht war. Die hierdurch erzeugte üble Stimmung benutzten die Führer der Radikalen. In der Mittagsstunde des 30. sammelte sich eine mit Waffen versehene Volksmenge vor dem Hotel de Ville, und gegen zwei Uhr erzwangen die Aufrührer den Eingang in das Gebäude, wo sie die Absetzung der Regierung vom 4. September und die Proklamierung der Kommune versuchten, aber durch treugebliebne Bataillone der Nationalgarde daran verhindert wurden, was indes erst nach zehn oder zwölf Stunden gelang.

Kehren wir zum 31. Oktober und nach Versailles zurück, so erhielt ich am Abend dieses Tages den Auftrag, zu bewirken, daß der am 27. im Staatsanzeiger abgedruckte Erlaß an Vogel von Falckenstein von unsern andern Blättern reproduziert werde. Desgleichen sollte mit der Anlegung einer Sammlung von Zeitungsnachrichten über die schlechte Behandlung der deutschen Gefangnen durch die Franzosen begonnen werden. Endlich wurde nach Gedanken des Chefs noch ein Aufsatz gegen die Einmischung Beusts in unsern Streit mit Frankreich in Angriff genommen, der „recht scharf werden" sollte, indes nicht zur Absendung kam, da die Verhältnisse sich inzwischen geändert hatten. Ich lasse den Artikel als bezeichnend für den damaligen Stand der Dinge folgen. Er lautete:

„Wenn beim Ringen zweier Mächte die eine sich offenbar als die schwächere erweist und endlich hart am Unterliegen ist, so muß es ohne Zweifel weniger als Wohlwollen für beide Teile wie als Sorge für den schwächern Teil, als deutliche Parteinahme für ihn aufgefaßt werden, wenn eine dritte, bisher neutrale Macht zu einem Waffenstillstande mahnt. Es ist eben ein Waffenstillstand zu Gunsten des im Unterliegen Begriffnen und zu Ungunsten dessen, der die Oberhand erlangt hat. Bemüht diese dritte Macht sich aber noch überdies, andre Neutrale zu ähnlichem Vorgehen zu bewegen, um ihre Stimme durch die von jenen zu verstärken und ihrem Rate mehr Gewicht zu verschaffen, so tritt sie augenscheinlich noch mehr aus der Neutralität heraus. Ihre parteiische Mahnung verwandelt sich in parteiisches Drängen, ihr Auftreten wird zur Machination, ihr Verfahren sieht nach Drohung mit Zwang aus.

„In diesem Fall ist jetzt offenbar Österreich-Ungarn, wenn es,

wie die Wiener offiziösen Blätter rühmen, die Versuche der Neutralen zur Vermittlung eines Waffenstillstandes zwischen dem im Unterliegen begriffnen Frankreich und dem siegreichen Deutschland angeregt hat. Das Verhalten des Grafen Beust gewinnt aber noch mehr verletzende Deutlichkeit, wenn man weiß, daß es von Herrn Chaudordy, dem Vikar Favres in Tours, angeregt, daß es einer vorherigen Verständigung des Wiener Kabinetts mit der Delegation der Provisorischen Regierung in jener Stadt entsprungen ist. Noch mehr endlich enthüllt sich dieses Vorgehen der Diplomatie Österreich-Ungarns in seiner wahren Gestalt als feindselige Einmischung in unsre Abrechnung mit Frankreich, wenn wir die Sprache hören, in der ihr Vertreter in Berlin die Vorstellungen Englands unterstützt hat. Das britische Auswärtige Amt befleißigte sich eines durchaus objektiven und für Deutschland wohlwollenden Tones, Italien desgleichen, Rußland enthielt sich in Berlin bisher jedweder Einmischung. Alle drei Mächte wirkten in Tours mit Eifer für eine vorurteilsfreie und nachgiebige Auffassung der Sachlage. Die Depesche dagegen, die Herr von Wimpffen in Berlin verlesen hat — von dem, was österreichisch-ungarischerseits in Tours angeraten worden, ist uns nichts bekannt —, redet in einem Tone, der eher alles andre als ein freundlicher ist. Sie betont, daß man in Wien »noch an allgemeine europäische Interessen glaubt«. Sie fürchtet, daß die Geschichte die Neutralen verurteilen würde, wenn sie der für Paris herannahenden Katastrophe ohne Einrede zusähen. Sie erlaubt sich offenbar einen bittern und verletzenden Tadel, wenn sie sagt, die Menschlichkeit erheische, daß man dem Unterliegenden die Annahme der Friedensbedingungen erleichtere, Deutschland aber wolle »außer dem Machtgebot des Siegers keine andre Stimme zu dem Besiegten dringen lassen«. Durch die ganze Depesche geht endlich ein Zug von Ironie, der sie sehr wenig vorteilhaft von der englischen unterscheidet.[1]

„Nach alledem haben wir es in dem Auftreten des Grafen Beust nzweifelhaft ebenso sicher mit übeln Absichten wie in dem des Lord

[1] Graf Beust hatte sie am 13. Oktober an den österreichischen Botschafter in Berlin, den Grafen Wimpffen geschickt und ähnliche Weisungen am 28. September nach London, am 12. Oktober nach St. Petersburg gegeben, s. G. u. E. II, 100 ff.

Granville mit gutem Willen zu thun. Ob aber der Wiener Reichskanzler sich die möglichen Folgen dieses neuen Schachzugs wohl recht reiflich überlegt hat? Nach dem Falle von Metz ist es nicht wahrscheinlich, daß die von Wien her versuchte Hinderung Deutschlands an vollständiger Erreichung des Friedens, den wir im Interesse unsrer künftigen Sicherung gegen Westen hin im Auge haben, von Erfolg begleitet sein wird. Wir werden uns aber dann des Versuchs der Hinderung und Beeinträchtigung erinnern. Der gute Eindruck, den die bisherige Neutralität Österreich-Ungarns auf die Geister in Deutschland machte, wird ausgelöscht sein, ihre gemütliche Annäherung an das Doppelreich an der Donau, die sich vorbereitete, unterbrochen werden und vermutlich für geraume Zeit. Setzen wir aber den andern Fall: nehmen wir an, daß wir durch das Dazwischentreten des Grafen Beust wirklich an dem, was wir von Frankreich fordern müssen, verkürzt, daß wir wirklich genötigt würden, auf einen Teil der alten und der neuen Schuld, die wir von ihm einzutreiben im Begriffe sind, zu verzichten — glaubt der Reichskanzler, daß wir dann nicht darauf bedacht sein würden, uns an dem mißwollenden Nachbar im Südosten für das, was er uns im Westen aus der Hand winden half, bei erster Gelegenheit schadlos zu halten? Glaubt er, daß wir unklugerweise die Abrechnung mit diesem immer wieder sich als Feind enthüllenden Nachbar hinausschieben würden, bis sein französischer Schützling so weit wieder zu Kräften gelangt wäre, um ihm zum Danke für den jetzt geleisteten Liebesdienst gegen Deutschland als wertvoller Bundesgenosse an die Seite zu treten?"

Dienstag, den 1. November wurde in der Morgendämmerung wieder mit einiger Lebhaftigkeit aus grobem Geschütz geschossen. Um elf Uhr machte mir der Abgeordnete Bamberger seinen Besuch, der von Nanteuil zwei ganze Tage bis Versailles gereist war.[1] Beim Frühstück wurde das Gefecht von Le Bourget besprochen, wobei man erzählte, daß die Franzosen dabei verräterisch so gethan hätten, als wollten sie sich ergeben, dann aber, als sich unsre Offiziere ihnen arglos genähert hätten, sie niedergeschossen hätten. Als dann

[1] Er kam aus Heidelberg, seinem Winterquartier. Poschinger, B. und die Parlamentarier II, 153 f.

der 1200 Gefangnen gedacht wurde, die uns dabei in die Hände gefallen waren, und jemand bemerkte, sie seien zum Teil Francstireurs, sagte der Chef: „Gefangne! Daß sie noch immer Gefangne machen. Sie hätten sie der Reihe nach füsilieren sollen."

Beim Diner saß neben Delbrück eine rote Johanniteruniform mit schwarzem Vollbart mit stark orientalischen Zügen, ein Graf Oriola. Delbrück war diesen Nachmittag mit Bucher, der ihn sonst nicht recht leiden zu können scheint, auf dem Aquädukt von Marly gewesen, wo sie bei der Abendbeleuchtung eine schöne Aussicht auf das neulich von uns vergeblich gesuchte Fort und einen Teil von Paris gehabt hatten. Die Fürstlichkeiten des Hotel des Reservoirs, der Weimaraner, der Koburger und Fritz von Augustenburg, waren ebenfalls draußen gewesen, was den Chef zu einigen Bemerkungen veranlaßte.

Darauf gedachte jemand des Fundes, den Friesen gemacht hatte, und des Erlasses des Kriegsministers oder des Stadtkommandanten, wonach alle Wertsachen, die man in den von ihren Bewohnern verlassenen Häusern fände, öffentlich bekannt gemacht und nach einiger Zeit, wenn sie von ihren Besitzern nicht reklamiert worden wären, zum besten der Kriegskasse konfisziert werden sollten. Der Minister erklärte dies für ganz in der Ordnung, dann fügte er hinzu: „Eigentlich sollten solche Häuser niedergebrannt werden; nur träfe das die vernünftigen Leute mit, die zurückgeblieben sind, und so geht es leider nicht." Er bemerkte dann nach einigem Sinnen und anscheinend ohne Zusammenhang mit dem Vorherigen: „Der Krieg ist doch eigentlich der natürliche Zustand der Menschheit."

Wieder nach einer Weile sagte er: „Da erinnere ich mich, daß der Bayer mich heute noch zu überfallen vorhat," womit er einen Besuch des Grafen Bray meinte. Von dem kam man auf den bayrischen Gesandten in Berlin, Pergler von Perglas, zu reden, von dem der Chef nicht viel zu halten scheint. „... Ich sage das nicht, weil er Partikularist ist; denn ich weiß nicht, wie ich dächte, wenn ich ein Bayer wäre. Aber er ist immer französisch gesinnt gewesen.[1] Ich sage ihm nie was, wenn er zu mir kommt, oder doch nie die Wahrheit."

---

[1] Freiherr Pergler von Perglas, geb. 1817, gest. 1893, „ein Diplomat und kein Arbeiter; ihm fehlte die Vorbildung für die Erledigung der Geschäfte, die

Nach einer Weile erzählte er, daß heute mittag Thiers über drei Stunden bei ihm gewesen sei, und zwar als Unterhändler wegen eines Waffenstillstands; man werde sich aber auf die Bedingungen hin, die er stelle oder gewähren wolle, wohl nicht einigen können. Thiers habe während des Gesprächs einmal von dem Proviantvorrat sprechen wollen, der gegenwärtig in Paris sei. Da habe er ihn unterbrochen und gesagt: „Verzeihen Sie, das wissen wir besser als Sie, der Sie nur einen Tag in der Stadt gewesen sind. Die sind bis Ende Januar mit Lebensmitteln versehen." — „Was er da für ein erstauntes Gesicht machte! Ich hatte ihm aber nur auf den Zahn gefühlt, und sein Staunen verriet mir nur, daß dem nicht so war."

Beim Dessert sprach er davon, daß er so viel gegessen habe. „Heute dritthalb Beefsteaks und ein paar Stücke Fasan. Das ist viel, aber auch nicht viel; denn es ist in der Regel meine einzige Mahlzeit. Ich frühstücke, ja, das ist aber eine Tasse Thee ohne Milch und zwei Eier. Dann nichts bis abends. Und esse ich da zu stark, so bin ich wie die Boa Constrictor, kann aber nicht schlafen. — Schon als Kind und seitdem immer bin ich spät zu Bett gegangen, niemals vor Mitternacht. Ich schlafe dann gewöhnlich schnell ein, wache aber bald wieder auf und finde, daß es höchstens um eins oder halb zwei ist, und dann fällt mir allerhand ein, besonders wo mir unrecht geschehen ist, was dann überlegt werden muß. Darauf schreibe ich Briefe, auch Depeschen, natürlich, ohne aufzustehen, bloß im Kopfe. Früher, als ich noch nicht lange Minister war, stand ich auf und schrieb es wirklich nieder. Wenn ichs aber am Morgen überlas, war es nichts wert, lauter Platituden, konfuses, triviales Zeug, wie es etwa in der Vossischen gestanden haben könnte, oder wie es der Serenissimus von — sagen würde. — Ich will nicht, ich möchte lieber schlafen. Aber ich muß, es denkt, es spekuliert in mir. Kommt dann der erste Morgenschimmer auf meine Bettdecke, so schlummre ich wieder ein, und dann wird bis zehn Uhr oder noch länger fortgeschlafen."

---

im Bundesrat verhandelt wurden, auch die Gabe des Verhandelns und Debattierens in öffentlichen Versammlungen, aber er war stets korrekt, loyal und gewissenhaft." Poschinger, Bismarck und der Bundesrat II, 13.

Dieſe Nacht arbeitete die franzöſiſche Artillerie wieder ſehr eifrig, und namentlich in der Geiſterſtunde machte ſie mit raſch aufeinander folgenden Schüſſen ſtarken Lärm. Die nächtlichen Ruheſtörer ſollten der Mont Valérien und die Kanonenboote auf der Seine ſein.

Mittwoch, den 2. November. Der Chef iſt, wie Engel ſagt, vorige Nacht bei dem heftigen Schießen aufgeſtanden, was indes auch ohne ſolche Veranlaſſung faſt jede Nacht und zuweilen mehrmals geſchieht. Ich mache früh vor neun Uhr einen Ausflug durch Montreuil hinaus auf die Straße nach Sèvres bis zu dem Eiſenbahnviadukt mit den vier Säulen, der die Straße in Viroflay überbrückt. Inzwiſchen hat der Miniſter, noch im Bett liegend, mich ſprechen wollen. Als ich um zehn Uhr komme, iſt der Generalſtabsoffizier Bronſart von Schellendorf bei ihm, der ihn zum König abholen will. Als er zurückkehrt, läßt er mich nach Berlin und London telegraphieren, daß Thiers geſtern drei Stunden bei ihm geweſen ſei, daß der Inhalt dieſer Unterredung heute vormittag der Gegenſtand einer militäriſchen Beratung beim Könige geweſen ſei, der er ebenfalls beigewohnt habe,[1] und daß Thiers dieſen Nachmittag wieder zu ihm kommen werde. Um zwei Uhr ſehe ich ihn unten auf der Hausflur. Es iſt ein Mann unter Mittelgröße, grauhaarig, ohne Bart, ein kluges Geſicht, bei dem man an einen Kaufmann, aber auch an einen Profeſſor denken kann.[2]

Da er vermutlich wieder lange bleiben wird und es für mich nichts zu thun giebt, wiederhole ich meinen Ausflug vom Morgen und gelange über die Dörfer Montreuil, Viroflay und Chaville, von denen die beiden letzten faſt eine einzige zuſammenhängende Gaſſe von einer Stunde Länge bilden, nach dem ebenfalls langgeſtreckten, ſich an Chaville anſchließenden Sèvres, von wo ich nach der großen Batterie oder Schanze rechts über dem Orte hinauf will, aber von der Wache an der Stelle, wo die Straße ſich gabelt, nicht weiter gelaſſen werde. Auch kein Offizier dürfe hier ohne beſondre

[1] K. Friedrichs Tagebuch vom 2. November: „Vortrag Bismarcks über die Unterhandlungen mit Thiers.“

[2] Abeken S. 445 vom 2. November abends: „Ich ſah heute Thiers vom Garten aus durchs Fenſter; er iſt ein feiner, kluger, echt franzöſiſcher, ja altfranzöſiſcher Kopf.“

Erlaubnis vom General weiter vor, heißt es. Ich unterhielt mich ein Weilchen mit den Soldaten vor dem Wachlokal. Sie waren bei Wörth und Sedan mit im Feuer gewesen. Dem einen war in einer dieser Schlachten infolge eines feindlichen Schusses die Patrontasche explodiert und ins Gesicht gefahren. Ein andrer erzählte, daß sie neulich französische Soldaten in Häusern überrascht hätten, und daß es da keinen Pardon gegeben habe. Ich hoffe, es sind Franctireurs gewesen. In den Dörfern an der Straße sieht man zahlreiche Schenken, die Einwohner sind meist zurückgeblieben, sie scheinen fast durchgehends arme Leute zu sein. Von den Zerstörungen, die die französischen Zuckerhüte in Sèvres angerichtet haben sollten, war wenig zu entdecken, und die zusammengeschossene Porzellanfabrik soll Fabel sein; sie hätte, wie die Soldaten sagen, nur etwa zehn Bomben bekommen, und die hätten nur ein paar Steine der Mauer und etliche Fenster und Thüren zertrümmert.

Nach der Rue de Provence zurückgekehrt, hörte ich — es war etwa halb fünf Uhr —, daß Thiers bis vor einigen Minuten beim Chef gewesen sei und sich mit ziemlich vergnügtem Gesicht von ihm verabschiedet habe. Der Chef ging allein im Garten spazieren. Schon von vier Uhr an ließ sich wieder ein heftiges Kanonenfeuer vernehmen.

Das heutige Diner verschönerte eine große Forellenpastete, die Liebesgabe eines Berliner Speisewirts, der dem Bundeskanzler zugleich ein Faß Wiener Märzenbier und — seine Photographie verehrt hatte. Während des Essens bemerkte der Minister über seinen heutigen Besuch: „Er ist ein gescheiter und liebenswürdiger Mann, witzig, geistreich, aber kaum eine Spur von Diplomat, zu sentimental für das Gewerbe. — Er ist ohne Zweifel eine vornehmere Natur als Favre. Aber er paßt nicht zum Unterhändler — nicht einmal zum Pferdehändler.[1] — Er läßt sich zu leicht verblüffen, er verrät, was er empfindet, er läßt sich ausholen. So habe ich allerlei von ihm herausgekriegt, unter anderm, daß sie drin nur

[1] Abeken 493 vom 2. November abends: (Bismarck) „erklärt ihn für einen äußerst feinen, gesellig liebenswürdigen Mann, aber nicht gerade für den geeignetsten Unterhändler." Er hat ganz dasselbe gehört wie Busch, giebt es aber weder so vollständig noch so lebendig wieder.

noch für drei oder vier Wochen vollen Proviant haben." Die Berliner Pastete gab ihm Anlaß, des Forellenreichtums in den Varziner Gewässern zu gedenken und zu erzählen, wie man dort vor einiger Zeit in einem Teiche, der nur von einigen kleinen Quellen gespeist werde, eine fünfpfündige Forelle „von dieser Länge (zeigt es mit den Händen) gefangen habe, wovon alle Förster der Umgegend sagen, daß sie sich das nicht mit rechten Dingen erklären können."

In betreff unsrer Stellung zu den von den Franzosen vorzunehmenden Wahlen erinnere ich in der Presse an folgendes Beispiel, das uns bestimmen kann, und auf das wir die hinweisen können, die einen Ausschluß Elsaß-Lothringens von der Abstimmung für beispiellos erklären wollen. Ein Amerikaner teilt uns mit, daß bei dem letzten Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko[1] ein Waffenstillstand abgeschlossen worden ist, der den Zweck hatte, den Bewohnern dieses Landes Zeit zu lassen, sich eine neue Regierung zu geben, die mit den Vereinigten Staaten Frieden schließen könnte, und daß dabei die Provinzen, deren Abtretung von ihnen verlangt wurde, nicht zu der Wahl zugelassen worden sind. Es ist dies der einzige Präzedenzfall, der zu der jetzigen Lage paßt, er paßt aber auch vollständig.

Donnerstag, den 3. November. Früh schönes klares Wetter. Von sieben Uhr an brüllen schon die eisernen Löwen auf dem Mont Valérien wieder ganz gewaltig in die umliegenden Waldthäler hinein.

Ich machte Auszüge aus der Morning Post vom 28. und 29. Oktober für den König. Es sind zwei Artikel über die Kaiserin Eugenie, die von Persigny oder dem Prinzen Napoleon herrühren sollen. Die Behauptung dieser Artikel, daß von uns bei den Verhandlungen mit den Abgeordneten der Kaiserin bloß Straßburg und ein schmaler Landstreifen der Saargegend mit etwa einer Viertelmillion Einwohnern beansprucht worden sei, beruht, wie der Chef mir sagt, auf einem Mißverständnis.

Ich werde beauftragt, zu telegraphieren, daß der Kanzler Herrn Thiers infolge der gestrigen Beratung einen fünfundzwanzigtägigen Waffenstillstand auf der Basis des militärischen Statusquo angeboten habe. Thiers kommt um zwölf Uhr wieder und verhandelt

[1] 1845—1849.

mit dem Chef bis halb drei Uhr. Die Ansprüche der Franzosen sind exorbitant. Es heißt beim Frühstück, daß sie außer einem achtundzwanzigtägigen Waffenstillstande zur Vornahme der Wahlen, zu deren Prüfung und zur Entscheidung der auf diese Weise zu wählenden Nationalversammlung in betreff der Provisorischen Regierung nichts geringeres als das Recht, Paris und alle andern noch in ihrer Gewalt befindlichen und von uns belagerten Festungen zu verproviantieren, sowie Freiheit der Wahlen auch in den von uns für die Zukunft beanspruchten östlichen Departements verlangen. Verproviantierung und militärischer Statusquo reimen sich aber doch nach gewöhnlicher Logik nicht mit einander.

Als Thiers sich einstellte, machte ich mit Willisch und Wiehr eine Fußpartie über Glatigny, Chesnay und Rocquencourt nach dem Aquädukt von Marly, auf dessen Plattform kurz nachher auch Delbrück und Abeken erschienen. Man hatte bei dem hellen Himmel eine weitausgebreitete Aussicht. Unter uns lagen in Baumgruppen zerstreut die Häuser von Louveciennes, weiterhin zwischen den Wäldern und Parks die Dörfer La Celle und Bougival und der lichtblaue Bogen der Seine mit einer Kette von weißen Ortschaften. Darüber erhob sich rechts auf mäßiger baumloser Höhe das Fort Mont Valérien, dessen Fenster in der Nachmittagssonne erglühten, und noch weiter zur Rechten begegnete der Blick den westlichen Quartieren von Paris mit der Kuppel des Invalidendoms. Links strömte die Seine um Inseln und um die Pfeiler gesprengter Brücken Auf derselben Seite, etwa eine Stunde Wegs von unserm Standorte, gewahrte man Stadt und Schloß Saint Germain, und hinter uns erschienen das Schloß Versailles, das hier wie höher liegend als in der Nähe aussieht, und eine Anzahl von Dörfern und Landsitzen. Durch das Teleskop der Soldaten, die hier beobachten, und deren Beobachtungen durch einen Feldtelegraphisten von hier nach Versailles gemeldet werden, erkannte man deutlich auf den Feldern unter dem Fort eine Menge von Leuten, die Kartoffeln zu suchen schienen, und bei einem weißen Hause nicht fern von den Wällen sah man eine Abteilung französischer Soldaten mit flimmernden Bajonetten marschieren.

Um vier Uhr waren wir wieder in Versailles, wo man hörte, daß sich Thiers diesmal mit weniger heiterer Miene empfohlen

habe. Es wurde ferner davon gesprochen, daß Bölsing, der schon seit einiger Zeit kränklich und kleinlaut geworden war, den Chef gebeten habe, ihn nach Berlin zurückkehren zu lassen, und daß Wollmann ihn ersetzen solle. Zum Chef gerufen wurde ich beauftragt, nach London zu telegraphieren, man möge ihm in Zukunft Proklamationen wie die Gambettasche vom 1. d. M. nicht durch Telegramm melden, da er kein Interesse habe, dergleichen Äußerungen rasch zu erfahren.

Beim Diner war u. a. die Rede von den Berliner Wahlen, und Delbrück war der Ansicht, sie würden besser ausfallen als bisher; wenigstens würde Jacoby nicht wiedergewählt werden. Graf Bismarck-Bohlen hatte sich eine andre Meinung gebildet: er hoffte keine Änderung. Der Kanzler sagte: „Die Berliner müssen immer Opposition machen und ihren eignen Kopf haben. Sie haben ihre Tugenden — viele und sehr achtbare, sie schlagen sich gut, halten sich aber für nicht gescheit genug, wenn sie nicht alles besser wissen als die Regierung.“ Es wäre das jedoch, fuhr er fort, nicht allein ihr Fehler. Große Städte hätten das alle an sich, und manche wären sogar schlimmer als Berlin. Sie wären überhaupt unpraktischer als das platte Land, das mehr mit dem Leben, direkter mit der Natur verkehre und sich auf diese Weise ein natürlicheres, der thatsächlichen Entwicklung angepaßtes, mit dem, was möglich, rechnendes Urteil bilde und bewahre. „Wo so viele Menschen dicht beisammen sind, hören die Individualitäten leicht auf — sagte er weiter —, sie verfließen in einander. Es entstehen aus der Luft, aus Hörensagen, Nachsagen allerlei Meinungen, die wenig oder gar nicht auf Thatsachen begründet sind, die sich aber durch Zeitungen, Volksversammlungen, Unterhaltungen beim Bier verbreiten und dann feststehen — unausrottbar. Es ist eine zweite falsche Natur neben der ersten, ein Massenglaube, Massenaberglaube. — Man redet sich ein, was nicht ist, hält es für Pflicht und Schuldigkeit, dabei zu bleiben, begeistert sich für Borniertheiten, Absurditäten. — Das ist in allen großen Städten so, in London, wo die Cockneys auch eine ganz andre Rasse sind als die übrigen Engländer, in Kopenhagen, in Newyork und vor allem in Paris. Die sind mit ihrem politischen Aberglauben ein ganz besondres Volk in Frankreich, befangen und beschränkt in Vorstellungen, die geheiligtes Herkommen

ſind, aber näher beſehen nichts als Phraſen oder Klauſen.“ Wie ſchön hier doch das charakteriſiert iſt, was einer unſrer Hofdemokraten und Modepoeten die „Volksſeele“ genannt wiſſen wollte!

Von Thiers erzählte der Miniſter nur, daß er an ihn bald nach Beginn ihrer heutigen Beſprechung plötzlich die Frage gerichtet habe, ob er noch mit den zur Fortſetzung der Unterhandlungen nötigen Vollmachten verſehen ſei. „Er ſah mich erſtaunt an — fuhr er fort —, und ich ſagte ihm darauf, daß von unſern Vorpoſten die Meldung eingegangen ſei, in Paris habe nach ſeiner Abreiſe eine Revolution ſtattgefunden, und es ſei eine neue Regierung ausgerufen worden. Er war ſichtlich betroffen, und daraus war zu ſchließen, daß er einen Sieg der Roten für möglich hält, und daß Favre und Trochu auf ſchwachen Füßen ſtehen.“

Löwinſohn, der ſich jetzt regelmäßig Nachrichten und Anregungen für den Moniteur holt, ſollte ein Urteil der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung über die Kapitulation von Metz in dieſen aufnehmen, wollte aber nicht, da Bazaine „ein Verräter“ ſei. Er erklärte ſich dann auf mein Zureden dazu bereit, wollte aber darauf die Redaktion niederlegen, da er „ſeine Überzeugung nicht verleugnen könne.“ Wirklich?

Von neun bis nach zehn Uhr war Thiers wieder beim Chef.

Freitag, den 4. November. Früh wundervoll ſchönes, helles Wetter. Ich berichtige auf den Wunſch des Miniſters einen Artikel der Daily News über ſeine Beſprechung mit Napoleon bei Donchery. Er hat vorzugsweiſe und jedenfalls drei Viertelſtunden lang im Innern des Weberhauſes, oben in der Stube und nur ganz kurze Zeit unter freiem Himmel mit dem Kaiſer verkehrt, wie er in ſeinem amtlichen Berichte an den König geſagt hat. Er hat ferner bei ſeinem Geſpräche mit Napoleon nicht mit dem Zeigefinger der linken Hand in die geöffnete rechte geſchlagen, was gar nicht ſeine Gewohnheit iſt. Er hat ſodann niemals deutſch mit dem Kaiſer geſprochen, „wie ſonſt, ſo auch damals nicht. Wohl aber — ſo fuhr er fort — habe ich mich mit den Leuten im Hauſe, von denen der Mann etwas, die Frau ziemlich gut deutſch konnte, auf deutſch unterhalten.“

Von elf Uhr an konferiert Thiers abermals mit dem Miniſter. Er hat geſtern ſeinen Begleiter, einen Herrn Cochery, nach Paris

hineingeschickt, um sich zu erkundigen, ob die Regierung vom 4. September noch bestehe, und die Antwort ist, wie man beim Frühstück erfährt, bejahend ausgefallen. Nachdem Blanqui mit den Roten das Stadthaus besetzt und einen Teil der Regenten mehrere Stunden dort gefangen gehalten hatte, hat Picard die Herren befreit — wie Abeken berichtet, mit 106 Bataillonen, vermutlich aber mit dem 106. Bataillon —, und die Regierung behauptet sich bis auf weiteres.[1]

Früh war ich mit der Nachricht geweckt worden, daß ein von Norden kommender Luftballon über die Stadt fliege. Da der Wind günstig war, so folgte ihm nachmittags ein zweiter. Jener war weiß, dieser hatte die Farben der französischen Trikolore.

Bei Tische war Bamberger zugegen. Der Chef sagte hier u. a.: „Wie ich sehe, geben Zeitungen mir die Schuld, wenn noch nicht bombardiert wird; ich wolle vor Paris nicht Ernst gemacht wissen, wolle keine Beschießung der Stadt. Unsinn! Zuletzt werden sie mich noch anklagen, daß ich unsre Verluste während der Zernierung verschuldet habe, die allerdings schon nicht unbedeutend sind. Denn wir haben hier bei den kleinen Gefechten mehr Leute verloren, als wahrscheinlich ein großer Sturm gekostet hätte. Ich habe den gleich und stets gewollt, aber noch richtiger wäre es gewesen, Paris beiseite zu lassen und weiter zu marschieren."[2] Es war dann die

---

[1] Ernst Picard, der Finanzminister, war bei dem Angriff auf das Stadthaus entkommen. In dieses drang dann abends 8 Uhr das 106. Bataillon der Nationalgarde wieder ein und befreite Trochu, dieser dann mit Mobilgarden die andern Regierungsmitglieder erst um Mitternacht.

[2] Über den darüber bestehenden scharfen Gegensatz zwischen Bismarck und Roon auf der einen, dem Kronprinzen, Moltke und dem Generalstabe auf der andern Seite: G. u. E. II, 109 ff. und Roon, Denkwürdigkeiten III⁴, 243 ff., 259 ff., vom entgegengesetzten Standpunkte aus Verdy 179 ff., der darüber am 14. Dezember eine besondre Denkschrift verfaßte, und Moltke, Gesammelte Schriften III, 262. IV, 212 ff. (Brief an seinen Bruder Adolf), V, 179. Bismarck, darin von Roon energisch unterstützt, erstrebte wesentlich aus politischen Gründen eine rasche Entscheidung, um die stets drohende Einmischung der neutralen Mächte abzuschneiden, und beide Minister schrieben die Verzögerung der Beschießung vor allem den Einflüssen hochstehender „humaner" Damen zu, der Generalstab hielt das Bombardement grundsätzlich für wirkungslos und betonte die Schwierigkeiten, das nötige Material herbeizuschaffen. G. u. E. II,

Rede davon, daß Offiziere im Generalstabe früher geäußert hätten, die zwei oder drei Forts, die man zum Angriffsobjekt ausersehen habe, werde man in etwa sechsunddreißig Stunden überwältigen können.

Drauf wurde wieder von der Herberufung des Reichstags gesprochen, und der Chef bemerkte, daß dem vielleicht das Zollparlament folgen werde.

Sonst war von den Tischgesprächen dieses Abends noch von Interesse, daß Bohlen erzählte, ein Beamter in Versailles — ich glaube, er sagte, ein Staatsanwalt — sei darüber betroffen worden, mit Paris in brieflicher Verbindung zu stehen. Auf welchem Wege, wisse man nicht; vielleicht durch einen geheimen Ausgang der Katakomben, die sich unter der Seine hin bis auf das diesseitige Ufer erstrecken sollten.

Löwinsohn berichtet abends, daß Bamberg, bis zum Ausbruch des Kriegs preußischer Konsul in Paris, bestimmt sei, die Redaktion des Moniteur zu übernehmen, und giebt mir eine Charakteristik des Herrn, die in der Hauptsache darauf hinauslief, er habe auf zwei Achseln getragen, indem er auch den Franzosen gefällig gewesen sei.

Etwa um neun Uhr heißt es im Büreau, daß Thiers wieder draußen auf dem Vorsaal sei. Ich sehe ihn noch einmal, bevor er zum Chef in den Salon geht, wo er bis nach elf Uhr verweilt. Man sagt, er wolle morgen wieder nach Paris abreisen.

Während ihrer Unterhaltung trifft ein Telegramm ein, das meldet, daß Beust einlenkt, indem er ungefähr erklärt hat, wenn Rußland die Ansprüche Preußens Frankreich gegenüber beanstande, werde Österreich dies ebenfalls thun, sonst nicht. Es wird dem Chef sogleich in den Salon hineingegeben.

Beim Thee unterhielt uns Graf Bismarck-Bohlen mit einer Geschichte von den Vorposten. Hier sei vor einigen Tagen ein Mensch zu dem einen der Befehl führenden Offiziere gekommen und mit ihm in ein Haus gegangen, aus dem er kurz nachher als

---

94 ff. K. Friedrichs Tagebuch am 26. Oktober: „Moltke ist mit mir einig, Paris durch Hunger zu zwingen, und gegen Eröffnung von Parallelen.“ Über die sonstige Tischunterhaltung siehe Bamberger in den Tischgesprächen II, 58.

Franctireur wieder herausgetreten, durch die Büsche geschlichen und zuletzt Hals über Kopf davongelaufen sei. Die Posten hätten nach ihm geschossen, er sei aber glücklich bis an die Brücke von Sèvres gelangt, hier in den Fluß gesprungen und schwimmend und tauchend wohlbehalten ans andre Ufer gekommen, wo ihn die Franzosen als kühnen Vaterlandsfreund aufgenommen hätten. „Er soll einer unsrer besten Spione sein," schloß der Erzähler seine Anekdote.*)

Sonnabend, den 5. November. Früh trübe Luft, eintönig grauer Himmel, später wird es auf einige Stunden klarer. Wie man erfährt, haben sich die Offiziere der in Rom überflüssig gewordnen päpstlichen Zuaven aus der Schweiz nach Frankreich begeben, um unter Charette gegen die Deutschen zu fechten — gegen den Feind des ultramontanen Lagers, nicht für die Republik —, was in der Presse zur Aufklärung zu verbreiten.

Gegen ein Uhr fand eine kurze Konferenz des Kanzlers und Delbrücks mit andern deutschen Ministern statt, worin, wie später bemerkt wurde, unser Chef den Herren über seine Verhandlungen mit Thiers Bericht erstattete, auch mit ihnen von der Herkunft der hier noch nicht vertretnen deutschen Souveräne sprach.[1] Keudell reiste in der vierten Nachmittagsstunde nach Berlin ab. Man hörte den ganzen Tag über schießen, aber nicht so heftig wie die letzten Tage. Beim Diner war von den Exzellenzen anfangs nur Delbrück zugegen. Später setzte sich auch der Kanzler zu uns, der vorher beim Könige gespeist hatte. Indem er sich von Engel ein Glas Kornbranntwein einschenken ließ, erinnerte er sich an ein hübsches Diktum. Neulich — wenn ich nicht irre, wars in Ferrières — hatte ein General — mir ist, als hätte er den Denker Moltke genannt — in betreff der Getränke der Menschen den Grundsatz ausgesprochen: „Für Kinder Rotwein, für Männer Sekt, für Generale Schnaps."

Er klagte dann Delbrück, daß er beim Könige wieder seine Not mit den Fürstlichkeiten gehabt habe, die ihn abgehalten hätten,

*) Diese hat eine verdächtige Ähnlichkeit mit einer andern, die später von französischen Blättern erzählt wurde, wo aber nicht die Franzosen, sondern unsre Leute die Getäuschten gewesen sein sollten. Der Held dieser Geschichte hieß hier Bonnet und war Forstläufer.

[1] Darüber Jolly 192 f.

mit Kutuſow etwas wichtiges zu beſprechen. „Ich konnte — ſagte er — wirklich nicht ordentlich mit ihm reden. Die Allerhöchſten umflatterten mich wie die Krähen den Uhu und zogen mich immer von ihm ab, und jeder ſchien über jede zwei, drei Minuten froh, die er mehr von mir hatte als der andre. — Ich ſagte es endlich dem Prinzen Karl: Ob er nicht dahin wirken könne, daß ſein Herr Schwager wartete, bis ich mit Geſprächen fertig wäre, die im Intereſſe des Staates und des Königs wären. Aber obwohl ich ihm ähnliches ſchon oft bemerkt hatte, ſchien er mich nicht zu begreifen, und das Ende vom Liede war, daß er es übel nahm. — Zuletzt war irgendwo im Nebenzimmer ein gerettetes Bein oder ein Rücken von einem alten Krönungsſtuhl zu ſehen. Alle gingen hin, um das Wunder zu betrachten, und dieſen Moment nahm ich wahr, um mich zu drücken."

In dieſem Augenblicke wurde ihm eine Depeſche hereingebracht, die meldete, daß ſich Favre und die andern Regenten in Paris wieder einmal aufs hohe Pferd geſetzt und proklamiert hätten, von einer Gebietsabtretung könne auch jetzt nicht die Rede ſein, einzige Aufgabe ſei die Verteidigung des Vaterlandes. Der Chef bemerkte: „Nun, da wäre man ja von weitern Verhandlungen mit Thiers dispenſiert."[1]

„Ja — erwiderte Delbrück —, bei ſolch einem hartnäckigen Blödſinn kann davon eigentlich nicht mehr die Rede ſein."

Nach einer Weile äußerte der Miniſter zu Abeken, daß Prinz Adalbert an den Kaiſer (von Rußland?) zu ſchreiben vorhabe und ihn mit mon cousin anzureden gedächte, daß dies aber wohl nicht ginge. Taglioni wollte wiſſen, der Kaiſer habe den Prinzen brieflich ſo genannt. — „Dann darf er ihn, glaube ich, nicht wieder ſo nennen — entgegnete der Chef —, ſondern etwa mon oncle. Viele deutſche Fürſten, auch ſolche, die nicht mit ihm verwandt ſind, reden den König mit: »Mein Oheim« an." Zuletzt befahl er, wegen der üblichen Form in Berlin telegraphiſch nachzufragen.

Jemand erzählte, daß im Schloſſe Beauregard vortrefflicher Wein entdeckt und für die Truppen konfiſziert worden ſei. Bucher bemerkte dazu, daß dieſe reizende Beſitzung vom Kaiſer Napoleon

[1] Über dieſe Verhandlungen ziemlich ausführlich Wilmowski 680 f.

für Miß Howard eingerichtet worden sei. Ein andrer sagte, ja, indes gehöre sie jetzt einer Herzogin oder Gräfin Bauffremont. „Das erinnert mich an Thiers," versetzte der Minister. „Der hat wahrscheinlich noch die Absicht, was Geschichtliches zu schreiben. Er zieht unsre Unterhandlung immer und immer wieder dadurch in die Länge, daß er Allotria einmischt. Er erzählt, was er da und dort gethan oder geraten habe, fragt, wie sich das und jenes verhalten, wie man unter den oder jenen Umständen gehandelt haben würde. So erinnerte er mich auch an eine Unterhaltung, die ich mit dem Herzog von Bauffremont im Jahre 1867 gehabt hätte. Ich sollte da gesagt haben, daß der Kaiser 1866 seinen Vorteil nicht verstanden habe, daß er auch ein Geschäft habe machen können, wenn auch nicht auf deutschem Boden u. s. w. — Das ist im ganzen richtig. Ich weiß noch, es war im Tuileriengarten, und die Militärmusik spielte gerade. Napoleon hatte 1866 im Sommer nur nicht die Courage, zu thun, was er von seinem Standpunkte aus mußte. Er hätte — nun er hätte den Gegenstand des Benedettischen Vorschlags, als wir gegen Österreich vorgingen, besetzen und als Pfand für das, was kommen konnte, vorläufig behalten sollen. Wir konnten ihn damals nicht hindern, und daß England ihn angriff, war nicht wahrscheinlich, jedenfalls konnte ers abwarten. Wenn es uns glückte, mußte er versuchen, sich Rücken an Rücken mit uns zu stellen und uns zu weiterm Zugreifen zu ermutigen. Aber (zu Delbrück gewandt, indem er sich etwas vorbeugt und sich dann wieder aufrichtet, wie das bei solchen Gelegenheiten seine Gewohnheit ist) er ist und bleibt ein Tiefenbacher!"[1] Er verbreitete sich dann über Bauffremont. Dieser wäre, sagte er, aus sehr alter, in Burgund reich begüterter Familie, Roué, vortrefflicher Cancantänzer, auf den Tanzsälen der Pariser Grisetten und Kokotten zu Hause, geistreich, aber nichtsnutzig. Nachdem er sein Vermögen durchgebracht hätte, hätte er eine reiche Frau geheiratet und nun auch deren Geld zu verthun angefangen, bis dem eine Scheidung von Tisch und Bett Einhalt gethan habe.

Man hört, daß Keudell Abgeordneter werden will; wenn ich

[1] Wallensteins Lager 10: — — „Sind Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher u. s. f."

recht verstand, gedenkt er im Kreise Nieder-Barnim als Kandidat aufzutreten.

Thiers ist, nachdem er an der Brücke von Sèvres eine Besprechung mit Favre und Ducrot gehabt hat, wieder eingetroffen und hat eine Konferenz mit dem Chef, die von halb neun bis nach halb zehn Uhr dauert.

Man spricht beim Thee davon, daß Favre und Ducrot unsre Waffenstillstandsbedingungen für unannehmbar erklärt hätten, doch solle die Meinung der Kollegen eingeholt werden und Thiers morgen die endgiltige Antwort überbringen.

Ich unterbreche hier die Chronik des Tagebuchs, um einige Erläuterungen zu dem einzuschalten, was im Obigen über Napoleon und Belgien im Jahre 1866 gesagt wurde.

* * *

Daß Frankreich Belgien in jener Zeit erwerben wollte, wenn auch auf einem andern, weniger Entschlossenheit erfordernden Wege als dem oben bezeichneten, ist bekannt. Ein unwiderleglicher Beweis dafür war der hierauf bezügliche Vertragsentwurf, den Benedetti dem Bundeskanzler überlassen hatte, und der kurz nach Ausbruch des Krieges vom Auswärtigen Amte veröffentlicht wurde. Benedetti versuchte in seinem Buche: La Mission en Prusse die Sache dennoch abzuleugnen. Er sagt da auf Seite 197:

„Man erinnert sich, daß ich am 5. August (1866) dem Herrn von Bismarck den Vorschlag eines Vertrags in Bezug auf Mainz und das linke Ufer des Oberrheins vorgelegt hatte, und ich brauche nicht zu sagen, daß Herr Rouher sich am 6. im zweiten Absatz seines Briefes auf diese Mitteilung bezieht. Aber was sie ebenfalls zeigt, und was entgegen den Behauptungen des Herrn von Bismarck festzustellen wichtig ist, ist die Thatsache, daß in Paris niemand davon geträumt hat, Belgien zum Zahlungsmittel in betreff der für Frankreich notwendigen und ihm nach den eignen Worten des preußischen Gesandten gebührenden Zugeständnisse zu machen."

Dem Grafen Benedetti war es, als er dies schrieb, unbekannt, daß den deutschen Truppen während des Krieges gewisse geheime Papiere in die Hände gefallen waren, die ihn widerlegten. Das

Auswärtige Amt aber zögerte nicht, diese Verteidigungswaffe gegen ihn zu gebrauchen. Er erwiderte am 20. Oktober 1871 auf jene Ableugnung ungefähr nachstehendes:

Er (Benedetti) sucht damit und in den darauf folgenden Auseinandersetzungen zwei verschiedne Phasen der dilatorischen Verhandlungen, die der preußische Ministerpräsident mehrere Jahre lang mit ihm geführt hat, zu vermischen. Die Forderung der Abtretung deutschen Gebiets, einschließlich Mainz, die er am 5. und 7. August 1866 an den Ministerpräsidenten richtete, zieht er zusammen mit der spätern Forderung von Belgien und sucht die in den Tuilerien gefundnen und bereits veröffentlichten Briefe ausschließlich auf erstere zu beziehen, während diese doch mit dem von ihm selbst auf Seite 181 erwähnten Briefe des Kaisers an den Marquis de la Valette ihren Abschluß gefunden hatten. Daß beide Phasen sich auch in seiner Auffassung genau scheiden, geht aus seiner in den Händen des Auswärtigen Amts befindlichen Berichterstattung hervor. Er schrieb zunächst unter dem 5. August 1866 einen Bericht über die Mainzer Episode, der in seinem ersten Teile lautet, wie folgt:

„Herr Minister!

Bei meiner Ankunft habe ich die telegraphische Depesche vorgefunden, durch die Sie mich mit dem Texte der geheimen Übereinkunft bekannt machen, die Sie mir der preußischen Regierung zur Annahme vorzulegen vorschreiben. Euer Exzellenz können versichert sein, daß ich keine Anstrengung unterlassen werde, um zu bewirken, daß diese Weisungen allesamt günstige Aufnahme finden, wie lebhaft auch der Widerstand sein mag, dem ich zu begegnen sicher bin. Überzeugt, daß die Regierung des Kaisers sich maßvoll zeigt, wenn sie gegenüber den für die Zukunft von Preußen erlangten Vergrößerungen sich darauf beschränkt, sich die in Ihrem Vorschlage angegebnen Sicherheiten zu stipulieren, würde ich mich schwer entschließen, Abänderungen von irgend welcher Bedeutung auch nur zu dem Zwecke der Berichterstattung an Sie anzunehmen. Ich bin der Meinung, daß bei dieser Verhandlung die Festigkeit das beste, ja ich möchte sagen, das einzige Argument ist, das man passenderweise anwenden kann, und ich werde den festen Entschluß zeigen, jeden Vorschlag abzulehnen, den ich nicht hinnehmen kann,

dabei jedoch bemüht sein, zu zeigen, daß Preußen, wenn es uns die Bürgschaften versagen wollte, die die Ausdehnung seiner Grenzen uns von ihm zu beanspruchen nötigt, sich einer Verkennung dessen schuldig machen würde, was die Gerechtigkeit und die Vorsicht verlangen — eine Aufgabe, die mir leicht zu sein scheint. Indem ich also mit Klugheit verfahren will, habe ich es bei der Gemütsart des Ministerpräsidenten für passend gehalten, nicht gegenwärtig zu sein bei dem ersten Eindruck, den auf seinen Geist die Gewißheit hervorbringen wird, daß wir die Ufer des Rheins bis und mit Einschluß von Mainz in Anspruch nehmen. Zu diesem Zwecke habe ich ihm diesen Morgen eine Abschrift Ihres Vorschlags zugesandt und ihm den besondern Brief dazu geschrieben, von dem Sie hier eine Abschrift beigeschlossen finden. Ich werde morgen versuchen, ihn zu sehen, und ich werde Sie von der Stimmung in Kenntnis setzen, in der ich ihn gefunden habe."

Dieser schriftlichen Mitteilung folgte dann eine Unterredung, die Benedetti in seiner Schrift allerdings kurz erwähnt, aber so, daß er möglichst vermeidet, selbst erzählend aufzutreten. Andernfalls würde er nicht haben verschweigen können, daß er die Forderung seines Ministers in der Ordnung fand und warm befürwortete. Auf die Bemerkung des Ministerpräsidenten, daß diese Forderung den Krieg bedeute, und daß Benedetti gut thun würde, sich nach Paris zu verfügen, um diesen Krieg zu verhüten, erwiderte er, daß er nach Paris gehen werde, aber nicht umhin könne, dem Kaiser aus eigner Überzeugung das Verharren bei seinem Verlangen anzuempfehlen, weil er glaube, daß die Dynastie gefährdet sei, wenn die öffentliche Meinung in Frankreich nicht durch ein derartiges Zugeständnis Deutschlands beschwichtigt werde. Die letzte Äußerung des preußischen Ministerpräsidenten, die er auf die Reise nach Paris mitnahm, lautete etwa folgendermaßen:

„Lenken Sie den Blick Seiner Majestät des Kaisers darauf, daß ein solcher Krieg unter gewissen Umständen ein Krieg mit revolutionären Schlägen werden kann, und daß angesichts revolutionärer Gefahren die deutschen Dynastien den Beweis liefern dürften, fester gegründet zu sein als diejenige des Kaisers Napoleon."

Auf diese Unterredung folgte am 12. August ein einlenkender Brief des Kaisers, durch den der Vorhang über den Anspruch auf

Abtretung deutschen Gebiets fiel. Schon vier Tage nachher aber begann der zweite Akt des Schauspiels, Belgien betreffend. In einem Briefe vom 16. August, der dem Grafen Benedetti durch einen Herrn Chauvy aus Paris überbracht wurde, und der le résumé le plus succint et le plus précis possible seiner Information enthielt, heißt es:

„1. Die Unterhandlung muß einen freundschaftlichen Charakter haben;

2. sie muß im wesentlichen vertraulicher Art sein (worauf die Personen genannt werden, auf die sie beschränkt bleiben soll);

3. je nach den Aussichten auf Erfolg, denen Sie begegnen werden, müssen Ihre Forderungen drei aufeinander folgende Phasen durchlaufen: erstens müssen Sie, indem Sie die Fragen der Grenzen von 1814 und der Annektierung Belgiens in einen Gedanken zusammenfassen, die Abtretung von Landau, Saarlouis und Saarbrücken sowie des Großherzogtums Luxemburg durch einen öffentlichen Vertrag und die durch ein Offensiv- und Defensivbündnis, welches geheim sein würde, zu erlangende Befugnis verlangen, uns schließlich Belgien einzuverleiben. Zweitens, wenn die Erreichung dieser Grundlagen Ihnen unmöglich scheint, müssen Sie auf Saarlouis und Saarbrücken, ja selbst auf Landau, dieses alte Nest (vieille bicoque), welches das deutsche Gefühl gegen uns aufregen würde, verzichten und Ihre öffentlichen Übereinkünfte auf das Großherzogtum Luxemburg, ihre geheimen Übereinkünfte auf die Vereinigung Belgiens mit Frankreich beschränken. Drittens, wenn die einfach und ohne weiteres zu vollziehende Vereinigung Belgiens mit Frankreich zu großen Schwierigkeiten begegnet, so nehmen Sie einen Artikel an, durch welchen man übereinkommt, daß man, um den Widerspruch Englands zu beschwichtigen, Antwerpen zur freien Stadt machen könnte. Aber auf keinen Fall dürfen Sie die Vereinigung Antwerpens mit Holland und diejenige Maestrichts mit Preußen genehmigen. Wenn Herr von Bismarck fragen sollte, welche Vorteile ihm ein derartiger Vertrag böte, so würde die Antwort einfach sein: er sichert sich einen mächtigen Bundesgenossen, er befestigt alle seine Erwerbungen der jüngsten Zeit, er willigt nur in die Wegnahme dessen, was ihm nicht gehört — er legt sich für die Vorteile, die er erlangt, kein einziges ernstliches Opfer auf. Also: ostensibler Vertrag, der uns mindestens Luxemburg zuspricht; geheimer Vertrag,

der eine Offensiv- und Defensivallianz, die Befugnis für Frankreich, sich Belgien in dem Augenblick einzuverleiben, in dem es dies für zeitgemäß erachten wird, das Versprechen des Beistandes, selbst mit den Waffen, von seiten Preußens stipuliert — da haben Sie die Grundlagen des ins Auge zu fassenden Vertrags."

Auf diese Instruktion aus Paris hat Benedetti am 23. August aus Berlin in einem durchweg von seiner Hand geschriebnen Briefe geantwortet, mittels dessen er den Vertragsentwurf, mit dem er beauftragt worden war, einreichte. Auch dieser Entwurf ist von seiner Hand. Er befindet sich, versehen mit den autographen Randbemerkungen, durch die er in Paris abgeändert worden war, im Besitze des Auswärtigen Amtes in Berlin, und so, wie er durch jene Bemerkungen umgestaltet worden ist, stimmt er erst mit dem Exemplar überein, das Benedetti dem preußischen Ministerpräsidenten überreicht hat, und das dieser im Sommer 1870 veröffentlicht hat.

Der Eingang des Benedettischen Briefs vom 23. August 1866 lautet:

„Ich habe Ihr Schreiben erhalten, und ich passe mich nach besten Kräften den Absichten an, die es entwickelt. Ich schicke Ihnen die Redaktion im Anschluß. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, warum Landau und Saarbrücken darin keine Erwähnung gefunden haben, ich bin überzeugt, daß, wenn wir darauf bestünden, wir auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen würden, und so habe ich mich darin auf Luxemburg und auf Belgien beschränkt."

An einer andern Stelle heißt es:

„Es bleibt dabei, daß ich Ihnen einen ersten Entwurf schicke, den wir umgestalten werden, wenn es nötig ist." Wieder anderswo sagt der Brief:

„Sie bemerken, daß wir statt zweier Verträge nur einen einzigen entworfen haben. Ich habe, als ich an die Redaktion ging, anerkennen müssen, daß es schwierig gewesen sein würde, in betreff Luxemburgs Bestimmungen zu kombinieren, die man veröffentlichen könnte. Ich könnte indes den Vorschlag machen, dem Artikel IV, der Belgien betrifft, den Charakter und die Form eines Zusatzartikels geheimer Natur zu geben, indem man ihn an das Ende setzte; aber meinen Sie nicht, daß der Artikel V so wenig bekannt werden sollte wie die Kontrahenten?"

Die Antwort auf diesen Brief des Grafen Benedetti liegt dem Auswärtigen Amte, gleichfalls auf offizielles Papier geschrieben, im Konzept vor. Man ersieht daraus, daß der Entwurf Benedettis in Paris gefiel, daß man aber einige Zeit zum Überlegen der Sache nötig zu haben glaubte. Es ist die Rede davon, daß der König der Niederlande für Luxemburg eine Entschädigung, bestehend in preußischem Gebiete, haben müsse. Die Geldopfer, die der Vertrag fordern könnte, werden erwogen. Es wird die Ansicht aufgestellt, daß die nach der frühern Bundesverfassung giltig gewesenen Besatzungsrechte in den Bundesfestungen erloschen seien, und daß ihre Aufrechterhaltung in Süddeutschland mit der Unabhängigkeit der dortigen Staaten unverträglich sein würde. Man verzichtet auf Landau und Saarlouis, bezeichnet es aber als einen „Akt der Courtoisie," wenn Preußen durch Schleifung der Werke dieser beiden Plätze deren aggressiven Charakter für Frankreich verschwinden lassen wollte. Zugleich wird angedeutet, daß man in Paris die Einigung Deutschlands als eine unvermeidliche Eventualität betrachte, die sich in nicht ferner Zeit vollziehen werde. Man dürfe indes Artikel IV nicht mit Artikel III solidarisieren. Es liege auf der Hand, daß die Ausdehnung der Suprematie Preußens über den Main für Frankreich eine ganz natürliche, fast zwingende Gelegenheit sein werde, sich Belgiens zu bemächtigen; aber es könnten sich auch andre Gelegenheiten darbieten — man müsse sich das ausschließliche Urteil darüber vorbehalten —, eine recht klare und genaue Abfassung des Vorschlags werde Frankreich in dieser Hinsicht eine kostbare Freiheit bewahren.

Wiederholt wird die Erwerbung Luxemburgs als das unmittelbare, die Belgiens als das eventuelle Ziel der Übereinkunft mit Preußen festgestellt und bestimmt, daß dies sowie das Offensiv- und Defensivbündnis geheim zu halten sei. Es heißt dann weiterhin:

„Diese Kombination versöhnt alles, sie benimmt der öffentlichen Meinung in Frankreich ihre Spannung durch Erzielung einer unmittelbaren Genugthuung und durch die Richtung auf Belgien, die sich für die Gemüter daraus ergiebt. Sie bewahrt das notwendige Geheimnis sowohl in betreff des Allianzvertrages als hinsichtlich der projektierten Annexionen. Wenn Sie geglaubt haben, daß selbst die Abtretung Luxemburgs bis zu dem Augenblicke, wo

wir die Hand auf Belgien legen, geheim bleiben müsse, so möchte ich Sie ersuchen, diese Schätzung der Sachlage durch detaillierte Beobachtungen zu rechtfertigen. Denn die mehr oder minder ins Unbestimmte gehende Hinausschiebung des Gebietswechsels könnte sogar eine verhängnisvolle Beschleunigung der belgischen Frage verursachen."

Am Schlusse des Briefes wird Benedetti ermächtigt, wenn er es für nötig erachte, auf einige Zeit nach Karlsbad zu gehen. Graf Benedetti hat diesen Brief am 29. August beantwortet. Hier spricht er zum erstenmale Zweifel aus, ob man auf Preußens Aufrichtigkeit in der Sache werde rechnen können. Er bemerkt, daß ihm ein gewisses Mißtrauen des Grafen Bismarck darüber entgegentrete, ob der Kaiser Napoleon solche Verhandlungen benutzen werde, um in England Argwohn gegen Preußen zu erregen. Er äußert darüber: „Welchen Grad von Vertrauen können wir unsrerseits Leuten entgegenbringen, die solchen Berechnungen zugänglich sind?" Er gedenkt der Mission, die General Manteuffel in Petersburg erfülle, und fürchtet, „daß man preußischerseits anderwärts Zusicherungen erlangt habe, nach denen man davon absehen könne, mit Frankreich zu rechnen. Preußen bedarf, wie Herr von Bismarck dem Könige gesagt zu haben behauptet, des Bündnisses mit einer Großmacht; wenn man das mit Frankreich ablehnt, so liegt der Grund darin, daß man schon versehen oder nahe dabei ist, versehen zu sein." Um Aufklärung hierüber abzuwarten, hält Benedetti den Augenblick für gekommen, auf vierzehn Tage nach Karlsbad zu gehen, wo er sich bereit halten will, auf jedes von Herrn von Bismarck an ihn gerichtete Telegramm nach Berlin zurückzukehren. Während seiner Abwesenheit aber reiste auch der Ministerpräsident von Berlin ab, um erst im Dezember zurückzukehren.

Die geheimen Verhandlungen haben also jetzt mehrere Monate geruht. Später sind sie, immer von Benedetti, zu verschiednen malen wieder aufgenommen worden, und wenn Benedetti auf Seite 185 seines Buches behauptet, es sei ein Irrtum, wenn Herr von Bismarck die Verhandlungen über Belgien, die 1866 stattgefunden, in das Jahr 1867 verlege, so ist daraus nur zu schließen, daß der französische Botschafter auch im Jahre 1867 die im vorhergehenden unterbrochnen, von dem preußischen Teilnehmer nur zum Zwecke

der Hinausschiebung eines Angriffs Frankreichs betriebnen Verhandlungen nach dem Mißlingen des Versuchs mit Luxemburg mit der Beschränkung auf Belgien wieder angeknüpft hat. Die Haltung Frankreichs zur Zeit des Streites über die belgischen Eisenbahnen wird es nach dem Obigen nicht unglaublich erscheinen lassen, daß es selbst damals noch nicht auf die Hoffnung verzichtet hatte, für sein Lieblingsprojekt die Zustimmung Norddeutschlands zu gewinnen.

* * *

Wir kehren nun wieder in das Jahr 1870 und zu den Auszügen aus der Chronik unsres Versailler Lebens zurück.

Sonntag, den 6. November. Früh hört man, daß einer der Luftballons, die in diesen Tagen über die Stadt hinflogen, in der Nähe von Chartres unsern Husaren in die Hände gefallen ist. Die Soldaten hatten ihn angeschossen, sodaß er sank. Die beiden Luftschiffer, die in der Gondel saßen, sind gefangen genommen worden, die Briefe und Papiere, die man konfisziert hat, sollen uns zur Durchsicht übersandt werden. — Ich erfahre, daß Bucher vom Chef vor allem zur Bearbeitung der deutschen Frage herberufen ist; er hat aber wenig zu thun, da Delbrück einen großen Teil dieses Zweigs der Geschäfte an sich genommen hat. Der Chef streicht jenem, wie Bölsing sagt, in seinen Elaboraten selten etwas aus, wogegen von Abekens Konzepten oft kaum ein Drittel stehen bleibt.

Um drei Uhr kommt Thiers wieder, und ich benutze die Gelegenheit zu einem Ausflug zu den Offizieren vom 46. Regimente, die jetzt in Grand Chesnay ihr Quartier haben. Die Herren sind sehr lustig, treiben allerlei Scherz und Possen, während jeden Augenblick das Alarmsignal zum Gefecht rufen kann. Als ich zurückkomme, sagt man mir, daß Thiers nur ungefähr eine halbe Stunde mit dem Kanzler verhandelt habe und mit niedergeschlagner Miene abgefahren sei, wie es hieße, um nicht wiederzukommen.

Bei Tische waren Graf Lehndorff und ein Husarenoffizier zugegen, von dem ich später erfuhr, daß er ein Graf Schröter war. Der Chef erzählte, daß „Johanna“ (seine Gemahlin) an ihn geschrieben habe, und las eine Stelle aus ihrem Briefe vor, in der

es ungefähr hieß: Ich fürchte, daß Ihr in Frankreich keine Bibel findet, und so werde ich Dir nächstens das Psalmbuch schicken, damit Du darin die Prophezeiung gegen die Franzosen lesen kannst: Ich sage Dir, die Gottlosen sollen ausgerottet werden. Desgleichen hat Graf Herbert, der jetzt geheilt ist, „einen verzweifelten Brief" an seinen Papa gerichtet, weil er zu einer Depotschwadron versetzt worden ist. „Er sagt — so bemerkte der Minister —, nun hätte er von dem ganzen Kriege nichts gehabt, als daß er vierzehn Tage mitgeritten wäre und dann drei Monate auf dem Rücken gelegen hätte. Ich wollte sehen, ob sich da was thun ließe, und heute begegnete ich dem Kriegsminister. Der aber riet mir mit Thränen in den Augen ab — er hätte auch in den Gang der Dinge eingegriffen und darüber seinen Sohn verloren."[1]

Er fragte dann plötzlich Abeken: „Was rezitierten Sie denn heute so begeistert draußen im Garten, Herr Geheimrat? Ich konnte nicht herauskriegen, in welcher Sprache es war."

„O, es war deutsch, Exzellenz, Goethe. Es war Wanderers Sturmlied, mein Leibgedicht," worauf er mit Gefühl und Schwung ein Stück davon zum besten gab.

Darauf war die Rede von dem neulichen Treffen bei Le Bourget, und der Chef fand es nicht in der Ordnung, daß der General von Budritzki dabei in die Reihen der vorstürmenden Soldaten[2] eingetreten sein und die Fahne ergriffen haben sollte. „Der General — sagte er — gehört nicht unter die Truppen, sondern dahinter, wo er sie gehörig übersehen und durch seine Adjutanten dirigieren kann. Das hier war nichts als eine Nachahmung Schwerins vom Wilhelmsplatz, Theaterspielen, Dekorationsstück — mehr Hiltl."

Zuletzt sprach man davon, daß Frankreich in Gefahr sei, zu zerfallen. Im Süden namentlich scheint es die Ligue du Midi,

---

[1] Bernhard von Roon, Hauptmann und Batteriechef in der Gardeartillerie, wurde bei Sedan am 1. September tödlich verwundet und starb am 3. September. Roons Denkwürdigkeiten III[4], 205 ff.

[2] Generalleutnant von Budritzki, Kommandeur der 2. Gardedivision, ergriff die Fahne des 2. Bataillons von Königin Elisabeth, als dessen Träger beim Sturm auf die den Eingang des Dorfes sperrende Barrikade gefallen war, und erstieg unter den ersten das Bollwerk. — Im übrigen schilderte der Kanzler seinen Gästen die Verhandlungen mit Thiers sehr eingehend, Abeken 446.

deren Präsident Esquiros ist, auf eine Lostrennung von dem durch Paris regierten Lande abgesehen zu haben. Man geht hier mit dem Plan einer Zwangsanleihe bei den Reichen um, und es heißt, daß Mieroslawski nach Marseille berufen werden soll, um die Bataillone der Roten, die hier das Heft in der Hand haben, zu einer Armee zu organisieren.

Abends die Proklamation des Grafen Chambord an die Franzosen gelesen. Er will sich wie die andern „dem Wohle Frankreichs weihen," er meint, „regieren heiße nicht, den Leidenschaften des Volkes schmeicheln, sondern sich auf seine Tugenden stützen." Statt den Leuten mit solchen allgemeinen Redensarten aufzuwarten, die freilich auf die Regierung der Pariser Advokaten passen, hätte er besser gethan, ihnen zu sagen, wie dem jetzigen Zustande ein Ende zu machen ist. Hört die politische und soziale Verwirrung, die infolge des 4. Septembers nicht bloß über Paris sich ausgebreitet hat, nicht binnen kurzem auf, so wird sich die Ordnung, die der Wunsch Deutschlands und ganz Europas ist, schwer wiederherstellen lassen. Gleichviel, welche Regierung die Republik einmal beerben wird, sie wird das Land, wenn der jetzige Zustand noch lange dauert, mit einer Anarchie behaftet übernehmen, die ihr nicht gestatten wird, mit den Tugenden des Volkes zu rechnen. Sie wird sich auf dessen Leidenschaften stützen müssen.

Montag, den 7. November. Der Chef läßt mich früh nach London telegraphieren: „In fünftägigen Verhandlungen mit Thiers ist demselben ein Waffenstillstand auf Grundlage des militärischen Statusquo von jeder Dauer bis zu achtundzwanzig Tagen behufs Vornahme der Wahlen unter Gestattung derselben in den okkupierten Teilen Frankreichs angeboten worden, auch eventuell Gestattung und Förderung der Wahlen ohne Waffenstillstand. Er war auch nach neuer Besprechung mit der Pariser Regierung in der Vorpostenlinie nicht ermächtigt, das eine oder das andre anzunehmen, er verlangte vor allem Verproviantierung von Paris, ohne militärische Äquivalente bieten zu können. Da diese Forderung den Deutschen militärisch nicht annehmbar war, erhielt Herr Thiers gestern aus Paris die Weisung, die Verhandlungen abzubrechen."[1]

[1] Über diese Verhandlungen siehe noch Verdy 233 ff., Roon III [4], 247 ff.

Aus andern Quellen erfuhr man über die hier angedeuteten Vorgänge und über die nunmehrige Situation noch folgendes. Die Weisung kam Thiers in einem kurzen trocknen Schreiben Favres zu, das ihn nach Tours zurückschickte, wohin er heute abgereist ist. Er ist, wie der Kanzler mir mitteilte, sehr niedergeschlagen gewesen über die thörichte Hartnäckigkeit der Pariser Regenten, die er selbst nicht teilen kann, und die auch mehrere Mitglieder der Provisorischen Regierung nicht zu beseelen scheint. Favre und Picard, namentlich der letzte, sehnen sich nach dem Frieden und sind nur den andern gegenüber zu schwach, ihren Wunsch durchsetzen zu können. Gambetta und Trochu wollen keine Wahlen, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach ihrer Herrschaft ein Ende machen würden. Diese Herrschaft steht aber auch so auf schwachen Füßen. Sie kann in Paris jeden Tag umgestoßen werden, und in der Provinz wanken ihre Stützen ebenfalls. Im Süden erkennen Marseille, Toulouse und eine Anzahl von Departements die Regierung der nationalen Verteidigung nicht mehr an, weil sie ihnen nicht radikal genug, d. h. nicht kommunistisch ist, und hier wie anderwärts steigen bei allen, die zur besitzenden Klasse gehören, die Aussichten der imperialistischen Partei von Tage zu Tage.

Ich machte Artikel in diesem Sinne: wir wären zu allem, was möglich, bereit, aber der Ehrgeiz der Herren Favre und Trochu wiese, um nicht durch die Stimme der wahren Vertreter des französischen Volks gezwungen zu werden, das Heft, das sie durch eine Emeute in die Hände bekommen, loslassen zu müssen, alle unsre Zugeständnisse zurück. Dieser Ehrgeiz allein verlängere den Krieg. Wir dagegen bewiesen durch Nachgiebigkeit bis zur äußersten Grenze, daß wir den Frieden wollten.

Nachmittags war ich wieder eine Stunde draußen bei den Offizieren in Grand Chesnay. Sie erwarteten stündlich, alarmiert zu werden, und wünschten sehnlichst den Beginn des Bombardements herbei.

Auch bei Tische, wo Major von Alten, Flügeladjutant des Königs, sowie Graf Bill und der Leutnant Philipp von Bismarck, der Neffe des Ministers, mit uns aßen, wurde von der Verzögerung des Bombardements gesprochen, und der Kanzler erklärte das durch die Zeitungen gehende Gerücht, daß er es nicht wolle, während die

Militärs dazu drängten, für „unvernünftig und unerklärlich.“ — „Gerade umgekehrt iſts,“ fuhr er fort. „Niemand drängt und treibt mehr dazu, als ich, und die Militärs ſind es, die zögern. Ich verwende einen großen Teil meiner Korreſpondenz darauf, die Bedenken und das ungehörige Rückſichtnehmen der Militärs zu beſeitigen. Es ergiebt ſich dann, daß die Artillerie ſtets mehr Vorbereitungen verlangt, beſonders an Munition — täglich neunzig Wagen —, was offenbar zu viel iſt. Vor Straßburg hat man auch zuviel für notwendig erklärt; denn zuletzt hat man trotz der unſinnigen Verſchwendung von Pulver und Kugeln zwei Drittel der herbeigeſchafften Munition übrig behalten.“

Alten erwiderte, ja, wenn man die betreffenden Forts hätte, ſo wäre man darin dem Feuer der Enceinte ausgeſetzt und müßte von vorn anfangen.

„Das mag ſein — entgegnete der Miniſter —, aber das hätte man doch eher wiſſen ſollen; denn keine Feſtung iſt uns von Anfang an ſo gut bekannt geweſen als Paris.“

Jemand erzählte, daß man zwei Luftballons angehalten und in dem einen zwei, in dem andern drei Perſonen zu Gefangnen gemacht habe.[1] Der Chef meinte, die müßten ohne langes Beſinnen als Spione behandelt werden. Alten ſagte, man werde ſie vor ein Kriegsgericht ſtellen, worauf der Miniſter äußerte: „Da geſchieht ihnen gewiß nichts.“ Er ſprach dann davon, daß Graf Bill ſo ſtark von Kräften und ſo wohl bei Leibe ſei; er ſelbſt wäre in dieſen Jahren ſchlank und mager geweſen. „In Göttingen war ich dünn wie eine Stricknadel,“ ſagte er. Als dann erwähnt wurde, daß man in der vorigen Nacht auf eine Schildwache vor der Villa geſchoſſen habe, die der Kronprinz inne hat, daß der Mann verwundet worden ſei, und daß ihm die Stadt fünftauſend Franken Schmerzensgeld geben ſolle, bemerkte der Chef, daß er bei abendlichen Ausgängen ſeinen Degen nicht mitnehmen werde, wohl aber den Revolver; „denn — ſagte er — ich will mich zwar unter Umſtänden gern ermorden laſſen, möchte aber nicht ungerochen ſterben.“

Abends ließ der Kanzler mich die Nachricht vom Scheitern der Verhandlungen mit Thiers noch einmal telegraphieren, nur in

[1] S. auch Verdy vom 5. November, S. 234.

etwas andern Worten. Als ich mir die Bemerkung erlaubte, der Inhalt der Depesche sei schon am Morgen dem Telegraphen übergeben worden, erwiderte er: „Doch nicht. Hier steht: Graf Bismarck schlug vor u. s. w. Solche feine Nuancen müssen Sie herausmerken, wenn Sie im ersten Auswärtigen Ministerium der Welt arbeiten wollen."

Später wurde ich nochmals zu ihm gerufen. Es sollte telegraphiert werden: „Nach Privatmitteilungen aus Paris ist Favre und die Mehrzahl seiner Kollegen für die Wahlen und den durch Thiers vermittelten Waffenstillstand gewesen; Trochu aber, dagegen agitierend, hat seine Ansicht durchgesetzt."

Dienstag, den 8. November. Früh ein Telegramm abgeschickt, wonach die Personen, die man in den Luftballons gefunden hat, nach einer preußischen Festung abgeführt worden sind, um dort vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, und wonach ferner die Briefe, die man in den Gondeln konfisziert hat, Diplomaten und andre Persönlichkeiten kompromittieren, denen man mit Rücksicht auf ihre Stellung und ihr Ehrgefühl bisher den Verkehr aus Paris gestattet hat. Dieser Verkehr, so führte dann ein diese Funde behandelnder Artikel aus, werde fortan nicht mehr erlaubt sein.

Um halb ein Uhr, während wir frühstückten, empfing der Chef den Besuch eines ältlichen Herrn, der ein seidnes Gewand und ein scharlachnes Käppchen sowie eine Art Schärpe von gleicher Farbe trug. Es war der Erzbischof Ledochowski aus Posen, und man wollte wissen, es handle sich um das Anerbieten des Papstes, zu unsern Gunsten bei der französischen Regierung zu intervenieren. Vermutlich hofft man damit eine Intervention der deutschen Regierung zu Gunsten des Papstes zu erkaufen. Der Erzbischof blieb bis gegen drei Uhr da,[1] und der Chef begab sich, nachdem sich der Kardinal wieder entfernt hatte, zum Könige. Später speiste er beim Kronprinzen, wo auch der inzwischen eingetroffne Großherzog von Baden dinierte.[2]

---

[1] Ledochowski war schon am 4. November gekommen, hatte aber damals den Kanzler nicht sprechen können, Abeken 444 vom 4. November abends, vgl. 448. Die im Texte geäußerte Vermutung ist richtig, vgl. G. u. E. II, 123. H. Kohl in seiner Ausgabe der Politischen Reden V, 200 f., vgl. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 12. November.

[2] Der Großherzog kam am 6. November abends an. Jolly 194.

Vor Tische besuchte ich wieder Haber und seine Leutnants, die jetzt in einem Schlößchen an der Straße bei Chesnay einquartiert waren, das dem bekannten Pariser Arzt Dr. Ricord gehörte. Man war so lustig und zum Scherz aufgelegt wie früher, und die Sehnsucht nach Beginn des Bombardements war auch noch vorhanden. Dazu aber hatte sich das Gerücht eingestellt, daß hochstehende Damen — einer der Herren wollte wissen, die Königin von England — gegen solch energisches Vorgehn wirkten.

Abends einen Brief des Herzogs von Koburg an seine Gemahlin gelesen, der aus der Koburger Zeitung in das Frankfurter Journal übergegangen ist. Es heißt darin: „Vorgestern (es ist der Ausfall vom 21. Oktober gemeint) hatten wir ein sehr ernsthaftes Gefecht; alles war ausgerückt; unsre tapfern Truppen haben den weit überlegnen Feind zurückgeworfen. Leider konnten wir gar keine Artillerie entwickeln, da wir im dichten Walde stehen und mit Feldgeschützen nichts ausrichten können gegen die Geschütze des Forts, die uns mit Projektilen aller Art überschütteten.“ Wir und uns — ich hoffe, daß dies die Leser der Koburger Zeitung nicht geängstigt hat. Der Herzog war nicht in Schußweite, er war es während dieses Krieges überhaupt niemals.

Mittwoch, den 9. November. Trüber, wolkiger Tag. Ich schrieb einen Artikel. Dann wurden wie gewöhnlich Zeitungen gelesen, angestrichen und ausgezogen. Dabei stieß ich in der Kölnerin vom 5. d. M. auf ein anmutiges Seitenstück zu dem Diktum: „Der Zahn der Zeit hat die Mauer mit Moos bevölkert.“ Ein Liebhaber von Bildern schrieb: „Das große Grab bei Sedan, dessen graue Lippen sich donnernd über der Größe Frankreichs schlossen.“ Well roared, lion!

Der Minister wünscht, daß ich mich nach den Antecedentien eines Amerikaners O'Sullivan erkundige, der sich hier unnütz mache und verdächtig erscheine. Ich werde zunächst L. fragen, der bei Fragen über hiesige Persönlichkeiten nicht leicht versagt. Mittags erhielten wir die Nachricht, daß gestern die Festung Verdun kapituliert hat.

Beim Diner waren Delbrück, General Chauvin und Oberst Meydam, der Chef der Feldtelegraphie, Gäste des Chefs. Man sprach zunächst von dem unzulässigen Gebrauche, den vornehme

Herren für ihre Privatangelegenheiten von dem elektrischen Drahte machten.

Der Kanzler sagte nach einer Weile: „Nun telegraphiert, wie ich höre, auch der Augustenburger. Das geht aber doch nicht. Auch der Koburger hat dazu kein Recht. Der Telegraph ist für militärische und diplomatische Zwecke da, nicht für die Küche und den Stall und das Theater der Potentaten. Keiner von diesen hat ein Recht — ihr Recht hört an der deutschen Grenze auf."

Als dann jemand erwähnte, daß bei Epernay die Francstireurs und Bauern die Leitungen gestört und ähnlichen Unfug getrieben hätten, bemerkte der Minister: „Ja, da sollten sie doch gleich drei, vier Bataillone hinschicken und sechstausend Bauern nach Deutschland transportieren, bis der Krieg vorbei wäre."

„Vier- bis sechshundert wären auch genug — meinte Delbrück —, der Schreck würde seine Wirkung nicht verfehlen."

Später kam der Chef auf die französische Presse zu reden und sagte, es wäre ganz unglaublich, mit welchen Invektiven manche Blätter uns bewürfen. „Da habe ich eins dem Könige geschickt — etwas unvorsichtig; denn er wird darin ebenfalls schlecht behandelt —, in dem wird mir allerlei Greuel nachgesagt, den ich in meinem Privatleben begehen soll, ich soll meine Frau mit der Karbatsche prügeln, kein Berliner Bürgermädchen wäre sicher davor, in mein Harem geschleppt zu werden, ich hätte mir Unterschlagungen zu Schulden kommen lassen, mit Dienstgeheimnissen an der Börse spekuliert u. dgl. So was bringen sie doch in Deutschland nicht fertig." *)

„Das Harem ist vermutlich hinten im Garten, in dem Häuschen, wo die Schutzmänner sind," bemerkte Delbrück. „Wenn die französischen Journalisten erst von diesem Häuschen wüßten, was würden sie da für Mysterien erzählen!"

Abends kommt Löwinsohn mit L. Pietsch, der sich die Meinung gebildet hat, daß wir ihn hier nötig haben. Aus welchem Grunde, ist nicht zu sehen. Er erzählt aber eine gute Anekdote aus der Schlacht bei Sedan, die unsern Bohlen freuen wird. Als einer der kleinen Herren, dessen Abneigung gegen Kugelgefahr allgemein bekannt zu sein scheint, in der Nähe des Kronprinzen seitwärts von

*) Vgl. weiter unten.

Fresnois dem Kampfe zusah, verbreitete ein höherer Offizier, um ihn zu schrecken, plötzlich die Nachricht, die Stelle sei gefährlich. Die Herrschaften möchten, so riet er, nicht so dicht an einander treten, es könnten Granaten einschlagen. Dieses Manöver hatte den beabsichtigten Erfolg. Sofort fing Hoheit an, Symptome von Kanonenfieber zu äußern. Er trippelte herum, trat zurück und zur Seite, sah sich um, bückte sich. „Wo sind denn die Pferde?“ fragte er mit steigender Angst. „Wo stehen unsre Pferde?“ und zu seinem Adjutanten gewendet: „S., kommen Sie, S., gehen wir.“ Sprachs und verschwand eilends. „S., kommen Sie“ aber ist unter den Offizieren zum Sprichwort geworden.

Löwinsohn berichtete, daß Chateaudun von unsern Leuten wieder geräumt und von der Avantgarde der Franzosen besetzt worden ist, auch wollte er wissen, daß heute ein Ausfall der Pariser nach den Linien stattgefunden habe, die die Bayern besetzt halten. Von O'Sullivan wußte er nur, daß er ein ehemaliger amerikanischer Diplomat und Anhänger der Sklavenhalterpartei sei, daß er vor seiner Ankunft in Versailles unberufnerweise beim Großherzog von Mecklenburg gewesen, um Vermittlungsversuche anzustellen, und daß er mit einer Empfehlung an den Kronprinzen hierher gekommen sei, bei dem er gestern mit unserm Kanzler gespeist habe. Vermutlich hat er da ebenfalls nicht umhin gekonnt, als Dilettant seine guten Dienste anzubieten.

Dergleichen lästige Geister sollen sich jetzt häufig hier einstellen und das Hotel des Reservoirs mit ihren Projekten und andrer Zudringlichkeit unsicher machen. Auch der Kanzler wird sie nicht immer von vornherein vermeiden können, wenn sie ihm mit ihren Ratschlägen unter die Arme zu greifen kommen. Sehr seltsame Einfälle sind darunter, z. B. Neutralisierung von Elsaß und Lothringen, Verbindung dieser Länder mit Belgien oder mit der Schweiz, Wiedereinsetzung des Kaisers, Wiedereinsetzung der Orleans, Verschenkung Belgiens an die Franzosen, damit sie es nicht übelnehmen, wenn wir Metz, Straßburg und Zubehör behalten, Einverleibung Luxemburgs in Deutschland zu gleichem Zwecke. Es wird vielleicht gut sein, wenn einmal ein Exempel statuiert wird, das diesen hilfreichen Leuten sagt, daß man ihrer Dienste nicht bedarf.

Am gestrigen Morgen hatte ich in der Neuen Freien Presse

einen recht hübschen Artikel: „Der letzte Ritter des Eisernen Kreuzes," womit unser Koburger gemeint war, gefunden und dem Minister hinunter gesandt. Als ich heute abend zu ihm gerufen wurde, fragte ich, bevor ich wieder ging, ob er ihn gelesen habe. „Ja — antwortete er —, und ich habe ihn dem Könige gegeben. Der Verfasser kennt aber nur einen von den Briefen des Herzogs. Es existieren drei oder vier, alle voll von Kugeln und Granaten, die um ihn gepfiffen haben sollen."

Beim Thee wurde u. a. des Gerüchts gedacht, daß bei der Verzögerung des Bombardements auch der Einfluß von Damen mitspiele, und zwar wurden die Königin und die Kronprinzessin dabei genannt.

Nach halb elf Uhr trat der Chef aus dem Salon zu uns, wo er mit dem bayrischen General von Bothmer verhandelt und, wie es schien, militärische Fragen in betreff der in Angriff genommnen größern Einigung Deutschlands besprochen hatte, und blieb wohl noch eine Stunde mit uns zusammen. Als er sich gesetzt hatte, ließ er sich eine Flasche Bier geben. Dann seufzte er ein wenig und sagte: „Ach, ich dachte eben wieder einmal, was ich oft schon gedacht habe, wenn ich doch nur einmal auf fünf Minuten die Gewalt hätte, zu sagen: So wird es, und so nicht. — Daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu betteln hätte bei den einfachsten Dingen. — Das ging doch viel rascher bei Leuten wie Friedrich dem Großen, die selber Militärs waren und zugleich was vom Gange der Verwaltung verstanden und ihre eignen Minister waren. Auch mit Napoleon. Aber hier, dieses ewige Reden- und Bettelnmüssen."

Nach einer Weile äußerte er lächelnd: „Ich habe mich heute viel mit Fürstenerziehung abgegeben."

„Wieso, Exzellenz?" fragte Hatzfeldt.

„Nun, ich habe die Begriffe von mehreren der Herren aus dem Reservoir über das, was sich gehört und nicht gehört, aufgeklärt. Ich habe dem ... durch ... sagen lassen, daß die Benutzung des Feldtelegraphen für seinen Küchengarten und sein Theater nicht statthaft ist. Er nimmt ihn fast allein in Anspruch mit Baumschulen, Choristinnen, Ankauf von Pferden u. dgl. — Und der ... macht es noch schlimmer. — Na, der Reichstag wird da

wohl Ordnung hineinbringen und einen Pflock vorstecken. Ich werde nur nicht dabei sein können." — „Auch das gehört in dieses Kapitel, daß man Leute vor der Thür der Prinzen verhaften läßt, die sie sich zur Tafel geladen haben."

„Wie meinen Sie das?" fragte Hatzfeldt.

„Nun, den Sullivan, der mit mir beim Kronprinzen zu Gaste war. Ein verdächtiger Mensch, der fort muß von hier."

Hatzfeldt fragte: „Haben Exzellenz schon gelesen, daß die Italiener in den Quirinal eingebrochen sind?" — Der Chef antwortete: „Ja, und ich bin neugierig, was der Papst nun thun wird. Abreisen? — Aber wohin? — Er hat bei uns schon gebeten, wir möchten bei Italien vermittelnd anfragen, ob man ihn abreisen lassen würde, und ob dies mit der ihm gebührenden Würde geschehen könne. Wir haben das gethan, und sie haben geantwortet, man würde seine Stellung durchaus achten und danach verfahren, wenn er fort wollte."

„Sie werden ihn nicht gern gehen lassen," versetzte Hatzfeldt. „Es liegt in ihrem Interesse, daß er in Rom bleibt."

Chef: „Ja, gewiß, aber er wird doch vielleicht gehen müssen. Wohin aber? Nach Frankreich kann er nicht, da ist Garibaldi. Nach Österreich mag er nicht. Nach Spanien? — Ich habe ihm — Bayern vorgeschlagen."

Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Es bleibt ihm nichts als Belgien oder — Norddeutschland." — „Er hat in der That schon angefragt, ob wir ihm ein Asyl gewähren könnten. Ich habe nichts dagegen einzuwenden — Köln oder Fulda." — „Es wäre eine unerhörte Wendung, aber doch nicht so unerklärlich und für uns recht nützlich, wenn wir den Katholiken als das erschienen, was wir in Wirklichkeit sind, als die einzige Macht gegenwärtig, die dem obersten Fürsten ihrer Kirche Schutz gewähren könnte. Stofflet und Charette und ihre Zuaven, die gingen gleich nach Hause. Wir hätten die Polen für uns. Die Opposition der Ultramontanen hörte auf — in Belgien, in Bayern. Mallinckrodt träte auf die Seite der Regierung." — „Aber der König will nicht. Er hat Angst, denkt, dann wird alles katholisch in Preußen." — „Ich habe ihm aber gesagt, wenn ihn der Papst um ein Asyl bittet, so darf ers ihm nicht abschlagen. Er muß es gewähren;

denn er hat zehn Millionen katholischer Unterthanen, die den Oberherrn ihrer Kirche geschützt sehen wollen." — „Übrigens mögen Leute mit vorwiegender Phantasie, besonders Frauen, in Rom beim Anblicke des Pomps und des Weihrauchs des Katholizismus und des Papstes auf seinem Thron und mit seinem Segen Neigung empfinden, katholisch zu werden. In Deutschland, wo man den Papst unter sich hätte als hilfesuchenden Greis, als guten alten Herrn, als einen der Bischöfe, der wie die andern ißt und trinkt, eine Prise nimmt, wohl gar auch seine Cigarre raucht — da hats keine so große Gefahr." — „Na und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werds nicht —, so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machens nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken." — Zuletzt kam er auf die komische Seite der Auswanderung des Papstes und seiner Kardinäle nach Fulda und schloß: „Für solche humoristische Auffassung der Sache hat freilich der König keinen Sinn. Aber (lächelnd) wenn mir nur der Papst treu bleibt, so setze ichs doch bei ihm noch durch!"

Er entwickelte diese Gedanken in interessantester, hier aber nicht mitteilbarer Weise noch weiter.[1]

Dann kam man auf andre Dinge. Hatzfeldt erwähnte, daß die Koburger Hoheit vom Pferde gefallen sei. — „Glücklicherweise ohne Schaden zu leiden," fügte Abeken, der soeben hinzugekommen war, mit froher Miene eilig hinzu. Der Chef aber wurde dadurch veranlaßt, von ähnlichen Unglücksfällen zu erzählen, die ihm selbst widerfahren waren.

„Ich glaube — so bemerkte er —, daß es nicht reicht, wenn ich sage, daß ich wohl fünfzig mal vom Pferde gestürzt bin. Vom Pferde fallen ist nichts, aber mit dem Pferde, sodaß es auf einem liegt, das ist schlimm. Zuletzt noch in Varzin, wo ich drei Rippen brach. Da dacht ich: jetzt ists aus. Es war nicht so viel Gefahr, wie es anfangs schien, aber es that doch ganz erschrecklich weh. — Früher aber, in meinen jüngern Jahren, da hatte ich einen merkwürdigen Zufall, der zeigt, wie das Denken des Menschen doch

[1] Vgl. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 12. November. Er war wie der König gegen eine Aufnahme des Papstes in Deutschland.

von seinem Gehirn abhängt. Ich war mit meinem Bruder abends auf dem Heimwege, und wir ritten, was die Pferde laufen wollten. Da hört mein Bruder, der etwas voraus ist, auf einmal einen fürchterlichen Knall. Es war mein Kopf, der auf die Chaussee aufschlug. Mein Pferd hatte vor der Laterne eines uns entgegenkommenden Wagens gescheut, hatte sich mit mir rückwärts überschlagen, und dabei war ich auf den Kopf gefallen. Ich verlor zuerst die Besinnung, und als ich wieder zu mir kam, da hatt ich sie nur halb wieder. Das heißt, ein Teil meines Denkvermögens war ganz gut und klar, die andre Hälfte war weg. Ich untersuchte mein Pferd und fand, daß der Sattel gebrochen war. Da rief ich den Reitknecht und ließ mir sein Pferd geben und ritt nach Hause. Als mich da die Hunde anbellten — zur Begrüßung —, hielt ich sie für fremde Hunde, ärgerte mich und schalt auf sie. Dann sagte ich, der Reitknecht sei mit dem Pferd gestürzt, man solle ihn doch mit einer Bahre holen, und war sehr böse, als sie das auf einen Wink meines Bruders nicht thun wollten. Ob sie denn den armen Menschen auf der Straße liegen lassen wollten? Ich wußte nicht, daß ich ich war, und daß ich mich zu Hause befand, oder vielmehr, ich war ich selber und auch der Reitknecht. Ich verlangte nun zu essen, und dann ging ich zu Bette, und als ich ausgeschlafen hatte am Morgen, war es gut." — „Es war ein seltsamer Fall: den Sattel hatte ich untersucht, mir ein andres Pferd geben lassen und dergleichen mehr — alles praktisch Notwendige that ich also. Hierin war durch den Sturz keine Verwirrung der Begriffe herbeigeführt worden. Ein eigentümliches Beispiel, wie das Gehirn verschiedne Geisteskräfte beherbergt; nur eine davon war durch den Fall länger betäubt worden."

„Ich erinnere mich noch eines andern Sturzes. Da ritt ich rasch durch junges Holz in einem großen Walde, weit weg von zu Hause. Wie ich über einen Hohlweg wollte, stürze ich mit dem Pferde und verliere das Bewußtsein. Ich muß wohl drei Stunden ohne Bewußtsein dagelegen haben, denn es war schon dämmerig, als ich aufwachte. Das Pferd stand neben mir. Die Gegend war, wie gesagt, weit weg von unserm Gute und mir ganz unbekannt. Ich hatte meine Geisteskräfte noch nicht ordentlich wieder. Aber das Notwendige that ich auch hier. Ich machte die Martigal ab,

die entzwei war, und steckte sie ein und ritt auf einem Wege, der, wie ich dann erfuhr, der nächste war — es ging da auf einer ziemlich langen Brücke über einen Fluß —, nach einem nahe gelegnen Gute, wo die Pachtersfrau, als sie den großen Mann mit dem Gesicht voll Blut vor sich stehen sah, davon lief. Der Mann kam dann herbei und wusch mir das Blut ab, und ich sagte ihm, wer ich wäre, und daß ich die zwei oder drei Meilen nach Hause wohl nicht würde reiten können; er möchte mich fahren, was er denn auch that. — Ich muß wohl fünfzehn Schritt fortgeflogen sein bei der Lerche, die ich schoß, und war an eine Baumwurzel gefallen, und als der Doktor den Schaden besah, sagte er, es wäre gegen alle Regeln der Kunst, daß ich nicht den Hals gebrochen hätte."

„Auch sonst bin ich noch ein paar mal in Lebensgefahr gewesen," fuhr der Graf fort. „Zum Beispiel, als die Semmeringbahn noch nicht fertig war — ich glaube, es war 1852 —, da ging ich mit einer Gesellschaft durch einen von den Tunneln oben. Ich erinnere mich, Graf Ottavio Kinsky war dabei, etwas älter als ich, mit gelockten Haaren. Es war ganz finster drin. Ich ging den andern mit einer Laterne voran. Nun zog sich da quer über den Boden eine Schlucht oder Spalte hin, die war wohl fünfzig Fuß tief und etwa anderthalbmal so breit wie der Tisch hier. Darüber hatten sie ein Brett gelegt, das zu beiden Seiten Leisten hatte, damit die Karren nicht abrutschten. Dieses Brett mußte morsch sein; denn wie ich in der Mitte bin, bricht es ein, und ich fahre hinunter, bleibe aber, da ich vermutlich ganz unwillkürlich die Arme ausgebreitet hatte, an den Leisten hängen. Die hinter mir kamen, dachten nun — die Laterne war nämlich gefallen und erloschen —, ich wäre hinabgestürzt, und waren nicht wenig erstaunt, als sie fragten: »Leben Sie noch?« statt von tief unten her ganz oben vor sich — als sie da die Antwort erhielten: »Ja, hier bin ich.« — Ich hatte mich inzwischen auch mit den Beinen angeklammert und fragte, ob ich zurück oder hinüber sollte. Der Führer meinte, es wäre besser, hinüber, und so arbeitete ich mich denn dahin. Der Arbeiter, der uns führte, zündete nun ein Licht an, suchte ein andres Brett und brachte so die Gesellschaft nach. — Man sah mit dem Brette so recht, wie liederlich und leichtsinnig solche Dinge zu der Zeit in Österreich genommen wurden. Denn daß Absicht dabei

gewesen wäre, kann ich nicht glauben. Man haßte mich damals in Wien noch nicht so wie jetzt — im Gegenteil. — Hernach, als wir aus dem Tunnel heraus waren, fuhren wir in einem niedrigen Karren sausend die Bahn hinab. Wir hatten dicke Stöcke, um zu hemmen, und thaten es auch, wenn es um die Kurven ging. Bei der stärksten brachten wirs aber nur mit großer Mühe fertig, daß der Karren nicht aus dem Geleise geriet und in einen der beiden Abgründe fiel, die da waren. In den ganz tiefen konnten wir freilich nicht hinunterfahren, aber in den andern gings auch gegen sechzig Fuß hinab."

Der Chef erzählte dann von einem Falle, wo der alte Baron Meyendorf in Lebensgefahr hätte kommen können. Bei Gastein habe der sich einmal die Rutschbahn hinaufwinden lassen, die, wenn ich recht verstand, den nächsten Weg zu der Höhe bilde, auf der die alten Goldbergwerke sind. „Es mag — sagte er — senkrecht wohl 3000 Fuß bis hinauf sein, und die Bahn ging in einem Winkel von 40 Grad hinauf, indem der Kasten, in den man sich setzen mußte, in einer Rinne lief. Wäre das Seil gerissen, so wäre er mit ungeheurer Geschwindigkeit eine Strecke von wohl 10000 Fuß hinabgesaust und natürlich nicht mit ganzen Knochen unten angelangt."

Donnerstag, den 10. November. Der Winter ist da, und es schneit bei ziemlicher Kälte mehrere Stunden hinter einander.[1] Früh läßt der Chef mich telegraphieren, daß in Frankreich für die ärmern Klassen aus der von der Provisorischen Regierung verfügten Verwendung der Sparkassengelder und des Vermögens von Korporationen für Kriegszwecke Kalamitäten entstanden und weitere zu erwarten seien. Später darf ich zu meiner Information die Akten in betreff der gescheiterten Waffenstillstandsverhandlungen studieren.

Thiers hat in einer Denkschrift dargelegt, wie er und die von ihm vertretnen Regenten Frankreichs sich die Grundlagen des abzuschließenden Waffenstillstandes vorgestellt hätten. Sein Gedankengang ist darin ungefähr folgender: Zweck des Übereinkommens wäre

[1] „Heute haben wir den ersten Schneefall den ganzen Tag über. Es ist dies etwas Unerhörtes in dieser Jahreszeit in Frankreich." Verdy vom 10. November, S. 236.

möglichst baldiges Aufhören des Blutvergießens und Zusammenberufung einer Nationalversammlung, die Frankreich vor den europäischen Mächten als Ausdruck von dessen Willen vertreten und früher oder später mit Preußen und seinen Verbündeten einen Frieden abschließen könne. Der Waffenstillstand würde achtundzwanzig Tage dauern müssen, von denen zwölf für die Berufung der Wähler, einer für die Abstimmung über die Kandidaten, fünf für das Zusammenkommen der Gewählten an einem bestimmten Orte und zehn für die Prüfung der Wahlen und die Konstituierung eines Büreaus zu beanspruchen sein würden. Der Ort der Beratungen könnte bis auf weiteres Tours sein. Die Wahlen müßten in allen, auch in den von der deutschen Armee okkupierten Teilen Frankreichs frei und ungehindert vor sich gehen. Die militärischen Operationen hätten auf beiden Seiten aufzuhören, doch würden beide Teile Rekruten an sich ziehen, Verteidigungsarbeiten vornehmen und Lager einrichten dürfen. Die Armeen sollten sich durch die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel verproviantieren dürfen, dagegen müßten die Requisitionen „als eine Kriegsmaßregel, die mit den Feindseligkeiten selbst suspendiert werden müsse," unterbrochen werden. Die befestigten Plätze ferner würden für die Dauer des Waffenstillstandes nach der Stärke ihrer Bevölkerung und Besatzung verproviantiert werden dürfen. Paris sollte zu diesem Zweck durch vier bestimmte Bahnhöfe an Vieh und verschiednen andern Lebensbedürfnissen folgendes erhalten: 34000 Ochsen, 80000 Schafe, 8000 Schweine, 5000 Kälber, 100000 Zentner Pökelfleisch, das notwendige Futter für jene Tiere mit 8 Millionen Zentnern Heu oder Stroh, dann 200000 Zentner Mehl, 30000 Zentner trockne Gemüse, 100000 Tonnen Kohlen, 500000 Kubikmeter Brennholz, wobei die Bevölkerung von Paris mit Hinzurechnung von 400000 Verteidigern und den Bewohnern der Bannmeile zu 2700000 bis 2800000 Seelen angenommen worden war.

Diese Forderungen der Franzosen waren unannehmbar. Wäre man deutscherseits darauf eingegangen, so würde man die größere und bessere Hälfte der Vorteile aus den Händen gegeben haben, die man in den letztverflossenen sieben Wochen mit großen Opfern und Anstrengungen gewonnen hatte, so würde man, mit andern Worten, sich im wesentlichen in die Lage zurückversetzt haben, in

der man sich am 19. September, als dem Tage, wo unsre Truppen die Einschließung von Paris vollendeten, befand. Wir sollten Paris verproviantieren lassen, das jetzt schon Mangel litt und bald vor der Notwendigkeit, Hunger zu leiden oder sich zu ergeben, stehen mußte. Wir sollten auf unsre Operationen verzichten, die wir gerade jetzt, nachdem durch den Fall von Metz die Armee des Prinzen Friedrich Karl uns zur Verfügung wieder gegeben war, weiter ausdehnen und mit größerm Nachdruck ausführen konnten. Wir sollten die Rekrutierungen und Formationen, durch die die französische Republik sich wieder eine Feldarmee zu schaffen suchte, ruhig gestatten, während unsre Armee keiner Rekrutierung bedurfte. Während wir versprechen sollten, Paris und die übrigen französischen Festungen mit Lebensmitteln versehen zu lassen, sollten wir unsre Truppen ohne die in Feindesland gebotnen Requisitionen ernähren. Alle diese Forderungen sollten wir zugestehen, ohne daß uns die Gegner irgend ein militärisches oder politisches Äquivalent dafür (z. B. für die Verproviantierung die Einräumung von einem oder zwei Forts der Befestigungen um Paris) oder eine bestimmte Aussicht auf Frieden geboten hätten. Die Aussicht, durch die mit dem Waffenstillstande zu verbindende Wahl einer konstituierenden Versammlung zu geordneten Zuständen unter einer allgemein anerkannten Regierung zu gelangen, die die Thierssche Denkschrift als den nächsten Zweck des Waffenstillstandes bezeichnet, lag ohne Zweifel mehr im Interesse der Franzosen als in dem unsern, konnte, wenn man die fortwährend durch aufregende Proklamationen der Provisorischen Regierung genährte Erhitzung der Gemüter bedenkt, nicht einmal als eine sichre betrachtet werden und ließ sich, wenn die jetzige Regierung nur ernstlich dazu geneigt war, auch ohne den ganzen Apparat eines Waffenstillstandes erreichen. Mit diesen Vorschlägen war deutscherseits schlechterdings nichts anzufangen. Die Sache mußte anders gestaltet werden, und so bot der Bundeskanzler Herrn Thiers einen Waffenstillstand auf der Basis des militärischen Statusquo an, der fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Tage dauern und die Franzosen in den Stand setzen sollte, die Wahlen in Ruhe vorzunehmen und die daraus hervorgehende Versammlung zusammentreten zu lassen. Auch dies war ein Zugeständnis von unsrer Seite, bei dem alle Vorteile auf der der Franzosen waren. Wenn, wie Thiers behauptete, Paris noch auf

mehrere Monate mit Lebensmitteln und andrer Notdurft versehen war — was in betreff des Artikels Mehl nicht wohl bezweifelt werden konnte —, so war nicht recht zu begreifen, wie die Provisorische Regierung an der Nichtbewilligung der Verproviantierung einen Waffenstillstand scheitern lassen konnte, der die Pariser höchstens an nutzlosen Ausfällen hinderte. Daneben aber hatte Frankreich den großen Vorteil, daß der widerstandslosen Okkupation weitern französischen Gebiets, zu der unsre vor Metz frei gewordne Armee sich in Bewegung setzte, durch Demarkationslinien Schranken gesetzt wurden. Thiers hat indes dieses sehr annehmbare Anerbieten ablehnen und die Verproviantierung von Paris als unumgängliche Bedingung eines Übereinkommens festhalten müssen, und er ist auch zuletzt nicht ermächtigt worden, dafür irgend ein militärisches Äquivalent, wie etwa die Einräumung eines der Forts um Paris, in Aussicht zu stellen.

Als wir zu Tische gingen, erzählte der Chef, daß der Kriegsminister ernstlich krank sei. Er fühle sich sehr schwach und werde wohl vor vierzehn Tagen nicht aufstehen können.[1] Später scherzte er über das Waschwasser im Hause: „Die Bewohner der hiesigen Wasserleitung scheinen ihre Saisons zu haben. Zuerst kamen die Tausendfüße, die mir zuwider sind — »regt tausend Gelenke zugleich«. Dann die Kellerwürmer, die ich, obwohl sie ganz harmlose Tiere sind, auch nicht angreifen mag — eher eine Schlange. Jetzt sind die Blutegel da. Ich fand heute einen ganz kleinen, der hatte sich zusammengezogen wie ein Knopf. Ich suchte ihn zur Entwicklung zu bringen, aber er wollte nicht — blieb Knopf. Da begoß ich ihn mit dem Brunnenwasser, und jetzt streckte er sich lang und dünn wie eine Nadel und machte, daß er fortkam."

Dann war die Rede von allerlei einfachen, nichtsdestoweniger aber achtbaren Delikatessen, frischen und gesalzenen Heringen, neuen Kartoffeln, Maibutter u. dergl., und der Minister bemerkte zuletzt gegen Delbrück, der diesen guten Dingen ebenfalls seine Anerkennung widerfahren ließ: „Ein verkannter Fisch ist der Stör, den man in Rußland wohl zu schätzen weiß, und der auch bei uns vorkommt. In der Elbe, z. B. im Magdeburgischen, wird er häufig gefangen,

[1] Roon III⁴, 252f.

aber nur von Fischern und geringen Leuten gegessen." Er setzte hierauf seine Vorzüge auseinander und kam dabei auf den Kaviar zu sprechen, dessen verschiedne Sorten er mit Kennerschaft charakterisierte. „Sehr gut — sagte er — ist frischer, den man jetzt auch in Berlin haben kann, seitdem es von Petersburg bis dahin nur vierzig Stunden Eisenbahnfahrt ist. Ich habe dort mehrmals schon welchen gehabt, und eins meiner Hauptgravamina gegen den dicken B. besteht darin, daß er mir vierzig Pfund von diesem Kaviar, die ich dem König einmal schickte, unterschlagen hat. Ich ahnte so was, als der König nichts davon erwähnte und mir nichts dafür wiedergab, und später sagte mir Perponcher, oder wers war, daß er zufällig durch seine Stube gegangen sei, und da habe er ein Faß voll Kaviar mit einem Löffel drin stehen sehen. Das hat mich sehr verdrossen."

Nach einer Weile sagte er: „Wie viele Ähnlichkeiten sich zwischen den Galliern und den Slawen finden, ist mir heute einmal wieder recht deutlich geworden, wo es geschneit hat. Dieselben breiten Straßen, dieselben dicht nebeneinander stehenden Häuser, dieselben oft flachen Dächer wie in Rußland. Bloß die grünen Zwiebeltürme fehlen. Dafür aber andres: Werst und Kilometer, Arschine und Meter ist dasselbe; auch an die Neigung zur Zentralisation, an die Einerleiheit der Anschauungen aller kann man denken, und an den kommunistischen Zug im Volkscharakter."

Er gedachte dann der wunderbaren Welt von heute, die „alles auf den Kopf stelle, was bisher auf den Füßen gestanden habe," und „die seltsamsten Verschiebungen zeige." „Wenn man bedenkt — so erläuterte er —, der Papst vielleicht nächstens in einer protestantischen deutschen Kleinstadt — »Brandenburg an der Havel,« ruft Bohlen dazwischen —, der Reichstag in Versailles,[1] das Corps législatif in Kassel, Garibaldi nach Mentana französischer General geworden, päpstliche Zuaven Seite an Seite mit ihm fechtend" — worüber er sich dann noch eine Weile verbreitete.

„Heute hat auch Metternich[2] an mich geschrieben," sagte er dann plötzlich. „Er will, daß wir Hoyos hineinlassen, damit er die Österreicher heraushole. Ich habe ihm geantwortet, daß sie seit

---

[1] Ebenso Roon III[4], 248 vom 7. November.

[2] Fürst M., österreichischer Botschafter in Paris.

dem 25. Oktober Erlaubnis haben, herauszukommen, daß wir aber niemand mehr hineinlassen — auch keine Diplomaten. Wir empfingen auch keine in Versailles, nur mit ihm würde ich eine Ausnahme machen. Er wird dann vielleicht die österreichischen Ansprüche auf das Bundeseigentum in den deutschen Festungen wieder aufs Tapet bringen."

Man redete von Ärzten und der Art, wie die Natur sich zuweilen selbst helfe, und der Chef erzählte, daß er einmal zwei Tage beim Herzog von (Name unverständlich) gejagt, und daß ihm dabei „recht schlecht um seinen innern Menschen gewesen" sei. „Auch die zwei Tage Jagd und die freie Luft halfen nicht. Da kam ich den Tag darauf zu den Kürassieren in Brandenburg, die einen neuen Becher bekommen hatten (ich glaube, er sagte auch, daß sie ein Jubiläum feierten). Ich sollte zuerst daraus trinken und ihn einweihen, dann sollte er herumgehen. Es war etwa eine Flasche drin. Ich aber hielt meine Rede und trank und setzte ihn leer wieder hin, was sie sehr verwunderte, da man den Leuten von der Feder nicht viel zutraut. Es war aber noch Göttinger Übung. Merkwürdiger- oder vielleicht nicht merkwürdigerweise war mir darauf vier Wochen lang so wohl um den Magen wie nie. Ich versuchte es später noch verschiedne male, mich ebenso zu kurieren, aber niemals wieder mit so erfreulichem Erfolge." — „Da erinnere ich mich auch, einmal, bei der Letzlinger Jagd unter Friedrich Wilhelm dem Vierten, da sollte ein Vexirbecher aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Ersten ausgetrunken werden. Es war ein Hirschgeweih, das so gemacht war, daß man die Höhlung, in die etwa dreiviertel einer Flasche ging, nicht an die Lippen setzen konnte, während man doch nichts verschütten sollte. Ich nahm es und trank es aus, obwohl es sehr kalter Champagner war, und meine weiße Weste zeigte nicht einen verschütteten Tropfen. Die Gesellschaft machte große Augen, ich aber sagte: »Noch einen.« Der König aber, der sich offenbar ärgerte, daß ichs so gut gemacht hatte, rief: »Nein, das geschieht nicht,« und so mußte es unterbleiben." — „Früher waren solche Kunststücke notwendiges Erfordernis zum diplomatischen Gewerbe. Da tranken sie die Schwachen unter den Tisch, fragten sie aus nach allerlei Dingen, die sie wissen wollten, und ließen sie in Sachen willigen, die gegen ihre Instruktion

waren, oder zu denen sie mindestens keine Vollmacht hatten. Sie mußten auch gleich unterschreiben, und wenn sie dann nüchtern wurden, wußten sie nicht, wie sie dazu gekommen waren."

Weiter bemerkte der Minister, ich weiß nicht mehr, wodurch veranlaßt, alle Familien stürben aus, die in Pommern zu Grafen gemacht würden. „Das Land erträgt es nicht," fügte er hinzu. „Ich weiß wohl zehn oder zwölf Familien zu nennen, denen es so gegangen ist." Er nannte einige. Dann fuhr er fort: „Und so wehrte ich mich anfangs sehr dagegen. Zuletzt ließ ichs geschehen, aber ich habe noch jetzt meine Befürchtungen."

Als der Braten auf den Tisch kam, fragte der Chef: „Ist das du cheval?" Einer der Anwesenden antwortete, nein, es wäre Rind. Er sagte: „Es ist doch eigen, daß man kein Pferdefleisch ißt, wenn man nicht muß, wie die in Paris drinnen, die nun bald nichts andres mehr haben werden. Es kommt wohl davon, daß uns das Pferd näher steht als andre Tiere. Man ist als Reiter gewissermaßen eins mit ihm. (»Ich hatt einen Kameraden« — »als wärs ein Stück von mir.«) Es ist uns auch an Verstand am nächsten. Mit dem Hunde ists ebenso. Du chien soll ganz gut schmecken, und doch essen wir es nicht."

Einer der Herren äußerte sich abfällig, ein andrer lobend über den Geschmack von Hundebraten. Dann nahm der Chef seinen Faden wieder auf, indem er sagte: „Je ähnlicher uns etwas ist, desto weniger mögen wir es. Es muß sehr ekelhaft sein, Affen zu essen, wo die Hände wie menschliche aussehen."

Man erinnerte daran, daß die Wilden in Südamerika Affenfleisch genießen, und kam auf Menschenfresser zu reden.

„Ja — entgegnete er —, aber das ist doch ursprünglich aus Not geschehen, und auch hier denke ich gelesen zu haben, daß sie die Weiber vorziehen, also wenigstens nicht ihr eignes Geschlecht. Wenn man bei uns Menschen äße, so würde ich, glaub ich, auch eher von einer Frau essen als von einem Manne. Die schmecken süßer und zarter." — „Sonst ißt man von Tieren nicht gern Fleischfresser — Raubzeug, Wölfe, Löwen — nun ja, Bären, aber die leben doch weniger von Fleisch als von Pflanzen. Ich mag nicht einmal von einem Huhn essen, das mit Fleisch gefüttert ist — nicht einmal die Eier."

Löwinsohn berichtet, als er abends kommt, um sich Material zu holen, daß O'Sullivan, der beiläufig früher Gesandter der Vereinigten Staaten in Lissabon gewesen ist, richtig den Rat bekommen hat, abzureisen, und daß er schon fort ist. Der immer findige Mann hat ferner herausgebracht, daß die New York Times, nach deren Quellen er sich auf meine Bitte erkundigt hat, bei uns von zwei Korrespondenten bedient wird, einem Mr. Scofferen, der beim Jägerhauptmann von Strantz in Ville d'Avray Gast ist, und einem Mr. Holt White, der sich in Saint Germain aufhält. — Nach acht Uhr ist Graf Bray beim Chef oben im kleinen Empfangszimmer.

Freitag, den 11. November. Diesen Morgen scheint nach dem von Nordwesten her erdröhnenden Kanonendonner der „Bullerjan" unsrer Sechsundvierziger wieder einmal besonders übler Laune zu sein und Feuer und Flammen zu speien. Wir dagegen sitzen noch immer stumm und zahm da. — Der Chef läßt mich die Einnahme von Neu-Breisach[1] telegraphieren und wünscht, daß ich mit dem Engländer Robert Conningsby spreche, der ihn als Korrespondent mehrerer englischer Blätter um eine Audienz gebeten hat. Ich soll ihm vorstellen, daß der Kanzler bedaure, dazu keine Zeit übrig zu haben. Zuletzt gab er mir den Brüsseler Indiscrète, indem er bemerkte: „Hier ist eine wunderbare Lebensbeschreibung von mir, die sehr komisch ist. Sie werden finden, daß sie so gut zu meiner Natur paßt, wie die Bilder, die man dem Texte beigefügt hat, zu diesem. Vielleicht eignet sich etwas davon für unsre Presse" (Friedrich der Große ließ auch Pasquille auf ihn dem Publikum zugänglicher machen).

Ich erledigte diese Aufträge und fand zunächst in Conningsby einen netten, verständigen Mann, der uns wohl zu wollen schien. Er hatte eine Deutsche zur Frau, aber unsre Sprache hatte er sich nicht angeeignet. — Zurückgekehrt nahm ich den Indiscrète vor. Er war das Blatt, auf das sich der Chef neulich bezogen hatte, als er über die Unthaten klagte, die ihm die französischen Journalisten nachredeten. Ich notierte mir einiges als Probe der Fülle von geschmacklosen, plumpen und unsinnigen Verleumdungen, mit

[1] 10. November.

denen die französische Presse uns in dieser Zeit bekämpfte. Es hieß da u. a. von unserm Kanzler:

„Er profitierte persönlich und zwar reichlich von den diplomatischen Andeutungen der Ereignisse, die sich im Dunkeln vorbereiteten, und von dem Einflusse, den die ernsten Nachrichten auf die öffentlichen Fonds ausüben mußten, wenn sie allgemein bekannt wurden; er machte sich das in der Weise zu nutze, daß er mit sichrer Hand für sich an den Hauptbörsen von Europa spielen ließ. Er hatte sich bei diesen schändlichen Spekulationen auf den guten Glauben des Publikums mit einem Herrn Bleichröder, einem jüdischen Bankier in Berlin, zusammengethan." — „Die Raubgier Bismarcks brachte auf diese Art kolossale Summen Gelds zusammen, die er mit dem Bankier und dessen Helfershelfern teilte." —

„Bismarck macht sich als großer Herr mit liederlichen Gewohnheiten häufig das Vergnügen, schöne Damen zu entführen. Wie in seiner Jugend, so trieb ihn auch später zu wiederholten malen seine Lüsternheit an, durch seine Agenten eine Tochter aus dem Hause ihres Vaters, eine Ehefrau aus dem ihres Gatten wegschleppen zu lassen. Eine solche gewaltsame Entführung betraf eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit in Breslau. Er ließ sie an einen Ort bringen, den er in eine Art Serail umgeschaffen hatte. Als er nach einiger Zeit seine Leidenschaft gestillt hatte, warf er seine gierigen Blicke auf eine andre. Man führt außer andern Fällen den an, wo er, verliebt in eine Nonne von wunderbarer Schönheit, diese aus ihrem Kloster fortschleppen und in seine Hände liefern ließ." — „Man zählt in Berlin an fünfzig uneheliche Kinder von ihm. Als entmenschter Gatte macht er seiner rechtmäßigen Frau unaufhörlich Verdruß, er läßt sie die Last seines launenhaften, hitzigen, boshaften und brutalen Wesens fühlen. Er vergißt seine hohe Stellung und behandelt sie wie ein preußischer Bauer, d. h. er traktiert sie mit der Karbatsche, und wie es in Deutschland heißt, kommt das keineswegs selten vor. Im Jahre 1867 wurde er vom Dämon der Eifersucht ergriffen, als er hörte, daß eine seiner Maitressen sich mit einem hübschen russischen Herrn von Adel ins Theater begeben habe. Indem er sich das Recht zusprach, die, der er ein Jahrgehalt gab, zu prügeln, drang er in die Loge ein, in der sie sich befand, und bearbeitete mit kräftigen Karbatschen-

hieben die runden Schultern der Schönen." — „Als dieser Vesuv von einem Diplomaten im Juni 1867 in Paris war, ging er häufig des Abends in bürgerlicher Kleidung, oft auch inkognito aus, um auf die nächtlich umherschweifenden Schönen Jagd zu machen; man hat ihn abends auf dem Bal Mabille erkannt."

„Folgen wir Bismarck Schritt für Schritt auf den Etappen seines Lebens, so sehen wir ihn immer aus der Politik ein Gewebe von Intriguen machen und dem Ehrgeiz eines stolzen Despoten alles das zur Verfügung stellen, was der menschliche Geist auf dem Gebiete verschlagner Tücke, schurkischer Gesinnung und verbrecherischer Denkart in sich bergen kann. Indem er 1863 dem Volke Preußens seine Freiheit raubte, indem er 1864 das schwache Dänemark niederschlug, dem er zwei Herzogtümer entriß, indem er 1866 Österreich erniedrigte und das Königreich Hannover, das Kurfürstentum Hessen, das Herzogtum Nassau und die freie Stadt Frankfurt wegnahm, indem er diese Staaten entsetzlich prellte, indem er 1870 Frankreich abwürgte, es zu Grunde richtete und ihm den Ölzweig des Friedens versagte, hat Herr von Bismarck immer nur mit kaltem Blute auf den Tod der Unschuldigen spekuliert. Dieser hochfahrende, anmaßende und brutale Mensch wohnt fühllos der Hinrichtung ganzer Völker bei und zeigt der Welt, wie weit es die Menschenseele im Raffinement der Grausamkeit bringen kann."

„Von 1867 an bereitete Preußen mit Eifer den Krieg vor, den es in Zukunft gegen Frankreich zu führen vorhatte. Ohne Unterlaß wurde gerüstet, wurden die Elemente formiert, die es zum Gelingen nötig hatte. Bismarck als Kanzler des neuen Nordbundes, Roon als Kriegsminister, Moltke als Chef des Generalstabes standen, jeder in seinem Kreise, den geheimen Plänen und dem Ehrgeize des stolzen Despoten zur Seite, der Preußen regiert. Moltke in Person und Offiziere des Generalstabes der preußischen Armee durchstreiften einen Teil Frankreichs, um sich an Ort und Stelle von der Genauigkeit der Notizen zu überzeugen, die der preußischen Regierung eingeschickt worden waren. Sie nahmen Pläne der französischen Festungen, topographische Pläne auf, machten sich Notizen über die Modelle, die für das neue Bewaffnungssystem bestimmt waren. (Es werden einige unglaubliche Beispiele dieser Auskundschaftung der starken und schwachen Seiten Frankreichs mit-

geteilt). Auf Bismarcks und Roons Anregung verbreitete sich eine Wolke von Spionen, hierarchisch gegliedert, reichlich bezahlt, die einen verkleidete Offiziere, die andern dem bürgerlichen Stande angehörig, über ganz Frankreich und berichtete mit Genauigkeit alles, was ihr fleißiges Nachforschen beobachtete. Hohe Beamte des Departements des Krieges und des Innern wurden mit fabelhaften Summen gewonnen, die Einzelheiten zu liefern, die die preußische Armee kennen zu lernen ein Interesse hatte. Die Legion von Verrätern, die sich in die Armee Frankreichs eingeschlichen hatte, ist allein daran schuld, wenn Preußen imstande war, mit seinen Truppen so leicht zu manövrieren und mit erdrückenden Massen bloße Korps der französischen Armee zu überfallen. Diese heimliche Verräterei ist während des Feldzugs von 1870 nach und nach an den Tag gekommen; die französische Regierung hat Beweise dafür in Fülle."

Kann man unverschämter und zugleich abgeschmackter lügen? Und was für ein Publikum muß das sein, bei dem man dabei auf Glauben rechnet!

Beim Frühstück wurde erzählt, daß Orleans von unsern Truppen wieder geräumt worden sei,[1] und daß die Bayern unter von der Tann dort nur 16000, die Franzosen aber 40000 Mann stark seien.

„Schadt nichts," rief Bohlen. „Übermorgen ist der Prinz Friedrich Karl heran, und dann wird der Gallier gehauen."

Der Chef aß heute nicht mit uns. Den ganzen Tag über hatten wir wechselndes Wetter, bald graupelte oder schneite es, bald that sich der blaue Himmel auf, und die Sonne schien. Abends kommt Löwinsohn und bringt die Nachricht mit, daß der Schriftsteller Hoff, der früher mit ihm den Nouvelliste herausgegeben, sich vergiftet hat und morgen begraben werden soll. Er habe vom Stadtkommandanten die Weisung bekommen, Versailles ohne Verzug zu verlassen, weil er sich vor einigen Wochen in einem Feldpostbriefe an die Nationalzeitung darüber beschwert hatte, daß die englischen Korrespondenten im Hauptquartier vor den deutschen bevorzugt

[1] Orleans wurde vom I. bayrischen Korps in der Nacht des 8. November geräumt.

würden, was beiläufig ganz richtig ist, aber nicht von der Rue de Provence ausgeht. Hoff sei der Sohn eines hervorragenden badischen Abgeordneten und der Bruder des Düsseldorfer Malers. Er habe auch in die Hamburger Nachrichten sowie in die Augsburger Allgemeine Zeitung geschrieben, und schon seit 1864 in patriotischem Sinne. Der Großherzog von Baden, an den er sich gewandt, oder dessen Umgebung habe erklärt, nichts für ihn thun zu können, und so hätte der Arme sich mit Schande bedroht geglaubt und nicht mehr leben mögen, zumal da er mit der Ausweisung auch den Verlust seiner Korrespondenzen vor sich gesehen habe.

Der Chef bemerkte, als ich ihm den Fall mitteilte: „Das ist doch recht schade, aber er ist ein Hansnarr; wenn er sich an mich gewandt hätte, so wäre ihm die Sache erspart worden."

Beim Thee wurde Hoff von Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen ebenfalls lebhaft bedauert, da auch Graf Solms ihn gegen sie als einen wohlgesinnten und uns nützlichen Menschen gelobt hatte. Bohlen knüpfte dann an diese Ausweisungsgeschichte näheres über die des honorabeln O'Sullivan. Der Chef hätte, als er neulich beim Kronprinzen speiste, neben dem Amerikaner gesessen und sich mit ihm unterhalten, dabei aber hätte sich seiner das bestimmte Gefühl bemächtigt, daß der Herr mit dem irischen Namen ein politischer Schwindler sei. Nach Tische hätte er infolge dessen mit dem Kronprinzen gesprochen und ihn gefragt, wer ihm den empfohlen habe. — Der Herzog von Koburg, wäre die Antwort gewesen. — „Nun, Sie nehmens mir wohl nicht übel, Königliche Hoheit, wenn ich ihn verhaften oder wegschaffen lasse?" hätte darauf der Chef gesagt. „Er macht mir den Eindruck, ein Spion und Schwindler zu sein." — „Ganz und gar nicht," hätte der Kronprinz erwidert, und darauf sei Stieber beauftragt worden, sich näher nach dem Herrn zu erkundigen. Dies sei geschehen, und die Folge sei gewesen, daß O'Sullivan durch Blumenthal zu sofortiger Abreise aufgefordert und diese Weisung, obwohl seine Frau behauptete, er sei krank, aufrecht erhalten worden sei.

Bohlen, der heute besonders mitteilsam gestimmt schien, erzählte dann noch verschiedne anmutige Geschichtchen von den Herrschaften im Hotel des Reservoirs und zuletzt eine Anekdote von unserm Minister, die wir notieren wollen, obschon anzunehmen ist, daß bei

ihr der Erzähler ein wenig von dem Eignen hinzugethan oder sagen wir, sie auf seinen Ton gestimmt hatte. Sei dem, wie ihm wolle, der Graf berichtete, daß in Commercy eine Frau zum Minister gekommen sei, um ihm zu klagen, daß man ihren Mann, der nach einem Husaren mit dem Spaten geschlagen habe, verhaftet habe. „Der Minister hörte sie mit wohlwollender Miene an — erzählte unser Gewährsmann weiter —, und als sie fertig war, sagte er, ebenfalls mit dem größten Wohlwollen: »Na, gute Frau, Sie können ganz sicher sein, daß Ihr Mann — dabei strich er sich mit den Fingern um den Hals — nächstens aufgehangen wird.«"

Die neue imperialistische Zeitung Situation mag ihre Gebrechen haben, sie hat aber auch ihre Meriten. So ist das, was sie in diesen Tagen über die Verwendung Garibaldis in diesem Kriege bemerkte, ohne Zweifel ganz richtig. Es heißt da: „Die Gegenwart Gambettas in Tours hat dort wieder einiges Vertrauen erweckt. Man hofft, er werde der Organisation der Verteidigung neue Thätigkeit einflößen. Indes hat der erste Akt, den der genannte junge Diktator vorgenommen hat, eben keinen sonderlichen Eindruck gemacht. Dieser erste Akt war die Ernennung Garibaldis zum Obergeneral der Franctireurs des Ostens. Garibaldi ist in Frankreich nie als eine ernste Erscheinung aufgefaßt worden. Er wird als General der komischen Oper betrachtet, und man fragt sich mit Ungeduld: Sind wir denn wirklich schon so weit heruntergekommen, daß wir unsre Zuflucht zu dieser politischen Theaterpuppe nehmen müssen? Unter dem Vorgeben, die Begeisterung zu erwecken und der Nation Schwung zu verleihen, verletzt man die Eigenliebe der Nation bis ins Innerste hinein. Aber Sie wissen ja, die Leute, die sich angemaßt haben, uns zu regieren, sind Advokaten, sie lieben den Redepomp, die großen tönenden Phrasen, die Theatercoups. Die Ernennung Garibaldis ist eins von diesen Effektstücken, das man mit wirkungsvollen Redensarten ausstaffiert hat; im Munde der Regierung der nationalen Verteidigung bedeutet diese Ernennung die Vereinigung der freien Völker, die republikanische Solidarität. Indes wäre möglich, daß Herr Gambetta, ärgerlich geworden über Garibaldis Manieren und seine Gegenwart in Tours, die leicht ein Element des Zwiespalts werden kann, ihn vorzüglich deshalb nach dem Osten geschickt hätte, um sich seiner zu entledigen. Man

bezweifelt stark, daß er etwas leisten wird, aber die Leute, die immer Argumente zur Hand haben, sagen uns: »Es ist ein glorreicher Name«, und damit denken sie alles beantwortet zu haben."

Sonnabend, den 12. November. Früh heller Himmel. Der Chef bekommt von Militärmusik ein Morgenständchen. Später werde ich zu ihm gerufen, um Aufträge zu empfangen. Ich ziehe Berichte über die Vergangenheit Cluserets, des alten Soldaten der roten Revolution, aus, der jetzt die Streitkräfte der im Entstehen begriffnen südlichen Föderation organisieren soll, und stelle die Zahlen der seit der Kapitulation von Metz wieder in die deutsche Gefangenschaft geratnen Franzosen zu einer Übersicht zusammen. Es sind beinahe 14000 Mann, die sich in Schlettstadt, Fort Mortier, Neubreisach, Le Bourget, Montereau, Verdun und bei einigen kleinern Affairen ergeben haben und nun auf dem Wege nach Deutschland sind.

Beim Frühstück ist Wollmann, der eben angekommen ist, zugegen. Beim Diner haben wir Dr. Lauer als Gast unter uns. Es giebt geräucherte Maränen, pommersche Gänsebrust, eine Stiftung Buchers, der sie seinerseits als Liebesgabe von Rodbertus bekommen hat, Magdeburger Sauerkraut und Leipziger Lerchen, vermutlich ebenfalls Gaben der Heimat. Bei den Maränen wird der Chef abgerufen. Er geht durch den Salon und kommt durch die eine der auf die Hausflur mündenden Thüren mit einem Offizier in preußischer Uniform, der einen Vollbart trägt, in das Speisezimmer zurück, durch das sie sich dann in den Salon begeben. Man hört, daß der Offizier der Großherzog von Baden ist. Nach etwa zehn Minuten ist der Minister wieder bei uns. Er ist sehr verdrießlich und ungehalten und sagt: „Das wird doch zu arg. Nicht einmal beim Essen Ruhe. Zuletzt laufen sie einem noch bis ins Schlafzimmer nach. Das muß aufhören. Es ist in Berlin nicht so. Da melden sich die Leute, die etwas von mir wollen, schriftlich an, und ich bestimme ihnen eine Stunde, die mir paßt. Warum nicht auch hier?"

Er ißt etwas. Dann bemerkte er den aufwartenden Kanzlei-

[1] Abeken 450. Es war gegen zehn Uhr, denn früher hätte es den Kanzler gestört.

dienern: „Merken Sie sichs, künftig sagen Sie in solchen Fällen, ich bin nicht zu Hause. Wer jemand unangemeldet zu mir läßt, kommt in Arrest und geht dann nach Berlin.“

Er ißt wieder ein paar Bissen, kann sich aber über den Besuch, der ihm das Diner gestört hat, noch immer nicht beruhigen und sagt: „Und wenns noch was Wichtiges wäre. — Aber er soll sehen. Nächstens überfalle ich ihn ebenso und mit was Dienstlichem, wo er mich nicht abweisen kann.“

Man spricht dann von Roons Asthma, mit dem es nach Lauers Äußerungen besser geht. Aber der Grimm über das Erscheinen des Großherzogs zur Essenszeit arbeitet im Gemüte des Chefs augenscheinlich fort. „Was trinkt man nur eigentlich auf den Ärger zu den Maränen?“ fragt er Lauer, der ihm, ich weiß nicht, was, empfiehlt. „Ich leide nämlich an galligem Erbrechen, wenn ich mich beim Essen über was erzürnt habe, und hier war wirklich Ursache zum Verdruß. Die denken, man ist nur für sie da.“ Dann wieder zu den Kanzleidienern: „Sie konnten doch gleich den roten Lakaien abweisen und sagen, ich wäre nicht zu Hause. Merken Sie sich das. Und du, Karl (zu Bohlen gewandt), mußt auch dafür sorgen, daß hier Ordnung gehalten wird.“

Man kam auf Arnim-Boitzenburg zu sprechen, den frühern Minister, von dem der Chef sagte, daß er in Aachen sein Vorgesetzter gewesen sei,[1] und den er als „liebenswürdig, gescheit, aber zu keinem stetigen Handeln und energischen Auftreten fähig“ charakterisierte. „Wie ein Gummiball, der aufhüpft und wieder aufhüpft und so fort, aber immer schwächer, und zuletzt ists gar nichts mehr. Erst hatte er eine Meinung, dann schwächte er sie durch Selbstwiderlegung, dann kam ihm wieder ein Einwurf gegen die Widerlegung, bis schließlich gar nichts übrig blieb, und nichts in der Sache geschah.“

Delbrück lobte den Schwiegersohn (Harry von Arnim) als unterrichtet und geistreich, meinte aber, er sei teilnahmlos und ohne Streben.

„Ja — bestätigte der Chef —, er hat keinen Raketensatz im After.“ Dann fügte er hinzu: „Übrigens ist er ein guter Kopf,

[1] 1836/7, als B. Regierungsreferendar war. Bismarck-Regesten I, 3.

aber seine Berichte, heute so, morgen so, oft an demselben Tage zwei grundverschiedne Ansichten — es ist kein Verlaß darauf."[1]

Von dem Mangel an Ehrgeiz bei Arnim nahm jemand Veranlassung, das Gespräch auf das Gebiet der Orden und Titel zu bringen, wo Abeken als Kenner und Liebhaber solcher Delikatessen lebhaft mitsprach, während er vorher zusammengeduckt und mit niedergeschlagnen Augen dagesessen und nur bisweilen einen verstohlnen Blick auf den Minister geworfen hatte, der mit so wenig Ehrerbietung über Hoheiten und sogar über Königliche Hoheiten gesprochen hatte, die noch dazu mit der Majestät verwandt sind. Der Chef erzählte, daß seine erste Dekoration die Rettungsmedaille gewesen sei, die er dafür bekommen habe, daß er seinen Diener aus dem Wasser gezogen hatte.[2] „Exzellenz — fuhr er fort — wurde ich erst auf dem Schloßhofe in Königsberg, 1861.[3] In Frankfurt war ichs wohl, aber keine preußische, sondern eine Bundesexzellenz. Die deutschen Fürsten hatten nämlich beschlossen, daß jeder Bundestagsgesandte Exzellenz sein sollte. Ich habe mich übrigens nicht besonders danach bemüht und hernach auch nicht allzuviel darauf gegeben — ich war ohne das ein vornehmer Mann."

Nach Tische Artikel für Löwinsohn gemacht und andre zum Abdruck angestrichen.

Sonntag, den 13. November. Der Minister blieb heute ungewöhnlich lange im Bett und ging auch nicht in die Kirche. Er schien nervös und in übler Stimmung zu sein, wohl vom vorigen Abend her. Nachdem die gewöhnlichen Morgenarbeiten erledigt waren, ging ich hinaus nach La Celle Saint Cloud, wo Haber mit seinem Premierleutnant auf Vorposten stand, und zwar an einer Stelle, wo der Mont Valérien, den wir neulich vergeblich gesucht hatten, wirklich zu sehen ist. Der Weg durch das Dorf und den Berg hinauf nach dem Replis war bald gefunden und zurückgelegt. Ich mußte dabei eine Lichtung zwischen den Bäumen vermeiden

---

[1] In demselben Sinne ungefähr, nur ausführlicher, äußerte sich Bismarck z. B. im Januar 1894 über H. von Arnim, Tischgespräche II, 393 f. In den G. u. E. mehrfach ähnliche Bemerkungen, wie I, 93/4. 283. II, 147. 166 ff.

[2] 24. Juni 1842, G. u. E. I, 81. Bismarck-Regesten I, 4.

[3] Am 18. Oktober bei der Krönung König Wilhelms. Bismarck-Regesten I, 174.

und einen Umweg machen, da man vom Fort hierher sehen konnte und schon in dieser Richtung geschossen hatte.

Es sieht hier unter dem Wipfeldach des Waldes sehr kriegerisch aus. Kleine Lager und Biwaks mit Gewehrpyramiden, neu gezimmerte Bretterbaracken wie große Hundehütten gestaltet zwischen den Stämmen des Gehölzes, weiterhin kleine weiße Zelte, überall allertiefster Kot. Ich treffe bei einem hübschen mit Grün bewachsenen Häuschen, zu dem eine Brücke von Fensterladen und anderm Bretterwerk über den Schmutz führt, den Premierleutnant Kruska, der mich zu Haber bringt. Dieser hat mit zwei Offizieren, von denen der jüngere neulich in Chesnay als rosenrote Dame verkleidet die Rolle der Cancantänzerin mit so viel Elastizität gab, und einem Militärarzt ein Quartier inne, in das er sich vor drei Monaten schwerlich hineingeträumt haben wird.

Die Herren wohnen in einem Kiosk der Kaiserin und sind in einem Stübchen rechts vom Eingang soeben beim Essen, wobei es — wie seit Wochen, sagt Haber — von animalischen Speisen nichts als Hammelfleisch giebt. Vor dem Hause stehen die Gewehrpyramiden der sechsten Kompagnie des 46. Regiments, daneben liegen auf ausgehobnen Thüren und Jalousien, des Kotes wegen, die Tornister der Leute. Die Thüren, aus denen man auch hier einen Steg über den Schlamm konstruiert hat, sind zum Teil vergoldet. Drin im großen Saal ists voll von polnischen Kriegsleuten, die auf Strohschütten herumliegen und einen ganz erschrecklichen Tabak rauchen. Premierleutnant von Hanstein warnt mich vor dem Sofa in der Stube. Ungeziefer! Er hat heut an sich selbst eine betrübende Erfahrung gemacht. Sonst ists bis auf den ewigen und unabänderlichen Hammel hier auszuhalten, obgleich die Gegend nicht recht geheuer ist. Der Mont Valérien schießt nämlich über den Bergrücken, wo der Kiosk Eugeniens steht, hinweg und bis Louveciennes, und es ist ein Wunder, daß die Franzosen dem Hause noch keine Granate zugesandt haben. Während wir bei der Flasche sitzen, wird vom Fort zweimal gefeuert.

Nach dem Essen führt uns Haber nach dem Observatorium dieses Außenpostens, einem Platze zwischen Maronenbäumen, wo man den bösen „Baldrian“ jenseits des waldigen Abhanges mit bloßen Augen so deutlich sieht, daß sich die Fenster der großen

Gebäude zählen lassen. Über Paris steigt eine schwarze Rauchwolke auf — ein Brand? Man empfiehlt uns Vorsicht. Wir sollen uns möglichst hinter den Baumstämmen halten und an einer offnen Stelle im Graben weiter gehen, den man aufgeworfen hat. Wir erfahren, daß unsre äußersten Vorposten unten am Saume des Waldes stehen, also ungefähr achthundert Schritt von unserm Standorte; ein Stück weiter herauf zieht sich eine zweite Kette von Schildwachen hin. Der Kiosk sehnt sich sehr nach dem Beginn des Bombardements, begreift dessen Verzögerung nicht und will wieder munkeln gehört haben, daß der Einfluß von Damen — „Schürzen," drückte sich der Betreffende aus — dabei mitspiele.[1] Kiosk, ich fürchte, du bist nicht auf falscher Spur.

Nach einer Stunde ging ich wieder, nachdem man mich, der Dämmerung halber, die mich auf dem Wege überfallen konnte, mit dem heutigen Paßworte ausgerüstet hatte. Es lautete: „Freßbeutel, Berlin," während es gestern oder vorgestern „Erbswurst, Paris" geheißen hatte. Nahrhafte Einfälle! Auf dem Wege nach dem Dorfe hinunter überholte ich einen Musketier, der einen gefangnen Zuaven eskortierte. Ich legte die Meile von hier bis auf die Rue de Provence in wenig mehr als einer Stunde zurück.

Der Kanzler ging heute in Generalsuniform mit Helm und mehreren Orden fort, um beim Könige zu speisen. Vorher aß er aber noch bei uns die Suppe und etwas Hühnerragout mit. Bohlen sagte: „Du mußt aber das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloche haben."

„'S ist ja drin," erwiderte der Minister. „Hier. — Sonst mach ichs nicht an. Ich schäme mich vor meinen Söhnen und den vielen, die es verdient und nicht bekommen haben, während die Schlachtenbummler alle damit herumlaufen."

Abends wollte er noch die unwahre Nachricht der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Graf Arnim sei vor seiner Abreise nach Rom im Hauptquartier zu Besuch gewesen, dementiert haben. Dabei bemerkte er: „Ich habe Ihnen übrigens schon mehrmals gesagt, Sie sollen nicht so grob schreiben. Da haben Sie wieder (bei Berichtigung des Artikels von Archibald Forbes in der Daily News,

[1] Diese Ansicht war in der ganzen deutschen Armee vor Paris verbreitet.

ſ. oben) von Hallucination geſprochen. Warum nicht höflich? Ich muß es ja auch ſein. Immer eine ſolche gallige, malitiöſe Sprache. Sie müſſen ſich eine andre Schreibweiſe angewöhnen, wenn Sie in einem ſo vornehmen Auswärtigen Amte arbeiten wollen; oder wir müſſen eine andre Einrichtung treffen. Solche Klopffechterei, gerade wie Braß, der eine brillante Stellung haben könnte, wenn er nicht ſo biſſig wäre."

„Hallucination" war ſein eignes Wort geweſen. Werde aber künftig ſeine Aufträge beſſer ſieben, ſodaß alles Grobe zurückbleibt und nur das Feine in die Preſſe abgeht.

Beim Thee erzählte mir Hatzfeldt, daß er ihn heute gleichfalls „ſehr angefahren" habe; wenn er das lange aushalten ſollte, dankte er — was der Herr Graf ſich vermutlich reiflich überlegen wird.

Ich notierte mir vorgeſtern eine Probe der Art, wie die Franzoſen uns verleumden. Heute ſtoße ich in den Zeitungen auf eine Zuſammenſtellung von Beiſpielen ihrer Verlogenheit in dieſem Kriege. Ein Sammler hat der Poſt eine Addition der Zahlen von Menſchen zugeſandt, die dieſer Krieg uns nach Angabe der franzöſiſchen Bulletins bis jetzt gekoſtet habe. Man traut ſeinen Augen nicht, wenn man die Wunder ſieht, die Chaſſepot und Mitrailleuſe an unſerm Heere verrichtet haben ſollen. Wir haben nach dieſen Berichten von Anfang des Krieges bis Ende Oktober nicht weniger und nicht mehr als ungefähr zwei Millionen Mann verloren, und es befinden ſich darunter eine Menge von erlauchten und berühmten Namen. Der Prinz Albrecht, der Prinz Karl, der Prinz Friedrich Karl, auch der Kronprinz tot, von einer Kugel oder von einer Krankheit dahingerafft. Treskow niedergemäht, Moltke begraben. Sogar der Herzog von Naſſau ſtarb den Heldentod fürs Vaterland, obwohl er gar nicht mit zu Felde gezogen iſt. Der Bundeskanzler iſt unter Schüſſen oder Säbelhieben gefallen, als er den Verſuch gemacht hat, eine Meuterei bayriſcher Soldaten zu beſchwichtigen. Der König endlich iſt, gequält von Gewiſſensbiſſen darüber, daß er „den heiligen Boden" Frankreichs mit Krieg heimgeſucht, in Wahnſinn verfallen. Und ſolche Lügenbolde nehmen ſich heraus, mit mäßigem Witz Löwinſohns biedern Moniteur Menteur zu nennen!

Montag, den 14. November. Der Chef iſt unwohl[1] und

[1] Bismarck klagte am 15. gegenüber Jolly über Unwohlſein; ſeine Galle ſei ruiniert, und ſo ſchlage ihm jeder Ärger auf den Magen, Jolly 199, Brief

bis zum Diner nicht zu sehen. Mittags zwölf Uhr reist Bölsing ab, um über Nanteuil, Nancy und Frankfurt nach Hause zurückzukehren. Bei Tische Graf Maltzahn, starker Herr, Kotelettenbart, blaue Uniform, Johanniter, zugegen. Dieser erzählt, daß Francstireurs in einem Dorfe Husaren von uns angegriffen hätten. Bayrische Jäger, die dabei gewesen wären, hätten die Freischärler aus den Häusern verjagt, und die Husaren hätten sie dann über das Feld hin verfolgt, wobei sie 120 von 170 niedergesäbelt hätten.

„Nun, und die drei übrigen?“ fragt der Chef, der die Zahlen wohl nicht recht gehört hat. „Die sind nicht erschossen? Ja, es ist schlimm, man schont diese Meuchelmörder viel zu sehr. — Ich erinnere mich, in Saint Avold, da hatte ich Mühe (aus der Proklamation, die den Kriegszustand verkündigte?) eine Anzahl von Fällen wegzubringen, für die der Tod angedroht werden sollte. Es blieben — da sie sich sperrten und sagten, das müsse bleiben, das gehöre zum Kriegsgebrauch u. s. w. — da blieben immer noch einhalb Dutzend, die zu viel waren. Und jetzt — auf dem Papier. Wen die Soldaten nicht auf der Stelle totschießen oder hängen, der ist sicher. Das ist aber ein Verbrechen gegen unsre armen Soldaten.“

Löwinsohn erzählt als sicher — will es von Pietsch haben —, daß der Herzog von Koburg bei Bleibtreu ein großes Gemälde bestellt habe, auf dem er während der Schlacht bei Wörth mitten unter die kämpfenden, in Pulverdampf gehüllten Truppen sprengt und von ihnen, als wäre er der Sieger, akklamiert wird. Wenn das wahr ist, kommt das Bild wahrscheinlich neben das von Eckernförde zu hängen. Und warum nicht? Es sieht gut aus. Poetische Lizenz, weshalb nicht auch malerische Lizenz? Künstler sind keine Geschichtschreiber.

Beim Thee äußert Hatzfeldt, daß Rußlands Haltung ihn besorgt mache; es scheine bei Gelegenheit des jetzigen Krieges den Frieden von 1856 annullieren zu wollen, und darüber könnte es zu bedenklichen Dingen kommen. — Ob der Chef wohl gleicher Ansicht ist?[1]

Man könnte nach manchem Eintrag auf den vorigen Blättern

---

vom 18. November. „Gallige Magenleiden“ nennt er seinen Zustand in einem Briefe an Roon von demselben Tage, Roon III⁴, 253.

[1] Vgl. G. u. E. II, 104. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 14. November.

meinen, daß den Franzosen alles politische Urteil abhanden gekommen sei und nur noch die Leidenschaft und die Verblendung das Wort führten. Indes giebt es doch Ausnahmen und möglicherweise viele, die ihre fünf Sinne noch beisammen haben und ihre Vernunft zu brauchen imstande sind. Ein Brief, der in diesen Tagen im Moniteur veröffentlicht werden soll, weist mit seinen Gedanken auf eine Ausnahme hin. Es heißt darin — ein wenig rhetorisch, aber dem Inhalt nach recht verständig:

„Wie sollen wir aus der Sackgasse herauskommen, in die Frankreich sich verrannt hat? Ein großes Land zerstückelt, gespalten, gelähmt durch die Gewalt, die es beherrscht, und noch mehr durch die Wirren, die von ihm selbst ausgehn, eine ganze Nation ohne Regierung, ohne Oberhaupt, ohne bekannte Zentralgewalt, ohne einen Mann, der sie vertreten und für sie sprechen könnte — das ist unsre Lage. Kann sie ins Unendliche sich verlängern? Sicherlich nein. Aber wie herauskommen? Das ist die Frage, die sich alle verständigen Leute vorlegen, die Frage, die auf allen Seiten aufgeworfen wird, und auf die es keine Antwort zu geben scheint. Man muß indes eine finden, sie muß bald gefunden werden und eine entscheidende sein.

„Wenn man sich fragt, welche Autorität nach diesem großen Schiffbruch noch aufrecht steht, so sieht man nur eine, eine einzige, an die das Land sich wie an die letzte Hilfe anklammern könnte, und das sind die Generalräte. Diese sind die einzige Autorität, um die sich Frankreich in seiner verzweifelten Lage sammeln kann, weil sie gegenwärtig die einzigen sind, die ein Ausfluß der Nation ist. Diese Körperschaften sind infolge ihres Wesens, infolge der Erfahrung und der hohen Achtbarkeit der Männer, aus denen sie bestehen, infolge der Kenntnis, die sie in jedem Departement von den Bedürfnissen, den Interessen und der Denkart der Bevölkerung, aus der sie hervorgegangen sind, und in deren Mitte sie leben, die einzigen, die in der Lage sind, auf ihre Auftraggeber eine unbestrittne moralische Einwirkung zu üben.

„Welche Rolle aber werden die Generalräte unter den gegenwärtigen Verhältnissen spielen können? Diese Rolle ist ihnen, wie es scheint, durch den Stand der Dinge vorgezeichnet. Mögen sie, die bei den letzten Wahlen gewählten Abgeordneten zur Seite, sich

in jedem unsrer Departements vereinigen. Mögen sie sich durch alle möglichen Mittel in den noch freien wie in den von den deutschen Streitkräften besetzten Departements von Ort zu Ort mit einander in Verbindung setzen, um in Übereinstimmung zu handeln. Mögen sie sich durch eine entschiedne und verständige Kundgebung an die gesunde Vernunft der Masse wenden. (Was allerdings wie die Vereinigung so vieler Körperschaften zu einem Glaubensbekenntnis und Plan nicht leicht sein und jedenfalls Zeit erfordern würde.) Möge ein allgemeines Votum, eine nationale Willensäußerung hervorgerufen und organisiert werden. Die Nation, deren Souveränität man ausruft, hat sich durch drei feierliche Abstimmungen einer Regierung unterworfen; ihr allein gebührt es, sich jetzt über das auszusprechen, was sie gethan hat, und, wenn sie es für notwendig hält, ein neues Regiment einzusetzen. Wer würde ihr das Recht zu bestreiten wagen? Wer würde es wagen, sich dem Lande ohne Berechtigung zu substituieren und ohne Auftrag über die Geschicke der Nation zu bestimmen?

„Ich weiß wohl, was man mir einwerfen kann. Ich weiß, mit welchen Schwierigkeiten, welchen Gefahren diese großartige Kundgebung umgeben sein würde. Aber trotzdem muß sie stattfinden: denn es giebt jetzt keinen andern Ausweg. Es ist eine traurige Wahrheit, aber es muß gesagt werden, weil es sich in der That so verhält: ich bin überzeugt, daß gerade die gegenwärtig von den deutschen Streitkräften okkupierten Departements es sind, in denen sich die allgemeine Abstimmung am vollständigsten und freiesten vollziehen würde. Der Grund ist der, daß die Deutschen wie wir selbst ein entschiednes Interesse daran haben, daß bald ein endgiltiger Friede zustande kommt, und daß ihre Anwesenheit allein schon die Agitatoren abhalten würde, die freie Kundgebung des Nationalwillens durch Vergewaltigung zu fälschen. Aber in den andern Departements? In den Teilen Frankreichs, wo sich in diesem Augenblick alle Elemente der Unordnung und der Anarchie hervordrängen und rüsten? Wohlan, selbst in diesen Departements ist, davon bin ich überzeugt, der freie Ausdruck des Nationalwillens, welcher er auch sei, sehr möglich. Wissen wir denn nicht, daß die Agitatoren, die Terroristen, die Elemente des Umsturzes und der Einschüchterung allenthalben — ja allenthalben, selbst in Paris, ihrem Hauptquartier —

in einer winzigen Minorität sind (die aber dreist und rührig ist, während die verständigen Leute, die Freunde der Ordnung sich nicht hervorwagen und die Dinge gehen lassen), und daß es stets genügt hat, sie in ihr Nichts zusammenschwinden zu lassen, wenn die sich zeigten, die regelmäßige Zustände wollen."

Der Artikel schließt: „Und wenn die Nation diese verhängnisvolle Notwendigkeit nicht begriffe, wenn sie sich in Entmutigung und feiger Teilnahmlosigkeit selbst aufgäbe, dann müßte man das Haupt beugen, eingestehen, daß wir nicht nur besiegt, sondern vernichtet wären, und unsre Erlösung nur noch von einem unmöglichen Wunder erhoffen."

Dienstag, den 15. November. Der Chef ist noch immer unwohl. Magenkatarrh, sagen die einen, Gallenerregung, meinen die andern. „Die Leute vom Hofe halten heute ihre Sachen gepackt," berichtet Theiß, und dies wird beim Frühstück bestätigt, doch mit dem Hinzufügen, Kanski habe vermutlich die ihm Untergebnen nur probieren und für solche Fälle, die jetzt möglich geworden wären, einüben wollen. Zwischen hier und Orleans stünden die Dinge vorläufig für uns nicht so, wie zu wünschen wäre. Auch der Minister spricht, nachdem er sich mit uns zu Tische gesetzt hat, von der Möglichkeit, daß wir zurückgehn, also Versailles für einige Zeit räumen müßten. Ein Vorstoß von Dreux her, kombiniert mit einem großen Ausfall aus Paris, wäre nicht undenkbar. Er habe dies schon wiederholt den Herren vom Generalstabe gegenüber ausgesprochen, und selbst ein Laie könne sich vorstellen, daß ein erfolgreicher Versuch dieser Art, bei dem nicht bloß Hof und Generalstab, sondern auch das hauptsächlichste Belagerungsgeschütz Gefahr liefe, dem Feinde in die Hände zu fallen, die einzige Aussicht auf Rettung für Paris böte, und daß man ihn deshalb sehr wohl ins Auge gefaßt haben könnte.[1] Dann giebt er nach Durchlesung einer Depesche aus Paris

[1] Vgl. G. u. E. II, 111. Nach dem Gefecht bei Coulmiers am 9. November war von der Tann vor der übermächtigen Loirearmee auf der großen Straße Orleans-Paris bis Toury zurückgegangen und hatte sich dort mit der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg (17. und 22. Division, drei Kavalleriedivisionen) vereinigt. Da indes starke französische Massen von Westen her über Chartres und Dreux gegen Versailles vorrückten, so machte der Großherzog, die Deckung nach Süden dem Prinzen Friedrich Karl überlassend,

Hatzfeldt die Weisung, zu erklären, daß die betreffenden Amerikaner herausdürften, die Rumänier aber, für die ebenfalls um Erlaubnis zur Abreise durch unsre Linien gebeten worden ist, nicht; er habe seine Gründe dazu, bemerkte er. „Es ist, weil ich sie alle für Schwindler und Intriganten halte."

Es wird noch berichtet, daß der Pastor von Bärwalde in Pommern eine stattliche Liebesgabe von sechs gebratnen Gänsen in Blechbüchsen eingesandt hat, eine für den König, eine für den Kronprinzen, eine für den Chef, eine für Moltke u. s. w. Wir leben hier überhaupt seit einigen Tagen wie in Kanaan. Fast alle Tage kommen Gaben an Spickgänsen, Wildbret, Pasteten oder edeln Würsten, an Cigarren und guten Getränken, und die Speisekammer faßt bisweilen kaum die Körbe, Flaschen und Fässer, die diese und andre Vorräte bergen.

Löwinsohn, der eine Tarnkappe oder ein magisches Hörrohr haben muß, das durch sieben Schlüssellöcher hinter einander ihm zugehen läßt, was hinter dem letzten gesprochen wird, will wissen, es sei ein russischer Diplomat im Hauptquartier eingetroffen, der die Anzeige überbracht habe, daß das Petersburger Kabinett die Rußland 1856 auferlegten Beschränkungen in betreff des Schwarzen Meeres als aufgehoben betrachte oder aufgehoben zu sehen wünsche. Er fragt, ob ich etwas davon wisse. Ich verneine das und rate ihm ab, über die Sache zu korrespondieren.[1]

Beim Thee wird erzählt, daß Savigny, der sich jetzt in Abwesenheit des Chefs viel in Wilhelmstraße 66 zu thun mache, die Herren im Chiffrierbüreau stark in Anspruch nehme, da er es bei keiner Arbeit unter drei bis vier Konzepten thue, die man ihm dann jedesmal abschreiben müsse. Ein früherer Staatssekretär, von Gruner,[2] soll die Gabe, Gedanken zu haben und sie rasch zu Papier zu

der im Anmarsch gegen Orleans war und in diesen Tagen schon um Fontainebleau stand, Front gegen Westen, besetzte am Abend des 17. November nach lebhaftem Gefecht Dreux und nahm dann westlich von der Eure zwischen Dreux und Chartres Stellung. — Über die Stimmung in Versailles s. Verdy vom 15. und 16. November, S. 238 f. Jolly traf auf Weisung des Großherzogs Vorbereitungen zur Abreise, S. 200. Auch die königlichen Packwagen waren fertig gemacht, Wilmowski 73.

[1] Die Sache war so. Vgl. G. u. E. II, 104 f.

[2] Vgl. G. u. E. II, 198 ff.

bringen, in noch karger bemessenem Maße besessen und es selten über den Anfang zu einem Konzept hinaus gebracht haben. „Fortsetzung und Schluß mußte ihm Hepke liefern, der ihm seine Stelle verdankte.“ Traumbücher und vergeblich zerkaute Federn gehören wohl am Ende nicht so eigentlich in ein Auswärtiges Amt, indes hatte das in der guten alten Zeit vor Bismarck am Ende nicht viel zu bedeuten.

Abends verschiedne Ballonbriefe gelesen, darunter einen vom 3. November, der sich als Ausdruck der Meinung eines vornehmen Mannes über den jetzigen Zustand in Paris zum Abdruck im Moniteur und anderswo eignen wird. Er lautet, mit Paul unterschrieben und an den Marquis de Gabriac, Chargé d'Affaires in St. Petersburg, gerichtet, in deutscher Übersetzung:

„Mein lieber Joseph!

Ich hoffe, daß dir meine letzten Briefe richtig zugekommen sind. In dem einen teilte ich dir meine schlimmen Ahnungen mit, die seitdem durchweg zur Wirklichkeit geworden sind; in dem andern zeigte ich dir meine Ankunft in Paris an, wohin ich abgegangen war, als ich erfahren hatte, daß es angegriffen werden würde; in einem dritten erzählte ich, wie man niemals weniger frei ist, als unter dem Regiment der Freiheit, wie man da nicht ausgehen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, als Spion beiseite gebracht zu werden, und wie endlich die Leute vom Volke das Recht zu haben glauben, die Bürger unter dem Vorwande, sie seien ihresgleichen, zu beleidigen. Heute will ich dir Nachricht über mich und die Belagerung geben, obwohl du über diese ohne Zweifel ebenso wohl unterrichtet sein wirst als ich.

Mein Gewerbe als Nationalgardist ist weit davon entfernt, immer angenehm zu sein. Oft kommt es vor, daß ich siebenundzwanzig Stunden lang Wachtdienst auf den Wällen thun muß, womit die Pflicht zusammenhängt, mitten in der Nacht, das Gewehr im Arm, auf den Bastionen hin und her zu spazieren. Wenn es regnet, ist das sehr verdrießlich, und immer ist es sehr langweilig, und zwar umso mehr, als man sich nach dem Eintritt ins Wachthaus auf Stroh, das voll Ungeziefer ist, hinlegen muß, wobei man alle Kleinkrämer, Schenkwirte und Bedienten des Viertels zu Schlafkameraden hat. Mein Name und meine Stellung sind weit davon

entfernt, mir zu nützen, im Gegenteil, sie schaden mir, indem sie Neid und Eifersucht erwecken, die sich dann nicht zu verbergen wissen. Wenn es aber einen schlechten Platz giebt, einen Ort, wo das gemeinsame Strohlager ganz besonders schmutzig ist, oder wo es unaufhörlich hineinregnet, so ist es beinahe immer der, der mir unter dem Vorgeben zugewiesen wird, man dürfe mich nicht begünstigen. Trotzdem läßt mich das Gefühl der Pflicht über alle diese Verdrießlichkeiten hinwegsehen. Was mir am meisten widersteht, ist die Verpflichtung, die Wache im Innern der Stadt in der Nähe von Pulvermühlen zu beziehen. Mir kommts vor, als ob das Sache der neuen Stadtsergeanten wäre, die beiläufig nichts thun, aus Furcht, die heitere Ruhe der Bürger zu stören.

Neulich ging ich früh sechs Uhr bei eisigem Nebel zum Exerzieren im Feuer nach dem Polygon von Vincennes; den Tag darauf mußte ich abermals schon um fünf Uhr aufstehen, um mich auf die Mairie zu begeben, wo mein Hausmann zum Korporal gewählt werden sollte. Endlich hatten wir am 29. Oktober 27 Stunden Wachtdienst im Zirkus der Kaiserin, der in eine Patronenfabrik verwandelt worden ist. Ich dachte mich nun ein wenig ausruhen zu können, als plötzlich am Abend des 31. die Alarmtrommel erschallte und ich meine Uniform wieder anziehen mußte, um nach dem Stadthause zu gehen. Hier blieben wir von zehn Uhr abends bis zur fünften Morgenstunde. Ich meinesteils befand mich gerade vor der berühmten Thür, die die Mobilen einzuschlagen versucht haben, und etwa fünfzig Schritte von ihr entfernt. Wenn es ihnen gelungen wäre, so würde es an dieser Stelle ganz entschieden einen Kampf gegeben haben, und ich würde ohne Zweifel bei der ersten Salve getroffen worden sein. Glücklicherweise fand man Mittel, durch ein Souterrain ins Stadthaus einzudringen, und wir verließen es auf demselben Wege, wobei uns ein Dutzend Kugeln nachgeschickt wurden, von denen aber niemand getroffen wurde. Immer wird unser Bataillon auf die Tagesordnung gesetzt: es ist das 4., das deinen Kollegen M. zum Kommandanten hat. Ich bin glücklich, diesem Tage, der in der Geschichte einst berühmt sein wird, beigewohnt und zu seinem glücklichen Ausgange beigetragen zu haben.[1]

[1] Siehe oben unter dem 4. November.

Am Abend vor dem Tage, wo der Wohlfahrtsausschuß zusammentrat, begab ich mich gegen fünf Uhr auf den Platz vor dem Stadthause, um ein wenig frische Luft zu schöpfen und mir Bewegung zu machen. Da sah ich, von einer beträchtlichen Menge Menschen umgeben, einen wütenden Schreihals, der, indem er nach der Kathedrale hinwies, die Leute gegen die Geistlichkeit aufhetzte. »Dort ist der Feind — sagte er —, der Feind sind nicht die Preußen; die Kirchen sinds, die Priester und die Jesuiten sinds, sie, die unsre Kinder demoralisieren und verdummen. Man muß die Kathedrale niederreißen und zerstören, um einen Straßendamm daraus zu machen.« Heute ist alles ruhig, dank den Kanonen und Truppen (Mobilen und Nationalgardisten), die die ganze Linie der Champs-Elysées und der Tuilerien besetzt haben.

Welch ein Krieg, mein lieber Joseph! Es giebt in der Weltgeschichte kein Beispiel eines ähnlichen Ereignisses; denn Cäsar hat auf die Eroberung Galliens im Zustande der Barbarei sieben Jahre verwandt, und wir sind binnen drei Monaten mit Krieg überzogen und zu Grunde gerichtet worden!

Mit der kaiserlichen Familie scheint es für immer aus zu sein. Da wirds eine Partei weniger geben — und vielleicht wird das uns zum Vorteil gereichen.

Bis jetzt bin ich noch nicht genötigt gewesen, Pferdefleisch zu essen, aber das Rindfleisch ist von einer beklagenswerten Härte, und das Büffelfleisch, das aus dem Botanischen Garten kommt, und das mir neulich aufgetragen wurde, taugt wenig mehr. Ich bin hier ganz allein, was nicht vergnügt stimmt, aber dank der Musik und der Lektüre, denen ich mich in reichlichem Maße widme, langweile ich mich niemals.

Wenn es einen Waffenstillstand giebt, und du mir schreiben kannst, so unterlaß das nicht; denn es liegt mir viel daran, deine Meinung über alles zu erfahren, was sich begiebt. Ich möchte dich auch den Namen eines französischen Diplomaten wieder ein wenig zu Ehren bringen sehen, der heutigestags zur Lächerlichkeit geworden ist."

Zwölftes Kapitel

Steigende Sehnsucht nach der Entscheidung in verschiednen Richtungen

Um die Mitte des November schrieb ich nach Hause: „Daß wir noch vor Weihnachten heimkommen, ist immer noch möglich. Manche halten es nach Äußerungen, die der König in diesen Tagen gethan haben soll, für wahrscheinlich. Ich indes glaube nicht recht daran, obwohl es mit unsrer Sache gut steht, und Paris in drei oder vier Wochen wahrscheinlich nur noch Mehl und Pferdefleisch zu essen haben und so wohl gezwungen sein wird, klein beizugeben, besonders wenn die dicken Kanonen Hindersins der durch Hunger mürbe gemachten Regierung zu raschern Entschlüssen verhelfen. Daß unser guter Freund Julian Schmidt die Geschichte langweilig findet, ist begreiflich. Aber der Krieg wird doch eigentlich nicht deshalb geführt, um ihm und Gleichdenkenden zur Kurzweil zu dienen. So wird er recht thun, wenn er sich noch eine Weile in Geduld faßt, wozu ich ihm das Beispiel unsrer Soldaten empfehle, die nicht wie er und andre Herrschaften in Berlin auf bequemem Sofa und bei vollen Schüsseln und Gläsern, sondern in Hunger und Schmutz die Entscheidung abwarten müssen. Diese allweisen Bierbänke und Weinstuben mit ihrer ewig murrenden und nörgelnden Kritik sind doch eine eigne Gesellschaft, lächerlich ungenügsam."

Darin lag ohne Zweifel einiges Wahre. Als sich aber die Pariser für längere Zeit verproviantiert zeigten, als hier angenommen worden war, als die dicken Kanonen General Hindersins noch wochenlang stumm blieben, und als auch die deutsche Frage der gewünschten Lösung nicht entgegenrücken zu wollen schien, da zog allmählich auch in das Haus auf der Rue de Provence Verstimmung ein, zumal da die Gerüchte, daß unberufne Hände den

Beginn des Bombardements verzögerten, von Woche zu Woche bestimmter auftraten.[1]

Wie weit diese Gerüchte begründet waren, muß ich dahingestellt sein lassen. Sicher ist wohl, daß auch andre Gründe mitwirkten, wenn man nicht so schnell, als viele wünschten, zur Beschießung schritt, und daß schon die Cernierung von Paris eine ungewöhnliche Leistung war. Ich schicke zur Erläuterung dessen dem folgenden die Darstellung voraus, die Major Blume 1871 von der Sache gab.

Die Cernierung von Paris wurde, ehe sie thatsächlich ins Werk gesetzt worden war, von fremden Militärs geradezu für eine Unmöglichkeit erklärt, und diese Ansicht konnte sehr ernsthafte Gründe für sich anführen. In Paris befanden sich, als die Einschließung beginnen sollte, fast viermalhunderttausend Mann Bewaffnete, darunter etwa sechzigtausend Mann Linientruppen und ungefähr hunderttausend Mobilgardisten aus der Stadt und den benachbarten Departements. Linie und Mobilgarde waren mit Chassepotgewehren bewaffnet, und welche Mängel auch die militärische Ausbildung dieser Truppen haben mochte, sie waren doch tüchtig genug, um hinter Wall und Graben sich zu verteidigen und bei guter Führung energische Ausfälle zu machen. Die Hauptenceinte von Paris aber hatte einen Umfang von vier Meilen, die Verbindungslinie der Forts ist sieben und eine halbe Meile lang, die von den deutschen Vorposten zu besetzende Cernierungslinie hatte gar eine Länge von elf Meilen, und die direkte Telegraphenlinie, die die Hauptquartiere der verschiednen Armeekorps miteinander verband, dehnte sich über nicht weniger als zwanzig Meilen aus. Das deutsche Heer aber, das am 19. September die Umschließung der Stadt ausführte, war nicht stärker als 122000 Mann Infanterie, 24000 Mann Kavallerie und 622 Geschütze. Die Effektivstärke der einzelnen Abteilungen dieser Truppenmacht hatte sich durch die bisherigen Schlachten und Märsche sehr vermindert. Das Gardekorps zählte z. B. nur noch 14200, das fünfte Armeekorps nur noch 16000 Infanteristen. Die Cernierung war also in der That ein kühnes Unternehmen,

[1] Die die Verzögerung der Beschießung behandelnden Stellen der G. u. E. stehen II, 98 ff. 110—112. 113—115. 286.

weit kühner, als die Franzosen selbst sichs in dieser Zeit vorstellten, und bei einiger Neigung zur Selbsterkenntnis müßten sie sich jetzt sagen, daß sie wenig Ursache zu den überschwänglichen Phrasen von glorreicher Verteidigung ihrer Hauptstadt gehabt haben. Vier Wochen lang kam auf jeden Schritt der ungeheuern Cernierungslinie nur ein deutscher Infanterist. Allmählich rückten dann das elfte norddeutsche und das erste bayrische Armeekorps sowie die Ersatztruppen zur Komplettierung der zusammengeschmolznen Kadres heran, mit dem Falle von Straßburg wurde die Gardelandwehrdivision frei, und so gewannen in der letzten Woche des Oktober unsre beiden Armeen vor Paris die Stärke von 202000 Mann Infanterie und 33800 Mann Kavallerie mit 898 Geschützen. Aber abgesehen von den bedeutenden Kräften, die der Vorpostendienst und die notwendige fortifikatorische Verstärkung der Cernierungslinie in Anspruch nahmen, hatten diese Armeen nun sofort starke Abteilungen abzugeben, um dem Belagerungsheer den Rücken freizuhalten. Die Zahl der unmittelbar vor der Stadt stehenden deutschen Truppen wird infolgedessen schwerlich jemals mehr als zweimalhunderttausend Mann betragen haben.

Blume führt dann die Gründe an, weshalb nach seiner Ansicht weder im September das Wagnis eines gewaltsamen Angriffs auf Paris, noch später eine förmliche Belagerung unternommen worden ist. Von jenem zwangen die sturmfreien Forts und die sturmfreie Enceinte, die die Stadt schützten, abzusehen. Für die Belagerung aber und selbst für den artilleristischen Angriff auf einzelne Forts fehlte es, abgesehen von der Schwäche der zur Verfügung stehenden Truppenzahl, vor allem an einem entsprechenden Belagerungsparke. Die Heranführung eines solchen ließ sich nicht eher bewerkstelligen, als nach dem Falle von Toul und nach der Eröffnung des Eisenbahnbetriebes bis Nanteuil, also nicht vor der letzten Woche des September. Nachdem die Eisenbahn aber bis zu diesem elf Meilen von Paris gelegnen Orte offen war, erschien als nächstes und dringendstes Bedürfnis eine ausreichende Fürsorge für die Verpflegung der Truppen. In der Umgebung von Paris fand man höchstens Weinlager, aber sonst keine nennenswerten Vorräte. Die Armee lebte von der Hand in den Mund. Reservemagazine mußten angelegt und gefüllt werden, und so war die Herbeischaffung der

Belagerungsgeschütze zu vertagen. Aber auch als deren Transport bis Nanteuil möglich geworden war, stand man noch vor großen Schwierigkeiten. Ungefähr dreihundert Feuerschlünde schwersten Kalibers samt fünfhundert Schuß für jeden, „als notdürftige erste Munitionsrate," waren elf Meilen weit zu Wagen „auf schlechten Wegen" herbeizuschaffen. Die dazu erforderlichen vierrädrigen Fuhrwerke ließen sich in Frankreich nicht auftreiben, und so mußte man zuletzt aus Deutschland Kolonnen von Munitionswagen kommen lassen. „Durch diese und andre Schwierigkeiten" ist es nach Major Blumes Behauptung gekommen, daß selbst im Dezember, als die Vorbereitungen zum artilleristischen Angriff auf den Mont Avron und die Forts der Südseite getroffen wurden, nur ein Geschützpark von mäßiger Stärke vorhanden war, nämlich, wenn wir die vierzig gezognen Sechspfünder abrechnen, nur 235 Stück, darunter nahezu die Hälfte gezogne Zwölfpfünder. Mit diesen Mitteln ließ sich, wie Blume meint, schwerlich mehr als ein gewisser moralischer Druck auf die Stadt ausüben. „Aber mehr war auch nicht nötig; an eine eigentliche Belagerung und den Bau von Parallelen zur Bezwingung der Forts brauchte man unter den vorhandnen Verhältnissen nicht zu denken."

„Um die Mitte des Januar waren gegen die Südfront von Paris 123 Geschütze in Thätigkeit. Diese warfen täglich zwei- bis dreihundert Granaten in die Stadt, die ausreichten, um die auf dem linken Ufer der Seine liegenden Stadtteile lebhaft zu beunruhigen und den größten Teil der Bevölkerung daraus zu vertreiben. Der eigentliche materielle Schade war allerdings nicht erheblich; indes konnte nach dem Falle von Mezières die Anzahl der schweren Geschütze verstärkt werden, und dann gestatteten die Erfolge unsrer Batterien im Norden, einen entscheidenden Angriff gegen Saint Denis vorzubereiten und von hier aus die nördliche Hälfte von Paris unter Feuer zu nehmen. Aber die Widerstandskraft der Stadt war bereits erschöpft. Bald nach dem letzten unglücklichen Ausfalle vom 19. Januar streckte sie die Waffen, und mit ihrem Falle trat der Waffenstillstand und demnächst der Friede ein."

Nun kehren wir zur Mitte des November zurück und lassen das Tagebuch, soweit es möglich ist, weiter erzählen.

Mittwoch, den 16. November. Der Chef ist noch immer

unwohl. Man nennt als einige der Urſachen Verdruß über die Verhandlungen mit mehreren ſüddeutſchen Staaten, die wieder einmal ſtocken zu wollen ſcheinen,[1] und über das Verhalten der Militärs, die ihn bei verſchiednen Gelegenheiten nicht um ſeine Meinung gefragt haben ſollen, während es ſich doch nicht bloß um militäriſche Fragen gehandelt hätte.

Nach drei Uhr wieder bei den Offizieren der Sechsundvierziger geweſen, die ſoeben von den Vorpoſten wieder auf ſechs Tage in den Hafen der Ruhe eingelaufen ſind und ſich deſſen im Schlößchen bei Chesnay freuen. Haber, der nun wohl bald das Eiſerne Kreuz bekommen wird, erzählt eine hübſche kleine Anekdote aus den letzten Wochen. Bei dem Gefecht in der Nachbarſchaft von Malmaiſon hatten ſie eine Breſche in einer Parkmauer paſſieren müſſen, die aber noch ſo hoch geweſen war, daß er nicht, ohne den gezognen Degen abzulegen, darüber ſteigen konnte. In einiger Verlegenheit hierüber ſah er drüben einen Franzoſen ſtehen, einen hübſchen, ſtrammen Burſchen, der gefangen genommen und entwaffnet worden war. Haber rief ihn herbei und bat ihn, ihm den Degen zu halten. Der Gallier that dies lächelnd und gab ihm dann die Waffe mit verbindlicher Gebärde zurück. In gleicher Weiſe half er dem hinter Haber emporkletternden Feldwebel. Natürlich hätten die Soldaten den jungen Mann, wenn er nur Miene gemacht hätte, den Degen zu behalten, niedergeſchoſſen. Aber die Gallier laſſen ſich, wie Haber meint, jetzt gern gefangen nehmen. Doch dürfe man ſich das nicht mit Nahrungsmangel bei der Pariſer Armee erklären. Der neulich am Tage „Freßbeutel-Berlin“ zu den Vorpoſten bei La Celle deſertierte Zuavenſergeant habe ſehr wohlgenährt ausgeſehen. Alles hofft hier mit Ungeduld auf den Beginn des Bombardements, und alle wollen jetzt mit größter Beſtimmtheit wiſſen, daß es bisher unterblieben ſei, weil hochſtehende Damen ſich mit Erfolg für die Schonung der Stadt verwendet hätten. Heute hatte man bei ihnen — nach welchen Nachrichten oder Anzeichen, unterließ ich zu

[1] Am 15. November wurden erſt die Verträge mit Baden und Heſſen unterzeichnet, Bismarck-Regeſten I, 408; vgl. Jolly 199. Am 16. hatte der Kanzler über die deutſche Frage eine ſcharfe Auseinanderſetzung mit dem Kronprinzen. Kaiſer Friedrichs Tagebuch vom 16. November.

fragen — einen großen Ausfall der Pariser erwartet. Ich sagte ihnen, daß ein solcher Versuch jetzt nicht mehr so viel auf sich habe wie vorige Woche, da Prinz Friedrich Karl mit seinen Truppen schon bei Rambouillet eingetroffen sei.

Bei Tische ist Graf Waldersee anwesend. Der Chef klagt wieder, daß ihn die Militärs nicht schnell genug und nicht von allem Wichtigen in Kenntnis setzen. „Nach langer Bettelei erst" habe er erlangt, daß man ihm wenigstens die Sachen schicke, die den deutschen Zeitungen telegraphiert würden. 1866 sei das anders gewesen. Da sei er zu allen Beratungen hinzugezogen worden, und mehrmals habe seine Meinung den Ausschlag gegeben. So z. B. habe er bewirkt, daß der Frontangriff auf Wien unterblieben und der Weg nach der ungarischen Grenze eingeschlagen worden sei.[1] „Und so gehört sichs," schloß er seine Rede. „Es verlangt das mein Gewerbe: ich muß schon darum unterrichtet sein von den militärischen Vorgängen, damit ich zu rechter Zeit Frieden schließen kann."[2]

Donnerstag, den 17. November. Delbrück, der zwei oder drei Häuser von uns nach der Avenue de Saint Cloud hin wohnte, reiste heute, nachdem er noch mit uns gefrühstückt hatte, nach Berlin zurück,[3] wo der Reichstag eröffnet werden sollte. Beim Frühstück erfuhr man auch, daß Keudell gewählt worden sei, aber bald wieder bei uns eintreffen werde.

Vorher hatte ich mehrere französische Ballonbriefe durchgesehen, desgleichen eine Anzahl von Pariser Zeitungsblättern, u. a. die Patrie vom 10. mit interessanter Polemik Abouts gegen die provisorische Regierung — ungefähr dieselben Gedanken, die neulich der Figaro entwickelte, die Gazette de France vom 12. und die Liberté vom 10. Später schickte ich eine Übersetzung des Briefes nach Berlin, den der Präsident der römischen Junta an die Allgemeine Zeitung gerichtet hat. Nachmittags hörten wir, daß Prinz Friedrich Karl schon bei Orleans stehe.

Bei Tische sind Alten und Fürst Radziwill Gäste des Chefs.

---

[1] am 12. Juli in Czernahora, G. u. E. II, 36/7.

[2] G. u. E. II, 94 ff. 98.

[3] Roon vom 17. November, Denkwürdigkeiten III⁴, 253. Der Reichstag trat am 24. November zusammen.

Man erwähnt, daß das Gerücht umlaufe, Garibaldi sei mit 13 000 seiner Freischärler in Gefangenschaft geraten. Der Minister bemerkt: „Das wäre ja wahrhaft betrübend — dreizehntausend Franctireurs, die nicht einmal Franzosen sind, zu Gefangnen gemacht — warum erschießt man denn gar nicht?“

Er beklagt sich dann wieder, daß ihn die Militärs so wenig um seine Ansichten fragen. „Da ist diese Kapitulation von Verdun[1] z. B. — äußert er —, zu der hätte ich gewiß nicht geraten. Die Waffen nach dem Frieden wiederzugeben versprochen, und noch mehr, die französischen Behörden dürfen nach Belieben schalten und walten. Das erste mag gehn; denn da läßt sich im Frieden ausmachen, daß die Waffen nicht zurückgeliefert werden. Aber das librement — da können wir ja in der Zwischenzeit nichts machen, wenn sie uns in allen Stücken zuwider handeln — thun, als ob gar kein Krieg wäre. Sie können ganz öffentlich zum Aufstand für die Republik auffordern, und wir können's ihnen nach dem Vertrage nicht verwehren.“ Er führt das noch weiter aus und schließt dann: „Jedenfalls ist eine solche Kapitulation in der Geschichte ohne Beispiel.“

Jemand sprach hierauf von dem Artikel des Diplomaten in der Indépendance Belge, der die Wiederkehr Napoleons prophezeit. „Gewiß — bemerkte der Kanzler — bildet der sich so was ein, wenn er ihn gelesen hat. Ganz und gar unmöglich ist das übrigens nicht. Er könnte mit den Truppen, die er in Deutschland hat, wenn er Frieden mit uns machte, zurückkehren. So was wie Klapkas ungarische Legion im großen Stile neben uns. Er ist immer noch die rechtmäßige Regierung. — Er brauchte nach Wiederherstellung der Ordnung höchstens zweimalhunderttausend Mann zu ihrer Erhaltung. Die großen Städte außer Paris mit Truppen zu belegen wäre nicht notwendig. Vielleicht noch Lyon und Marseille. Die andern könnte er dem Schutze der Nationalgarde überlassen. Stünden die Republikaner auf, so bombardierte man sie und brennte sie nieder.“

Es wird vom König ein Telegramm über Granvilles Äußerungen wegen der russischen Erklärung bezüglich des Pariser

[1] am 8. November.

Friedens hereingebracht, und der Chef lieſt es vor. Es heißt da ungefähr, Rußland maße ſich an, ſich von einem Teile des Traktats von 1856 loszuſagen, lege ſich aber damit das Recht bei, einſeitig das Ganze zu beſeitigen, während dies doch nur der Geſamtheit der Unterzeichner zukomme. England könne ein ſolches willkürliches Verfahren, das die Giltigkeit aller Verträge in Frage ſtelle, nicht dulden. Es ſeien für die Zukunft Komplikationen zu fürchten. Der Miniſter lächelt und ſagt: „Zukünftige Komplikationen! Parlamentsredner! Getrauen ſich nichts. Der Ton liegt auf zukünftig. Das iſt die Art, wie man ſpricht, wenn man nichts zu thun gedenkt. — Nein, von denen iſt nichts zu fürchten, wie vor vier Monaten nichts von ihnen zu hoffen war.“ — „Hätten die Engländer zu Anfang des Kriegs zu Napoleon geſagt: Krieg is nich, ſo wäre das jetzt nicht gekommen.“

Nach einer Weile fährt er fort: „Gortſchakow treibt übrigens hier nicht ruſſiſche Politik (scil. Politik im wahren ruſſiſchen Intereſſe), ſondern warägiſche. Man iſt immer der Meinung geweſen, daß die ruſſiſche Politik eine ganz ausnehmend ſchlaue und gewandte wäre — voll Winkelzüge, Schliche und Kniffe, das iſt aber nicht wahr. — — Ja, der ruſſiſche Bauer iſt ſchlau — etwa beim Eierhandel —, aber die ruſſiſche Politik war ſtets gewaltthätig. Wenn ſie klug waren in Petersburg, ſo unterließen ſie ſolche Erklärungen, bauten ruhig Kriegsſchiffe im Schwarzen Meere und warteten, bis man darüber anfragte. Dann ſagten ſie, daß ſie nichts davon wüßten, man wolle ſich aber erkundigen, und ſo zogen ſies hinaus. Das konnte bei den ruſſiſchen Verhältniſſen lange dauern, und zuletzt hätte man ſich daran gewöhnt.“[1]

Bucher bemerkt: „Sie haben ja jetzt ſchon Kriegsſchiffe im Schwarzen Meere; die von Sebaſtopol ſind gehoben, und ſie konnten, wenn man ſagte: Ihr dürft hier keine haben, antworten: Nun, wir können ſie ja nicht hinausbringen, da 1856 die Paſſage von Kriegsſchiffen durch die Dardanellen verboten worden iſt.“

---

[1] Nach den G. u. E. II, 104/5 ging die Anregung zur Aufhebung des Pontusvertrags von Graf Bismarck aus (durch Kutuſow). Nach Kaiſer Friedrichs Tagebuch vom 19. November ſoll B. bei Gortſchakows Note gerufen haben: „Die dummen Kerls haben vier Wochen zu früh begonnen.“

Ein andres Telegramm meldet die Wahl des Herzogs Amadeus von Aosta zum Könige von Spanien. Der Chef sagt: „Da bedaure ich ihn — und sie. Er ist übrigens mit geringer Majorität gewählt — nicht mit den zwei Dritteln, die es ursprünglich sein sollten. Es sind etwa 190 Stimmen für, 115 nicht für ihn.“ — Alten freut sich über das monarchistische Gefühl der Spanier, das doch zuletzt den Sieg davongetragen habe. — „Ach, diese Spanier — erwidert der Minister — sind ein Volk ohne Ehrgefühl und Anstand. Das zeigte sich beim Ausbruche des Krieges. Hat ein einziger von diesen Kastiliern, die das Ehrgefühl gepachtet haben wollen, auch nur seine Entrüstung über die Ursache des jetzigen Kriegs ausgesprochen, die doch in ihrer frühern Königswahl lag und darin, daß Napoleon in ihre freie Bestimmung hineinredete, sie als Vasallen behandelte?“[1] — „Diese Spanier sind eigentlich lauter Angelo de Mirandas, der früher ein falscher Spieler war, dann der Vertraute Prims und wahrscheinlich auch des Königs“ — was er dann weiter erörtert.[2]

Jemand äußert, jetzt sei es aus mit der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern. „Ja — entgegnete der Chef —, aber nur, weil er nicht wollte. Noch vor ein paar Wochen sagte ich ihm: Jetzt ists noch Zeit. Aber er hatte keine Lust mehr dazu.“[3]

Abends beim Thee wurde erzählt, daß Borck sich ungemein freue, zu wissen, daß wir noch vor dem Feste zu Hause sein würden. Er habe zum Könige gesagt, nun müsse man wohl an die Weihnachtsgeschenke für die Königin denken. — „Nun — habe Seine Majestät gefragt —, wie lange haben wir denn noch bis Weihnachten?“ — „Fünf Wochen, Majestät.“ — „Na, bis dahin sind wir zu Hause.“ Wohl Fabel oder Mißverständnis. Indes wollen wirs uns notieren.

Später teilte mir Bohlen mit, daß er Stieber die Notizen zu dem Artikel in Nummer 46 der Gartenlaube: „Drei Mächtige zwischen ihren vier Wänden,“ soweit er von dem häuslichen Leben

---

[1] G. u. E. II, 80 f.

[2] Vgl. die Äußerung Bismarcks gegen Angelo de Miranda am 12. Oktober 1870. Tischgespräche I, 57 f.

[3] Gegen Abeken äußerte der Prinz am 21. November, jetzt, nun er von dem Damoklesschwert der Königswahl befreit sei, dürfe er anfangen, sich für Spanien zu interessieren. Abeken S. 451.

des Chefs hier in Versailles handelt, geliefert habe. Stieber wird sie dann seinem litterarischen Amanuensis Salingré zugesteckt haben. Vater Stieber Gönner und Mitarbeiter der demokratisch gesinnungstüchtigen Gartenlaube — Allahu akbar!

Freitag, den 18. November. Früh starker Nebel, gegen elf Uhr wird es klar, des Nachmittags wieder Nebelgerieſel. Beim Frühstück erfahren, daß General von Treskow siebentausend Moblots aus Dreux hinausgeschlagen und die Stadt besetzt hat.[1] Frage an, ob ich das telegraphieren darf. Wird bejaht und die Sache besorgt.

Später mit Wollmann hinaus nach Ville d'Avray und wieder ein Blick auf Paris. Als wir nach Hause kommen, ist der bayrische Kriegsminister von Prandh beim Chef im Salon. Man spricht im Büreau davon, daß Keudell morgen oder am Sonntag wieder eintreffen werde, und daß ein kleiner Ausfall gegen die Stellung der Bayern stattgefunden habe, über den man jedoch nichts Näheres weiß. Die Nationalzeitung vom 15. abends enthält unter Großbritannien Notizen über Régnier und seine Besuche bei uns, in Metz und bei Eugenie. Er ist ein wohlhabender Gutsbesitzer, mit einer Engländerin verheiratet, mit Madame Lebreton, die im Gefolge der Kaiserin ist, befreundet, vor dem Kriege aus Frankreich geflohen. Scheint Volontär in der Diplomatie zu sein und, wie früher unter uns vermutet wurde, seine Vermittlerrolle aus eigner Initiative ergriffen zu haben.

Bei Tische sind Graf Bray, Minister von Lutz und der württembergische Offizier von Maucler als Gäste da. Bray ein großer, hagerer Herr mit langen, glattanliegenden, an den Schläfen hinter die Ohren gestrichnen Haaren, bis auf einen kurzen dürftigen Backenbart rasiert, mit dünnen Lippen, sehr magern Händen und ungewöhnlich langen Fingern. Spricht wenig, verbreitet Kälte um sich, fühlt sich hier wohl nicht zu Hause. Könnte anderswo leicht für einen Engliſhman oder auch für einen Schullehrer gehalten werden. Der Jesuit unsrer Witzblätter sieht auch gewöhnlich ungefähr so aus. Lutz ist das Gegenstück von ihm, mittelgroß, rund, rot, schwarzer Schnurrbart, dunkles Haar, das von der Stirn nach dem Scheitel zurückgewichen ist, Brille, lebhaft und gesprächig. Maucler junger,

[1] s. oben S. 398 f.

ungemein hübscher Herr. Der Chef ist heute, wie es scheint, sehr aufgeräumt und mitteilsam, die Unterhaltung aber diesmal ohne besondre Bedeutung, sie dreht sich meist um Bierfragen, an deren Erörterung sich Lutz mit guter Wissenschaft belehrend beteiligt.

Sonnabend, den 19. November. Früh außer Zeitungslektüre nichts zu thun. Der Chef ist vermutlich mit der bayrischen Angelegenheit beschäftigt. Von ein Uhr an sind Bray und Lutz wieder bei ihm zur Konferenz. Abends, wo der Minister beim König speist, essen die Grafen Maltzahn und Lehndorff und ein Herr von Zawadski mit uns. Dieser grüner Husar, weiße Binde mit dem roten Kreuz, Johanniterzeichen, Eisernes Kreuz am weißen Bande, volles, rotes Gesicht, Schnurrbart. Von den Gesprächen nichts aufzuzeichnen. Man bietet Wetten an, daß morgen ein großer Ausfall stattfinden werde. Auch will jemand gehört haben, daß die Versailler uns heute eine neue Bartholomäusnacht aufspielen wollen. Es scheint niemand davor zu grauen.

Sonntag, den 20. November. Früh brachte die Kapelle eines thüringischen Regiments dem Chef ein Ständchen. Er schickte ihnen zu trinken hinunter und kam hernach selbst an die Thür, wo er ein Glas nahm und sagte: „Prosit! Wir wollen darauf trinken, daß wir bald wieder zu Muttern kommen.“ Der Dirigent fragte ihn darauf, ob das noch lange dauern könnte. Der Minister antwortete: „Na, Weihnachten werden wir nicht zu Hause feiern, vielleicht die Reserve; wir andern bleiben noch bei den Franzosen; denn von denen haben wir viel Geld zu bekommen. Aber wir kriegen sie schon noch kurz,“ bemerkte er lächelnd.

Nachmittags machte ich einen Ausflug über Ville d'Avray nach Sèvres. Zwischen beiden Orten oben auf der Höhe bei der Eisenbahnbrücke genießt man eine vorzüglich schöne Aussicht auf einen Teil von Paris, das jetzt in hellster Nachmittagsbeleuchtung vor mir lag. Der Rückweg wurde über Chaville und Viroflay genommen. Im Dorfe Chaville passierte ich an einem Soldatenspaße vorüber. Man hatte die Steinbilder auf den Pfeilern zu beiden Seiten eines Thorwegs in Karikaturen verwandelt. Ein Fischer oder Lastträger mit bis an die Kniee aufgestreiften Hosen war durch Aufsetzung eines Muffs, Anhängung einer Feldflasche, Belegung der Schultern mit roten Epauletten, durch Aufpackung eines Tornisters,

auf dem hinten ein Käppi hängt, und durch Bewaffnung mit einer roſtigen Flinte zu einer Art Sansculotten geworden. Was der auf der andern Seite ſtehende Abbé bedeuten ſollte, dem man einen Dreimaſter mit trikolorer Kokarde aufgeſetzt, ein Waldhorn in die Hand und an den Mund gegeben, eine Weinflaſche an einem Bindfaden umgehängt und eine Laterne vorgebunden hatte, war in der Eile nicht zu enträtſeln.

Beim Diner hatten wir den General von Werder, den preußiſchen Militärbevollmächtigten in Petersburg, zu Gaſte, einen langen Herrn mit dunkelm Schnurrbart. Der Chef ſagte bald nach ſeinem Eintritte mit dem Ausdruck der Vergnügtheit zu ihm: „Es iſt möglich, daß wir uns mit Bavaria noch verſtändigen.“[1]

„Ja — rief Bohlen —, es ſteht ſo was ſchon telegraphiſch in einem von den Berliner Blättern — Volkszeitung, Staatsbürgerzeitung oder ſo was wars.“

Der Miniſter erwiderte: „Das iſt mir doch nicht angenehm, das iſt zu frühzeitig. Aber freilich, wo ſo ein Haufen — vornehmer Leute iſt, die nichts zu thun haben und ſich langweilen — da bleibt nichts geheim.“

Er kam dann — ich weiß nicht mehr, in welchem Zuſammenhang — auf folgende Jugenderinnerung: „Als ich noch ganz klein war, da wurde einmal bei uns ein Ball oder ſo was der Art gegeben, und als ſich die Geſellſchaft zum Eſſen ſetzte, ſuchte ich mir auch einen Platz und fand ihn in irgend einer Ecke, wo mehrere Herren ſaßen. Die wunderten ſich über den kleinen Gaſt, drückten ſich aber dabei franzöſiſch aus. Wer das Kind wohl ſein möchte? C'est peut-être un fi' de la maison, ou une fille. Da ſagte ich ganz dreiſt: C'est un fils, Monsieur, was ſie nicht wenig in Erſtaunen ſetzte.“

Das Geſpräch lenkte ſich dann auf Wien und Graf Beuſt, und der Chef bemerkte, daß dieſer ſich bei ihm wegen der neulichen groben Note entſchuldigt habe, ſie habe nicht ihn, ſondern Biegeleben zum Verfaſſer.[2]

---

[1] „Die Verſtändigung mit Bayern iſt poſitiv, Miniſter Lutz hat es mir ſelbſt geſagt,“ ſchreibt Jolly am 21. November, S. 200 f. Kaiſer Friedrichs Tagebuch vom 20. November, „Bayern lenkt ein.“

[2] Ludwig Maximilian Freiherr von Biegeleben aus Darmſtadt, ſtreng katholiſch, großdeutſch und antipreußiſch, 1852 bis 1872 Referent über die deutſchen

Von letzterm kam die Rede auf die Gagern und zuletzt auf den einst viel gefeierten Heinrich. Der Chef sagte unter anderm von ihm: „Er läßt seine Töchter katholisch erziehen. Nun, wenn er den Katholizismus für besser hält, so ist dagegen nichts einzuwenden; nur sollte er dann selber katholisch werden. So ist es nur Inkonsequenz und Feigheit." — „Ich entsinne mich, 1850 oder 1851, da hatte Manteuffel Befehl bekommen, eine Verständigung zwischen den Gagernschen und den Konservativen von der preußischen Partei zu versuchen — wenigstens so weit, wie der König in der deutschen Sache gehen wollte." — „Er nahm mich und Gagern dazu, und so wurden wir eines Tages zu einem souper à trois bei ihm eingeladen. Zuerst wurde wenig oder gar nicht von Politik gesprochen. Dann aber ergriff Manteuffel einen Vorwand, uns allein zu lassen. Als er hinaus war, sprach ich sogleich von Politik und setzte Gagern meinen Standpunkt auseinander, und zwar in ganz nüchterner, sachlicher Weise. Da hätten Sie aber den Gagern hören sollen. Er machte sein Jupitergesicht, hob die Augenbrauen, sträubte die Haare, rollte die Augen und schlug sie gen Himmel, daß es förmlich knackte, und sprach zu mir mit seinen großen Phrasen, wie wenn ich eine Volksversammlung wäre. — Natürlich half ihm das bei mir nichts. Ich erwiderte kühl, und wir blieben auseinander wie bisher. Als Manteuffel dann wieder hereingekommen war und der Jupiter sich entfernt hatte, fragte er mich: »Nun, was haben Sie zustande gebracht mit einander?« — »Ach — sagte ich —, nichts ist zustande gekommen. Das ist ja ein ganz dummer Kerl. Hält mich für eine Volksversammlung — die reine Phrasengießkanne. Mit dem ist nicht zu reden.«"[1]

Man sprach darauf vom Bombardement, und der Chef äußerte: „Ich habe es dem König erst gestern wieder gesagt, daß es nun doch Zeit dazu wäre, und er hatte nichts dagegen. Er erwiderte, er habe es befohlen, aber die Generale sagten, sie könnten nicht. — Ich weiß wohl, es ist Stosch und Tresckow und Podbielski."

Angelegenheiten im österreichischen Ministerium des Auswärtigen, war der eigentliche Träger der deutschen Politik Österreichs in diesen Jahren. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft I, 100 f.

[1] Darüber auch G. u. E. I, 66 f. Die Sache spielte 1850 während des Unionsparlaments in Erfurt.

„Und Hinderſin?“ fragte jemand.

„Der will auch nicht. Podbielski (ſo glaubte ich zu hören) wäre wohl anders zu ſtimmen. Aber die beiden andern ſind von Zukunftsrückſichten beſtimmt.“

Aus ſeinen weitern Äußerungen ging hervor, daß nach ſeiner Meinung zunächſt die Königin Viktoria, dann, von dieſer beredet, die Kronprinzeſſin und ſchließlich, von der wieder beeinflußt, der Kronprinz nicht wollen, daß Paris beſchoſſen wird, und daß dem Kronprinz zu Gefallen, „der ja künftig König ſein und Kriegsminiſter, Armeekorpskommandanten und Feldmarſchälle zu ernennen haben wird,“ die erwähnten Generale nicht „können.“ [1]

Die Unterhaltung wandte ſich dem verſtorbnen General von Möllendorff zu, von dem gerühmt wurde, er ſei ein kreuzbraver alter Herr geweſen. Graf Bismarck-Bohlen erzählte von ihm: „Im Treffen bei Schleswig,[2] als man da in der Ferne ſchießen hörte, kommt Wrangel herangeſprengt zu Möllendorff und fragt: »Wo wird geſchoſſen?« Der weiß es nicht zu ſagen. Da fährt Wrangel ihn an, das müſſe er wiſſen, und jagt dann theatraliſch davon. Möllendorff meinte ſpäter: »Dieſer Wrangel iſt doch halb Grobian, halb Komödiant, und ich ſitze hier à cheval der Ereigniſſe.«“

Der Miniſter knüpfte daran folgendes: „Da erinnere ich mich, nach den Märztagen, wie der König in Berlin und die Truppen in Potsdam waren. Da kam ich auch hin, und es war Beratung, was jetzt zu thun wäre. Möllendorff war dabei und ſaß mit ſchmerzhafter Miene auf einem Stuhle nicht weit von mir. Er konnte nur mit der einen Hälfte ſitzen, ſo hatten ſie ihn zerprügelt. Der eine riet nun dies, der andre das, aber niemand wußte recht, was zu machen. Ich ſaß neben dem Pianoforte und ſagte nichts, ſchlug aber ein paar Töne an — Dideldum bittera. (Er dudelte

[1] Vgl. G. u. E. II, 113 ff. Kaiſer Friedrichs Tagebuch vom 25. November: „Bismarck verlangt dringend Beſchießung, Blumenthal entwickelt in einem Promemoria an Moltke die Sinnloſigkeit eines Bombardements u. ſ. f.“ Auch in den politiſchen Kreiſen Berlins beſtand dieſe Anſicht. Erinnerungen aus dem Leben H. B. von Unruhs S. 313 f. Der Kronprinz am 28. November: „Man iſt in Berlin ganz toll auf die Beſchießung, Frau von B. bezeichnet mich als Schuldigen.“

[2] 23. April 1848, Oſterſonntag.

den Anfang des Infanterie-Sturmmarsches.) Da erhob sich der Alte freudestrahlend plötzlich von seinem Stuhle und humpelte auf mich zu und umarmte mich und sagte: »Das ist das Rechte. Ich weiß, was Sie wollen — marschieren, nach Berlin.« Mit dem König aber war nichts zu machen, und die andern hatten auch keine rechte Courage." [1]

Nach einer Weile fragte der Kanzler seinen Gast: „Was kostet Ihnen eine Visite beim Kaiser jedesmal?" — Ich weiß nicht, was Werder darauf antwortete. Der Chef aber fuhr fort: „Für mich war das immer eine ziemlich kostspielige Sache — besonders in Zarskoje.[2] Ich hatte da immer fünfzehn bis zwanzig, auch fünf-undzwanzig Rubel zu zahlen, je nachdem ich unaufgefordert zum Kaiser fuhr oder aufgefordert. Im letztern Falle war es teurer. Da bekam der Kutscher und der Lakai, die mich geholt hatten, der Haushofmeister, der mich empfing — bei letzterer Gelegenheit mit dem Degen an der Seite —, dann der Läufer, der mir durch die ganze Länge des Schlosses — es müssen wohl tausend Schritt sein — bis zum Zimmer des Kaisers vorausging. Wissen Sie, der mit den hohen runden Federn auf dem Kopfe, wie ein Indianer. — Nun der verdiente seine fünf Rubel wirklich. Und niemals bekam man denselben Kutscher zurück." — „Ich konnte diese Ausgaben nie liquidieren. Wir Preußen waren überhaupt schlecht gestellt. Fünf-undzwanzigtausend Thaler Gehalt und achttausend Thaler Mietgeld. Ich hatte dafür freilich ein Haus so groß und so schön, wie irgend ein Palais in Berlin. Aber die Möbel drin waren alle alt und verschossen und ruppig, und wenn ich die Reparaturen und andern Kleinigkeiten dazu nehme, so kostete es mich neuntausend jährlich. Ich fand aber, daß ich nicht verpflichtet wäre, mehr zu verthun als meinen Gehalt, und so half ich mir damit, daß ich kein Haus machte. Der französische Gesandte hatte dreimalhunderttausend Franken und durfte nebenbei alle Gesellschaften, die er für offiziell anzusehen für gut fand, seiner Regierung liquidieren."

„Sie hatten aber doch freie Heizung, und die macht doch in Petersburg jährlich was aus," warf Werder ein.

[1] Vgl. G. u. E. I, 25 ff., wo Bismarck die Szene (am 21. März 1848) noch ausführlicher erzählt.

[2] Zarskoje Selo, kaiserlicher Sommerpalast südlich von St. Petersburg.

„Nein, erlauben Sie — entgegnete der Chef —, die mußte ich auch bezahlen. — Das Holz wäre übrigens nicht so teuer, wenn es die Beamten nicht teuer machten. Da erinnere ich mich, einmal, da sah ich schönes Holz auf einem finnischen Boote. Ich fragte die Bauern nach dem Preise, und sie nannten mir einen sehr wohlfeilen. Als ichs aber kaufen wollte, fragten sie (er sagte dies auf Russisch, kasennoje), ob es für den Fiskus wäre. Da beging ich die Unvorsichtigkeit, zu antworten, nicht für den kaiserlichen Fiskus, sondern (er brauchte wieder die russischen Worte, krolowskij prusskij posol) für den königlich preußischen Gesandten. Da waren sie, als ich wieder hinkam, um das Holz abholen zu lassen, alle davon gelaufen. Hätte ich ihnen die Adresse eines Kaufmanns gegeben, mit dem ich mich inzwischen verständigen konnte, so hätte ichs um den dritten Teil dessen gehabt, was ich sonst bezahlte. Der (er brauchte wieder die russische Bezeichnung für den Begriff: preußischer Gesandter) war ihnen offenbar auch ein Beamter des Zaren, und sie dachten: Nein, der sagt, wenn er bezahlen soll, wir hätten es gestohlen, und läßt uns einsperren, bis wirs ihm umsonst geben."

Er erzählte darauf noch Beispiele der Art, wie die Tschinowniks [die Beamten] die Bauern hudeln und ausbeuten, und kam dann auf die karge Besoldung der preußischen Gesandten gegenüber den übrigen zurück. „So ists auch in Berlin," setzte er hinzu. „Ein preußischer Minister hat zehntausend Thaler, der englische Gesandte aber dreiundsechzigtausend, und der russische vierundvierzigtausend; dazu liquidiert er seiner Regierung alle offiziellen Feste, und wenn der Kaiser einmal bei ihm wohnt, bekommt er gebrauchsmäßig einen vollen Jahresgehalt als Entschädigung. Da können wir freilich nicht mit ihnen Schritt halten."

Montag, den 21. November. Die Verhandlungen mit den Bayern scheinen noch nicht zum vollen Abschluß gelangt zu sein, aber doch in der Hauptsache zu guten Resultaten geführt zu haben. Aus dem, was man hört, ist der Weg, auf dem man dahin gelangt ist, nicht zu erkennen. Gewiß scheint nur, daß das Ergebnis ein Kompromiß sein wird, bei dem unsrerseits nur das Wesentliche festgehalten und auf andre Wünsche und Ansprüche verzichtet worden ist. Irgendwelche Pression ist sicher nicht ausgeübt worden. Doch

ist sehr wahrscheinlich, daß die Frage: Elsaß-Lothringen — behalten oder nicht behalten können? in der Form einer Vorstellung den Ausschlag gegeben hat. Elsaß-Lothringen kann von Frankreich nur im Namen von ganz Deutschland für dieses gefordert werden. Der Norden bedarf es nicht unmittelbar, wohl aber hat es der Süden, wie die Geschichte auch den Partikularisten sagen muß, so nötig wie das liebe Brot. Bayern ist davon nicht ausgeschlossen. Nur in seiner engen Vereinigung mit dem Norden, die ja allerlei Desiderien auf bayrischer Seite berücksichtigen kann, ist das Mittel zu finden, Bayern diesen Schutzwall im Westen zu verschaffen. Übrigens würde es nicht gut aussehen, wenn an dem Sträuben der Münchner Politiker gegen engere Verbindung mit dem übrigen Deutschland der von der öffentlichen Meinung jetzt mehr wie je gewünschte und erhoffte Rückerwerb alter deutscher Landschaften scheitern sollte. Möglich ist endlich, daß Leute aus dem Norden beigetragen haben, die Bayern weniger willfährig zu machen.

Beim Frühstück fragte ich Bucher: „Nun, wie steht es? Ist man mit Bayern im reinen?"

„Ja — erwiderte er —, und ich vermute, er hat ihnen gesagt: Gut, wenn ihr nicht wollt, so nehmen wir das Elsaß nicht."

Nach einer Weile setzte er hinzu: „Es sollte da im Elsaß irgendwo ein Posthaus gebaut werden. Als sie nicht wollten (scil. als die Bayern auf unsre Vorschläge in der deutschen Frage nicht eingehen wollten), wurde sofort telegraphiert: Es wird durchaus nichts gebaut."

Wieder nach einer Pause sagte er: „Wir hätten sie eher gehabt. Aber da ist der Delbrück, der hat seine guten Freunde und Gesinnungsverwandten*) nach München geschickt, und die haben mit ihnen verhandelt und geringere Zugeständnisse für genügend erklärt, und nun hat vielleicht Bray bei der Besprechung mit dem Minister ein Papier aus der Tasche gezogen und gesagt: »Sehen Sie, die und die, die doch national genug sind, verlangen ja nur so viel.« Darauf ist dann freilich nicht viel zu antworten."[1]

Keudell ist wieder da. Er sieht sehr wohl aus. Um ein Uhr

*) „Es war Lasker." sagte Bucher mir später.

[1] Ebenso in den „Erinnerungen aus dem Leben H. B. von Unruhs" 310.

hat der Chef eine Konferenz mit Odo Russell, der bisher die Stelle des Geschäftsträgers des Kabinetts von St. James in Rom versah. Wahrscheinlich soll er mit dem Minister in betreff der Ansprüche Rußlands hinsichtlich des Schwarzen Meeres verhandeln.[1] Ich gehe nach drei Uhr, wo der Chef zum Könige fährt, mit Haber ins Hotel de Chasse, wo wir unter einem Schwarm von Offizieren und Militärärzten mittelmäßiges französisches Bier trinken und uns mit der gesprächigen Wirtin, die auf ihrem katheberartigen Hochsitz in schwarzem Seidenkleide das Geschäft dirigiert, unterhalten. Der Minister läßt von den dreitausend Cigarren, die er, glaube ich, aus Bremen zum Geschenk bekommen hat, eine Anzahl verteilen, und ich bekomme auch mein Deputat. Es sind Prensados, die recht gut sind. Der Chef ißt nicht mit uns.[2] Als Gast ist Knobelsdorff zugegen.

Abends will Löwinsohn erfahren haben, daß Garibaldi uns eine große Niederlage beigebracht habe, wobei sechshundert von unsern Reitern getötet worden seien. Dummer Schnack, warum nicht lieber gleich sechstausend! Es kostet ja einen Atem. Löwinsohn nimmt an, daß morgen bei Orleans etwas geschehen müsse, da die Unsrigen die Franzosen umstellt hätten. Kurz vor neun Uhr ist Russell wieder beim Kanzler und bleibt bis gegen elf Uhr.

Dienstag, den 22. November. Früh abscheuliches Regenwetter. Während wir beim Dejeuner sitzen, konferiert Lutz mit dem Chef im Salon. Einmal macht dieser die Thür auf und fragt: „Weiß einer von den Herren, wieviel Abgeordnete Bayern im Zollparlament hat?“ Ich gehe, um im „Illustrierten Kalender“ Papa Webers nachzusehen, finde aber in der sonst für solche Dinge recht guten Quelle keine Auskunft. Es müssen indes siebenundvierzig bis achtundvierzig sein.

---

[1] Odo Russell war schon am 20. November in Versailles eingetroffen und hatte die erste Besprechung mit dem Kanzler nachts elf Uhr. Bismarck-Regesten I, 408. An demselben Tage (21. November) hatte auch der Kriegskorrespondent der Times, Dr. W. Russell, eine Erörterung mit ihm über dieselbe Frage. Poschinger, Tischgespräche I, 262.

[2] Er war beim König, der ein Diner zu Ehren des Geburtstags der Kronprinzessin gab, Bismarck-Regesten I, 408, und hatte dabei ein Gespräch mit dem Kronprinzen, Tagebuch vom 21. November.

Nach drei Uhr ist der russische General Annenkow ungefähr fünf Viertelstunden beim Minister.[1]

Bei Tische sind Fürst Pleß, der Major von Alten und ein Graf Stolberg zugegen. Es ist die Rede von einem großen Fund edler Weine, der im Schoß eines Berges oder Kellers in Bougival gemacht und nach Kriegsrecht als ins Gebiet der Nahrungsmittel gehörend konfisziert worden sei. Bohlen, unser Obertruchseß, klagt, daß uns davon nichts zugeflossen sei. Überhaupt würde für das Auswärtige Amt überall möglichst schlecht gesorgt, man bemühe sich stets, dem Chef die unbequemsten Wohnungen zuzuweisen, und man hätte das Glück, sie überall auch zu finden.

„Ja — sagt der Chef lächelnd —, es ist die reine Flegelei, die Art, wie man gegen mich verfährt.[2] Und dabei, der Undank der Militärs, mir gegenüber, der ich im Reichstag immer für sie gesorgt habe! Aber sie werden sehen, wie ich mich verwandle. Militärfromm bin ich in den Krieg gezogen, ganz parlamentarisch werde ich nach Hause kommen. Eisernes Budget is künftig nich."

Fürst Pleß lobt die württembergischen Truppen, sie machten als Soldaten einen vortrefflichen Eindruck und kämen in ihrer Haltung den unsern am nächsten. Der Kanzler schließt sich dem an, will aber auch die Bayern gerühmt wissen. Besonders scheint ihm an ihnen zu gefallen, daß sie „mit dem Totschießen der Francs-voleurs rasch bei der Hand sind." — „Unsre Norddeutschen halten sich zu sehr an den Befehl. Wenn so ein Buschklepper — bemerkte er beispielsweise — auf einen holsteinischen Dragoner schießt, so steigt der erst vom Pferde und läuft mit seinem schweren Säbel dem Kerle nach und fängt ihn. Dann bringt er ihn seinem Leutnant, und der läßt ihn laufen, oder er liefert ihn ab, und dann ists dasselbe, man läßt ihn auch laufen. Der Bayer machts anders, der weiß, daß Krieg ist, der hält noch auf alte gute Sitten. Er wartet nicht ab, bis auf ihn von hinten geschossen wird, sondern schießt zuerst."

---

[1] Er brachte ein Schreiben des Kaisers Alexander an den König, K. Friedrichs Tagebuch vom 14. November mit dem Zusatz: (Der Botschafter Prinz) Reuß erhielt erst bei Abgang desselben (Briefes) Nachricht davon mit dem Bemerken, er möge nicht eher telegraphieren, als bis der König den Brief erhalten.

[2] Vgl. G. u. E. II, 94.

Wir haben bei Tiſche Kaviar und Faſanenpaſtete, jener iſt von der Frau Baronin von Keudell, dieſe von der Frau Gräfin Hatzfeldt geſtiftet; desgleichen wird ſchwediſcher Punſch gereicht.

Abends die Bernſtorffſche Note darüber, daß die franzöſiſche Fregatte „Deſaix“ ein deutſches Schiff in engliſchen Gewäſſern gekapert habe, desgleichen das Schreiben an Lundy über die engliſche Waffenausfuhr nach Frankreich für unſre Preſſe zurecht gemacht, ferner beſorgt, daß Bazaine von unſern Blättern nicht mehr gegen den Vorwurf der Verräterei verteidigt wird, „weil ihm das ſchadet,“ und ein Telegramm abgelaſſen, daß die franzöſiſche Regierung ſeit einigen Tagen die Fremden mit Einſchluß der Diplomaten, denen wir jetzt wie vorher unſre Linien öffnen, nicht mehr aus Paris wegreiſen läßt.

Löwinſohn berichtet, daß der Präfekt von Brauchitſch dem Verſailler Magiſtrat bei einer Strafe von fünfzigtauſend Franken geboten hat, bis zum 5. Dezember ein Magazin von notwendigen Dingen anzulegen, die in der Stadt zu fehlen anfangen. Garibaldi hat wirklich einen kleinen Erfolg über unſre Truppen davongetragen, unſer Verluſt an Toten, Verwundeten und Gefangnen ſoll ſich aber auf nicht mehr als hundertundzwanzig Mann belaufen.[1]

Beim Thee hörte man, daß Hellwitz, der in Meaux bei uns war, wieder eingetroffen und vom Chef empfangen worden iſt. Er iſt nach Bohlen ein etwas rätſelhafter Kunde, Agent Napoleons und doch an der extrem demokratiſchen Rheiniſchen Zeitung beteiligt oder gar Mitbeſitzer. In Preußen giebt er ſich mit Erfolg für einen hochſinnigen und patriotiſchen Republikaner aus. Als ſolchen hat ihn der Regierungspräſident von — bei uns eingeführt. Was die beiden Hälften dieſer Doppelnatur vereinigt ſowie der jetzige Zweck ihres Beſuches, bleibt in Dunkel gehüllt. Bohlen war übrigens über den ſchillernden Mitarbeiter oder Mitbeſitzer des radikalen Blattes nicht verwundert, da, wie er wiſſen will, ein gewiſſer Curtis, der ihn einmal beſucht, ihm Spionendienſte angeboten und ihm allerlei Mitteilungen über geheime Geſellſchaften

[1] Am frühen Morgen des 19. November überrumpelte Ricciotti Garibaldi in Chatillon an der obern Seine das dort ſtehende weſtfäliſche Landwehrbataillon Unna und eine Abteilung vom 5. Reſervehuſarenregiment; er brachte ihnen einen Verluſt von 120 Mann und 70 Pferden bei.

und Pläne der Polen gemacht hat, zu der Rheinischen Zeitung ebenfalls in naher Beziehung steht. „Ich mochte — so schloß er dieses erbauliche Kapitel — mit seinen Geschichten nichts zu thun haben, und so übergab ich sie Stiebern, der dann von den Russen eine Dose für zweitausend Thaler gekriegt hat."

Im fernern Verlauf des Gesprächs sagte Bohlen zu Keudell: „Gestern hätten Sie mal den Chevalier — beim Kaffee sehen sollen. Wie der sich angepfiffen hatte! Redete allerlei durcheinander und fiel selbst dem Minister ins Wort, der sichs geduldig gefallen ließ und nur einmal sagte: »Erlauben Sie, ich bin noch nicht fertig.« — Er war ganz Republikaner, der Chevalier. »Wenn man soviel mit diesen Fürsten zusammen sein muß — sagte er —, da möchte man gleich Republikaner werden.«"

Mittwoch, den 23. November. Heute früh sagte ich zu Bucher: „Nun, wissen Sie, wie es mit den bayrischen Verträgen steht? Heute abend wird die Sache wohl geordnet sein!"

„Ja — lautete die Antwort —, wenn nicht noch etwas dazwischen kommt, und das braucht an sich nichts bedeutendes zu sein. Raten Sie, woran der Vertrag noch kürzlich beinahe gescheitert wäre?"

„Nun?"

„An der Frage: ob Kragen oder Epauletten. Der König von Bayern wollte die Kragengeschichte nicht aufgeben, während unser König durchaus die unsrige an ihre Stelle haben wollte. Der Chef hat ihn schließlich durch die Vorstellung herumgebracht: »Aber, Majestät, wenn nun jetzt nichts zustande kommt, und die Bayern uns in zehn Jahren vielleicht im Felde gegenüberstehen — was soll die Geschichte sagen, wenn man erfährt, daß die Sache hier an den Kragen gescheitert ist?« Der König ist übrigens nicht der Schlimmste, sondern der Kriegsminister."[1]

Ich konnte, da ich abgerufen wurde, mir in dem Augenblicke das Rätsel, das hierin lag, nicht lösen lassen. Später erfuhr ich, daß es sich um die Frage gehandelt hat, ob die bayrischen Offiziere

[1] K. Friedrichs Tagebuch vom 21. November: „Bismarck sagt mir — Roon drohe die Militärverhandlungen über die äußern Abzeichen abzubrechen. Wir bleiben doch am grünen Tisch ewig dieselben." Es handelte sich dabei auch um den bayrischen Raupenhelm, Poschinger, Tischgespräche II, 51.

ihre Rangabzeichen künftig wie bisher am Halse, oder wie die norddeutschen auf den Schultern tragen sollten.

Bei Tische befanden sich unter uns eine Husarenuniform mit der Genfer Binde und eine Infanterieuniform mit Achselschnuren, von denen jene den schlesischen Grafen Fred Frankenberg,[1] einen stattlichen Herrn mit rötlichem Vollbart, diese den Fürsten Putbus schmückte. Beider Verdienste waren mit dem Eisernen Kreuze belohnt. Die Gäste sprachen davon, wie lebhaft man in Berlin nach dem Bombardement verlange und über dessen Verzögerung murre. Das Gerücht, daß hohe Damen eine von den Ursachen des Zauderns seien, scheint nach ihnen dort allgemein verbreitet zu sein.

„Ich habe es dem König schon oft gesagt," versetzte der Chef. „Aber es geht nicht, man will nicht."

„Die Königin," äußert jemand.

„Mehrere Königinnen — verbesserte der Kanzler —, und Prinzessinnen. Auch glaube ich, daß freimaurerische Einflüsse und Bedenken dabei mitwirken."

Er erklärte dann wieder, daß er die Cernierung von Paris für einen Mißgriff halte. Dabei sagte er u. a.: „Ich habe diese Einschließung überhaupt niemals gern gesehen. Wäre sie unterblieben, so wären wir jetzt weiter, oder wir hätten doch eine andre Stellung vor Europa, bei dem es uns gewiß nichts genutzt hat, daß wir jetzt acht Wochen vor Paris liegen." — „Wir hätten Paris beiseite lassen sollen. Die Franzosen mußten im offnen Felde aufgesucht werden. Wollte mans aber anders, dann auch so bald wie möglich schießen. Wenn so, denn so."

Putbus erzählte darauf, indem das Gespräch auf die Behandlung der französischen Landbevölkerung kam, daß ein bayrischer Offizier ein ganzes schönes Dorf niedergebrannt und den Wein in den dortigen Kellern auslaufen zu lassen befohlen habe, weil die Bauern des Ortes sich verräterisch betragen hätten. Jemand anders bemerkt dazu, daß die Soldaten irgendwo einen über Verrat ertappten Curé ganz fürchterlich durchgeprügelt haben sollten. Der

[1] Armeedelegierter der freiwilligen Krankenpflege im Hauptquartier des Kronprinzen. Er hatte am 15. Oktober in Orleans mit dem Bischof Dupanloup verhandelt, um dessen Einfluß auf die Herstellung des Friedens zu benutzen. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 140 ff., 92.

Minister lobte wieder die Energie der Bayern, fügte aber mit Bezug auf den zweiten Fall hinzu: „Man muß die Leute entweder so rücksichtsvoll als möglich behandeln, oder unschädlich machen. Eins von beiden.“ Und nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Höflich bis auf die letzte Galgensprosse, aber gehenkt wird er. Grob darf man nur gegen seine Freunde sein, wo man überzeugt ist, daß sies nicht übelnehmen. Wie grob ist man zum Beispiel gegen seine Frau!“ — „Ach, da fällt mir ein, Herr von Keudell, telegraphieren Sie doch nach Reinfeld: Brief von Graf Bismarck, wenn er kommt, anzuhalten und poste restante oder nach Berlin zu schicken. Ich habe nämlich meiner Frau verschiedne Sachen geschrieben, die nicht von Ehrerbietung überfließen, und mein Schwiegervater ist ein alter einundachtzigjähriger Herr; der macht ihn auf (die Gräfin, die ihn in Reinfeld besucht hat, ist inzwischen weggereist) und liest ihn und zeigt ihn dem Pastor, und der sagts weiter, und nächstens steht der Brief in der Zeitung.“

Es wird auf Anregung des Fürsten Putbus von einer Marquise della Torre gesprochen, die nach dessen Bericht „eine etwas orageuse Vergangenheit hinter sich hat und infolgedessen vom — ins Auge gefaßt worden ist.“ Sie liebe das Lagerleben, sei mit Garibaldi vor Neapel gewesen und befinde sich seit einiger Zeit hier, wo sie mit der Genfer Kreuzbinde umhergehe.

Jemand erwähnte das bei Bleibtreu bestellte Gemälde, und das brachte einen andern Tischgenossen auf die Skizze zu einem andern, das den General Reille darzustellen bestimmt sei, wie er auf dem Berge vor Sedan dem Könige den Brief Napoleons überbringt. Man tadelte, daß der General hier die Mütze in einer Weise abnehme, als ob er Hurra oder Vivat rufen wolle.

Der Chef bemerkte: „Er betrug sich durchaus anständig und würdig. — Ich sprach dann allein mit ihm, während der König die Antwort schrieb. Er machte mir Vorstellungen: man würde einer so großen Armee, und die sich so tapfer geschlagen hätte, nicht harte Bedingungen stellen. Ich zuckte die Achseln. Da sagte er, ehe sie sich darein fügten, sprengten sie sich mit der Festung in die Luft. Ich sagte: »Sprengen Sie sich nur — faites sauter!« — Ich fragte ihn dann, ob der Kaiser denn der Armee, der Offiziere noch sicher sei. Er bejahte es. Und ob sein Wort und Befehl

wohl auch in Metz noch gelte? Reille bejahte das ebenfalls, und wie wir gesehen haben, hatte er zu der Zeit noch Recht." — — — „Ich glaube, wenn er damals Frieden gemacht hätte, wäre er jetzt noch ein achtbarer Regent. Er ist aber ein dummer Mensch. Ich habe das schon vor sechzehn Jahren gesagt, wo mirs niemand glauben wollte! Dumm und sentimental." — „Der König dachte übrigens in dem Augenblicke, es gäbe nun Frieden, und wollte von mir die Bedingungen hören, die wir ihnen stellen sollten. Ich sagte ihm aber: »Majestät, soweit sind wir wohl noch nicht.«[1] — Die Durchlauchtigen und die Hoheiten drängten sich dabei so heftig an uns heran, daß ich den König zweimal bitten mußte, den Standort zu wechseln."

Abends berichtet Löwinsohn, daß einem der Journalisten, die von hier korrespondieren, ein Unglück zugestoßen ist. Der Dr. Kayßler, der die Berliner Zeitungen mit Berichten versieht, soll seit etwa acht Tagen auf einer Reise nach Orleans verschwunden sein, und man befürchtet, daß er von den Franctireurs umgebracht worden oder wenigstens in Gefangenschaft geraten ist.*) Weniger betrüben würde, wenn das einem Korrespondenten preußenfeindlicher Blätter in Wien und Frankfurt, einem gewissen Voget, widerfahren wäre, der, wie es scheint, das Privilegium zu haben wähnt, von hier unter dem Schutze der deutschen Behörden allerlei Verleumdungen in die Welt zu schreiben. Schon zu Anfang des Krieges, bei Saarbrücken, soll er Zank mit unsern Offizieren provoziert haben, und jetzt hat er sich unterstanden, zu berichten, die Preußen hätten bei Orleans die Bayern im Stiche gelassen, indem sie nicht zu rechter Zeit zur Hilfe erschienen seien, verschuldeten also gewissermaßen die Niederlage. Den fortjagen wäre zweckmäßiger als die Geschichte mit dem armen Hoff.

[1] Nach der Kapitulation sagte der König, der die Widerstandskraft Frankreichs nach seinen eignen Erfahrungen von 1814 besser erkannte als seine Umgebung, vor den Fürsten und Offizieren: „Glauben Sie nicht, daß der Krieg zu Ende ist, eine Nation wie die französische erklärt sich nicht ohne weiteres für überwunden, wir haben noch einen schweren Kampf vor uns." F. Hönig, Der Volkskrieg an der Loire I², 338.

*) Wie bekannt, war das zweite der Fall.

Gegen zehn Uhr ging ich hinunter zum Thee und fand da noch Bismarck-Bohlen und Hatzfeldt. Der Chef war mit den drei bayrischen Bevollmächtigten im Salon. Nach einer Viertelstunde etwa öffnete er die Flügelthür, steckte den Kopf mit freundlichster Miene herein und kam dann, als er noch Gesellschaft sah, mit einem Becher zu uns an den Tisch, wo er Platz nahm.

„Nun wäre der bayrische Vertrag fertig und unterzeichnet," sagte er bewegt. „Die deutsche Einheit ist gemacht, und der Kaiser auch."

Einen Moment herrschte Stille. Dann bat ich, mir die Feder holen zu dürfen, mit der er sich unterschrieben habe. „In Gottes Namen holen Sie sich alle drei — erwiderte er —, die goldne ist aber nicht darunter." Ich ging und nahm mir die drei Federn, die neben dem Dokument lagen, und von denen zwei noch naß waren. (Wie Wollmann mir später sagte, wäre die, die auf beiden Seiten Fahnen hatte, die der Kanzler gebraucht hatte.) Daneben standen zwei leere Champagnerflaschen. „Bringen Sie uns noch eine von diesem," sagte der Chef zum Diener. „Es ist ein Ereignis." Dann bemerkte er nach einigem Nachsinnen: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen (ich zitiere, wie immer bei Anführungszeichen, genau seine eignen Worte), der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt, und er kann Recht haben — mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren — was sind Verträge, wenn man muß! — und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind." — „Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnutzen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Was fehlt, mag die Zukunft beschaffen." — „Auch der König war mit der Sache nicht zufrieden, er meinte, ein solcher Vertrag sei nicht viel wert. Ich aber bin andrer Ansicht. Ich rechne ihn zu dem Wichtigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben. Und ich brachte ihn doch zuletzt zur Einwilligung, indem ich ihm mit der englischen Einmischung Angst machte, wenn wir die Sache nicht beschleunigten." — „Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein,

gewisse Rechte an den deutschen Kaiser abzutreten, als an den benachbarten König von Preußen."

Als der Minister sich dann über den König von Bayern äußerte, „er lebe in Träumen" u. dgl., bemerkte Abeken,[1] der inzwischen hereingekommen war, und den dies natürlich mit Betrübnis erfüllte: „Aber der junge König ist doch so ein netter Mensch."

„Das sind wir alle hier auch," entgegnete der Chef, indem er uns der Reihe nach ansah.

Starkes Gelächter im Zentrum sowie auf der Linken.

Bei einer zweiten Flasche Sekt, die er mit uns trank, kam er, ich weiß nicht, wodurch veranlaßt, auf seinen Tod zu sprechen und

---

[1] Abeken vom 23. November abends, S. 453 f.: „Es ist soeben mit Bayern abgeschlossen worden. — So ist denn wirklich aus dem Norddeutschen Bund — ein Deutscher Bund geworden, und die deutsche Einheit ist fertig. — Das hat der Minister eigentlich allein mit den Bayern fertig gebracht; da Delbrück nach Berlin hatte reisen müssen, so lag ihm allein die ganze Last, auch die Bewältigung des Materials ob, und es hat ihm mehrere Nächte und viele Kraft gekostet. — Es gehört doch eine fast beispiellose Kraft des Geistes und des Wollens dazu, so verschiedne Sachen nebeneinander de front zu führen: die ganze auf den Krieg mit Frankreich bezügliche Diplomatie, diese deutschen Verhandlungen und daneben nun die russische Verwicklung. Dazu nun noch eine Menge Sachen, die ihm als Präsidenten des Staatsministeriums in Bezug auf die innern Verhältnisse Preußens obliegen, Administrationssachen der eroberten Provinzen, Zank und Streit mit Militär- und Zivilbehörden, und dabei viel nötiger und unnötiger Ärger. Es ist nur zu verwundern, daß er es so aushält." — 24. November morgens: „Ich gehe sonst nicht zum Thee himunter." — Aber „als wir [Abeken und Keudell, von einem Spaziergange] wieder hereinkamen, und ich erfuhr, daß die bayrischen Minister weg und Graf Bismarck im Theezimmer sei, konnte ich nicht widerstehen hineinzugehen und ihm zum Abschluß Glück zu wünschen, was er sehr dankbar und herzlich aufnahm. Da wars denn auch nicht möglich, nicht sitzen zu bleiben und neben dem Thee auch ein Glas zu trinken. Bismarck war sehr heiter und gesprächig darüber, denn spät wurde es. — Ich finde heute morgen, daß er gestern abend noch gearbeitet und eine Anzahl Konzepte, die ich ihm hatte in die Stube legen lassen, korrigiert hatte. Dafür schläft er aber auch jetzt noch — die letzten Nächte hatte er fast gar nicht geschlafen, war sogar mehrmals aufgestanden und hatte sich Licht gemacht, um etwas zu konzipieren. — Unser Büreau hat nun heute freilich viel zu schreiben, mit Abschriften, Telegrammen u. dgl. Neulich mußten die Leute in der Nacht bis zweieinhalb Uhr schreiben, um den Vertrag zur Unterzeichnung fertig zu bringen. »Europa wartet auf euch,« sagte der Minister."

behauptete, er werde in seinem einundsiebzigsten Jahre sterben, indem er das aus einer mir unverständlichen Zahlenkombination herleitete.

Ich sagte: „Das dürfen Exzellenz nicht. Das wäre zu früh. Da muß man den Todesengel wegjagen."

„Nein," erwiderte er. „Sechsundachtzig — sechzehn Jahre noch. Ich weiß es — es ist eine mystische Zahl."

Donnerstag, den 24. November. Früh fleißig gearbeitet und mehrere Artikel im Sinne des gestern abend vom Chef über den Vertrag mit Bayern Geäußerten gemacht. Wollmann erzählte am Nachmittag, als wir mit einander im Schloßpark spazieren gingen, ein Oberst Krohn habe in einem Orte in den Ardennen einen Advokaten verhaften lassen, der verräterische Verbindungen mit einer Bande von Franctireurs unterhalten habe. Das über den Mann vom Kriegsgericht gefällte Urteil habe auf den Tod gelautet. Er habe Begnadigung nachgesucht. Der Chef aber habe davon erfahren und heute dem Kriegsminister schreiben lassen, er werde beim König beantragen, daß der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen werde.

Beim Diner sind Oberst Tilly vom Generalstabe und Major Hill Gäste des Chefs. Dieser sagt, indem er sich wieder beklagt, daß die Militärs ihm zu wenig mitteilen, ihn zu selten um seine Meinung befragen: „So wars auch mit der Ernennung Vogels von Falckenstein, der jetzt den Jacoby gemaßregelt hat. Wenn ich mich vor dem Reichstage darüber aussprechen müßte, würde ich meine Hände in Unschuld waschen. Man hätte mir nichts Unbequemeres einbrocken können." — „Ich bin — so wiederholte er — militärfromm in den Krieg gekommen, künftig gehe ich mit den Parlamentarischen, und wenn sie mich weiter ärgern, so lasse ich mir einen Stuhl auf die äußerste Linke stellen."

Man erwähnt den Vertrag mit Bayern, und es wird davon gesprochen, daß die Schwierigkeiten, denen man dabei begegnet, auch auf Nationalgesinnte zurückzuführen seien, woran der Minister die Bemerkung knüpft: „Es ist doch merkwürdig, daß es ganz kluge Leute giebt, die aber von Politik nichts verstehen. Da ist z. B. der, der hier immer an meiner rechten Seite saß,*) ein sehr gescheiter Mann, aber kein Politiker."

*) Delbrück.

Er äußert dann, plötzlich das Thema wechselnd: „Die Engländer sind außer sich, ihre Journale verlangen Krieg wegen eines Briefes, der nichts als die Darlegung einer Rechtsanschauung enthält; denn das ist doch die Note Gortschakows," was er darauf weiter ausführt.

Dann kommt er nochmals auf die Verzögerung des Bombardements zu sprechen, die ihm aus politischen Rücksichten Bedenken erregt. „Da hat man nun den ungeheuern Belagerungspark herangeschafft — sagt er —, alle Welt erwartet, daß wir schießen, und bis heute stehen die Geschütze müßig. Das hat uns sicher bei den Neutralen geschadet. Der Erfolg von Sedan ist damit ganz erheblich geschmälert in seiner Wirkung, und wenn man bedenkt, wodurch!"

Die eine der Ursachen der Verzögerung des Schießens brachte ihn danach auf die Kronprinzessin, von der er bemerkte: „Sie ist im allgemeinen eine sehr kluge Frau, auch in ihrer Art recht hübsch, nur müßte sie sich nicht mit Politik befassen." Er gedachte dann der Anekdote mit dem Glase Wasser, die er mir bei Crehanges erzählt hatte, noch einmal, nur hatte die Prinzessin sich jetzt bei ihrer Klage der französischen Sprache bedient und gesagt: „So viel Tropfen der mir einschenkt, so viel Thränen hat er mich schon vergießen lassen."

Freitag, den 25. November. Ich telegraphiere früh die zwischen gestern und heute erfolgte Kapitulation von Thionville, mache einen Artikel der Neuen Freien Presse, der die Note Granvilles als schüchtern und farblos bezeichnet, für den König zurecht und besorge, daß in allen unsern Blättern in Frankreich die Telegramme zum Abdruck kommen, die Napoleon im vorigen Juli die Beistimmung der französischen Bevölkerung zu der von ihm uns übersandten Kriegserklärung ausgedrückt haben.

Nachmittags besuchte ich mit Wollmann auf eine Stunde die Galerie historischer Porträts im Schlosse, die in ihrer Art von höchster Bedeutung ist und u. a. auch ein sehr interessantes Brustbild von Luther enthält. Auf dem Wege über die Avenue erzählte mir mein Begleiter eine Anekdote vom Chef, die recht hübsch ist, zu der ich indes bemerken will, daß der Erzähler nicht recht zuverlässig ist, und daß der betreffende General über den Sinn des Telegramms kaum im Zweifel gewesen sein wird. W. berichtete:

„In der Nacht vom 14. zum 15. Juni 1866 telegraphierte Manteuffel, daß er über die Elbe gegangen sei,[1] und fragte an, wie er die Hannoveraner behandeln solle. Der Minister schrieb darauf als Antwort: »Behandeln Sie sie als Landsleute, eventuell tödlich.« Er fragte mich: »Verstehen Sie das?« — »Ja, Exzellenz,« sagte ich. — »Gut, versetzte er, 's ist aber für einen General.«"

Vom Schloßplatze aus wurde darauf ein Gang durch die Hauptstraßen der Stadt, nach den beiden großen Kirchen und nach dem Denkmal von Hoche gemacht, wobei man wie immer vielen Geistlichen, Nonnen, auch Mönchen begegnete und Gelegenheit hatte, die Menge von Weinschenken und Kaffeehäusern zu bewundern, mit denen Versailles versehen ist. Eins dieser Institute führt den seltsamen Namen: Au chien qui fume und zeigt dem entsprechend auf seinem Schilde einen Hund, der eine Tabakspfeife im Maule hat. Die Leute vor den Hausthüren waren allenthalben höflich, namentlich die Frauen. Wenn Zeitungen sagen, Mütter und Wärterinnen kehrten sich ab, wenn einer von uns ihren Kinderchen die Backen streicheln wolle, so kann ich das nach meiner bisherigen Erfahrung nicht bestätigen. Sie freuten sich darüber ganz wie anderswo und sagten: Faites minette à Monsieur. Die höhere Klasse freilich läßt sich fast nie auf der Straße sehen, und wenn es einmal geschieht, erscheinen die Damen in Trauer — von wegen des Vaterlandes und — weil Schwarz gut kleidet.

Löwinsohn berichtet bei seiner gewöhnlichen Abendvisite, daß Sammwer schon seit einiger Zeit wieder fort, also nicht, wie es in den Zeitungen geheißen hat, irgendwo Präfekt geworden ist, daß die Stadt aber die Freude hat, dafür eine andre interessante Persönlichkeit zu beherbergen, den amerikanischen Geisterbanner Home nämlich, der, wenn ich recht verstand, von London herübergekommen ist und zwar mit Empfehlungen, die ihn beim Kronprinzen eingeführt haben.

Sonnabend, den 26. November. Mehrere Artikel gemacht, darunter einen über die seltsame Belobigungsliste Trochus im Figaro vom 22. d. M. Der Chef sagte mir, als er mir die von ihm angestrichnen Stellen zum Teil vorlas: „Die Heldenthaten

[1] Zwischen Hamburg und Harburg.

dieſer Verteidiger von Paris ſind teils ſo gewöhnlicher Art, daß preußiſche Generale ſie gar nicht der Erwähnung wert finden würden, teils Aufſchneidereien, teils offenbare Unmöglichkeiten. Zunächſt haben die Tapfern Trochus, wenn mans zuſammenrechnet, mehr Gefangne gemacht, als die Franzoſen während der ganzen Einſchließung von Paris überhaupt. Dann iſt hier dieſer Kapitän Montbriſſon, der ausgezeichnet wird, weil er an der Spitze der Angriffskolonne marſchiert iſt und ſich über die Mauer eines Parks hat heben laſſen, um zu rekognoszieren, was doch nur ſeine Pflicht und Schuldigkeit war. Hernach hier dieſe theatraliſche Eitelkeit, wo der Soldat Gletty par la fermeté de son attitude drei Preußen zu Gefangnen gemacht hat. Feſtigkeit ſeiner Haltung! Und unſre Pommern davor zu Kreuze gekrochen! Auf einem Pariſer Boulevardtheater oder im Zirkus ganz in der Ordnung, aber in der Wirklichkeit! Ferner hier Hoff, der in verſchiednen combats individuels nicht weniger und nicht mehr als ſiebenundzwanzig Preußen umgebracht hat.[1] Wohl ein Jude, dieſer dreifache Neuntöter — vielleicht ein Vetter von Malz-Hoff, Alte oder Neue Wilhelmſtraße —, auf alle Fälle miles gloriosus. Und zuletzt hier Terreaux, der ein fanion mitſamt dem porte fanion gefangen genommen hat. Das iſt ein Kompagniefähnchen zum Richten, die wir gar nicht haben. Und ſolch Zeug berichtet amtlich ein Obergeneral! Wirklich, es ſteht mit dieſer Belobigungsliſte gerade wie mit den Schlachtenbildern unter den toutes les gloires de la France, wo auch jeder Trommler von Sebaſtopol und Magenta für die Nachwelt porträtiert iſt, weil er getrommelt hat."

Bei Tiſche waren Graf Schimmelmann (hellblauer Huſar mit etwas orientaliſchem Geſichtstypus, dem Anſchein nach in den letzten Zwanzigen) und Hatzfeldts Schwager (Amerikaner, lebhaft, dreiſt) als Gäſte des Kanzlers zugegen.

Der Chef erzählte u. a.: „Geſtern bin ich von einer ganzen Reihe Mißgeſchicken heimgeſucht worden. Eins folgte aus dem andern. Zuerſt will mich einer ſprechen, der wichtige Geſchäfte hat (Odo Ruſſell). Ich laſſe ihn bitten, ein paar Augenblicke zu warten, da ich noch mit einer dringenden Arbeit beſchäftigt bin.

---

[1] Vgl. W. Cahn, Pariſer Gedenkblätter II, 111 f.

Wie ich dann nach einer Viertelstunde nach ihm frage, ist er fort, und davon hängt möglicherweise der Friede Europas ab. So gehe ich schon um zwölf zum König, und das wird Ursache, daß ich dem — in die Hände falle, der mich als seinen Bundeskanzler nötigt, einen Brief anzuhören, den er an eine hohe Person (es war der Kaiser von Rußland) geschrieben hat, und der mich auf diese Art eine ganze Weile mißbraucht." — „Ich sollte ihm sagen, was ich von dem Brief dächte. Ich weigerte mich dessen. Nun, dann hätte ich wohl daran was auszusetzen, sagte er pikiert. Ich erklärte, »das sage ich Ihnen auch nicht«; doch wollte ich ihm bemerken, daß ich den Brief anders geschrieben hätte. — Was ich denn anders haben wollte? — Ich blieb standhaft und sagte, »darüber kann ich mich nicht aussprechen, weil ich, wenn der Brief nach meinen Korrekturen abginge, für den Inhalt verantwortlich würde.« — Ja, dann müßte er mit dem Könige reden. — »Thun Sie das,« sagte ich kühl. Ich aber werde, wenn der Brief abgeht, sofort an den Ort seiner Bestimmung telegraphieren, daß ich mit dem Briefe nichts zu schaffen habe. So verlor ich eine Stunde, und nun konnten Telegramme von großer Wichtigkeit erst abgehen, sodaß sie denen, für die sie bestimmt sind, vielleicht heute nicht mehr zukommen, und inzwischen können Beschlüsse gefaßt worden sein und Verhältnisse sich gestaltet haben, welche sehr ernste Folgen für ganz Europa haben und die politische Situation ganz verändern." — „Das kommt aber alles vom Freitag her — setzte er hinzu —, Freitagsverhandlungen, Freitagsmaßnahmen."

Später fragte er: „Hat jemand von den Herren den Maire veranlaßt, daß er in Trianon das Nötige (für den König von Bayern) herrichtet?"

Hatzfeldt erwiderte, er habe selbst mit ihm über die Sache gesprochen.

Der Chef antwortete: „Très bien — aber wenn er nur noch kommt. Das hätte ich auch nicht gedacht, daß ich einmal den Haushofmeister von Trianon spielen würde. Und Napoleon? Und Ludwig der Vierzehnte? Was würde der dazu sagen?"

Es wurde dann noch davon gesprochen, daß der amerikanische Spiritualist Home sich seit mehreren Tagen hier befinden und vom Kronprinzen zur Tafel gezogen worden sein solle. Bucher bezeichnete

ihn als einen gefährlichen Menschen und erwähnte, daß er in England wegen Erbschleicherei verurteilt worden sei. Nach Tische sagte er mir, daß Home nach Zeitungsberichten vor einiger Zeit einer reichen Witwe ein Legat zu seinen Gunsten abgeschwindelt hätte, darauf von den Erben verklagt und schließlich vom Gericht zu einer großen Summe als Schadenersatz verurteilt worden wäre. Es stünde zu befürchten, daß er jetzt von irgend jemand hergeschickt worden sei, um auf einflußreiche Persönlichkeiten in einem unserm Interesse schädlichen Sinne zu wirken, und so wolle er beim Chef veranlassen, daß der Patron ausgewiesen werde.

Bucher erzählte ferner, daß der Kronprinz dieser Tage zum Kanzler geäußert habe, mit dem bayrischen Vertrage sei doch zu wenig erreicht worden. Nach so großen Erfolgen hätte man mehr verlangen müssen. — „Ja, aber wie sollte man das Verlangen durchsetzen?" habe der Chef gefragt. — „Nun, man muß sie zwingen," sei die Antwort des Kronprinzen gewesen. — „Dann kann ich — habe der Kanzler entgegnet — Euer Königlichen Hoheit nur empfehlen, damit anzufangen, daß Sie die bayrischen Armeekorps hier entwaffnen" — was natürlich ironisch gemeint war.[1]

Abends verschiedne Artikel des Moniteur für den König zurecht gemacht und Treitschkes Abhandlung über „Luxemburg und das Deutsche Reich" in den Preußischen Jahrbüchern gelesen.[2] Von halb elf bis nach halb zwölf Uhr nachts wird wieder einmal sehr lebhaft von den Forts oder Kanonenbooten in die Welt hinausgeschossen. Der Chef hat dazu gemeint: „Sie haben sich lange nicht hören lassen. Gönnen wir ihnen jetzt das Vergnügen."

Sonntag, den 27. November. Früh die Rede bekommen, mit der der Reichstag eröffnet worden ist. Schicke sie sofort zur Übersetzung und zum Abdruck an Löwinsohn. Nach zwölf Uhr er-

---

[1] In seinem Tagebuch erzählt der Kronprinz unter dem 3. November: „Delbrück meint, man habe doch einen Bundesgenossen wie Bayern im gegenwärtigen Augenblicke nicht mit Gewalt zum Eintritt zwingen können, ich aber behaupte, daß wir uns unsrer Macht gar nicht bewußt sind, folglich in dem gegenwärtigen weltgeschichtlichen Augenblicke das, was wir ernstlich wollen, auch zweifellos können; nur, Gott seis geklagt, fragt es sich, was wir wollen, und wer jetzt etwas ernstlich will."

[2] Jetzt in den Zehn Jahren deutscher Kämpfe I, 385 ff.

scheint Russell wieder. Der Chef läßt ihn bitten, zehn Minuten zu warten, und geht unterdessen mit Bucher im Garten hin und her. Da es nichts zu thun giebt, mache ich Haber in La Celle wieder einen Besuch, wobei ich auf dem Hinwege dreimal von Posten angehalten werde, was früher niemals geschehen war. Nachdem ich mit Haber und den andern Offizieren in dem stattlichen Schloß über dem Markte eine Stunde angenehm verplaudert, mache ich mich mit dem Feldgeschrei: „Zahlmeister, Hermann" ausgerüstet, auf den Heimweg. Ein Intendanturbeamter, der in einer hübschen Kalesche nach der Stadt fährt, nimmt mich an seine Seite. Er hat Wagen und Pferd in einem Stalle zu Bougival „eingemauert gefunden und säuberlich herausgeschält." Er scheint auch der Entdecker und Verwalter des großen Weinlagers zu sein, das man dort gefunden hat, das aber jetzt auf die Neige gehen soll.

Bei Tische ist Graf Lehndorff zugegen sowie eine bayrische Offiziersuniform, der Graf Holnstein, stattlicher, strammer Mann, rotes, volles Gesicht, angehender Dreißiger dem Anschein nach, angenehmes, offnes Benehmen. Er ist, wie man hört, der Oberstallmeister des Königs Ludwig und gehört zu dessen Vertrauten.

Der Chef sprach erst über die russische Angelegenheit und sagte: „Wien, Florenz und Konstantinopel haben sich noch nicht geäußert, aber Petersburg und London, und das sind hier die wichtigsten Stellen. Danach aber steht es gut."

Dann erzählte er verschiedne Anekdoten aus seinem weidmännischen Leben: von der Gemsenjagd, „zu der es ihm doch an Atem fehle," von dem schwersten Wildschwein, das er erlegt, „der Kopf allein wog zwischen 99 und 101 Pfund," und von dem größten Bären, den er geschossen habe.

Im weitern Verlauf der Sitzung wurden die Münchner Verhältnisse das Thema des Gesprächs, wo Holnstein u. a. bemerkte, die französische Gesandtschaft hätte sich doch sehr über die Haltung Bayerns vor dem Ausbruch des Krieges getäuscht. Sie hätte sich ihre Meinung aus zwei oder drei eifrig katholischen und preußenfeindlichen Salons geholt, den Sieg der „Patrioten" als sicher angenommen und sogar geglaubt, daß Prinz Luitpold König werden würde.

Der Chef erwidert: „Daß Bayern mit uns gehen würde, daran

habe ich nie gezweifelt. Aber daß sie sich so rasch entschließen würden, hätte ich doch nicht gehofft."[1]

Darauf war vom Totschießen verräterischer Afrikaner die Rede, nachdem Holnstein erzählt hatte, ein Schuster in München, von dessen Fenstern aus man den Zug der gefangen dort eingebrachten Turkos gut habe sehen können, habe an Entree viel Geld eingenommen und 79 Gulden an die Kasse für die Blessierten abgeliefert. Selbst aus Wien wären zu diesem Feste zahlreiche Zuschauer erschienen.

Chef: „Daß sie diese Schwarzen überhaupt gefangen genommen haben, war wider die Abrede."

Holnstein: „Ich glaube auch, daß sies jetzt nicht mehr thun."

Chef: „Mit meinem Willen kommt jeder Soldat in Arrest, der einen solchen Burschen gefangen nimmt und abliefert. Das ist Raubzeug, das muß abgeschossen werden. Der Fuchs hat doch die Entschuldigung, daß es ihm so zur Natur ist, aber die — es ist die scheußlichste Unnatur. Sie haben unsre Soldaten auf die schändlichste Weise zu Tode gequält." — — —

Nach dem Essen, wo wie immer geraucht wurde, ließ der Minister eine große und schwere, aber vorzügliche Cigarre herumgehen, indem er sagte: Pass the bottle. Die dankbare Mitwelt scheint ihn in der letzten Zeit besonders reichlich mit Cigarren versorgt zu haben, auf seiner Kommode steht Kistchen an Kistchen mit weeds; er hat also, gottlob! genug von dem, was ihm in der Art Freude macht.

Löwinsohn bringt abends die Nachricht, daß Home abgereist ist, wenn ich recht verstand, gestern schon. Er hat sich aber den Moniteur nach London nachschicken lassen, indem er sich für einen Monat auf das Blatt abonniert hat. Vielleicht gehört dies und die ganze Reise ins Hauptquartier nur zu seinem Geister- und Gespensterhokuspokus. Verdächtig scheint aber wieder, daß dieser Cagliostro aus dem Yankeelande angefragt hat, ob er den in einem der Luftballons ertappten Sohn Worths, des großen Schneiders in Paris,

---

[1] Graf Holnstein kam in besondrer Sendung vom König Ludwig und überbrachte dann diesem ein Schreiben des Kanzlers vom 27. November mit Vorschlägen über den Kaisertitel, G. u. E. I, 353 ff., vgl. II, 117 ff. K. Friedrichs Tagebuch vom 25. November.

der „Herzoginnen in seinem Salon warten läßt," sprechen könne. Es heißt übrigens, daß er wiederkommen wolle.

Wie Löwinsohn weiter erzählt, erfreuen sich unsre Versailler seit einigen Tagen einer Fülle angenehmer Nachrichten. Thiers und Favre, nach andern auch Trochu, sind in der Stadt, um mit König Wilhelm zu verhandeln. Garibaldi, den unsre Generale zur Räumung von Dôle gezwungen haben, hat nach der Versailler Mythenquelle Dijon wieder eingenommen und dabei nicht weniger als zwanzigtausend deutsche Soldaten zu Gefangnen gemacht. Ein deutscher Prinz oder Fürst ist in der Umgebung von Paris den Franzosen in die Hände gefallen, und der König hat für dessen Freigebung die der Marschälle Bazaine und Canrobert angeboten, das Anerbieten ist aber zurückgewiesen worden. Prinz Friedrich Karl ferner ist bei Rambouillet, Dreux und Chateaudun geschlagen worden, während doch das Gegenteil die Wahrheit ist, u. s. w. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf."

Dreizehntes Kapitel

Die Beklemmung wegen des bayrischen Vertrags im Reichstag gehoben. Das Bombardement läßt weiter auf sich warten

Montag, den 28. November. Ich telegraphiere früh die Kapitulation von La Fère mit 2000 Mann, dann den Sieg Manteuffels an der Somme, bei Ladon und Maizières.[1] Darauf wieder einen Artikel über die Verständigung mit Bayern gemacht. Der Chef fragt nach Home, und ich sage ihm, daß er fort sei, aber wiederkommen zu wollen scheine. Er befiehlt mir, sogleich an das Kommando schreiben zu lassen, man solle Home, wenn er ohne Erlaubnis zurückkehre, ohne weiteres verhaften, und ihm davon Nachricht geben. Erscheine er mit Erlaubnis, so sei er als gefährlicher Schwindler und Spion zu beobachten und über seine Ankunft an den Minister Bericht zu erstatten.

Am Nachmittag machte ich mit Bucher einen Ausflug zu Wagen nach St. Cyr. Dem Diner wohnten Fürst Pleß und Graf Maltzahn als Gäste bei. Der Minister sprach zunächst von dem amerikanischen Geistermann und erzählte, was er von ihm denke, und was von ihm in betreff seiner verfügt worden sei. Bohlen rief: „Na, weißt dus schon: der Garibaldi hat nun auch seine Keile weg?“[2] Jemand sagte, wenn sie den gefangen nähmen, würde er doch als ein Mensch, der sich unbefugtermaßen in den Krieg gemengt habe, erschossen werden.

„Vorher werden sie in Käfige gesetzt und öffentlich gezeigt,“ bemerkt Bohlen.

---

[1] beides am 27. November.

[2] um Dijon, 25. bis 27. November.

„Nein — erwiderte der Minister —, ich hätte einen andern Plan. Man sollte die Gefangnen nach Berlin bringen, dort müßte ihnen ein Plakat von Pappe vor die Brust gehängt werden, auf dem stünde: »Italiener, Zuchthaus, Undank!« und so würden sie durch die Stadt geführt."

Bohlen meinte: „Dann nach Spandau."

Der Chef versetzte: „Oder man könnte auch darauf schreiben: Italiener, Venedig, Spandau." — Es wurde ferner von Bayern und der Lage der Dinge in München gesprochen. Dabei bemerkte der Kanzler: „Der König ist unschlüssig, er möchte offenbar nicht. So stellt er sich krank, hat Zahnschmerzen, legt sich ins Bett, und da können ihm die Minister nicht kommen. Oder er zieht sich in ein entferntes Jagdschloß im Gebirge zurück, wohin kein Telegraph geht, nicht einmal ein ordentlicher Weg." Er spricht darauf leise zu Fürst Pleß.

Dann brachte jemand, ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhange, wieder die Vorkommnisse beim Erscheinen Reilles bei Sedan zur Sprache, und es schien, als ob der König damals sich von dem Briefe des Kaisers Napoleon mehr versprochen habe, wozu er nach dem, was der Minister früher bemerkt hatte, berechtigt war. „Der König dachte — so erzählte der Kanzler —, als er den Brief Napoleons gelesen hatte, es wäre mehr damit gewonnen. »Nun muß er uns doch wenigstens Metz übergeben lassen,« sagte er zu mir. Ich antwortete: »Das weiß ich nicht, Majestät; wir wissen ja gar nicht, wieviel Gewalt er noch über die Truppen hat.«" Der Kaiser hätte dort sich nicht zwecklos gefangen geben, sondern seinen Frieden mit uns machen müssen. Die Generale wären ihm dabei gefolgt.

Man kam dann auf das Bombardement und im Zusammenhange damit auf den Bischof Dupanloup und von dessen gegenwärtigen Intriguen auf die Rolle zu reden, die er auf dem Konzil in der Opposition gespielt habe. „Vorzüglich die Frauen — äußerte der Chef — und die Freimaurer sind daran schuld, daß hier vor Paris nicht gehörig Ernst gemacht wird. Auf Augusta hat Dupanloup eingewirkt." — „Der hat mir auch eine ganze Menge Briefe geschrieben und mich so bestochen, daß ich seine Briefe nach Twickenham (meint wohl Chislehurst) geschickt habe." — „Der muß fort, wenn sie nach

Orleans kommen." — „Dabei fällt mir ein — so fuhr er fort —, der Papst hat einen sehr netten Brief an die französischen Bischöfe geschrieben, oder an mehrere derselben, sie sollten sich doch nicht mit den Garibaldianern einlassen."

Jemand äußerte, daß ihm etwas sehr am Herzen liege. Der Chef bemerkte dazu: „Wichtiger, das Wichtigste ist mir jetzt, was mit der Villa Coublay wird. Das ist die Hauptsache." — „Der Kronprinz sagte neulich, als ich ihm die Sache vorstellte: »Ich bin bereit, das Kommando für den Zweck abzutreten.« Ich hätte ihm antworten können: »Und ich bin bereit, es anzunehmen.«" — „Gebe man mir den Oberbefehl auf vierundzwanzig Stunden, und ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Ich würde dann bloß einen einzigen Befehl geben: »Es wird gefeuert«."

Die Villa Coublay ist ein Ort nicht weit von hier, wo der herbeigeschaffte Belagerungspark noch immer steht, statt in die Schanzen und Batterien gebracht zu sein, und der Kanzler hat, wie Bucher mir mitteilt, in einer Immediatvorstellung um Beschleunigung des Bombardements gebeten.[1]

Der Chef fuhr fort: „Es ist nicht wahr, wenn die Generale behaupten, sie hätten nicht genug Munition. Sie wollen nicht, weil der Zukünftige nicht will. Und der will nicht, weil seine Frau und

[1] Roon III⁴, 257 vom 28. November: „Hier schießen wir noch immer nicht. Weshalb? ... Es wird eben jetzt ein letzter Versuch gemacht, die Angelegenheit in Gang zu bringen, um ein würdiges Punktum zu setzen und nicht statt dessen einen kolossalen schmutzigen Kleck, der die glorreiche Geschichte dieses Feldzugs verunzieren und die errungnen Lorbeeren der deutschen Waffen verunglimpfen würde. Wenn doch die sonst so vorlaute Presse einmal diese Unthätigkeit und Faulheit tüchtig geißeln möchte! Aber ihr wißt nicht, wer dahinter steckt!" Alle Mitteilungen, die Roon Ende November und Anfang Dezember an die Gemahlin sandte, lassen seinen täglich steigenden Unmut erkennen. Graf Bismarck teilte diese Auffassung durchaus. Beide sahen und sprachen sich damals häufig und haben sich oft das Herz ausschütten können. S. 258. Vgl. G. u. E. II, 112/13.

Aus K. Friedrichs Tagebuch vom 28. November: „Ich will nicht anfangen, bis alle Munition da; mit bloßem Schießen hätten wir längst anfangen können, hätten aber wegen Munitionsmangel bald aufhören müssen. Die Schlachtenbummler räsonnieren, die das Kriegsleben ohne Verantwortung und Sachkenntnis mitmachen; unsre Batterien können nur so angelegt werden, daß die Arbeiterviertel unberührt bleiben, die entscheiden; ich biete jedem, der mir davon redet, das Kommando an."

seine Schwiegermutter nicht wollen.[1] Sie haben dreihundert Kanonen beisammen — so fuhr er fort — und fünfzig oder sechzig Mörser, und für jedes Geschütz fünfhundert Schuß. Das ist gewiß genug. Ich habe mit Artilleristen gesprochen, die sagen, bei Straßburg hätten sie nicht die Hälfte gebraucht von dem, was hier schon aufgehäuft ist, und Straßburg war gegen Paris ein Gibraltar. Eine Kaserne auf dem Mont Valérien wäre leicht in Brand zu schießen, und wenn man die Forts Issy und Vanvres gehörig mit Granaten überschüttete, daß sie herauslaufen müßten — die Enceinte — wir kennen sie ja — ist von geringer Bedeutung, ihr Graben nicht breiter, als dieses Zimmer lang ist." — „Ich bin überzeugt, wenn wir ihnen vier oder fünf Tage lang Granaten hineinwerfen in die Stadt selber, und sie gewahr werden, daß wir weiter schießen als sie — neuntausend Schritt nämlich —, so werden sie in Paris klein beigeben." — „Freilich liegen auf dieser Seite die vornehmen Quartiere, und da ist es denen in Belleville ganz einerlei, ob die zusammengeschossen werden, ja sie freuen sich darüber, wenn wir die Häuser der reichen Leute zerstören." — „Wir hätten überhaupt wohl Paris von einer andern Seite angreifen sollen — oder noch besser, überhaupt liegen lassen und weitergehn. Nun wirs aber einmal angefangen haben, sollte auch Ernst gemacht werden. Mit dem Aushungern kann es noch lange dauern, vielleicht bis zum Frühjahr; jedenfalls haben sie Mehl bis zum Januar." — „Hätten wir zur rechten Zeit geschossen, so wäre die ganze Geschichte mit der Loirearmee nicht, und nach dem Treffen bei Orleans, wo von der Tann zurück mußte, haben die Militärs — ich nicht — die Lage bei uns in Versailles für kritisch gehalten. Hätten wir vor vier Wochen zu bombardieren angefangen, so wären wir jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris, und das ist die Hauptsache. So aber bilden die Pariser sich ein, es ist uns von London, Petersburg und Wien verboten, zu schießen, und die Neutralen wieder glauben, daß wirs nicht können. Die wahre Ursache wird aber einmal bekannt werden, und das wird seine Folgen haben." — —

Abends telegraphierte ich nach London, daß der Reichstag zur Fortsetzung des Krieges mit Frankreich wieder hundert Millionen

[1] Vgl. G. u. E. II, 111. 118/14.

bewilligt habe, und zwar gegen die Stimmen von acht Sozialdemokraten, sodann, daß Manteuffel Amiens besetzt habe.[1] Später wurden nach Anweisung des Chefs mehrere Artikel gemacht, darunter einer für Braß, der das genügsame Verhalten des Kanzlers bei den Verhandlungen mit Bayern als von der Billigkeit und nicht minder von der Klugheit eingegeben verteidigte. Es kommt, sagte ich darin, nicht so sehr auf das oder jenes wünschenswerte Zugeständnis von seiten der Münchner an, als darauf, daß die süddeutschen Staaten sich in dem neuen deutschen Gesamtorganismus wohl fühlen. Ein Drängen oder Zwingen zu mehr Einräumungen wäre Undankbarkeit und, da sie ihre patriotische Pflicht erfüllt haben, mehr als das; vor allem aber würde ein solches anspruchsvolleres Auftreten gegen unsre Verbündeten unpolitisch sein. Denn die Unzufriedenheit, die ein solcher Zwang im Gefolge haben würde, wäre von weit größerer Bedeutung als ein halb Dutzend uns günstigere Paragraphen eines Vertrags; sie würde sehr bald den Neutralen, Österreich u. dergl., die Lücke zeigen, wo der Keil angesetzt werden könnte, mit dem die so zustande gekommne Einheit zu lockern und schließlich zu zerstören wäre.

Beim Essen hatte ich Bucher gefragt, ob es nicht gut sein würde, wenn ich den Chef um Erlaubnis bäte, die eigentliche Ursache des Unterbleibens der Beschießung von Paris in der Presse anzudeuten. Er bejahte es und setzte hinzu: „Ich selbst habe in öffentlichen Blättern Augusta schon heftig angegriffen.“ Als der Kanzler mich nun heute abend holen ließ, um mir zu sagen, ich möge Namczanowskis (des katholischen Feldpropstes) Brief an den Bischof Mermillod von Genf*) in den Moniteur Officiel bringen, sagte ich: „Exzellenz erlauben mir eine Anfrage. Würden Sie mirs verbieten, wenn ich die Absicht hätte, auf Umwegen und in nicht offiziösen Blättern Mitteilung über die Ursachen der Verzögerung des Bombardements zu machen, wie sie wiederholt bei Tische besprochen worden sind?“

Er besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Thun Sie, was Sie wollen.“

---

[1] Am 28. November.

*) Worin die Behauptung, die französischen Gefangnen in Deutschland würden arg vernachlässigt, widerlegt war.

Infolgedessen verfaßte ich zwei Artikel über den Gegenstand, einen für die Vossische und einen für die Weserzeitung, und ließ sie, durch Berliner Hände abgeschrieben, an ihren Bestimmungsort abgehen. Der eine lautete: „Versailles, 29. November. Schon seit geraumer Zeit hört man hier behaupten, die eigentliche Ursache des Unterbleibens des Bombardements liege nicht sowohl darin, daß es an der nötigen Munition für die schon seit Wochen herbeigeschafften Belagerungsgeschütze fehlte, auch nicht darin, daß die Forts und die Enceinte von Paris zu stark wären, und sie sei überhaupt nicht sowohl in militärischen Rücksichten als vielmehr darin zu suchen, daß von sehr hochstehenden Damen und — wer sollte es für möglich halten! — zugleich von freimaurerischer Seite gegen die Beschießung gewirkt worden. Aus sehr guter Quelle schöpfend, kann ich Ihnen versichern, daß dieses Gerücht nicht unbegründet ist, und ich habe keine Widerlegung zu fürchten, wenn ich hinzufüge, daß die Einmischung der einen jener Damen durch einen bekannten, auf dem Konzil in der Opposition stark hervorgetretnen französischen Prälaten angeregt worden ist. Näheres, wenn nötig, ein andermal. Für heute nur noch ein paar Fragen. Ist es die rechte Humanität, die in den durch die Verzögerung des Artillerieangriffs herbeigeführten zahlreichen Gefechten vor Paris und durch die mit der Einschließung verbundnen Strapazen Massen unsrer braven Truppen zu Grunde gehn läßt, bloß damit eine feindliche Stadt nicht Schaden leide? Ist es die rechte Politik, die durch jene Verzögerung den Eindruck, den Sedan auf die Neutralen gemacht hat, sich verflüchtigen läßt? Ist es die rechte Freimaurerei, die sich um politische Fragen kümmert? Man meinte bisher immer, die Politik habe keinen Zutritt in die deutschen Logen."

Wie Löwinsohn erfahren hat, hat man in diesen Tagen die Galerie der historischen Porträts im Schlosse bestohlen, und zwar sind ihr zwei Bilder entführt worden, das einer Prinzessin Marie von Lothringen und das der La Vallière.[1] Die sofort angestellte Untersuchung der Sache hat ergeben, daß der Dieb einen Nachschlüssel angewandt haben und mit den Gewohnheiten der Aufseher bekannt gewesen sein muß, was von Fremden nicht vorausgesetzt

[1] Louise de la Vallière, Geliebte Ludwigs XIV.

werden kann. Man darf trotzdem mit Bestimmtheit annehmen, daß die Franzosen behaupten werden, wir hätten die Bilder mitgenommen.

Von halb zehn bis nach ein Uhr nachts abermals heftiges Kanonenfeuer von Norden her zu vernehmen.

Dienstag, den 29. November. Früh brüllen die französischen Feuerschlünde so grimmig wie bisher noch nie, während ich die Freude habe, neue Siege der deutschen Waffen zu telegraphieren. Garibaldi nämlich hat gestern eine tüchtige Schlappe bei Dijon erlitten, und Prinz Friedrich Karls Truppen haben den ihnen an Zahl überlegnen Franzosen gestern bei Beaune la Rolande eine Niederlage beigebracht. Als ich dem Chef das zweite Telegramm vor der Absendung vorlegte, bemerkte er: „Viele Hundert Gefangne ist nichts gesagt. Viele Hundert ist wenigstens tausend, und wenn wir den Verlust auf unsrer Seite zu tausend Mann angeben, vom Feinde aber nur sagen, er habe größere Verluste gehabt, so ist das eine Ungeschicklichkeit, die andre sich erlauben dürfen, wir aber nicht. Ich bitte Sie, machen Sie die Telegramme künftig politisch."

Man erfährt beim Frühstück, daß der Kanonendonner von heute morgen mit einem Ausfall der Pariser nach der Seite von Villeneuve hin, wo die Bayern stehen, im Zusammenhange gestanden hat, und daß er zurückgeschlagen worden ist.[1] Noch nach ein Uhr mittags sind einzelne Schüsse von den Forts zu hören. Man scheint mehr erwartet zu haben; denn auf der Avenue de Saint Cloud stehen mehrere Batterien zum Abfahren bereit.

Nachmittags noch einen Artikel über den Vertrag mit Bayern abgesandt. Er soll sich in Berlin vervielfältigen. Die Ungenügsamkeit scheint dort weit um sich gegriffen zu haben. Später hinaus nach dem Schlößchen bei Chesnay, wo meine Leutnants allerlei Komik verüben. Sie singen unter anderm das Lied von den elftausend Jungfrauen von Köln.

Bei Tische hatten wir als Gast den Oberstleutnant von Hartrott. Man sprach unter anderm von der Verteilung des Eisernen Kreuzes, und der Chef bemerkte dabei: „Die Doktors sollten es am schwarz und weißen Bande haben; sie sind ja im Feuer, und es gehört viel

[1] Gegen das sechste Armeekorps um Choisy und L'Hay im Süden.

mehr Mut und fester Sinn dazu, sich ruhig beschießen zu lassen, als vorzustürmen." — „Blumenthal sagte mir, er könne es eigentlich gar nicht verdienen, da er verpflichtet wäre, sich von der Gefahr fern zu halten, totgeschossen zu werden. Deshalb suche er sich auch bei Schlachten immer eine Stellung, wo er gut sehen, aber nicht gut getroffen werden könne, und da hatte er ganz recht; ein General, der sich ohne Not aussetzt, muß Arrest bekommen."

Der Kanzler bemerkte dann ganz plötzlich: „Heute hat mir der König nicht die Wahrheit gesagt. Ich fragte ihn, ob noch nicht geschossen würde, und er sagte, er habe es befohlen. Ich wußte aber gleich, daß das nicht wahr war. Ich kenne ihn, er kann nicht lügen, er kanns wenigstens nicht, ohne daß man es merkt. Jedesmal kriegt er eine ganz besondre Gesichtsfarbe, und heute, wo ich ihn fragte und er antwortete, war diese Farbe besonders auffällig. Auch konnte er mich, als ich ihn ins Auge faßte, nicht ansehen."

Als man dann auf die Führung der Armee kam, äußerte er: „Nur Demut führt zum Siege, Überhebung, Selbstüberschätzung zum Gegenteil."

Darauf fragte er Hartrott, ob er ein Braunschweiger sei.

„Nein — antwortete der —, aus der Gegend von Aschersleben."

„Na, ich wußte doch aus der Sprache — entgegnete der Minister —, so um den Harz herum, doch nicht von welcher Seite."

Von Aschersleben kam er dann nach Magdeburg und von da zu seinem Freunde Dietze, von dem er sagte: „Der ist doch der liebenswürdigste Mensch, den ich kenne, sein Haus das gastfreiste und behaglichste, in dem ich je gewesen bin. Gute Jagd, vortreffliche Verpflegung und eine allerliebste, charmante Frau. Er zeigt so recht die natürliche, angeborne Herzlichkeit — politesse du coeur — nichts Anerzognes. Wie anders ist eine Jagd bei ihm, der ohne Gewehr mitreitet und sich freut, wenn seine Gäste recht viel schießen, als eine gewisse andre Jagd, wo es für selbstverständlich gilt, daß der Herr des Gutes das Meiste schießt, und wo es schlechte Laune und schlechte Behandlung der Diener giebt, wenn es nicht so kommt!"

Abeken meinte, politesse du coeur — ob das wohl ursprüng-

lich französisch wäre? Goethe spräche von einer Höflichkeit des Herzens.*) Es müsse wohl aus dem Deutschen stammen.

„Ja, ganz gewiß stammt es daher," erwiderte der Chef. „Das findet sich nur bei den Deutschen. Ich möchte es die Höflichkeit des Wohlwollens, der Gutmütigkeit im besten Sinne nennen — die Höflichkeit der hilfreichen Gesinnung. Sie treffen das auch bei unsern gemeinen Soldaten, wo es freilich mitunter plump ausfällt. Die Franzosen haben es nicht, die kennen nur die Höflichkeit des Hasses und des Neides." Bei den Engländern fände man eher der Art, fuhr er fort. Er lobte darauf Odo Russell, dessen nettes, natürliches Wesen ihm sehr gefalle. „Nur eins erweckte anfangs in mir einiges Bedenken gegen ihn. Ich habe immer gehört und gefunden, daß die Engländer, die gut französisch können, nicht viel taugen, und der spricht ein ganz vortreffliches Französisch. Indes weiß er sich auch recht gut deutsch auszudrücken."

Beim Dessert bemerkte er: „Ich sehe, ich esse zu viel oder richtiger, zu viel auf einmal. Daß ich mich nicht von dem Unsinn los machen kann, nur einmal des Tages zu essen! Früher wars noch schlimmer. Da trank ich früh nur meinen Thee und aß bis fünf Uhr abends gar nichts, rauchte aber in einem fort, und das hat mir sehr geschadet. Jetzt genieße ich früh auf den Rat der Ärzte wenigstens zwei Eier und rauche wenig. Ich sollte aber mehrmals essen. Nehme ich jedoch spät noch was, so kann ich wieder nicht schlafen, da ich bloß wachend verdaue." — „Diesen Morgen bin ich übrigens zeitig auf gewesen. Gerade um die Zeit von sieben bis neun Uhr, wo ich am besten schlafe, weckte mich das Schießen, und da es ziemlich nahe zu sein schien, schickte ich fort, um mich zu erkundigen, ob der König hinginge. Sonst ist der plötzlich fort, man weiß nicht, wohin, und wo es was zu sehen giebt."[1]

Abends mußte ich die Schlacht und unsern Sieg bei Beaune noch einmal telegraphieren, und zwar als Vereitelung des Versuchs

*) In Ottiliens Tagebuch (Wahlverwandtschaften) heißt es: „Es giebt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt, aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens." Früher, in Sternes „Empfindsamer Reise" schon „die politesse du coeur," die „die Menschen mehr zu menschlichen als zu höflichen Handlungen bereit macht."

[1] Vgl. Abeken 456, vom 29. November morgens.

der Franzosen, mit dem Gros der Loirearmee nach Fontainebleau durchzubrechen.

Später sollte ich an das Kriegsministerium in Berlin ein Telegramm senden lassen, mit dem Ersuchen, hinter allen französischen Offizieren, die unter Bruch des von ihnen gegebnen Ehrenwortes aus der Gefangenschaft entlaufen seien — ein Unfug, der unter den Herren stark eingerissen zu sein scheint —, Steckbriefe zu erlassen und uns diese zur Veröffentlichung in französischen Blättern einzusenden.

Noch später zeigte der Minister mir den Bericht eines Adjutanten Kératrys, des Befehlshabers der bretonischen Armee, über die pomphafte und theatralisch zugestutzte Begnadigung eines Soldaten — einen Bericht, den ich mit einer Schlußglosse in unsern Moniteur bringen will, und den ich mir als Andenken an die Art, in der diese neubacknen Dilettantenoffiziere sich gebaren und sich wohlgefällig in der Presse abspiegeln, notieren werde. Vor einigen Tagen hat der Graf Kératry folgendes in die Blätter bringen lassen:

„Lager bei Conlie,[1] 18. November, Mitternacht.

Der Obergeneral (Kératry) hat mich ermächtigt, nachstehende Depesche an Sie zu richten. Heute ist ein unvergeßlicher Tag für die Armee der Bretagne. Ein zum Tode verurteilter Soldat wurde um zwei Uhr, wo er erschossen werden sollte, begnadigt. Dieser Soldat hatte sich auf sehr schlimme Weise gegen den Kommandanten des Lagers, General Bouedec, vergangen. Seit seiner Verurteilung hatten sich die Feldgeistlichen und die Offiziere des Generalstabs für seine Begnadigung verwendet. General de Kératry aber hatte erwidert, daß er sie nicht gewähren könne. So wurden denn heute um ein Uhr alle Truppen des Lagers versammelt, um der Hinrichtung beizuwohnen. Um zwei Uhr war alles in Bereitschaft. Der von zwei Feldpatern begleitete Verurteilte erwartete seinen letzten Augenblick. Er hatte eine um so größere Festigkeit an den Tag gelegt, als er wußte, daß er auf Begnadigung nicht mehr zu hoffen habe. Zur erwähnten Stunde wurde das Todesurteil vor der Front der Truppen verlesen. Dann vernahm man den ersten Trommel-

[1] Nordwestlich von Le Mans, eines von den Lagern, die Gambetta errichtete, um seine Massenaufgebote einzuüben.

wirbel. Beim zweiten sollte alles zu Ende sein. Die Bahre stand bereit, das Grab war fertig. Es war ein grausiger Augenblick. Da trat in dem Moment, wo das letzte Signal gegeben werden sollte, Herr de Kératry hervor, befahl einzuhalten und sagte dann (es geht hier wirklich wie in einem Melodram zu) mit volltönender Stimme: »Offiziere und Soldaten des Heeres der Bretagne! Einer der Unsrigen, der sich eines Vergehens gegen die Subordination schuldig gemacht hat, ist vom Kriegsgerichte zum Tode verurteilt worden; ich lasse ihm Gnade zu teil werden, künftig aber wird jeder Verstoß gegen die Disziplin rücksichtslos bestraft werden. Ich hoffe, daß das Beispiel, das euch vorgeführt worden ist, genügen wird, um jedweden Ungehorsam gegen die Kriegsartikel und die Befehle der Vorgesetzten zu verhindern, und daß ihr mich für meine Milde mit einer Manneszucht ohnegleichen belohnen werdet. Um Gerechtigkeit gegen alle zu üben, hebe ich auch alle andern Strafurteile auf.« Diese Rede wurde mit unermeßlichen Akklamationen und den Rufen: »Es lebe Kératry!« (wieder ganz wie im Theater) aufgenommen. Die Offiziere des Generalstabs, die die Begnadigung beantragt hatten, waren tief gerührt. Alle Truppen marschierten dann an dem Oberfeldherrn vorüber, und obwohl ihnen befohlen war, sich ruhig zu verhalten, riefen alle nochmals: »Es lebe Kératry.« Des Abends sprachen die Generalstabsoffiziere dem Grafen ihren Dank aus. Sein Gnadenakt hat auf die Truppen einen tiefen Eindruck gemacht. Er wird, wie ich hoffe, ein noch unerschütterliches Vertrauen auf ihn zur Folge haben." — Das lächerlich komödiantenhafte Wesen der gegenwärtigen französischen Gewalthaber kann nicht besser charakterisiert werden, als durch Wiedergabe dieses Aktes, und die braven französischen Soldaten sind zu bedauern, daß sie für solche Theaterhelden und die Fortdauer ihrer Herrschaft kämpfen müssen. Ich verzeichne noch, daß der Chef an den Rand des Zeitungsberichts über diese Komödie im Lager von Conlie die Worte: „Eitler Narr!" geschrieben hat.

Nur als ein Beispiel, wie unsre Diener in betreff der Verzögerung des Bombardements gestimmt sein mögen, und als Probe der Ausdrucksweise der Mythen, die sich in diesen Kreisen bilden, verzeichne ich folgendes. Als ich heute das letzte mal aus der Etage des Chefs die Wendeltreppe nach meiner Stube hinaufstieg, rief

mir Engel vergnügt nach: „Herr Doktor, nun wirds gut, nun wirds bald alle mit Paris.“

„Wieso? Ich denke, das kann noch lange dauern. Sie wollen ja nicht schießen.“

„Nein, Herr Doktor, ich weiß es, darf es aber nicht sagen.“

„Na, sagen Sie nur los.“

Da flüsterte er mir übers Treppengeländer herauf zu: „Krausnik ist heute beim Kriegsminister gewesen. Da habens die Diener (er dachte dabei möglicherweise an eine durchs Schlüsselloch sich ins Vorzimmer ergießende Quelle) gehört, wie unser Herr Minister zum König gesagt hat: »Majestät, Sie wollen ja nicht, daß bombardiert wird.« — »Was — sagte der König —, ich wollte nicht? Ich will wohl, aber mein Sohn, der will nicht.« — »Nun — hat da unsre Exzellenz gesagt —, dann befehlen Euer Majestät, daß angefangen wird.« Und so hat der König heute zum Herrn Minister gesagt: »Am 2. geht das Bombardement los.«“

Nach zehn Uhr kanonierten die Franzosen, zu welchem Zwecke, blieb ungewiß, von ihren Forts wieder aus allen Kräften. Beim Thee, zu dem auch der Chef kam, und zwar noch im Mantel, trafen weitere günstige Nachrichten über die Schlacht von gestern ein. Man sprach dann erst über das jetzt immer wieder in den Vordergrund tretende Thema der Verzögerung des Bombardements, dann über die Genfer Konvention, von der der Minister äußerte, die werde man kündigen müssen; denn das gehe so nicht, auf diese Art ließe sich nicht Krieg führen.

Delbrück hat, wie es scheint, nicht recht deutlich über die Aussichten telegraphiert, die die Abmachungen mit Bayern auf Durchgehen im Reichstage haben. Es sieht aus, als ob dieser nicht beschlußfähig wäre, und als ob die Versailler Verträge vom Fortschritt und dem Nationalliberalismus zugleich Anfechtung erfahren würden.

Der Chef bemerkt dazu: „Was die Fortschrittler angeht, so sind sie nur konsequent damit; die wollen nach 1849 zurück. Aber die Nationalliberalen? Ja, wenn sie nicht wollen, was sie zu Anfang dieses Jahres noch mit aller Macht erstrebten — im Februar —, und was sie jetzt haben können, so müssen wir sie auflösen, den Reichstag. Dann wird die Fortschrittspartei bei den Neuwahlen

noch kleiner werden, und von den Nationalliberalen werden auch einige nicht wiederkommen. Aber die Verträge kommen dann jetzt nicht zustande, Bayern besinnt sich, Beust steckt seinen Stift hinein, und was dann wird, wissen wir nicht. Hinreisen kann ich nicht gut. Es ist sehr unbequem und verlangt viel Zeit, und hier bin ich wahrhaftig auch nötig."[1]

Hieran anknüpfend sprach er über den Stand der Dinge im Jahre 1848. „Damals lagen die Sachen eine Zeit lang sehr günstig für eine Einigung Deutschlands unter Preußen," sagte er. „Die kleinen Herren waren größtenteils machtlos und ohne Hoffnung. Wenn sie nur recht viel Geld für sich hätten retten können, Domänen, Apanagen und dergleichen, so hätten sie sich zu allem bereit finden lassen. Die Österreicher hatten mit Ungarn und Italien zu thun. Der Kaiser Nikolaus hätte damals noch keinen Einspruch gethan. Hätte man vor dem Mai 1849 zugegriffen, Entschlossenheit gezeigt, die Kleinen abgefunden, so hätte man wohl auch den Süden gehabt, besonders wenn die württembergische und die bayrische Armee sich mit der badischen Revolution verbunden hätten, was in diesem Stadium der Sache nicht unmöglich war. So aber verlor man die Zeit mit Zögern und halben Maßregeln, und so ging die Gelegenheit in die Brüche."[2]

Gegen elf Uhr kam noch ein Telegramm von Verdy über den Ausfall von diesem Morgen an. Derselbe hat sich gegen La Haye gerichtet, und es sind bei ihm wieder fünfhundert Rothosen in Gefangenschaft geraten. Der Chef bedauerte lebhaft, daß man noch Gefangne machen müsse, sie nicht gleich totschießen könne. Wir hätten davon mehr als genug, die Pariser aber hätten davon den Vorteil, daß sie so viele Esser los würden, die wir füttern müßten, und für die wir kaum noch Platz fänden.

Mittwoch, den 30. November. Früh ausführlich an Treitschke geschrieben und ihm die Gründe angegeben, warum man

---

[1] Bismarck beabsichtigte für den Fall der Ablehnung der Verträge durch den Reichstag seine Entlassung zu fordern. Der König würde darauf nicht eingehen und lieber den Reichstag auflösen. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 251.

[2] Ganz ähnlich G. u. E. I, 40 ff.

Bayern die Zumutungen nicht gemacht habe, die er und seine Gesinnungsgenossen für unbedingt notwendig halten.[1] Desgleichen Julian Schmidt derartige Andeutungen übermitteln lassen. — In der zweiten Hälfte der Nacht und am Morgen lebhaftes Schießen aus grobem Geschütz jenseits der Gehölze zwischen hier und Paris. Wollmann will auch Mitrailleusengeschnurr und Gewehrfeuer gehört haben. Andre Leute wissen davon nichts. — Der Chef scheint den Gedanken ernstlich ins Auge gefaßt zu haben, den König um Enthebung von seinem Amte zu bitten, und nach Bucher stünde er schon dicht vor dem Entschluß!!!

Als ich Bucher beim Frühstück von der Äußerung erzählte, die Engel gestern abend auf der Treppe gethan hatte, verwies er mich auf das, was der Minister bei Tisch über das Rotwerden des Königs gesagt hatte, und fügte hinzu: „Heute hat mir der Chef etwas mitgeteilt, was noch kein andrer weiß. Er geht nämlich ernstlich mit dem Gedanken um, dem Könige den Stuhl vor die Thür zu setzen."

Ich erklärte, dann ginge ich sogleich auch meiner Wege. Einem andern wolle ich nicht dienen. Er sagte: „Ich auch nicht, ich nehme dann meinen Abschied ebenfalls."

Nachmittags machte ich mit Wollmann einen Ausflug zu Wagen nach Marly, wohin etwas später auch der Kanzler, Abeken und Hatzfeldt ritten, die uns dann oben auf der Wasserleitung trafen. Wir sahen hier, daß nördlich von Paris in der Richtung von Gonesse heftig geschossen wurde. Weiße Pulverwolken gingen auf, und die Blitze der Kanonen zuckten hindurch.

Bei Tische, wo der Fürst Putbus und Odo Russell zugegen waren, erzählte der Chef, daß er ein einziges mal versucht habe, auf Grund seiner Kenntnis von Staatsgeheimnissen in Papieren zu spekulieren, daß es ihm dabei aber nicht geglückt sei. „Ich erhielt in Berlin — so berichtete er — den Auftrag, wegen der Neuenburger Geschichte mit Napoleon zu sprechen. Es muß im Frühjahr von 1857 gewesen sein. Ich sollte ihn fragen, wie er sich zu der

[1] Auf diese Anregung ist offenbar Treitschkes Aufsatz (vom 7. Dezember) „Die Verträge mit den Südstaaten" zurückzuführen. Zehn Jahre deutscher Kämpfe I[3], 393 ff.

Sache ſtelle. Nun wußte ich, daß er ſich günſtig äußern würde, und daß dies einen Krieg mit der Schweiz bedeute. So ging ich, als ich durch Frankfurt kam, wo ich damals wohnte, zu Rothſchild, den ich gut kannte, und ſagte ihm, ich beabſichtigte das und das Papier zu verkaufen. Ich hatte nämlich eine kleine Partie davon, und es wollte damit nicht in die Höhe. — »Das würde ich nicht thun, ſagte Rothſchild, das Papier hat gute Ausſichten, das werden Sie ſehen.« — »Ja, ſagte ich, aber wenn Sie den Zweck meiner Reiſe kennten, würden Sie anders denken.« Er erwiderte, das möchte ſein, wie es wollte, er könnte nicht zum Verkauf raten. Ich aber wußte es beſſer, verkaufte meine Papiere und reiſte ab. In Paris war Napoleon ſehr nett und liebenswürdig. Zwar in den Wunſch des Königs, durch Elſaß und Lothringen marſchieren zu dürfen, könnte er nicht willigen, da das in Frankreich zu viel Aufregung hervorrufen würde. Sonſt billigte er das Unternehmen vollkommen. Es könnte ihm nur lieb ſein, wenn das Neſt der Demokraten ausgenommen würde. Soweit hatte ich alſo Erfolg gehabt. Aber ich hatte nicht auf meinen König gerechnet, der ſich inzwiſchen hinter meinem Rücken anders beſonnen hatte — vermutlich mit Rückſicht auf Öſterreich —, und ſo wurde die Sache aufgegeben. Es kam nicht zum Kriege. Mein Papier aber ſtieg von da an fortwährend, und ich hatte nur zu bedauern, daß es nicht mehr das meine war.“

Man ſprach darauf vom Bombardement, von der Villa Coublay und von der angeblichen Unmöglichkeit, die erforderliche Munition raſch heranzufahren, und der Chef äußerte: „Ich habe es den hohen Herren ſchon ein paar mal geſagt, wir haben hier eine Menge Pferde, die täglich ſpazieren geritten werden müſſen, damit ſie nicht verderben. Könnte man die nicht einmal zu einem andern Zwecke verwenden?“

Es wurde erwähnt, daß der Palazzo Caffarelli[1] für die Geſandtſchaft in Rom angekauft worden ſei, und Ruſſell und Abeken erklärten ihn für ſehr ſchön. Der Kanzler ſagte: „Ach ja, wir haben auch ſonſt ſchöne Häuſer, auch in Paris und London. Das in London iſt nur nach feſtländiſchen Begriffen zu klein. Bernſtorff hat ſo

[1] auf dem Kapitol.

wenig Raum, daß er, je nachdem er empfängt oder arbeitet oder sonst eine Funktion hat, das Zimmer räumen muß. Sein Legationssekretär hat im Hause eine bessere Stube als er." — „Das in Paris ist schön und wohlgelegen. Es ist wohl das beste Gesandtschaftshotel in Paris und repräsentiert einen hohen Wert, sodaß ich mir schon die Frage vorgelegt habe, ob wir es nicht verkaufen und dem Gesandten die Zinsen des Kapitals, das wir dafür kriegen könnten, als Mietsentschädigung geben sollen. Dritthalb Millionen Franken, die Zinsen davon, das würde eine schöne Aufbesserung seines Gehalts sein, der nur hunderttausend Franken beträgt. Aber wie ich mirs näher überlegte, ging es doch nicht. Es schickt sich nicht, es ist eines großen Staates nicht würdig, wenn seine Gesandten zur Miete wohnen, wenn sie Exmissionen ausgesetzt sind, und wenn bei einem Umzug Staatsschriften in Karren über die Straße gefahren werden. Wir müssen eigne Häuser haben, und wir sollten überall welche haben." — „Mit dem in London hat es übrigens eine eigne Bewandtnis. Das gehört dem Könige, und es kommt da ganz auf die Energie an, mit der der betreffende Botschafter sein eignes Interesse wahrzunehmen weiß. Es kann da geschehen, daß der König gar keine Miete kriegt, und — es geschieht bisweilen wirklich." — —

Der Chef lobte Napier, den frühern englischen Gesandten in Berlin. „Es ging sich sehr gut mit ihm um," bemerkte er. „Auch Buchanan war gut, zwar ein wenig trocken, aber äußerst zuverlässig. Jetzt haben wir Loftus. Die Stellung eines englischen Gesandten in Berlin hat ihre besondern Aufgaben und Schwierigkeiten, schon wegen der verwandtschaftlichen Verhältnisse. Sie verlangt viel Takt und Aufmerksamkeit." (Wohl eine stillschweigende Andeutung, daß Mr. Loftus dieses Verlangen nicht erfülle.)

Der Minister lenkte dann (offenbar um die Unbeholfenheit des dermaligen Vertreters Ihrer Britischen Majestät noch deutlicher zu bezeichnen) die Rede auf Gramont, wobei er sagte: „Der und Ollivier sind mir auch die Rechten. Wenn mir das passiert wäre, so wäre ich, nachdem ich solches Unglück angerichtet, doch wenigstens in ein Regiment getreten, meinetwegen auch Franctireur geworden, und wenn ich darüber gehenkt worden wäre. Der große, starke, ungeschlachte Gramont paßte ganz gut zum Kriegsgewerbe."

Ruſſell erwähnte, wie er ihn in Rom in einem blauen Sammetanzuge auf der Jagd geſehen habe.

„Ja — verſetzte der Chef —, ein guter Jäger iſt er. Dazu hat er den robuſten Muskelbau. Er würde einen tüchtigen Revierförſter abgegeben haben. Aber als Miniſter des Auswärtigen — man begreift kaum, wie Napoleon ihn dazu nehmen konnte.“

Löwinſohn berichtet abends, daß er heute zwei mit acht Pferden beſpannte Belagerungsgeſchütze durch Verſailles habe gehn ſehen, wahrſcheinlich nach einer Batterie bei Sèvres oder Meudon.

Beim Thee erzählte Bohlen, daß Hatzfeldt geſtern zur königlichen Tafel eingeladen worden ſei und ſich darüber nicht erfreut geäußert habe, er wiſſe nicht, was Perponcher gegen ihn haben müſſe, daß er ihn zu dieſem unzureichenden Eſſen einlade. Da habe Abeken wehmütig geſagt: „Sie beklagen ſich darüber, andre freuten ſich. Mir z. B. iſt noch nie das Glück zu teil geworden, zur Tafel befohlen zu werden, ich komme immer nur zum Thee hin.“

Um zehn Uhr kam der Miniſter zu uns. Er ſprach wieder vom Bombardement und ſagte: „Ich habe gleich nicht gewollt, daß man Paris einſchließe. Ja, wenn es richtig war, was der Generalſtab noch in Ferrières behauptete, daß ſie ein paar Forts in drei Tagen zuſammenſchießen und dann gegen die ſchwache Enceinte vorgehen konnten, ſo war es gut. Aber daß man durch ſechzigtauſend ordentliche Truppen über zweimalhunderttauſend feſthalten ließ, war ein Fehler.“ — „Bis Sedan ein Monat, hier drei Monate ſchon; denn morgen iſt der erſte Dezember. Telegraphierten wir gleich nach Sedan um Belagerungsgeſchütz, ſo wären wir drin und hätten keine Intervention der Neutralen gehabt. Hätte ich das vor drei Monaten gewußt, ſo wäre ich in großer Sorge geweſen. Die Gefahr eines Eingreifens der neutralen Mächte wächſt mit jedem Tage. Sie fängt freundſchaftlich an und kann ſehr übel enden.“

Keudell ſagte: „Der Gedanke, nicht zu ſchießen, iſt übrigens erſt hier aufgekommen.

„Ja — beſtätigte der Chef —, auf die engliſchen Briefe hin beim Kronprinzen.“[1]

---

[1] An demſelben 30. November ſchrieb Bismarck an Roon: „Ich habe das Papier mit eindringlicher Mahnung Sr. Majeſtät geſchickt [wegen Beſchießung].

Später kam Abeken vom Könige zurück, dem er schon seit einiger Zeit statt des Kanzlers Vortrag hält. Er hatte gehört, daß heute drei Ausfälle stattgefunden hätten, einer gegen die Württemberger, einer gegen die Sachsen und der dritte gegen das sechste Korps. Der König habe gemeint, es wäre ein Durchbruch versucht worden.

„Ach wo!" entgegnete der Minister. „Da müßten sie doch sehr albern sein; sie gingen ja in einen Sack. Das könnte uns ganz erwünscht sein. Kämen sie mit acht Bataillonen, so stellten wir ihnen zehn entgegen und bessere Truppen. Es mag übrigens sein, daß sie dunkle Nachrichten vom Anrücken der Loirearmee haben; nur wissen sie noch nicht, daß sie schon zurückgeworfen ist." — „Ach (zu mir), das läßt sich in ein Telegramm einflechten, was Putbus heute sagte: Verwundete, denen man gestattete, nach Paris zurückzukehren, lehnten es ab."

Diese Nacht wurde nicht mehr geschossen.

Ich habe mir schon früher einmal gesagt: es giebt in Frankreich noch einige verständige Menschen. Heute treffe ich wieder einen an. In einem Leitartikel der Décentralisation in Lyon, „Eine Stimme aus der Provinz" betitelt und mit L. Duwarennes unterzeichnet, heißt es u. a.:

„Gleich nach dem Tage, wo das Kaisertum fiel, haben die Deputierten von Paris es für ihre Pflicht gehalten, eine Regierung zu bilden. Das ist eine Thatsache, die die unparteiische Geschichte ebenso beurteilen wird, wie das Verhalten einer Kammer, die, wenigstens zum Teil, mehr im dynastischen als im nationalen Interesse gewählt worden war. Aus dieser Thatsache ist die Provi-

---

Daß er mich zu einer Besprechung meines Schreibens und aller darin angegebnen politischen Momente nicht zuzieht, zeigt Mangel an Vertrauen für mich und an Neigung für die Sache." — „Der anliegende Auszug aus englischen Blättern ist interessant als Beweis, wie sehr man dort und in Frankreich infolge der Zeit, die wir vor Paris verlieren, unsre Aussichten vermindert, die Frankreichs verbessert findet." Roon III⁴, 258. Am 28. November „erwähnte der König, es sei ursprünglich mit einem Angriffe auf die Südforts ein gleichzeitiger Angriff auf St. Denis und das Fort de l'Est projektiert gewesen; man sei davon abgegangen; übrigens sei es nicht wahr, daß beschlossen sei, Paris nicht zu beschießen, zur Zeit seien nur die Vorbereitungen noch nicht vollendet." Wilmowski, 74 f.

sorische Regierung und die voreilige Verkündigung der Republik hervorgegangen, die noch auf die gesetzliche Gutheißung der Vertreter des Landes wartet.

„Wir begreifen sehr wohl die Bewegungen der ersten Tage, wenn wir sie auch nicht entschuldigen; wir finden es ferner begreiflich, wenn das französische Volk, ungewohnt, seine Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, berauscht von dem, was ihm damals, als die ewige Gerechtigkeit einfach sich wieder ihr Recht nahm und sich vor aller Augen offenbarte, als ein Erfolg erschien — finden es, sagen wir, begreiflich, wenn es an mehreren Punkten des Landes die Willkür mit der Freiheit verwechselt hat.

„Wir haben schon mehrmals gesagt, wer nach unsrer Meinung die Begünstiger dieser Begriffsverwirrung sind, und wenn man den, der von einem Verbrechen Nutzen hat, im Verdacht haben kann, es begangen zu haben, so haben die Anhänger des gestürzten Regiments an der Erhaltung der Unordnung in Frankreich ein so deutlich erkennbares Interesse, daß man sie laut anklagen kann, danach mit allen Mitteln zu streben, die in ihrer Hand liegen.

„Was muß die Haltung der Regierung sein, wenn sie in Wahrheit das Vaterland in der Gefahr verteidigen will? Was hat sie in dieser Richtung geleistet? Sie mußte vor allem einen Aufruf an die Nation richten und sie durch ihre Vertreter mit allen Maßregeln in Verbindung bringen, die die Lage zur Sicherung der öffentlichen Wohlfahrt erheischte. Man mußte die Einheit der Franzosen durch sein Beispiel predigen. Nun müssen wir aber konstatieren, daß die Einheit, die zugleich der Gehorsam ist, überall mangelt, und daß wir zu viel thatsächliche Regierungen haben, um leicht unterscheiden zu können, welches die rechtmäßige Regierung ist.

„Tours verfügt Wahlen, Paris will davon nichts wissen. Dann schreitet Paris zu Wahlen, die Frankreich von Tours verweigert werden. Lyon hat eine Fahne, Frankreich hat eine andre. Marseille lehnt sich auf, in Perpignan fließt Blut in den Straßen, doch tritt Esquiros endlich seinen Platz an Gent ab, der mit Revolverschüssen empfangen wird. Zu Toulouse bleibt Duportal, der den Bürgerkrieg predigt, der Regierung in Tours zum Trotz auf seinem Posten. — Ist das Einheit? Ist das eine Regierung? Kann man

angesichts solcher Thatsachen noch die Notwendigkeit einer regelrecht eingesetzten Regierung in Abrede stellen? — Noch eine andre Klasse von Bürgern widersetzt sich jetzt den Wahlen. Es sind die Leute, die zur Zeit am Ruder sind. Fürchten sie etwa, daß das Land sie zu ihrer frühern Beschäftigung zurückverweisen wird? Jedenfalls erlaubt uns die Hartnäckigkeit, mit der sie an der Diktatur festhalten, sie mit allem Mißtrauen zu betrachten. Sie sehen, daß die Macht, die sie sich willkürlich angemaßt haben, ihnen entschlüpft, sie versuchen, sich wieder in ihr zu befestigen, und man munkelt in diesen Regionen von einer Volksabstimmung zum Zweck der Erhaltung des Statusquo und von der Bildung einer Art Bastard-Volksvertretung für die Zeit des Krieges. Wir lassen uns aber durch solche plumpe Scheinbilder der Freiheit nicht täuschen, sondern verlangen unaufhörlich freie und gleiche Willensäußerung für alle. Die Zeit ist nicht dazu angethan, den Wähler ein Ja oder Nein für den oder jenen Kandidaten in die Urne werfen zu lassen. Man hat den Vorhang fallen lassen über die Komödie mit dem Plebiszit, die ausgepfiffen worden ist, und wir sagen es zur Ehre unsers Landes laut: Ein dahin gehender Vorschlag kann nicht im Ernste gemeint sein. Nichts hindert uns, sofort Munizipalwahlen vorzunehmen, um den Stadt- und Dorfgemeinden ihr heiligstes Recht wiederzugeben, dessen sie von der Pariser Anmaßung, der Vormund Frankreichs zu sein, ungerecht beraubt worden sind. Mögen sie ihre Munizipalitäten ernennen, ihre Maires wählen, mögen sie mit einem Worte frei sein, und aus diesen Gemeinden wird die wahre Vertretung Frankreichs hervorgehen.

„Unter dem Cäsar von gestern hat man die schönsten Reden gehalten, um die offiziellen Vorsichtsmaßregeln in betreff der Freiheit der Wahlen zu brandmarken. Wäre dieser Patriotismus (der Herren Gambetta und Favre) nichts als eine unwürdige Komödie gewesen? Man möchte es wahrhaftig glauben, wenn der Cäsar von heute nicht endlich die Kundgebung des Volkswillens veranlassen wollte. Wir wollen wahre Wahlen, d. h. die Kommune, weil wir Leute sehen wollen, die zur Entscheidung unsrer Geschicke befugt sind — weil wir zurückschaudern vor der Hyder der Anarchie, die schon ihr scheußliches Haupt erhebt. — Das ists, weshalb wir nicht aufhören werden, Gemeindewahlen und die Vereinigung derselben zu

einem Parlament der nationalen Verteidigung, wenn man sich weiter verteidigen will, auf jeden Fall aber ein Parlament, das Frankreich vertritt, zu fordern."

Donnerstag, den 1. Dezember. Am Morgen fielen nur ein Paar Schüsse von den Forts. Ich telegraphierte, daß der gestrige Ausfall zu einem heftigen Gefechte mit der württembergischen Division, der größern Hälfte des 12. und Abteilungen des 6. und des 2. Armeekorps geführt hat, und daß der Ausgang die Zurückwerfung des Feindes auf der ganzen Linie gewesen ist. Verwundete haben die ihnen angebotne Erlaubnis zur Rückkehr nach Paris abgelehnt. Dann folgte das gewöhnliche Zeitungsstudium mit Anstreichen und Auszügen.

Beim Frühstück erscheint Abeken mit verschnittnen Haaren. Er fragt Bismarck-Bohlen, wie er aussehe.

„Wunderschön, Herr Geheimrat. Aber die Locke hier auf der einen Seite ist länger als die auf der andern."

„Das schadet nichts. Die soll so sein, die trag ich immer so. Sonst aber finden Sie nichts auszusetzen?"

„Es ist ganz vortrefflich geraten, Herr Geheimrat."

Vergnügt pfeifend ging der alte Herr hinaus, während Hatzfeldt ihm mit verwunderter Miene nachsah.

Bei Tische ist ein Premierleutnant von Saldern da, der als Adjutant den letzten Kämpfen des zehnten Armeekorps mit der Loirearmee beigewohnt hat. Nach ihm ist dieses Korps bei Beaune la Rolande von der Übermacht der Franzosen, die sich neben dem einen Flügel unsrer Truppen nach Fontainebleau durchschieben wollte, eine Zeit lang umzingelt gewesen. Es hat sich sieben Stunden lang mit der größten Unerschrockenheit und Standhaftigkeit gegen die Angriffe des Feindes verteidigt. Namentlich haben sich die Truppen unter Wedel und vor allen die Leute vom 16. Regiment hervorgethan.

„Wir haben über 1600 Gefangne gemacht, und der Gesamtverlust der Franzosen wird auf 4 bis 5000 Mann veranschlagt," sagt Saldern.

„Ja — erwidert der Chef —, es wäre mir aber lieber, wenn es lauter Leichen wären. Gefangne sind jetzt bloß ein Nachteil für uns."

Als Saldern im Verlauf seiner Mitteilungen erzählte, einer der Franzosen habe nur zehn Schritte vor der von unsern Zündnadeln verteidigten Barriere gelegen, bemerkte der Minister: „Er lag aber doch."

Später gab er Abeken Instruktionen in betreff des Vortrags, den er statt seiner dem Könige halten sollte. Der Geheimrat hatte Depeschen und Berichte in der Hand, die der Kanzler mit ihm durchsah. — „Das geben Sie ihm nicht ohne weiteres — bemerkte er von einem Aktenstück —, das müssen Sie ihm erklären, die Entstehung mitteilen, sonst mißversteht ers. — Den langen Bernstorff hier — na, den geben Sie ihm auch. Aber die beiliegenden Zeitungsartikel — die Herren der Botschaft machen sichs bequem, ich habe es schon oft gesagt, die müssen übersetzt sein, oder noch besser, Analyse davon." — „Und sagen Sie Seiner Majestät auch — so schloß er —, wenn wir in London (auf der bevorstehenden Konferenz zur Revision des Pariser Friedens von 1856) einen Franzosen zulassen, so sollte das eigentlich nicht sein, da er eine Regierung vertritt, die von den Mächten nicht anerkannt ist und nicht lange existieren wird. Wir können es Rußland zu Gefallen für diese Frage thun. Jedenfalls, wenn er von andern Dingen zu reden anfängt, so muß er hinaus."[1]

Der Chef erzählte dann folgenden Vorfall: „Heute, als ich bei Roon gewesen war,[2] machte ich einen Gang, der nützlich sein wird. Ich ließ mir im Schlosse die Gemächer Marien Antoinettens zeigen, und dann dachte ich: Du sollst doch einmal sehen, was die Verwundeten machen. Der Diener, der mich führte, hatte die Schlüssel zu allen Thüren, und so ließ ich mich nicht durch den Hauptgang hineinbringen, sondern durch eine hintere Thür. Ich fragte einen der Wärter: »Haben die Leute denn auch zu leben?« — Na, das wäre nicht viel, so ein bischen Suppe, die Bouillon sein sollte, mit Brotschnitten darin und Reiskörnern, die nicht weich gekocht wären. Schmalz wäre wenig dabei. — »Und wie stehts

[1] Vgl. G. u. E. II, 231.

[2] auf eine Bitte, die dieser als sein „sehr verdrießlicher alter Freund" an ihn richtete, mit der „R. S. Mein heutiger Vortrag bei Sr. Majestät war überaus unerfreulich," natürlich über die Beschießungsfrage. Roon III⁴, 258f.

mit dem Wein? fragte ich, und bekommt ihr Bier?« — Wein hätten sie den Tag etwa ein halbes Glas bekommen, sagte er. Ich erkundigte mich bei einem andern, der hatte gar keinen gekriegt. Dann ein dritter, der sagte, bis vor drei Tagen hätte es welchen gegeben, seitdem nicht mehr." — „So fragte ich mehrere, im ganzen wohl ein Dutzend, bis auf die Polen, die mich nicht verstanden und ihre Freude, daß sich jemand um sie kümmerte, bloß durch Lachen äußerten." — „Also die armen verwundeten Soldaten bekamen hier nicht, was sie haben mußten, und dabei war es kalt in den Zimmern, weil nicht eingeheizt werden sollte, damit die Bilder an den Wänden nicht Schaden litten. Als ob das Leben eines einzigen von unsern Soldaten nicht mehr wert wäre als der ganze Bilderkram im Schlosse." — „Und der Diener sagte mir, daß die Öllampen nur bis um elf brennten, und daß die Leute dann bis zum Morgen im Dunkeln lägen." — „Vorher hatte ich noch einen Unteroffizier gesprochen, der am Fuße verwundet war. Er sagte, er müßte zufrieden sein, obwohl es besser sein könnte. Auf ihn nähme man wohl Rücksicht, aber die andern! Ein bayrischer Johanniter, der sich jetzt ein Herz faßte, sagte mir, daß Wein und Bier geliefert worden sei, aber wahrscheinlich irgendwo zur Hälfte oder mehr hängen geblieben sein würde, desgleichen warme Sachen und andre Liebesgaben. Ich ließ mich nun zu dem Chefarzt bringen. »Wie steht es mit der Verpflegung der Kranken? fragte ich. Und bekommen sie gehörig zu essen?« — »Hier ist der Speisezettel.« — »Der kann mir nichts helfen. Die Leute essen kein Papier. — Und bekommen sie Wein?" — »Täglich einen halben Liter.« — »Entschuldigen Sie, das ist nicht wahr. Ich habe gefragt, und es ist nicht anzunehmen, daß die Leute lügen, wenn sie sagen, daß sie keinen bekommen haben.« — »Hier der Herr ist mein Zeuge, daß alles ordentlich und nach Vorschrift zugeht. Kommen Sie mit mir, und ich will sie in Ihrem Beisein befragen.« — »Ich werde mich hüten, aber es wird dafür gesorgt werden, daß sie durch den Auditeur befragt werden, ob sie das erhalten, was an den Inspektor für sie gelangt.« — Er wurde ganz blaß; ich sehe ihn noch, sodaß ein Schmiß, den er im Gesicht hatte, deutlich zum Vorschein kam. »Darin läge ja ein schwerer Vorwurf auch für mich,« sagte er. — »Ja, erwiderte ich, allerdings, das solls auch — und ich

werde Sorge tragen, daß die Sache untersucht wird und bald.«*) — Am liebsten hätte ichs, wenn ich den König einmal bewegen könnte, die Verwundeten mit mir zu besuchen."

Später setzte er hinzu: „Wir haben besonders zwei Klassen, wo Unterschleife vorkommen; das sind die Mehlwürmer, die mit dem Proviant zu thun haben, und die Baubeamten, vorzüglich die bei den Wasserbauten. Dann die Ärzte. Ich erinnere mich, daß vor nicht langer Zeit — es muß etwa anderthalb Jahre her sein — eine große Untersuchung wegen Betrügereien bei der Gestellung zum Militär schwebte, in die zu meinem Erstaunen wohl dreißig Ärzte verwickelt waren."

Dann fragte er plötzlich: „Weiß einer von den Herren, wer Niethammer ist? Es muß ein sehr gelehrtes Haus sein."[1]

Jemand meinte, ein Philologe, ein andrer sagte, ein Freund Hegels hätte so geheißen, Keudell bemerkte, es gebe einen Diplomaten dieses Namens, der uns sehr wenig wohl wolle.

Der Chef sagte: „Er muß mit Harleß in Verbindung gestanden haben, und der war ein bayrischer Theologe und ein verlogner, bösartiger Mensch."[2]

Abends die Dunckersche Interpellation wegen der Verhaftung Jacobys, wie sie in der Nationalzeitung enthalten ist, auf Befehl des Kanzlers für den König zurecht gemacht. Später wieder gerufen, soll ich Neininger veranlassen, morgen früh zum Bundeskanzler zu kommen. Dabei tadelt dieser das Französisch des Moniteur und „daß er die Telegramme Podbielskis in ihrer dummen Fassung bringt."

Später kam der Minister noch nach halb elf Uhr zu uns, als wir beim Thee saßen. Nach einer Weile äußerte er: „Die Zeitungen

*) Wir werden weiter unten sehen, daß von dem Verdacht, der hier, nicht ohne reichliche Veranlassung durch den Anschein der Dinge, ausgesprochen wurde, zuletzt wenig mehr übrig blieb als ein Mangel in der Krankenverpflegung im allgemeinen und die Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe des Ministers, um deretwillen ich mir diese Episode notierte.

[1] Siehe später S. 472. (4. Dez.)

[2] Gottfried Christoph Adolf Harleß, 1806—1879, erst Professor der Theologie in Erlangen und Leipzig, seit 1852 Präsident des Oberkonsistoriums in München. Das unfreundliche Urteil ist wohl ein Nachhall der vielen Angriffe, die seine streng orthodoxe Haltung hervorrief. Allg. Deutsche Biog. 10, 763 f.

sind unzufrieden mit dem bayrischen Vertrage. Ich hab mirs gleich gedacht. Es mißfällt ihnen, daß gewisse Beamte bayrische heißen, die sich doch ganz nach unsern Gesetzen richten müssen. Mit dem Militär ists in der Hauptsache ebenso. Die Biersteuer ist ihnen auch nicht recht; als ob wir das nicht jahrelang im Zollverein gehabt hätten. Und so haben sie noch allerlei auszusetzen, wo doch alles Wesentliche erreicht und gehörig festgemacht ist." — „Sie thun, als ob wir den Krieg gegen Bayern geführt hätten, wie 1866 gegen die Sachsen, während wir doch diesmal Bayern als Bundesgenossen zur Seite gehabt haben." — „Ehe sie den Vertrag gut heißen, wollen sie lieber warten, bis sie die Einheit kriegen in der ihnen genehmen Form. Da können sie lange warten. Ihr Weg führt nur zur Verschleppung, während es doch rasch handeln heißt. Zögern wir, so gewinnt der böse Feind Zeit, Unkraut dazwischen zu säen. Der Vertrag sichert uns viel; wer alles will, wird es möglich machen, daß nichts erlangt wird. Sie sind nicht zufrieden mit dem erreichten — wollen mehr Einförmigkeit — wenn sie doch fünf Jahre zurückdächten — womit wären sie damals zufrieden gewesen!" — — „Konstituierende Versammlung! Wenn nun der König von Bayern nicht dazu wählen läßt? Das bayrische Volk wird ihn nicht dazu zwingen, und ich auch nicht. Ja, tadeln ist leicht, wenn man von den Umständen keine Vorstellung hat."

Er kam dann auf ein andres Thema. „Da habe ich — sagte er — den Bericht von dem Überfall des Bataillons Unna gelesen.[1] Einwohner von Chatillon haben sich daran beteiligt, andre freilich wieder haben unsre Leute versteckt. Daß sie die Stadt nicht im ersten Zorne niedergebrannt haben! Später, bei kaltem Blute, ging das doch wohl nicht an."

Ein Weilchen nachher nahm er einige Goldstücke heraus, mit denen er einige Augenblicke spielte. „Auffällig ist — sagte er dabei —, wie sehr man hier auch von anständig gekleideten Leuten angebettelt wird. Schon in Reims kam das vor; hier aber ists viel schlimmer." — „Wie selten man jetzt Goldstücke mit Ludwig Philipp oder Karl dem Zehnten zu sehen bekommt! Ich erinnere mich, wie ich jung war, in den zwanziger Jahren, sah man noch

[1] Vgl. oben S. 422.

welche mit Ludwig dem Sechzehnten und dem Achtzehnten, dem Dicken. Selbst der Ausdruck Louisdor ist nicht mehr gebräuchlich; will man bei uns vornehm sein, so redet man von Friedrichsdors." — Er balancierte dann einen Napoleondor auf der Spitze des Mittelfingers, als ob er ihn wägen wollte, und fuhr fort: „Hundert Millionen doppelte Napoleondor, das wäre jetzt ungefähr die Kriegskostenentschädigung in Geld — später kostets mehr —, viertausend Millionen Franken. — Vierzigtausend Thaler in Gold werden ein Centner sein, dreißig Centner gehen auf einen tüchtigen zweispännigen Wagen — ich weiß, ich habe einmal vierzehntausend Thaler in Gold von Berlin nach Hause tragen müssen; was das schwer war! — Das wären etwa achthundert Wagen."

„Die werden sie eher beschaffen als die für die Munition zum Bombardement," meinte jemand, dem jetzt wie den meisten von uns die Geduld in betreff dieser Maßregel ausgehen wollte.

„Ja — entgegnete der Chef —, aber Roon sagte mir in diesen Tagen, daß er in Nanteuil mehrere hundert Fuhrwerke hat, die zum Transport von Munition zu gebrauchen sind. Auch könnte man mit Wagen, die jetzt mit sechs Pferden bespannt sind, eine Zeit lang vierspännig fahren und die ersparten zwei Pferde zu Munitionsfuhren verwenden. Kanonen haben wir 318 da, sie wollen aber noch 40, und die könnte er auch noch beschaffen, sagte Roon. Aber die andern wollen überhaupt nicht."

Später äußerte Hatzfeldt: „Es ist erst sechs oder sieben Wochen her, daß sie nicht daran wollen. In Ferrières, wo wir mit ihnen noch gut standen, sagten Bronsart und Verdy noch, in sechsunddreißig Stunden würden wir die Forts Issy und Vanvres in Grund und Boden schießen und dann gegen Paris selbst vorgehen. Dann gings auf einmal nicht."

„Von wegen der Londoner Briefe," ruft Bismarck-Bohlen.

Ich fragte, wie wohl Moltke über die Sache denken möge.

„O, der kümmert sich darum nicht!" antwortete Hatzfeldt.

Bucher aber sagte: „Moltke will bombardieren."

Als ich vor Schlafengehen noch einen Blick in unsern Moniteur warf, wimmelte die eine Spalte förmlich von gefangen gewesenen französischen Offizieren, die mit Ehrenwortsbruch sich in den Orten, wo sie interniert worden, aus dem Staube gemacht hatten. Kapitäne

und Leutnants, Infanterie und Kavallerie, Nord- und Südfranzosen waren darunter. In Dresden waren zwei, in Hirschberg nicht weniger als zehn davongelaufen.

In Paris scheint es, wenn den Berichten englischer und belgischer Blätter zu trauen ist, in betreff dessen, was Leib und Seele zusammenhält, zwar schon recht schlimm, aber immer noch erträglich zu stehen, wenigstens für die Wohlhabenden. Es fehlt noch nicht an Brot, an trocknen Gemüsen und Konserven. Frisches Rindfleisch ist sehr selten und teuer geworden. Pferde- und Eselsfleisch, „beide besser als ihr Ruf," sagt ein Brief, müssen es bei der Mehrzahl der Pariser vertreten. Die Ratte beginnt ein gesuchter Artikel zu werden. Hunde und Katzen sind Luxusgerichte, die sich bei Einbruch der Nacht nicht mehr ungestraft auf den Boulevards blicken lassen dürfen. Das Öl will ausgehen, es giebt keine Holzkohlen mehr, und auch die Vorräte an Steinkohlen werden knapp. Um die Mitte des November kostete das Pfund Butter 25 bis 26, eine Gans 35, ein Pfund Pferdefleisch 3 bis 4 Franken, und frische Gemüse sowie Milch waren für wenig Bemittelte nicht mehr zu erschwingen.

Freitag, den 2. Dezember. Früh erscheint Neininger bei mir, und ich erfahre, daß er sich die Audienz beim Chef durch eine Denunziation verschafft hat. Er hat einem Dr. Schuster in Genf Andeutungen über „die Möglichkeit einer Konnivenz zwischen der hauptquartierlichen Ansiedlung fremdartiger Genossen und dem Pariser Wühl- oder Verteidigungspersonal" und über „die neueren Anzeichen von intimem Verkehr zwischen der Außen- und Innenseite der deutschen Zernierungslinie mit Bezugnahme auf orientalische Kolonisation in Versailles" gemacht. Schuster hat diese Winke an den Minister zu bringen gewußt. Die „orientalische Kolonisation," mit der vorzüglich der Sieur Löwinsohn und nächst ihm Bamberg gemeint ist, scheint indes unschuldig und die Intrigue nur eingefädelt zu sein, um Neininger durch Beseitigung der Genannten zu der von ihm gewünschten bessern Stelle beim Moniteur zu verhelfen.

Später nochmals die Auffassung des Chefs in betreff des Vertrags mit Bayern in Briefen und einem Artikel vertreten.

Beim Frühstück heißt es, daß heute wieder ein Ausfall nach der Seite hin stattgefunden habe, wo die Württemberger und die

Sachsen stehen, und zwar hatten die Franzosen diesmal große Massen von Infanterie entwickelt. Dabei haben wir mehrere Grade Kälte, was für die Verwundeten auf dem Schlachtfelde traurig ist.[1] Nachmittags den großen Timesartikel über Gortschakows Antwort auf Granvilles Depesche für den König übersetzt.

Bei Tische waren Alten, Lehndorff und ein Offizier in Dragoneruniform Gäste des Chefs. Der Dragoneroffizier war ein Herr von Thadden und Sohn von Thadden-Trieglaff.

Der Chef erzählte, daß er soeben, von einer Tour zu Wagen zurückgekehrt, für bessere Unterbringung unsrer Wachmannschaft Sorge getragen habe. „Die Leute hatten — so berichtete er — bisher ihr Lokal in der unheizbaren Wagenremise der Madame Jessé gehabt. Das ging aber nicht mehr, und so befahl ich dem Gärtner, ihnen die Hälfte des Warmhauses einzuräumen. ›Da werden aber die Pflanzen von Madame erfrieren,‹ erwiderte die Gärtnersfrau. ›Schlimm, sagte ich, aber besser, als wenn es den Soldaten so geht.‹“

Dann wandte er sich der Gefahr zu, daß der Reichstag den Vertrag mit Bayern verwerfen oder auch nur ändern könnte. „Ich habe die größte Angst,“ sagte er. „Die Leute ahnen nicht, was die Lage ist. Wir balancieren auf der Spitze eines Blitzableiters; verlieren wir das Gleichgewicht, das ich mit Mühe herausgebracht habe, so liegen wir unten. Sie wollen mehr haben, als was sich ohne Pression erreichen ließ, und worüber wären sie vor 1866 glücklich gewesen! Wenn sie damals nur die Hälfte von heute bekommen hätten! Man will verbessern, mehr Einheit hineinkorrigieren, mehr Gleichförmigkeit; aber ändern sie nur ein Komma, so müssen neue Verhandlungen beginnen. Wo sollten sie stattfinden? Hier in Versailles? Und sind wir mit der Sache zum ersten Januar nicht fertig — was manchem in München lieb wäre —, so ist die deutsche Einheit verloren — vielleicht für Jahre, und die Österreicher machen ihre Geschäfte in München.“

Nach der Suppe kamen Champignons in zweierlei Zubereitung als erstes Gericht auf den Tisch. „Die müssen mit Andacht ge-

[1] Darüber auch Abeken vom 2. Dezember abends, S. 459 f. Verdy, der selbst Weisungen an Fransecky (2. Armeekorps) brachte, S. 245 ff.

gessen werden — sagte der Chef —; denn die sind eine Liebesgabe von Soldaten, die sie in einem Steinbruch oder Keller gefunden haben, wo eine Champignonzucht angelegt ist. Die Sauce dazu hat der Koch gut gemacht, sie ist vortrefflich. Noch wohlthuender und gewiß was Seltenes war neulich eine andre Liebesgabe von Soldaten — ach! daß ichs ganz vergessen habe — welches Regiment wars doch gleich, das die Rosen schickte?"

„Das siebenundvierzigste," erwiderte Bohlen.

„Ja, das war ein Rosenbouquet im Feuer gepflückt — wahrscheinlich in einem Garten der Vorpostenkette." — „Ach, da fällt mir ein, im Lazarett, da traf ich einen polnischen Soldaten, der nicht deutsch lesen kann. Der möchte gern ein polnisches Gebetbuch haben. Hat jemand was der Art?"

Alten sagte nein, aber er könnte ihm polnische Zeitungen geben.

Chef: „Das geht nicht. Die wird er nicht verstehen, auch regen die gegen uns auf. Aber vielleicht hat Radziwill was. Ein polnischer Roman ginge auch, Pan Twardowski oder so etwas."

Alten wollte sichs merken.

Es wurde nun von dem heutigen Ausfalle gesprochen, indem es von der Seine her ein paarmal wieder donnerte.

Jemand sagte: „Die armen Württemberger werden auch wieder Leute verloren haben."

„Und die armen Sachsen vermutlich noch mehr," bemerkte der Chef.

Man erwähnte Ducrot, der den Ausfall wahrscheinlich kommandiert habe, und meinte, der habe Ursache, sich nicht gefangen nehmen zu lassen.

„Gewiß — sagte der Minister —, der wird sich entweder im Gefecht töten lassen oder, wenn er den Mut dazu nicht findet, was ich eher annehmen möchte, sich mit dem Luftballon davon machen."

Einer der Tischgenossen erwähnt, daß Fürst Wittgenstein (seines Zeichens, wenn ich nicht falsch verstand, russischer Flügeladjutant) wohl auch gern heraus wäre, und Alten fügte hinzu: „Ja, um dann wieder hineinzugehen. Es ist ihm das so eine Art Sport, glaube ich."

Chef: „Das möchte für jemand passen, der Vertrauen erweckt. Ich aber habe dem niemals getraut und wollte ihn schon neulich

nicht wieder hineinlassen, und der Generalstab auch nicht. Da hat er sich die Erlaubnis von der Gutmütigkeit des Königs erschlichen. Na, es können von ihm noch Dinge an den Tag kommen, die ihm in Petersburg den Hals brechen."

Der Chef sah sich um. „Wo ist denn Krausnik?" fragte er. „Der hat doch nicht vergessen, für den Soldaten das Apfelmus zu kaufen, das ich ihm versprach. Er war bloß am Arme verwundet, sah aber sehr elend aus und hatte Fieber — vermutlich Eiterung."

Man kam nochmals auf das Spekulieren mit Börsenpapieren zu reden, und der Minister stellte wieder in Abrede, daß sich dabei mit einem ja immerhin beschränkten Vorauswissen politischer Ereignisse im allgemeinen viel anfangen ließe. Solche Ereignisse wirkten erst später auf die Börse, und den Tag, wo das käme, könnte man nicht ahnen. „Ja — fuhr er fort —, wenn man durch Einfädlung solcher Dinge eine Baisse hervorrufen kann, aber das ist doch ehrlos. Gramont hats so gemacht, wie Russell neulich erzählte. Der hat sein Vermögen damit verdoppelt, man kann fast sagen, er hat den Krieg zu dem Zwecke gemacht." — „Auch Moustier trieb solche Geschäfte — nicht für sich, sondern mit dem Vermögen seiner Maitresse, und als es herauskommen wollte, vergiftete er sich. — Will man in etwas weniger schmutziger Weise seine Stellung benutzen, so kann man es so einrichten, daß man sich mit den politischen Depeschen die Börsentelegramme schicken läßt, von allen Börsen, durch gefällige Beamte bei den Legationen. Die politischen gehen beim Telegraphen vor, und so profitiert man zwanzig bis dreißig Minuten. Und dann muß man einen schnelllaufenden Juden haben, der diesen Vorteil für einen benutzt. Ich weiß Leute, die das so gehalten haben." — „Auf die Art kann man täglich seine fünfzehnhundert bis fünfzehntausend Thaler verdienen, und das giebt nach ein paar Jahren ein hübsches Vermögen. Aber unanständig bleibt es doch, und mein Sohn soll von seinem Vater nicht sagen, daß er ihn so oder auf ähnliche Art zum reichen Manne gemacht hat. Er kann auf anderm Wege reich werden, durch Spekulieren mit dem, was er hat, durch Holzverkauf, durch eine Heirat oder was andres." — „Ich stand mich früher, als ich noch nicht Bundeskanzler war, besser als heute. Man hat mich durch die Dotation ruiniert. Ich bin seitdem ein genierter Mann. Vorher betrachtete

ich mich als einfachen Landjunker, jetzt, wo ich gewissermaßen zur Pairie gehöre, wachsen die Ansprüche, und die Güter bringen nichts." — „Als Gesandter in Frankfurt ging es, da hatte ich immer was übrig. Auch in Petersburg, wo ich kein Haus zu machen brauchte und auch keins machte."

Er erzählte dann von der Kiefermehl- und Holzpappefabrik in Varzin, von der er sich viel Gutes zu versprechen schien. Der Pächter verzinse ihm das Geld, das er in die Mühlen und andre derartige Anstalten gesteckt habe.

Wie viel das wäre, fragte jemand.

„Vierzig- bis fünfzigtausend Thaler. Er bezahlt mir — sagte er — für die Wasserkraft, die bisher unbenutzt lag, jährlich zweitausend Thaler, er kauft mir meine Kiefernklötze ab, die ich sonst kaum verwerten könnte, und nach dreißig Jahren muß er mir alle Mühlen in dem Zustande zurückgeben, in dem er sie erhalten hat. Jetzt ist bloß eine da, es soll aber eine zweite hinzukommen, wo das Wasser mit mehr Gewalt herabfällt, und später eine dritte."

Was der Pächter denn eigentlich mache?

Pappe zu Einbänden, zum Verpacken, zu Schachteln und dergleichen, vorzüglich für Berlin, und Kiefermehltafeln, die nach England gingen, wo man sie auflöse und durch Mischung mit andern Stoffen in Papier verwandle — was er uns alles sachkundig auseinandersetzte.

Nachmittags war Friedländer mit einer Einladung da: ich sollte zur Feier des Geburtstags des Leutnants aus Lübeck kommen. Mußte wegen Zeitmangel ablehnen. Unser dicker Freund wußte genau, weshalb nicht bombardiert wird. „Blumenthal will nicht, weil der Kronprinz nicht dran will — sagte er —, und hinter dem stehen wieder die beiden Viktorias." So hat sich in diesen Tagen ein Artillerieoffizier gegen ihn geäußert.

Nachtrag: Nach einem Bleistiftzettelchen, das ich erst jetzt finde, sagte gestern Bohlen bei Tische, es sollten von den Franzosen aus Deutschland Bilder und wertvolle Handschriften entführt worden sein, die wir noch nicht zurückhätten.

„Das wird — bemerkte ein andrer von uns — schwer zu remedieren sein."

Chef: „Nun, da kann man ja andre dafür nehmen, die gleichen

Wert haben. Wir könnten z. B. die besten Bilder aus der hiesigen Nationalgalerie einpacken."

„Ja und nach Amerika verkaufen — ruft Bohlen —, die geben uns schweres Geld dafür."

Sonnabend, den 3. Dezember. Während der Nacht wurde wieder im Norden stark kanoniert, dagegen fielen im Laufe des Tages nur einzelne Schüsse aus schwerem Geschütz. Es müssen gestern im Osten und Nordosten von Paris heftige Kämpfe mit bedeutenden Verlusten auch auf unsrer Seite stattgefunden haben, und wahrscheinlich haben die Franzosen am Abend noch bei den Dörfern Brie, Villiers und Champigny eine Stellung behauptet, die ursprünglich zu unsern Linien gehörte. Ich befördere eine auf diese Vorgänge bezügliche Mitteilung des Generalstabs, die die Behauptung dieser Punkte durch unsre Truppen ungewiß läßt und nur von Zurückwerfung der mit starken Massen ausgebrochnen Franzosen durch die Sachsen (die ein ganzes Bataillon verloren haben sollen), die Württemberger und das 2. Korps spricht, melde ferner ein für uns siegreiches Gefecht bei Loigny und Artenay telegraphisch nach Deutschland. Der Chef fährt halb zwei Uhr zum Großherzog von Baden, dessen Gemahlin heute ihren Geburtstag hat, und speist später beim Könige. Wir haben den Grafen Holnstein beim Diner als Gast, der am vergangnen Sonnabend in der Nacht zum Könige von Bayern in Hohenschwangau abgereist und schon heute mittag wieder hier eingetroffen ist.

„Es ist eine weltgeschichtliche Tour, die Sie gemacht haben," sagt Bohlen zu ihm.

Ich fragte Bucher darüber.

„Der Graf ist in der Kaiserfrage weggewesen und bringt gute Nachricht mit," erwiderte er.

Das scheint richtig zu sein; denn Krüger erzählte dann, daß der Kanzler, als Holnstein zu ihm gekommen, ihn sofort in seinem Schlaf- und Arbeitszimmer empfangen und bald nachher Champagner bestellt habe.[1]

[1] Graf Holnstein brauchte für Hin- und Rückreise nach und von Hohenschwangau trotz der schlechten Verbindungen nur sechs Tage und brachte das Schreiben des Königs Ludwig mit dem Angebot der Kaiserkrone, das Prinz Luitpold an demselben Tage vor der Tafel dem König Wilhelm überreichte.

Auffallend war heute, daß die Franzosen im Laufe des Tages etwa sechsmal je vier Kanonenschüsse, zwei in Zwischenräumen von etwa vier Sekunden und zwei fast gleichzeitig abfeuerten.

Ein sauberes Blatt ist der Gaulois, der von Paris nach Brüssel ausgewandert ist. Seine Redakteure, unter denen auch der angenehme Angelo de Miranda ist, verfahren, als ob sie noch im abgesperrten Paris schrieben, wo sie für die ungeheuerlichsten Fabeln Gläubige finden konnten. So berichten z. B. die Kinder des Vaters der Lüge, daß Preußen um die Mitte des Oktobers durch ein Londoner Haus 450000 Thaler an gewisse in Frankreich wohnende Personen habe auszahlen lassen, von denen man glaube, daß sie preußische Spione seien. Ferner ist nach ihnen Moltke schon drei Wochen tot und begraben, aber jeder deutsche Soldat, der davon spricht, wird augenblicklich erschossen. Der König Wilhelm ist, um den ernsten Ereignissen, die sich um Paris herum vorbereiten, auszuweichen, schon seit zwölf Tagen in Berlin, angeblich, um den Reichstag zu eröffnen. Endlich hat man in Mutzig bei Straßburg 36 Familienväter, deren Söhne sich dem französischen Heere angeschlossen haben, hingerichtet, ihnen Nasen und Ohren abgeschnitten und ihre Leichen an die Wand der Kirche gestellt, wo sie sich seit einem Monat befinden. Sonst verfolgt der Hauptredakteur Tarbé keine unebne Tendenz. Er bekämpft Gambetta, den er einen Tyrannen nennt, und dem er vor allem den Vorwurf macht, nicht im Interesse Frankreichs, sondern nur im Interesse der Republik, die wieder nichts andres als seine Diktatur, seine Willkürherrschaft sei, zu handeln und das Vaterland seiner Herrschaft aufzuopfern. In Paris scheint er nicht in der Lage gewesen zu sein, diese Ansicht stark genug auszusprechen. So hat er sich von da weggemacht und versucht, sich mit dreien von seinen Unterredakteuren durch die deutschen Linien durchzuschleichen. Das ist ihnen auch gelungen, nicht aber, ihr Blatt in einer französischen Provinzialstadt weiter erscheinen zu lassen, da man auch hier Gambetta nicht angegriffen

---

G. u. E. II, 118 ff. Vgl. auch den Briefwechsel mit König Ludwig, Bd. I, 353 ff. Louise von Kobell, Die bayrische Mobilisierung und die Anerbietung der Kaiserkrone 1870, im Januarheft von 1899 der Deutschen Revue S. 29 f. Abeken 460 vom 5. Dezember. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 3. Dezember: Der König fand den Brief „so zur Unzeit wie möglich."

sehen mag, und so wird denn nun in Belgien fortgekämpft und fortgelogen. Notizen über dieses Lügenblatt wurden dem Moniteur und deutschen Blättern übersandt.

Später machte ich einen Artikel über die Neutralität Luxemburgs und die perfide Weise, in der man dort diesen Zustand benutzt, um die Franzosen in ihrem Kampfe gegen uns nach den verschiedensten Richtungen hin zu unterstützen. Der Gedankengang war dabei etwa folgender. Unsrerseits ist zu Anfang des Krieges erklärt worden, daß wir die Neutralität des Großherzogtums achten würden. Stillschweigend ist dabei neutrales Verhalten der Regierung und der Bevölkerung Luxemburgs vorausgesetzt worden. Diese Voraussetzung hat sich aber nicht erfüllt. Während wir unser Versprechen, trotzdem daß es uns namentlich in betreff der Weiterbeförderung unsrer Verwundeten unbequem wurde, redlich gehalten haben, ist die Neutralität von seiten der Luxemburger mehrfach in flagranter Art verletzt worden. Schon früher haben wir uns zu beklagen gehabt, daß mit Beihilfe der großherzoglichen Eisenbahnbeamten und Polizeibeamten die Festung Thionville durch nächtliche Zufuhren verproviantiert worden ist. Nach der Kapitulation von Metz sind zahlreiche französische Soldaten durch das Großherzogtum gegangen, um sich wieder nach Frankreich und zu der französischen Armee zu begeben, die im Norden gegen uns operierte. Auf dem Bahnhofe der Stadt Luxemburg hat der französische Vizekonsul ein förmliches Büreau eingerichtet, worin solche Soldaten mit Geld und Legitimation zu ihrer Reise versehen wurden. Die großherzogliche Regierung aber hat alles das geschehen lassen, ohne auch nur einen Versuch zur Verhinderung dieser Unterstützung der Gegner Deutschlands zu machen. Sie wird sich dadurch nicht beklagen dürfen, wenn wir in Zukunft bei militärischen Operationen auf ihre Neutralität nicht mehr Rücksicht nehmen sollten, und sie wird es nicht unbillig finden können, wenn wir Ersatz des Schadens verlangen, der uns durch Geschehenlassen von Verletzungen der Neutralität entstanden ist.

Sonntag, den 4. Dezember. Schönes Wetter. Selten ein Schuß im Norden. Ich telegraphiere, daß die Franzosen gestern und heute keine Versuche zur Durchbrechung unsrer Linien mehr unternommen haben, und daß Prinz Friedrich Karl weiter vorgedrungen ist und wieder mehrere Geschütze erbeutet hat.

Bei Tiſche waren der ehemalige badiſche Miniſter von Roggenbach, der Premierleutnant von Sawadsky und der bayriſche Johanniter von Niethammer, ein Mann mit ungewöhnlich edeln Zügen, deſſen Bekanntſchaft der Chef neulich im Lazarett gemacht hat, zugegen.

Der Miniſter ſprach erſt davon, daß er die Verwundeten im Schloſſe heute wieder beſucht habe. Dann ſagte er: „Wenn ich von Frankfurt und Petersburg abſehe, ſo bin ich in meinem Leben noch an keinem fremden Orte ſo lange geweſen wie hier. Wir erleben hier noch Weihnachten, was wir ſchon nicht dachten. Wir ſitzen zu Oſtern noch in Verſailles und ſehen die Bäume wieder grün werden und horchen immer noch auf Nachrichten von der Loirearmee. Hätte man das gewußt, ſo hätten wir uns im Garten draußen Spargelbeete anlegen laſſen.“

Später äußerte er gegen Roggenbach: „Da habe ich mir die Zeitungsausſchnitte angeſehen. Wie die über die Verträge herziehen! Kein gutes Haar laſſen ſie dran. Die Nationalzeitung, die Kölniſche — die Weſerzeitung iſt wie immer noch die vernünftigſte. — Nun ja, die Kritik muß man ſich gefallen laſſen. Aber man hat die Verantwortlichkeit dafür, wenn nichts zu ſtande kommt, während die Kritiker unverantwortlich ſind. Mir iſts einerlei, wenn ſie mich tadeln, wenn die Sache nur durchgeht im Reichstage. Die Geſchichte kann ſagen, der elende Kanzler hätte es auch beſſer machen können, aber ich war verantwortlich. — Will der Reichstag ändern, ſo kann auch jeder ſüddeutſche Landtag ändern, in andrer Richtung, dann zieht ſich der Prozeß in die Länge, und mit dem Frieden, wie wir ihn wollen und brauchen, wird nichts. Elſaß kann doch nicht beanſprucht werden, wenn keine politiſche Perſönlichkeit geſchaffen iſt, wenn kein Deutſchland da iſt, das es für ſich erwirbt.“

Man ſprach von den Friedensverhandlungen, die mit der bevorſtehenden Kapitulation von Paris verbunden ſein könnten, und von den Schwierigkeiten, die dabei auftauchen würden. „Favre und Trochu — begann der Chef — können ſagen: Wir ſind die Regierung nicht, wir waren einmal dabei, aber wir haben niedergelegt, wir ſind Privatleute. Ich bin nichts als der Citoyen Trochu.“ — „Nun wollte ich ſie aber ſchon zwingen, die Pariſer. Ich würde ſagen: Ihr zwei Millionen Menſchen ſeid mir verantwortlich mit

euern Leibern. Ich lasse euch noch vierundzwanzig Stunden hungern, bis wir von euch haben, was wir wollen. Und noch einmal vierundzwanzig Stunden, einerlei, was daraus wird. Das halte ich aus, aber der König, der Kronprinz, die Damen, die ihnen ihre sentimentalen Ansichten aufdringen, und gewisse geheime europäische Verbindungen! — Ich wollte schon fertig werden mit mir; aber das, was hinter mir steht, hinter meinem Rücken, oder vielmehr, was auf der Brust liegt, daß ich nicht atmen kann." — „Das sind Leute, für die die deutsche Sache, die Siegesfrage nicht in erster Linie steht, sondern der Wunsch, in englischen Zeitungen gelobt zu werden." — „Ja, wenn man Landgraf wäre. Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht." — „Erst in diesen Tagen haben sie wieder etwas recht Dummes aufs Tapet gebracht mit ihrer sentimentalen Sorge für die in der Stadt. Da sollen große Proviantmagazine für die Pariser angelegt werden. Sie wollens von London und Belgien herschaffen, und die Magazine sollen zwischen unsern Linien sein, und die Soldaten von uns sollen sie bloß ansehen, aber nicht anrühren dürfen, wenn sie Mangel haben und Hunger leiden — damit die Pariser nicht Hungersnot erleben, wenn sie kapituliert haben."[1] — „Wir im Hause hier haben freilich genug, aber bei den Truppen draußen geht es knapp her, und diese leiden, damit die Pariser, sobald sie wissen, daß draußen für sie gesorgt ist, es mit dem Kapitulieren bis auf den Tag ankommen lassen, wo das letzte Brot verzehrt und das letzte Pferd geschlachtet ist. Ich werde nicht gefragt, sonst wollte ich lieber gehenkt sein, ehe ich einwilligte." — „Ich bin aber selbst dran schuld. Ich bin so unvorsichtig gewesen, auf die Hungersnot, die kommen muß, aufmerksam zu machen [ich hatte das in der Presse ebenfalls zu thun gehabt], freilich bloß die Diplomatie. So sind sies auch gewahr geworden; sonst wären sie nicht darauf gekommen."

„Sehen Sie mal Abeken und Keudell, was die für Gesichter dazu machen," flüsterte mir Bucher zu. (Abeken saß still und geduckt da und warf zuweilen einen scheuen Blick voll Betroffenheit und Trauer auf den Sprechenden, Keudell sah etwas verlegen aus.) „Der Nachfolger Bismarcks."

---

[1] Vgl. G. u. E. II, 112.

„Was sagten Sie?“ fragte ich. „Sie meinen, Roggenbach Minister bei uns?“

„Nein nein, Keudell, der in gewissen Kreisen als der zukünftige Minister und Kanzler gilt,“ erwiderte Bucher.

Es werden, denke ich, Kreise sein, die auch für möglich halten, daß die Sonne einmal im Westen aufgeht.

Es wurde Schweizerkäse herumgereicht, und jemand warf die Frage auf, ob Käse zum Wein passe. „Gewisse Sorten zu gewissen Weinen,“ entschied der Minister. „Scharfe Käse wie Gorgonzola und Holländer nicht. Aber andre wohl. Ich erinnere mich, daß in der Zeit, wo in Pommern tüchtig getrunken wurde, vor zweihundert Jahren oder länger — da waren die Ramminer die, die am schärfsten tranken. Da hatte einmal einer von Stettin Wein bekommen, der ihm nicht schmecken wollte. Er schrieb dem Kaufmann deswegen. Der aber schrieb ihm zurück: Eet Kees to Win, Herr von Rammin, denn smeckt de Win wie in Stettin ook to Rammin.“

Löwinsohn erzählte, als er um acht Uhr kam, um sich Notizen zu holen, der Gesandte von der Goltz habe ihm 1866 gesagt, daß er nach Königgrätz einen Kurier in das preußische Hauptquartier abgefertigt habe mit der Nachricht, der Kaiser Napoleon habe nichts gegen die Annexion Sachsens einzuwenden, der Bote sei aber damit einige Stunden zu spät eingetroffen. (Die Sache verhielt sich bekanntlich anders.)

Ich veranlaßte Löwinsohn dann, in einem Artikel in der Kölnischen Zeitung sich über die hier herrschende Auffassung des bayrischen Vertrags zu verbreiten. Es wäre darin etwa zu sagen: Zunächst könne man Bayern unmöglich wie Sachsen 1866 die Bedingungen seines Eintritts in den Bund mit dem übrigen Deutschlands diktieren; denn es sei nicht Besiegter, sondern Mitsieger. Wie man es schon im Frieden nicht habe zwingen wollen, so könne man es jetzt, wo es, gleichviel, aus welchen Gründen, jedenfalls mit im Hinblick auf die Erhaltung seiner Selbständigkeit bis zu einem gewissen billigen Maße, an unsrer Seite gefochten habe, noch weniger mit Zwang bedrohen. Endlich aber, wenn der Reichstag an den Verträgen ändere, so könnten die Landtage Süddeutschlands das ihnen Unbequeme wieder herauskorrigieren, und so nähme das Ver-

handeln kein Ende, während doch wegen der Annexion von Elsaß-Lothringen höchst wünschenswert sei, daß die Verträge bald perfekt würden.

Nach zehn Uhr etwa sechs rasch hintereinander fallende Schüsse aus einem der Forts, bald nachher noch einige. Die Württemberger sollen sich bei dem großen Ausfall Ducrots nach der Marne hin sehr gut geschlagen haben, desgleichen die Sachsen, die bei der Gelegenheit einige hundert Gefangne verloren haben.[1] Wir hätten achthundert Franzosen zu Gefangnen gemacht.

Ich gehe nach halb elf Uhr zum Thee hinunter, wo Bismarck-Bohlen und Hatzfeldt mit drei Feldjägern sitzen, die auf Befehle vom Chef warten. Dieser kommt erst nach einer halben Stunde vom Großherzog von Baden zurück. Er schreibt mit Bleistift rasch einen Brief an den Oberbefehlshaber des 4. Armeekorps, den darauf einer der Feldjäger mitnimmt. Dann erzählt er, der Großherzog habe soeben vom Könige die Nachricht erhalten, unsre Leute hätten schon den Wald von Orleans hinter sich und stünden dicht vor der Stadt.

Als die andern mit den Feldjägern hinausgegangen waren, fragte ich: „Exzellenz, da könnte ich die gute Nachricht wohl gleich nach London telegraphieren?“

„Ja — sagte er lächelnd —, wenn es der hohe Generalstab nur erlaubt, daß wir von den Bewegungen der Armee sprechen.“

Er las dann Reutersche Telegramme mit Nachrichten von französischer Seite. Bei dem wahrscheinlich falsch geschriebnen Worte tardé bemerkte er: „Das muß ein Sachse telegraphiert haben — (mit einem Blick auf mich) verzeihen Sie.“

Die Herren kamen mit Abeken, der beim Könige gewesen war und die Ehre gehabt hatte, bei ihm Thee zu trinken, wieder herein. Der alte Herr meldete, der König meine, daß es gut sei, dem Kaiser von Rußland noch einmal zu schreiben und ihm über die Gortschakowsche Note die Meinung zu sagen.

Chef: „Ich meine nicht. Die Sache ist mit Briefen und Telegrammen breit genug getreten jetzt. Sie wissen in Petersburg, was

[1] Bei der vorübergehenden Räumung von Brie am Mittag des 2. Dezember geriet eine den Rückzug deckende Abteilung des 107. Regiments in Gefangenschaft.

wir denken." — „Wenigstens muß nicht unhöflich, sondern freundlich und wohlwollend geschrieben werden. Es ist aber besser, es bleibt ganz." — „Wenn es England wäre! Aber wir brauchen Rußland noch die nächste Zeit. Haben wir sie nicht mehr nötig, so können wir grob sein."[1]

Bohlen sagte: „In Berlin sind sie ganz außer sich. Das wird morgen einen schönen Spektakel geben mit dem »Kaiser«; sie wollen illuminieren und treffen schon großartige Anstalten — ein wahres Zauberfest."

„Ja — erwiderte der Chef —, das wird, denk ich, auch gute Wirkung auf den Reichstag haben. Es war übrigens doch sehr hübsch von Roggenbach, daß er gleich bereit war, nach Berlin zu gehn." [Um den Ungenügsamen unter den Abgeordneten Mäßigung zu predigen.] „Die (Reichstagsabgeordneten oder die Berliner?) legen viel mehr Gewicht darauf, als der Kaisertitel hat, womit nicht gesagt sein soll, daß er keinen Wert hätte."

„Der König von Bayern — ich wußte, daß er mir nicht traute. So schrieb ich ihm zuletzt in dem Briefe, daß wir Güter besäßen, die unsrer Familie von Ludwig dem Bayern als Herrn von Brandenburg verliehen worden, und daß wir folglich seit länger als fünf Jahrhunderten zu seinem Hause in Beziehung stünden, was insofern auch wahr ist, als wir die Güter, die wir jetzt besitzen, für die erhalten haben, die die Hohenzollern uns genommen hatten. Das müßte ihm sehr gefallen haben, sagte Holnstein; denn er hatte den Brief noch einmal zu lesen verlangt."[2] — „Dieser Holnstein hat übrigens bei der Geschichte das Meiste gethan; er hat seine Sache recht geschickt gemacht. — Sag mal (zu Bohlen), welchen Orden könnte man ihm geben?"

Bohlen: „Ach, der hat schon die erste Klasse des roten Vogels gekriegt, wie der Kronprinz in München war."

Chef: „Nun ja, da hat er freilich schon das Höchste, was er bekommen kann."

„Der König (Wilhelm) hat übrigens gar nicht recht gewußt, um was es sich handelte, als er sich bei ihm gemeldet hat. »Ich

---

[1] Vgl. G. u. E. II, 104 ff.

[2] Gemeint ist der Brief vom 27. November, s. G. u. E. I, 353. II, 118.

fragte ihn — sagte er zu mir —, er wolle sich wohl Versailles einmal ansehen.«[1] — Nun ja, er konnte es (scil. die Erlangung der Kaiserwürde durch Vermittlung Bayerns) freilich nicht selbst betreiben."

Werthern, unser Gesandter in München, scheint berichtet zu haben, daß dort die Absicht bestehe, den Prinzen Luitpold mit der Proklamierung des Kaisers zu beauftragen. Der Kanzler sagte dazu: „Eine wunderliche Idee, bei der ich wieder einmal gesehen habe, wie Bray geschäftliche Dinge behandelt. Wie soll er das machen? Auf einen Balkon treten, und vor wem? Ja, wenn die Fürsten alle hier wären. Aber die drei oder vier, die da sind! Ich hoffte, wir würden eher Frieden haben, als die deutsche Sache fertig wäre."

Montag, den 5. Dezember. Sehr schönes Wetter, sehr kalter Morgen. Früh bekommt der Chef, als er noch im Bette liegt, von Bronsart die schriftliche Nachricht, daß das 3. und 9. Armeekorps unter Prinz Friedrich Karl einen großen Sieg erfochten haben; der Bahnhof und eine Vorstadt von Orleans sind durch Manstein genommen, der Großherzog von Mecklenburg ist im Westen der Stadt erschienen, über dreißig Kanonen und mehrere tausend Gefangne sind uns in die Hände gefallen. Auch bei Amiens ist nach siegreichem Kampfe allerlei Kriegsmaterial mit Einschluß von neun Geschützen von unsern Truppen erbeutet worden. Endlich sind hier vor Paris die Franzosen hinter die Marne zurückgegangen. Ich telegraphiere das in unsrer Art, und der Minister findet diesmal an der langen Depesche nichts auszusetzen.

Er ließ mich bald nachher wieder rufen, und ich machte nach seiner Auseinandersetzung ein Dementi in der bayrischen Angelegenheit, worin die bisher darin vorgetragnen Gedanken etwas anders gefaßt wurden, und das ich dann dem Cigarrenkistchen, das unten an der Wand im Büreau als Briefkasten dient, zu schleuniger Beförderung übergab. Es hieß da ungefähr: Das Gerücht, daß der Bundeskanzler die Verträge mit den süddeutschen Staaten so, wie sie sind, nur in der Hoffnung abgeschlossen habe, der Reichstag werde sie verwerfen oder doch ändern, ist völlig grundlos. Diese

[1] Der König hat offenbar zunächst geglaubt, es handle sich um einen Besuch König Ludwigs in Versailles (zu dem geplanten Fürstentage).

Verträge müssen im Laufe des Dezembers durchberaten und in allen Punkten gutgeheißen werden, um vom 1. Januar an in Kraft treten zu können. Sonst bleibt alles im Ungewissen. Ändert sie die Vertretung Norddeutschlands, so haben die süddeutschen Landtage die Befugnis, sie zurückzuverändern, und man weiß durchaus nicht, ob sie sich dieser Befugnis nicht bedienen werden. Dann aber kann die Nation noch geraume Zeit auf die politische Einheit warten. („Zehn Jahre vielleicht — hatte der Chef gesagt — und interim aliquid fit.") Auch der Friedensschluß wird dann nicht das sein können, was wir wollen. Die Verträge mögen lückenhaft sein, das kann sich aber später allmählich durch den Reichstag im Einklange mit dem Bundesrat und durch den Druck der öffentlichen Meinung, der nationalen Gesinnung im Volke bessern. Eile hat es damit nicht. Fehlt dieser Druck, so ist die jetzige Gestaltung der deutschen Dinge ja offenbar der Wunsch der Mehrheit in der deutschen Nation. Die Nationalgesinnten in Versailles sind über die Berliner Stimmung in dieser Sache sehr besorgt und beunruhigt, indes findet man einigen Trost in dem Umstande, daß die Volkszeitung gegen die Übereinkunft mit Bayern polemisiert; denn man ist nachgerade gewohnt, zu bemerken, daß sich alle Leute von politischem Einsehen in der Regel von dem abwenden, was dieses Blatt lobt und empfiehlt, und umgekehrt, daß sie sich dem zuneigen, was es tadelt und wovor es warnt.

Um drei Uhr mit Bucher spazieren gegangen nach den Waldhöhen im Süden der Stadt, wo man diese in ihrer ganzen Ausdehnung überblickt. Bucher wiederholt mit Bestimmtheit, daß „Leute der Art, die man die Gesellschaft zu nennen pflegt," in Keudell den künftigen Bundeskanzler sehen. Man habe es ihm, Bucher, einmal sehr übel genommen, als er über solche Vermutungen gelächelt hatte. Daß Keudell sich selbst so hoch taxiere, wolle er nicht behaupten.

Kurz vor dem Diner telegraphiere ich nach einer beim Chef eingegangnen Meldung, daß Orleans vergangne Nacht von den deutschen Truppen besetzt worden ist. Um dieselbe Zeit kommt Löwinsohn und macht mir die Mitteilung, daß Bamberg ihm gesagt habe, auf Befehl des Bundeskanzlers habe er, Löwinsohn, die Redaktion des Moniteur Officiel an ihn, Bamberg, zu übergeben; er stehe in Verdacht, mit den Parisern Verbindungen zu unterhalten.

Keudell habe ihm indes bemerkt, daß durchaus nichts Bestimmtes gegen ihn vorliege, jedoch müsse es bei dem Redaktionswechsel verbleiben. — Es freut mich, daß ihm erlaubt bleibt, sich für seine Korrespondenzen bei uns Information zu holen. Er hat uns damit in der Kölnerin wiederholt gute Dienste geleistet.

Bei Tische saß zur Linken des Chefs der Reichsbote Bamberger, der ebenfalls nach Berlin zu reisen im Begriffe stand, um für unveränderte Annahme der Verträge mit Süddeutschland zu wirken.[1] Außer ihm hatte der Minister einen Dragoneroffizier mit gelbem Kragen, den Obersten von Schenk, und einen Leutnant oder Rittmeister von den hellblauen Husaren zu Gästen. Dieser, ein Herr mit grauem Kopf, Schnurr- und Knebelbart, ist der Herr von Rochow, der Hinkeldey im Duell erschossen hat.[2] Das Gespräch drehte sich zuerst um die Ärzte und deren Wissen, über das der Chef wenig günstig urteilte. Dann waren die Verträge das Thema, und man erkannte das Verhalten der Fürsten in dieser Sache als korrekt an. „Ja, aber die im Reichstage!" versetzte der Kanzler. „Ich muß immer denken: Ihr Herren, ihr Herren, ihr verderbet mir meinen ganzen Vogelfang. — Sie wissen, Kaiser Heinrich. Da wurde es zuletzt noch gut. Aber hier. Die können sich dann Mann für Mann totschlagen lassen auf dem Altare des Vaterlandes, es hilft doch nichts." — Er sann einen Augenblick nach, dann fuhr er mit einem halben Lächeln fort: „Man sollte die Landtags- und Reichstagsmitglieder

---

[1] Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 136 f. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 28. November: „Bismarck fordert alle im Felde befindlichen Reichstagsmitglieder auf, nach Berlin zur Abstimmung zu gehen." Wie schwere Sorge er damals hatte, daß die Verträge nicht angenommen und dadurch unabsehbare Schwierigkeiten hervorgerufen werden könnten, sieht man auch aus seinen Unterhaltungen mit dem Grafen Fred Frankenberg am 23. und 30. November, der selbst mit nach Berlin ging. Am liebsten wäre B. selbst hingeeilt, aber er sagte dem Grafen, diese Reise gehe jetzt über seine Kräfte, und auch der König sei dagegen. „Sie werden mich doch hier mit den Europäern nicht allein lassen?" habe er bei der ersten Andeutung erwidert, und er habe recht. „Die Noten und Depeschen, welche nur der Eingeweihte beurteilen und beantworten kann, jagen sich jetzt hier so sehr, daß ich durchaus unabkömmlich bin." Poschinger a. a. O III, 249 ff. II, 143.

[2] Den Polizeipräsidenten von Berlin, am 10. März 1856. Vgl. Gerlach, Denkwürdigkeiten II, 402 f.

verantwortlich machen wie die Minister, nicht mehr und nicht minder, auf dem Fuße völliger Gleichheit. Ein Gesetz betreffend Abgeordnetenverantwortlichkeit, wenn sie wichtige Staatsverträge nicht bewilligt hätten, wegen Landesverrat, oder wenn sie, wie die in Paris, grundlos und leichtsinnig Krieg gut geheißen hätten. Die waren alle dafür, nur Jules Favre nicht. Vielleicht schlage ich noch einmal ein solches Gesetz vor."

Man unterhielt sich von den letzten Gefechten vor Paris, und jemand bemerkte, daß auch die Pommern dabei im Feuer gewesen seien. — „Wahrscheinlich auch meine guten Barziner," sagte der Chef. „Neunundvierzig — sieben mal sieben — wie mag es mit ihnen stehen?" — Rochow erzählte dann von verschiednen eigentümlichen Gewohnheiten des Generals von Alvensleben, in dessen Quartier er die Nacht geschlafen hatte, und der seit Beginn des Feldzuges noch nicht ein einziges mal aus den Kleidern gekommen sein sollte — auch in der Nacht nicht.

Der Chef erzählte dazu: „Ich hatte in meinen frühern Jahren im Gegenteil die Gewohnheit, ganz nackt zu schlafen, ich weiß nicht, warum, wohl weil mirs gerade so bequem war. Da sagten sie wohl zu mir: ›Seht mal den Kerl, der hat sich splitternackt zu Bett gelegt. Schämt der sich denn gar nicht?‹"

Man kam auf das Heranrücken der Kapitulation von Paris zu reden, die in spätestens vier Wochen erfolgen müsse. „Ja — seufzte der Kanzler —, wenn es erst zu der kommt, da wird meine Not erst recht losgehn."

Bamberger meinte: „Man sollte sie gar nicht bloß kapitulieren lassen, sondern gleich den Friedensschluß von ihnen verlangen."

„Ganz recht — entgegnete der Chef —, das ist auch meine Meinung, und man sollte sie durch Hunger dazu zwingen. Aber es giebt hier Leute, die vor allen Dingen ihrer Menschlichkeit wegen gelobt sein wollen, und die uns damit alles verderben; ganz abgesehen davon, daß wir zunächst menschlich von unsern eignen Soldaten denken und dafür sorgen sollten, daß sie nicht unnütz not leiden und totgeschossen werden." — „'s ist mit dem Bombardement auch so. Und daß man die Kartoffelsucher schont — die müßten auch totgeschossen werden, wenn man sie mit Hunger zwingen will."

Nach acht Uhr mehrmals zum Chef hinabgerufen, mache ich

nach seinen Befehlen und Darlegungen zwei größere Artikel für die Spenersche Zeitung. Der erste lautete: „Die deutschen Österreicher wollen keinen Krieg, die Mehrzahl der österreichischen Slawen will ebenso wenig einen. So sagte uns in diesen Tagen die Wiener Presse. Aber es giebt in Österreich und in Ungarn eine nicht sehr zahlreiche, aber einflußreiche Partei, die ihn will, die ihn, wenn wir nach der letzten Ursache fragen, lediglich aus Hochmut will, aus einer Art Kavalierleichtsinn, aus dem reinen Bedürfnis, politisch Luxus zu treiben, sich als Grand Seigneur sehen zu lassen vor der Welt. Das Österreich dieser Partei, die in sehr hohen Sphären waltet, kommt uns ungefähr wie die fürstliche Familie Esterhazy vor. Wir sehen ein altes vornehmes Haus mit sehr bedeutendem Besitz und Vermögen. Man könnte sich dabei wohlbefinden, man könnte eine sehr stattliche Rolle spielen. Aber der böse Geist des Hauses drängt unablässig zur Verschwendung, zur Überanstrengung der Hilfsquellen, zum Hinauswerfen von kolossalen Summen für Repräsentation, für Schaustellung des Reichtums und dessen Bedeutung, für Pferde, für Diamanten u. dergl. So gerät man in Schulden, endlich an den Rand des Bankerotts. Esterhazy-Lose sollen helfen, und sie helfen wirklich. Man sieht sich gerettet. Aber kaum ist Luft geschaffen und neuer Boden gewonnen, so treibt der Dämon von neuem, und das alte Spiel beginnt von vorn, bis endlich einmal die Zeit kommen wird, wo auch die Lotterie dem alten Hause das Leben nicht mehr fristet. Ganz ähnlich kommt uns das Österreich vor, das wir oben bezeichneten. Der Staat ist ein schöner Besitz, vortreffliche natürliche Grundlagen, reicher Boden, allerlei wertvolle Hilfsquellen. Aber die Politik des Besitzers ist ganz die der erwähnten Magnatenfamilie. Immer muß man sich über seine Kräfte sehen lassen, immer mehr sein wollen, als man ist. So will es der Staatsdämon, der als Notwendigkeit empfindet, was in Wirklichkeit Luxus, Einbildung, Kavaliersvelleität ist. So ist das reiche alte Haus ein verhältnismäßig armes altes Haus geworden, mit einem Anstrich von Donquichotterie und einem noch stärkeren Zuge von Unsolidität, wie sie am wenigsten in unsre nüchterne und auf Zahlungsfähigkeit haltende Zeit paßt. Bisweilen hilft man sich, wie das Ebenbild mit Losen, mit irgend einem nicht recht nobeln Finanzmanöver, dann aber macht man plötzlich wieder

Ansprüche auf Geltung über sein Vermögen, schickt sich an, Weltmacht zu spielen, wirft, wie das Ebenbild für Pferdeställe und Diamanten, für Mobilmachungen Millionen hinaus, und so sinkt man immer tiefer in die finanzielle Not hinein. Statt daß man durch verständige Wirtschaft und bei bescheidnen Ansprüchen auf Geltung dahin gelangte, endlich einmal seine Gläubiger konstant befriedigen zu können, rückt man jahraus jahrein dem Bankerott näher, der seit langem schon nur eine Frage der Zeit ist."

Das waren nahezu wörtlich die Ausführungen des Chefs.

Der zweite Artikel wies, an eine Notiz in der Indépendance Belge anknüpfend, nach, wie der Umstand, daß die Orleans durch den Herzog von Alençon mit dem Hause Habsburg-Lothringen verwandt seien, uns Deutsche nicht veranlassen könne, sie zu bevorzugen oder mit besonders günstigen Augen anzusehen. Es hieß da ungefähr: Bekanntlich haben die Prinzen vom Hause Orleans, als sie sich zur Teilnahme am Kampf gegen uns meldeten, von Trochu eine abschlägige Antwort erhalten. Jetzt berichtet uns die Indépendance, daß der Herzog von Alençon, der zweite Sohn des Herzogs von Nemours, der sich damals dem Schritte seiner Oheime und Vettern wegen Krankheit nicht habe anschließen können, nunmehr in gleicher Richtung sein Heil versuchen wolle, und setzt bedeutsam hinzu: „Man weiß, daß der Herzog von Alençon mit einer Schwester der Kaiserin von Österreich vermählt ist." — Wir verstehen den Wink und glauben ihn im Sinne der deutschen Politik zu beantworten, wenn wir folgendes darauf erwidern. Die Orleans sind uns ganz genau ebenso feindlich gesinnt wie die übrigen Dynastien, die nach der Krone Frankreichs angeln. Ihre Presse strotzt von Lügen und Schmähungen gegen uns. Der schöne Lobgesang auf die meuchelmörderischen Francstireurs, den der Herzog von Joinville nach der Schlacht bei Wörth anstimmte, ist bei uns unvergessen. Uns kann in Frankreich nur die Regierung angenehm sein, die uns am wenigsten schaden kann, weil sie am meisten mit sich selbst und der Aufgabe zu thun hat, sich den Nebenbuhlern gegenüber zu behaupten. Sonst sind uns Orleanisten, Legitimisten, Imperialisten und Republikaner gleich viel oder gleich wenig wert. Und was den Wink mit der österreichischen Verwandtschaft betrifft, so möge man sich vorsehen, wie wir selber uns nach dieser Seite hin vor-

sehen. Es giebt in Österreich-Ungarn eine Partei, die mit Deutschland geht, und eine andre, die gegen Deutschland geht — eine Partei, die die alte Kaunitzsche Politik im Siebenjährigen Kriege, die Politik der steten Verschwörung mit Frankreich gegen das deutsche Interesse und in erster Linie gegen Preußen fortgesetzt sehen möchte. Es ist die Politik, die in der letzten Zeit immer an den Namen Metternich geknüpft, von 1815 bis 1866 getrieben worden ist, und die seitdem mit mehr oder minder Energie weiter zu treiben versucht wurde. Es ist die Partei, als deren Führer der Epigone des alten Fürsten Metternich zu betrachten ist, Metternich jun., seit Jahren der eifrigste Befürworter einer französisch-österreichischen Allianz gegen Deutschland und einer der Haupthetzer zum Kriege, der jetzt wütet. Glauben die Orleans, daß sie auf Grund ihrer Verbindung mit Österreich gute Aussichten haben, so mögen sie wissen, daß sie wenigstens von uns gerade deshalb nichts zu hoffen haben.

Während wir Thee tranken, kam, nachdem ich eine Weile mit Bucher und Keudell zusammengesessen hatte, auch der Chef und später Hatzfeldt. Dieser war beim Könige gewesen und berichtete von da, daß Prinz Friedrich Karl in der Schlacht bei Orleans und während der daran sich schließenden Verfolgung der Franzosen siebenundsiebzig Kanonen, mehrere Mitrailleusen und vier Kanonenboote der Loire erbeutet hat. Etwa zehntausend unverwundete Gefangne sind in unsern Händen. Die Feinde flüchten sich in verschiednen Richtungen. Alle Punkte sind mit Sturm genommen, und dabei haben auch wir erhebliche Verluste erlitten, namentlich haben die Sechsunddreißiger viele Leute — es heißt, gegen sechshundert Mann — eingebüßt. Auch in den letzten Gefechten vor Paris haben wir im Kampfe mit der Übermacht bedeutende Verluste gehabt.

„Sonst war es diesmal beim König nicht gerade sehr unterhaltend," fuhr Hatzfeldt fort. „Der russische Staatsrat Grimm erzählte allerlei wenig interessante Sachen von Louis Quatorze und Louis Quinze. Der — peinigte uns und besonders mich mit Fragen. Er erzählte der Gesellschaft, wie die Eleven von St. Cyr alle ein Bild von der Maintenon bekommen hätten, und wie er auch eins besitze. »Es waren wohl Photographien?« fragte der König, der sich bisweilen die Augen gerieben hatte, etwas spitzig. — »Nein,

ach nein, Kupferstiche.« — »Nun, was machst du denn mit deinem?« sagte er. — »Nun, nichts; ich verwahre ihn!« — Dann fragte er mich: »Erscheint denn die Revue des deux Mondes noch? Ein interessantes Blatt?« — »Ich weiß es nicht,« sagte ich. — »Wer ist denn der Redakteur?« — »Das weiß ich auch nicht.« — »Sooo!« u. s. w.“

„Bei Beantwortung solcher Fragen war Radowitz stark,“ sagte der Minister. „Der gab dreist über alles Mögliche Auskunft, und damit erzielte er den größten Teil seiner Erfolge bei Hofe. — Der wußte genau zu sagen, was die Maintenon oder die Pompadour an dem oder jenem Tage getragen hatten. Sie hatte das und das um den Hals, sie trug einen Kopfputz von Kolibris oder Weintrauben, sie hatte ein perlgraues oder papageigrünes Kleid an mit den oder den Falbeln oder Spitzen — ganz genau, wie wenn er dabei gewesen wäre. Die Damen waren ganz Ohr über diese Toilettenvorlesung, die ihm so fließend abging.“

Das Gespräch kam hiervon auf Alexander von Humboldt, der nach dem, was über ihn geäußert wurde, auch Hofmann, aber nicht von der unterhaltenden Sorte gewesen sein wird. „Bei unserm hochseligen Herrn — so erzählte der Chef — war ich das einzige Schlachtopfer, wenn Humboldt des Abends die Gesellschaft in seiner Weise unterhielt. Er las da gewöhnlich vor, oft stundenlang — eine Lebensbeschreibung von einem französischen Gelehrten oder einem Baumeister, die keinen Menschen als ihn interessierte. Dabei stand er und hielt das Blatt dicht vor die Lampe. Mitunter ließ er's fallen, um sich mit einer gelehrten Bemerkung darüber zu verbreiten. Niemand hörte ihm zu, aber er hatte doch das Wort. Die Königin nähte in einem fort an einer Tapisserie und verstand gewiß nichts von seinem Vortrage. Der König besah sich Bilder — Kupferstiche und Holzschnitte — und blätterte möglichst geräuschvoll darin, in der stillen Absicht augenscheinlich, nichts davon hören zu müssen. Die jungen Leute seitwärts und im Hintergrunde unterhielten sich ganz ungeniert, kicherten und übertäubten damit förmlich seine Vorlesung. Die aber murmelte, ohne abzureißen, fort wie ein Bach. Gerlach, der gewöhnlich auch dabei war, saß auf seinem kleinen runden Stuhle, über dessen Rand sein fetter Hinterer auf allen Seiten herabhing, und schlief, daß er schnarchte, sodaß ihn der König einmal weckte und zu ihm sagte: »Gerlach, so schnarchen

Sie doch nicht.« — Ich war sein einziger geduldiger Zuhörer, das heißt, ich schwieg, that, als ob ich seinem Vortrage lauschte, und hatte dabei meine eignen Gedanken, bis es endlich kalte Küche und weißen Wein gab." — „Es war dem alten Herrn sehr verdrießlich, wenn er nicht das Wort führen durfte. Ich erinnere mich, einmal war einer da, der die Rede an sich riß, und zwar auf ganz natürliche Weise, indem er Dinge, die alle interessierten, hübsch zu erzählen wußte. Humboldt war außer sich. Mürrisch füllte er sich den Teller mit einem Haufen — so hoch (er zeigt es mit der Hand) — von Gänseleberpastete, fettem Aal, Hummerschwanz und andern Unverdaulichkeiten — ein wahrer Berg! — es war erstaunlich, was der alte Mann essen konnte. — Als er nicht mehr konnte, ließ es ihm keine Ruhe mehr, und er machte einen Versuch, sich das Wort zu erobern. »Auf dem Gipfel des Popokatepetl,« fing er an. Aber es war nichts, der Erzähler ließ sich seinem Thema nicht abwendig machen. — »Auf dem Gipfel des Popokatepetl, siebentausend Toisen über« — wieder drang er nicht durch, der Erzähler sprach gelassen weiter. — »Auf dem Gipfel des Popokatepetl, siebentausend Toisen über der Meeresfläche« — er sprach es mit lauter, erregter Stimme, jedoch gelang es ihm auch damit nicht; der Erzähler redete fort, wie vorher, und die Gesellschaft hörte nur auf ihn. — Das war unerhört — Frevel! Wütend setzte Humboldt sich nieder und versank in Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschheit auch am Hofe, und bald darauf ging er." — „Die Liberalen haben viel aus ihm gemacht, ihn zu ihren Leuten gezählt. Aber er war ein nach Fürstengunst haschender Mensch, der sich nur wohl fühlte, wenn ihn die Sonne des Hofes beschien. — Das hinderte nicht, daß er hernach mit Varnhagen über den Hof räsonnierte und allerlei schlechte Geschichten von ihm erzählte. Varnhagen hat dann Bücher daraus gemacht, die ich mir auch gekauft habe. Sie sind erschrecklich teuer, wenn man die paar Zeilen bedenkt, die eins großgedruckt auf der Seite hat."

Keudell meinte, aber für die Geschichte wären sie doch nicht zu entbehren.

„Ja — erwiderte der Chef —, in gewissem Sinne. Im einzelnen sind sie nicht viel wert, aber als Ganzes sind sie der Ausdruck der Berliner Säure in einer Zeit, wo es nichts gab. Da

redete alle Welt mit dieſer malitiöſen Impotenz.“ — „Es war eine Welt, die man ſich ohne ſolche Bücher jetzt gar nicht mehr vorſtellen kann, wenn man ſie nicht ſelber geſehen hat. Viel auswendig, nichts Ordentliches inwendig. — Ich beſinne mich, obwohl ich damals noch ſehr klein war, es muß im Jahre 1821 oder 22 geweſen ſein — da waren die Miniſter noch ſehr große Tiere, angeſtaunt, geheimnisvoll. Da war einmal bei Schuckmann große Geſellſchaft, was man damals Aſſemblee nannte. Was war der als Miniſter für ein erſchrecklich großes Tier! Da ging meine Mutter auch hin. Ich weiß es noch wie heute. Sie hatte lange Handſchuhe an, bis hier herauf (er zeigte es am Oberarme), ein Kleid mit kurzer Taille, aufgebauſchte Locken zu beiden Seiten und auf dem Kopfe eine große Straußenfeder.“

Er unterließ die Geſchichte zu vollenden, wenn es eine werden ſollte, und kam auf Humboldt zurück. „Humboldt — ſagte er — wußte übrigens auch manches Hübſche zu erzählen, wenn man mit ihm allein war — aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten und beſonders aus ſeinem erſten Aufenthalt in Paris, und da er mir gut war, weil ich ihm immer aufmerkſam zuhörte, ſo erfuhr ich viele ſchöne Anekdoten von ihm. — Mit dem alten Metternich wars ebenſo. Ich verlebte einmal ein paar Tage auf dem Johannisberge mit ihm. Da ſagte mir ſpäter Thun: »Ich weiß nicht, was haben Sie nur dem alten Fürſten angethan, der hat ja in Sie wie in einen goldnen Kelch hineingeſehen und ſagte mir, wenn Sie mit dem nicht zurechte kommen, ſo weiß ich wirklich nicht.« — »Ja — ſagte ich —, das will ich Ihnen erklären: ich habe ſeine Geſchichten ruhig angehört und nur manchmal an die Glocke geſtoßen, daß ſie weiter klang. Das gefällt ſolchen alten redſeligen Leuten.“

Hatzfeldt bemerkte, Moltke habe an Trochu geſchrieben: ſo und ſo ſtünden die Sachen bei Orleans. Er gäbe ihm anheim, ob er einen Offizier herausſchicken wolle, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Er werde dieſem ein Saufconduit ausſtellen bis Orleans.

Der Chef ſagte: „Das weiß ich. Aber er hätte es nicht thun ſollen, er mußte von ſelber zu ihnen kommen. Unſre Linien ſind jetzt an mehreren Stellen dünn, auch haben ſie Taubenpoſt. Wenn wirs ihnen ſagen, ſieht es aus, als hätten wirs mit der Kapitulation ſehr eilig.“

Dienstag, den 6. Dezember. Früh das Nähere über den Sieg bei Orleans nach Berlin und London telegraphiert. Dann für den Moniteur und deutsche Blätter Artikel über die Wortbrüchigkeit der gefangnen französischen Offiziere gemacht, von denen wieder einige steckbrieflich verfolgt werden. Auch der General Barral, der jetzt in der Loirearmee ein Kommando hat, ist auf diese schmähliche Weise entlaufen. Er hat nach der Übergabe von Straßburg nicht bloß einfach, sondern doppelt das schriftliche Versprechen auf Ehrenwort abgegeben, in diesem Kriege nicht mehr die Waffen gegen Preußen und seine Verbündeten zu tragen und überhaupt nichts zu thun, was den deutschen Armeen schaden könnte. Er ist dann nach Kolmar gereist und von da an die Loire, wo er wieder in das französische Heer eingetreten ist — eine beispiellose Ehrlosigkeit. Die Herren von der Regierung in Tours haben nichts dawider gehabt. Diese Herren, von denen die belgischen Blätter nicht oft genug rühmen können, daß sie honette Leute, Ehrenmänner u. dergl. seien, sind aber noch weiter gegangen, sie haben zu den in Belgien internierten französischen Offizieren einen gewissen Richard abgeschickt, der sie bei Taschard, dem Vertreter der Herren Gambetta und Favre in Brüssel, versammelt und sie dort unter Drohungen aufgefordert hat, ihr den belgischen Behörden gegebnes Wort zu brechen und sich nach Frankreich auf den Weg zu machen, um dort wieder gegen die Deutschen zu fechten. Auch in Schlesien scheinen solche Emissäre Offiziere von wenig Charakter verführt zu haben. Es giebt in der Kriegsgeschichte wohl nicht viele Fälle der Art. Die Sache hat aber noch eine andre Seite: deutscherseits muß man infolge dieser Unwürdigkeiten schwere Bedenken tragen, einer Regierung wie der der nationalen Verteidigung überhaupt zu trauen. Mit andern Worten: wir können mit einer Regierung, die zum Wortbruch verlocken läßt, die aus eigner Initiative wortbrüchig gewordne Offiziere anstellt und verwendet und dadurch zeigt, daß sie deren Auffassung vom Werte feierlich gegebner Versprechungen teilt und billigt, selbstverständlich als mit einer in hohem Grade unzuverlässigen so lange nicht verhandeln, als diese Verlockung, Anstellung und Verwendung fortdauert.

Bei Tische waren heute Dr. Lauer und Odo Russell gegenwärtig. Die Unterhaltung war von keinem besondern Interesse, es

kam faſt nichts von Politik darin vor. — Aber wir hatten einen köſtlichen Pfälzer Wein, Deidesheimer Hofſtück und Forſter Kirchenſtück, adliches Rebenblut, aller Tugenden reich, duftig und feurig — „aus Feuer ward der Geiſt erſchaffen.“ Selbſt Bucher, der ſonſt nur Rotwein trinkt, ehrte dieſen Himmelstau von den Bergen der Haardt.

Abends machte mir Konſul Bamberg, der neue Redakteur unſers Verſailler Blattes — älterer Herr von ſemitiſcher Extraktion, in einer Art Seeoffiziers-Uniform, mit zwei Orden flaggend —, ſeinen Beſuch, den er nun täglich wiederholen wird.

Die neuliche Inſpektion des Schloßlazaretts durch den Chef hat eine Unterſuchung zur Folge gehabt, und er hat vom Kriegsminiſterium, wenn ich recht verſtand, die Nachricht erhalten, es ſei alles in ſeiner Ordnung geweſen, die Kranken hätten bekommen, was ihnen gebühre, der Wärter, der von nicht gehöriger Verpflegung geſprochen habe, ſei disziplinariſch beſtraft worden.*)

Später ſchrieb ich noch einen Artikel, in dem ich mich höflich über die eherne Stirn verwunderte, mit der Gramont im Brüſſeler Gaulois an ſeine Exiſtenz erinnert hatte. Er, der durch ſeine unerhörte Beſchränktheit des Blickes und ſeine ebenfalls kaum je vorher dageweſene Ungeſchicklichkeit Frankreich ins Elend gebracht hat, hätte ſich, gleich ſeinem Kollegen Ollivier, ſchweigend verſtecken und froh ſein müſſen, wenn man ihn vergäße, oder er hätte, aufgefordert und verpflichtet durch ſeinen alten Namen und befähigt durch ſeine robuſte Körperbeſchaffenheit, in ein Regiment eintreten und durch Kämpfen für ſein Vaterland das dieſem zugefügte Unrecht einigermaßen zu ſühnen bemüht ſein ſollen. Statt deſſen unterſteht er ſich, die Welt in der Zeitung daran zu erinnern, daß er noch vorhanden ſei, und daß er einmal die franzöſiſche Politik in den Händen gehabt habe. „Ein Dummkopf, ein Feigling, ein frecher Menſch,“ ſagte der Chef, als er mir dieſen Aufſatz auftrug. „Sie können die ſtärkſten Ausdrücke brauchen zur Charakteriſtik des Kerls. — Natürlich antwortet man ſolchen Leuten auf ihre Behauptungen nicht.“

Nach dem altteſtamentariſchen Konſul mit dem Chriſtusorden kam Löwinſohn, der die gute Kunde mitbrachte, daß Rouen geſtern

*) Näheres weiter unten zum 15. Dezember.

nachmittag vom General von Goeben besetzt worden sei, und daß die in dieser Gegend operierenden deutschen Truppen sich nun gegen Havre und Cherbourg gewandt hätten. Ich ersuchte ihn, für seine Blätter ebenfalls Artikel über die Anstellung der wortbrüchigen Offiziere und Gramonts Dreistigkeit zu machen.

Nach englischen Berichten aus Paris hat es dort schon vor vierzehn Tagen angefangen, recht ungemütlich zu werden. Krankheiten sind ausgebrochen, und die Todesfälle sind erheblich häufiger geworden als in gewöhnlichen Zeiten. Angst und Entmutigung, aber auch Mangel haben dazu beigetragen. In der ersten Woche des September zählte man neunhundert, in der Woche, die mit dem 5. Oktober endigte, ungefähr doppelt so viele Todesfälle, in der nächsten eintausendneunhundert. Die Pocken grassieren in der Stadt und raffen viele Personen hin, ebenso sind eine große Anzahl Menschen an Unterleibskrankheiten gestorben. Unter den aus der Provinz rekrutierten Bataillonen soll sich das Heimweh wie eine Epidemie verbreitet haben. Ein englischer Korrespondent will bei einem Besuch des Hospitals du Midi, den er in der letzten Woche des Oktober gemacht hat, über der Eingangsthür des Gebäudes einen Zettel folgenden Inhalts bemerkt haben: „Wer eine Katze, einen Hund oder drei Ratten mitbringt, darf am Frühstück und am Diner teilnehmen. Notabene: Es ist unbedingt notwendig, daß diese Tiere lebendig abgeliefert werden.“ Ähnliche Anschläge sollen an den Thüren der Pariser Hospitäler etwas Gewöhnliches sein.

Es fehlen noch fünf Minuten an Mitternacht. Der Minister ist schon zu Bette — ausnahmsweise. Die Lichte in den Flaschenhälsen auf meinem Tische sind tief herabgebrannt. Eben donnert der Mont Valérien eine fürchterliche Salve in das Thal hinunter. Wozu? Vielleicht soll es den Parisern nur sagen: 'S ist um zwölf Uhr. Also eine Art Nachtwächterruf. Sonst ist das Schießen ungefähr viel Lärmen um nichts. An den letzten beiden Gefechtstagen warfen die Forts, wie Abeken heute gehört hatte, etwa sechzehntausend Bomben und Granaten heraus, aber nur fünfunddreißig Mann von den Unsern wurden davon verwundet, und mehrere darunter nur leicht.

Vierzehntes Kapitel

Die Aussichten vor Paris bessern sich

Mittwoch, den 7. Dezember. Trübes Wetter. Nur selten ist ein Schuß aus den Forts und von den Kanonenbooten zu hören. Die Lügen, mit denen Gambetta und seine Gehilfen das Loch zuzustopfen bemüht sind, das die Niederlage der Rothosen bei Orleans in die Hoffnung der Bevölkerung auf einen großen Sieg über uns gestoßen haben, veranlaßten folgende Bemerkung für den Moniteur: „Die Mitglieder der Regierung in Tours haben über die Niederlage der Loirearmee Nachrichten veröffentlicht, die wie Bruchstücke aus den Märchen von »Tausend und eine Nacht« aussehen. Ihr Telegramm sagt u. a.: »Der Rückzug der Loirearmee hat sich ohne andre Verluste als den der schweren Marinegeschütze bewerkstelligen lassen, die man im verschanzten Lager zurückließ.« Nun sind aber den Deutschen bei dieser Gelegenheit zwölftausend nicht verwundete Gefangne in die Hände gefallen. Die Depesche von Tours sagt ferner: »Feldartillerie ist nicht verloren gegangen«, während siebenundsiebzig Feldgeschütze und mehrere Mitrailleusen von den Siegern erbeutet worden sind. Das deutsche Volk hatte sich, indem es sich an die Tugenden von Cato, Aristides und andern Republikanern des Altertums erinnerte, dem Glauben hingegeben, daß die Republik die Lüge aus der Reihe ihrer Operationsmittel ausgemerzt habe, es rechnete darauf, daß sie mindestens weniger lügen würde als das Kaiserreich. Es hat sich, wie man sieht, getäuscht. Diese Catos einer neuern Zeit haben alle frühern Versuche, die Unwahrheit an die Stelle der Wahrheit zu setzen, überboten; wenn es sich darum handelt, Unangenehmes abzuleugnen, zeigen die Advokaten von Tours eine dreistere Stirn als die Generale des Kaisers.“ Später wurde über neue Fortschritte unsrer Waffen im Norden und über die Besetzung von Rouen telegraphiert.

Nach drei Uhr ging ich mit Wollmann über die Place d'Armes

nach dem Schloßhofe, wo unter den Augen des Reiterſtandbildes Ludwigs des Vierzehnten und dicht unter der Firma: Toutes les gloires de la France, ſo recht wie eine ironiſche Gloſſe zu dieſen Äußerungen galliſcher Einbildung und Großthuerei, vierzehn Stück von den bei Orleans erbeuteten Bronzegeſchützen aufgeſtellt ſind. Es ſind teils Zwölf- teils Vierpfünder, dahinter ſtehen die dazu gehörigen Protzen und Munitionskarren. Die franzöſiſchen Geſchütze haben Eigennamen. So heißt eine von dieſen Le Bayard, eine andre Le Lauzun, eine dritte Le Boucheron, während andre Le Maxant, Le Rapace, Le Brise-Tout oder mit ähnlichen fürchterlichen Namen getauft ſind. An mehrere iſt gekritzelt, daß das 4. Huſarenregiment ſie erobert hat.

Beim Diner ſind die Grafen Holnſtein und Lehndorff zugegen. Wir trinken wieder von dem ſchönen Deidesheimer. Der Chef kommt u. a. auf Frankfurter Erinnerungen zu ſprechen. „Mit Thun war auszukommen," ſagte er. „Der war ein anſtändiger Menſch.[1] Rechberg war im ganzen auch nicht übel, wenigſtens perſönlich ehrlich, wenn auch ſehr heftig und aufbrauſend — einer von den hitzigen Hochblonden," über die er ſich dann weiter verbreitet. „Als öſterreichiſcher Diplomat damaliger Schule freilich durfte ers mit der Wahrheit nicht genau nehmen. So erinnere ich mich — einmal erhielt er eine Depeſche, in der er angewieſen wurde, mit uns die beſten Beziehungen zu pflegen und das zu unterſtützen, was wir beantragten, zu gleicher Zeit aber eine andre, in der das ſtrikte Gegenteil von ihm verlangt wurde. Nun kam ich zufällig zu ihm, und aus Verſehen gab er mir die zweite zu leſen. Ich merkte bald, was ſie enthielt, und las ſie ganz durch. Dann hielt ich ſie ihm wieder hin und ſagte: »Verzeihen Sie, Sie haben mir die falſche gegeben.« Er war ſehr verblüfft. Ich aber tröſtete ihn, ich werde aus ſeinem Vergreifen keinen Nutzen ziehen und es nur zu meiner perſönlichen Information behalten."[2] — „Der dritte aber, Prokeſch, war gar nicht mein Mann. Der hatte aus dem Orient die niederträchtigſten Intriguen mitgebracht. Der wußte nichts von Ehre und Wahrheit.

[1] Vgl. die Briefe an L. von Gerlach vom 22. Juni 1851, und vom 4. Dezember 1852, Bismarcks Briefe an L. von Gerlach, herausgegeben von H. Kohl 4 und 44.

[2] Etwas weniger zugeſpitzt in den G. u. E. I, 332.

Er war ein durch und durch verlogner Patron. Ich entsinne mich, einmal, in einer großen Gesellschaft, wurde von irgend einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ichs hören sollte, mit erhobner Stimme: »Wenn das nicht wahr wäre, da hätte mich ja das kaiserlich-königliche Kabinett mit einer Perfidie beauftragt, da hätte ja Seine Kaiserliche Apostolische Majestät (er betonte das Wort stark) gelogen!« Dabei sah er mich an. Ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: »Allerdings, Exzellenz.« Er war offenbar erschrocken, und als er sich umsah und lauter niedergeschlagnen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das mir Recht gab, wandte er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tische aber hatte er sich erholt. Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase — sonst hätte ich gedacht, er wollte mich fordern — und sagte: »Na, lassen Sie uns Frieden machen.« — »Warum denn nicht?« sagte ich. »Aber was ich drinnen bemerkte, bleibt doch richtig, und das Protokoll muß geändert werden.« — »Sie sind unverbesserlich,« erwiderte er lächelnd, und damit wars gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte. — Ein schuftiger Kerl!"[1] — — — Man kam auf Goltz zu reden, und der Chef erzählte die Beaumonter Geschichte von dessen Unbeliebtheit bei seinen Leuten noch einmal, worauf er Hatzfeldt fragte, er habe wohl auch von ihm zu leiden gehabt. Dieser sagte, nein, aber daß man ihm sonst unter den Herren von der Gesandtschaft nicht gut gewesen wäre, wäre richtig.

Nach Tische ist Konsul Bamberg bei mir und bekommt den Artikel über den Mangel der Wahrheitsliebe in Tours. Ich rede mit ihm auch über Löwinsohn, dessen Fähigkeit ich lobe, während er nach ihm auch eifriger Patriot wäre und früher schon gute Dinge geleistet hätte. Später erscheint Löwinsohn selbst und erzählt u. a., daß man das Hotel des Reservoirs das „Hotel des Preservoirs" zu nennen beginne. (Kein sehr glänzender Witz, dächt ich; doch kann man darüber seine Gedanken haben, und wer damals auch in Versailles war, wird wissen, welche.)

Beim Thee berichtet Hatzfeldt, daß heute zahlreiche Gefangne

[1] Vgl. Brief vom 6. August 1853, Kohl, Bismarcks Briefe an Gerlach, 94.

durchgebracht worden seien, und daß es dabei zu Unordnungen und Unfug gekommen sei, indem sich Zivilisten, besonders Weiber, unter die Leute gedrängt hätten, sodaß die Eskorte in der Notwendigkeit gewesen wäre, von den Kolben Gebrauch zu machen.

Dann erzählte er: „Als ich vorgestern beim Könige war, fragte er mich: »Wissen Sie nun wohl, auf welchem Wege wir nach Paris kommen?« — Ich antwortete: »Nein, Majestät.« — Als er sich zu einem andern gewandt hatte, sagte Werder, der dabei gestanden hatte: »Ei, so hätten Sie doch geantwortet: Auf dem Wege der Beschießung.« — »Werde mich wohl hüten,« erwiderte ich. — »Aber warum denn? Er will es jetzt ja,« sagte Werder."

„Das ist richtig," bemerkte Keudell zu dieser Mitteilung. „Er will es jetzt wirklich, und es ist Hoffnung, daß es dazu kommt. Die Immediatvorstellung (des Chefs) von voriger Woche hat doch gewirkt, und Moltke will auch." [1]

---

[1] Roon vom 8. Dezember, III[4], 261: „Nun endlich ist man auf meine Vorschläge — freilich acht Wochen zu spät — eingegangen und hat die Wegräumung der vermeintlichen und selbst gemachten Hindernisse so ziemlich in meine Hand gelegt — eigentlich erst vorgestern —, sodaß nun bloß noch eine absehbare Frist bis zum Beginn der Beschießung verstreichen wird." S. 262 vom 10. Dezember: „Inzwischen sind die Aussichten auf den lange verschobnen Artillerieangriff immer noch wettaussehend, und die Lust zum Knacken dieser harten Nuß scheint in gewissen Kreisen noch immer — Unlust zu sein." Bismarck wies damals die Summen an, um den Transport der Geschütze und der Munition zu bestreiten, und wurde darin besonders vom Prinzen Krafft zu Hohenlohe-Ingelfingen unterstützt, G. u. E. II, 112 ff. Wilmowski vom 8. Dezember, S. 76: „Bis zum 19. hofft man alle Munition zur Beschießung hier zu haben. Sollte bis dahin die Kapitulation nicht erfolgt sein, dann wird wohl der Widerstand des Oberkommandos der dritten Armee gegen das Andrängen von Bismarck, des Kriegsministers und des Artilleriekommandos kaum mehr stand halten." Blumenthal, Generalstabschef des Kronprinzen, war ein „großer Widersacher des Bombardements," a. a. O. 77. Noch am 14. Dezember verfaßte Verdy eine Denkschrift gegen die Beschießung oder vielmehr zur Rechtfertigung des Aufschubs, 177 ff. „Der König wird verstimmt, wenn man nur davon anfängt; er treibt unausgesetzt und Bismarck wenn möglich noch mehr," Wilmowski vom 14. Dezember, S. 77. — Selbst Abeken, der sich immer sehr zurückhaltend äußert, verrät Unzufriedenheit mit der Verzögerung und mit ihren geheimen Ursachen, 461 vom 7. Dezember. Roon faßt am 6. Januar 1871 seine Beobachtungen über die Stellung des Königs zu der Frage so zusammen: „Es ist ein Irrtum, wenn man gemeint haben sollte, als wäre der König gegen die Beschießung

Dieser hat, wie dann berichtet wurde, von Trochu auf seinen entgegenkommenden Brief eine Antwort erhalten, die sich etwa in die Worte zusammenfassen ließe: Schönen Dank, im übrigen belassen wirs beim alten.

Donnerstag, den 8. Dezember. Es fällt viel Schnee, auch ist es ziemlich kalt, und der Kamin meines Zimmers will trotz der großen büchnen Scheite, die auf seiner Feuerstelle brennen, nicht genügend wärmen. — Am Diner nahm von Fremden der Fürst Putbus teil. Wir hatten außer andern guten Dingen Eierkuchen mit Champignons und, wie schon mehrmals, Fasan mit Sauerkraut, das in Champagner gekocht war. Auch gab es wieder Forster Kirchenstück und Deidesheimer Hofstück, über die der Minister sich dahin äußerte, daß jener diesem vorzuziehen sei. „Der Forster — sagte er — ist überhaupt ein bedeutsamerer Wein als der Deidesheimer." Endlich geriet unter diese und andre vornehme Getränke auch ein achtenswerter alter Kornbranntwein, indem Putbus meinte, Sauerkraut sei ungesund, und der Chef darauf erwiderte: „Ich glaube nicht. Ich esse es gerade aus Gesundheitsrücksichten. Aber, Engel, geben Sie uns einen Schnaps dazu." Der Minister zeigte dann

---

gewesen; vielmehr sind nur seine Befehle unter allerlei Entschuldigungen nicht ausgeführt worden. Endlich wurde mir aufgetragen, die als unüberwindlich dargestellten Schwierigkeiten wegzuräumen, und nun geht alles, was schon längst gegangen wäre, wenn man nicht die Pferde — — hinter den Wagen gespannt hätte." Denkwürdigkeiten III⁴, 275. Über die ausgleichende Stellung des Königs zwischen den Parteien seiner Umgebung im allgemeinen siehe Fr. Hönig, Der Volkskrieg an der Loire I², 335 f. Sehr schön darüber E. Marcks, Kaiser Wilhelm I., 294 f. Aus den von W. Oncken, Unser Heldenkaiser mitgeteilten wenigen Briefen Wilhelms aus Versailles ergiebt sich über seine persönliche Auffassung der Frage nichts. Am 22. Oktober schreibt er von verschiednen Ansichten über die Frage, S. 216. Auch sein Vorleser L. Schneider erfuhr wenig, und dieses war aus zweiter und dritter Hand, er versichert aber am 31. Oktober: „Die ganzen acht Monate hindurch habe ich nie die geringste Unruhe oder Gereiztheit [über die Gegensätze in seiner Umgebung] bei ihm [dem König] bemerkt." Am 14. November sagte der König über das Drängen deutscher Zeitungen auf die Beschießung: „Unverständige Leute, die nur nach ihren augenblicklichen Wünschen über Dinge urteilen, über die ihnen jede Kenntnis abgeht." Am 17. November sagte Hindersin, die Artillerie sei fertig für die Beschießung, und er wisse nicht, „weshalb sie nicht schon befohlen worden sei." L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms III, 537. 82. 88.

Putbus das Menu, und es entwickelte sich ein Gespräch darüber, wobei erwähnt wurde, daß ein jüngerer Diplomat in Wien sämtliche Menus seines Chefs sorgsam gesammelt und in zwei schön verzierten Bänden aufbewahrt habe, und daß sich darunter hochinteressante Kombinationen befunden hätten.

Später bemerkte der Kanzler, die Franzosen müßten jetzt in einem der Forts auf unsrer Seite ein oder zwei sehr große Geschütze haben. „Man hört es am Schall, der viel stärker ist. Sie können sich aber damit selbst schaden. Wenn sie recht stark laden, so schlägt das Rohr entweder um und schießt ihnen in die Stadt hinein, oder es zerspringt; freilich kanns auch glücken, und dann die Kugel bis zu uns nach Versailles fliegen."

Man fragte dann, wie es mit dem „Kaiser von Deutschland" stehe, und der Chef äußerte unter anderm: „Wir haben viel Mühe dabei gehabt mit Telegrammen und Briefen. Aber die größere Hälfte hat doch der Holnstein gemacht. Ein sehr geschickter Mann, auch gar nicht vom Hofwesen eingenommen und verdorben."

Putbus fragte, was er denn eigentlich sei.

„Oberstallmeister. Er hat sich sehr gefällig und eifrig gezeigt und eine Tour nach München und wieder zurück in sechs Tagen gemacht. Dazu gehört beim Zustande der Bahnen viel guter Wille. Freilich hat er auch die Körperkonstitution dazu. — Ja nicht einmal bloß München, sondern Hohenschwangau. Und dort mit seinem Könige, der eben von einem Zahngeschwür operiert ist, und mit Chloroform. — Aber auch der König Ludwig hat zur raschen Erledigung der Sache wesentlich beigetragen. Er hat den Brief gleich angenommen und ohne Aufschub entscheidend beantwortet.*) Er

*) Wie die Mythenbildung auch in diplomatischen Sphären arbeitet und Wahres mit Falschem verwebt, mag folgendes hierher gehörige Beispiel zeigen. Am 27. Februar 1879 las mir der Korrespondent eines englischen Blattes einen Aufsatz vor, worin nachstehende, einem derartigen Kreise entstammende Darstellung stand. Das Frankfurter (!) Parlament bot dem Könige von Preußen die Kaiserwürde an. Er lehnte sie ab, weil er sie nicht vom Volke und dessen Vertretern, sondern von den gekrönten Häuptern Deutschlands haben wollte. Darauf schickte Bismarck einen Gesandten an den König Ludwig von Bayern mit der Bitte, er möge doch den Fürsten die Sache empfehlen. Der Bote kam denn auch von Versailles auf der Insel an, wo der König sich aufhielt. Aber als er sich hier

konnte ja sagen, erst müsse er frische Luft schöpfen nach der Krankheit — im Gebirge, und dann nach drei, vier Tagen antworten. — Ja, der Graf hat sich um uns sehr verdient gemacht; aber er hat schon den großen roten Vogel, und ich weiß wirklich nicht, was man für ihn thun kann."

Ich habe vergessen, über welche Mittelglieder das Gespräch zu den Begriffen Swells, Snobs und Cockneys gelangte, die dann ausführlich besprochen wurden. Der Chef bezeichnete einen Herrn von der Diplomatie als Swell und bemerkte dann: „Das ist doch ein schönes Wort, das wir im Deutschen nicht wiedergeben können. Ja Stutzer, aber es enthält zugleich die gehobne Brust, die Aufgeblasenheit. Snob ist ganz was andres, was sich bei uns aber auch nicht recht ausdrücken läßt. Es bezeichnet verschiedne Dinge und Eigenschaften, doch vorzüglich Einseitigkeit, Beschränktheit, Befangenheit in lokalen oder Standesansichten, Philisterei. Ein Snob ist etwa ein Pfahlbürger. Doch paßt das nicht ganz. Es kommt noch Befangenheit in Familieninteressen hinzu — enger Gesichtskreis beim Urteil über politische Fragen — eingeklemmt in anerzogne Einbildungen und Manieren. Es giebt auch Snobs weiblichen Geschlechts und sehr vornehme. Man könnte auch von Parteisnobs reden — solche, die bei der großen Politik nicht aus den Regeln des Privatrechts herauskönnen — Fortschrittssnobs." — „Cockney

---

meldete, hörte er, der König könne ihn nicht empfangen, da er sich eben in das Gewand und die Rüstung eines Theaterhelden geworfen habe. Der Gesandte aber ließ ihm sagen, weshalb er erschienen sei, und daß er Eile habe. Darauf kam der König, der sich noch im Anzug des Lohengrin befand, heraus, und jener trug ihm die Angelegenheit vor. Als Seine Majestät sich weigerte, sogleich auf die Botschaft einzugehn, da er sichs erst überlegen müsse, wiederholte der Sendbote, daß er Eile habe, und als der König noch nicht wollte, sagte er, dann würde er sich an den König von Württemberg, und wenn der auch nicht Lust hätte, an den von Sachsen wenden. Darauf sagte König Ludwig: „Nun ja, der König von Preußen ist ein alter Mann, und ich bin jung. Wenn der stirbt, werde ich Kaiser," und so ging er auf den Vorschlag Bismarcks ein, und die Sache wurde gemacht. Als er aber später erfuhr, daß der Kaisertitel erblich sein sollte, war er sehr böse, und so erklärt es sich, daß er niemals nach Berlin gekommen und jedesmal, wo der Kaiser oder der Kronprinz in der Gegend von München erschienen, unsichtbar geblieben ist.

Der Urheber dieser Darstellung hat (besonders in den drei letzten Sätzen) läuten, aber nicht anschlagen hören.

ist dann wieder was andres. Das geht mehr auf die Londoner. Da giebt es Leute, die nie aus den Mauern und Gassen, nie aus brick and mortar herauskommen, nie was Grünes gesehen haben, die immer nur das Leben in diesen Gassen kennen gelernt haben und den Klang der Bow Bells gehört. Wir haben Berliner, die auch niemals von da weggewesen sind. Aber Berlin ist eine kleine Stadt gegen London und auch gegen Paris, das ebenfalls seine Cockneys hat, nur heißen sie da anders. — In London sind Hunderttausende, die niemals was andres gesehen haben als die Stadt. In solchen großen Städten bilden sich Ansichten, die verästen sich und verhärten und werden dann Vorurteile für die darin Lebenden. In solchen großen Mittelpunkten der Bevölkerung, die von dem, was außer ihnen ist, keine Erfahrung und so keine richtige Vorstellung haben — von manchem keine Ahnung —, entsteht diese Beschränktheit, diese Einfältigkeit. Einfalt ohne Einbildung ist zu ertragen. Aber einfältig sein, unpraktisch und dabei eingebildet, ist unerträglich. — Die Leute auf dem Lande sind viel mehr darauf angewiesen, das Leben zu nehmen, wie es ist und wächst. Sie mögen weniger Bildung haben, aber was sie wissen, das wissen sie ordentlich. Es giebt übrigens auch Snobs auf dem Lande. Sehen Sie mal (zu Putbus), so ein recht tüchtiger Jäger, der ist überzeugt, daß er der erste Mann der Welt ist, daß die Jagd eigentlich alles bedeutet, und daß die Leute, die davon nichts verstehen, nichts sind. Und so einer auf einem Gute weit draußen, wo er alles ist, und die Leute ganz von ihm abhängen — wenn der vom Lande auf den Wollmarkt kommt, und er hier vor den Leuten in der Stadt nicht das gilt, was er zu Hause ist — da wird er verdrießlich und setzt sich auf seinen Wollsack und kümmert sich mürrisch um nichts weiter als um seine Wolle."

Später verlor sich die Unterhaltung in Geschichten von Pferden und equestrischen Leistungen. Der Chef erzählte von seiner braunen Stute, von der er anfangs nicht viel gehalten, die ihn aber bei Sedan dreizehn Stunden getragen habe, „wenigstens zwölf Meilen weit," und die dann am andern Tage noch brauchbar gewesen sei. Er kam dann auf andre Reiterstücke, z. B. wie er einmal auf einem Ritt mit seiner Tochter an einen Graben gelangt sei, den er selbst mit seinem Pferde nicht habe überspringen mögen, den die Komtesse

aber, weil das Pferd einmal im Zuge gewesen sei, ganz gut genommen habe, u. s. w.

Abends mehrmals zum Chef gerufen, schrieb ich verschiedne Artikel, darunter einen über die Belobigung, die der französische Konsul Lefaivre in Wien dem sozialistischen Reichstagsabgeordneten Bebel wegen seiner Sympathien für die Republik Frankreich erteilt. Die Moral des Aufsatzes war: also Deutschland soll wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft denken und gehorchen, Frankreich handeln und herrschen. — Die Frankfurter Zeitung soll in Berlin bei den Ausschnitten nicht mehr berücksichtigt werden, da „der französische Unsinn, den sie vertritt, des Lesens nicht wert ist."

Beim Thee äußerte Keudell, ich sollte eigentlich nicht bloß die Eingänge und Konzepte politischen Inhalts, die der Chef mir gäbe, sondern alle zu sehen bekommen, und er wolle mit Abeken, der hier die Stelle eines Staatssekretärs inne hat, darüber sprechen, was ich mit vielem Dank annahm.

Bucher erzählte mir, daß der Minister heute im Salon beim Kaffee einen interessanten Vortrag gehalten habe. Der Fürst von Putbus habe von seiner Neigung gesprochen, sich auf Reisen in weit entfernte Länder zu begeben. „Ja, da könnte Ihnen geholfen werden," habe der Chef dazu bemerkt. „Man könnte Sie beauftragen, dem Kaiser von China und dem Taikun von Japan die Gründung des Deutschen Reiches zu notifizieren." Darauf aber habe er sich im Hinblick auf die Zukunft und natürlich mit Beziehung auf seinen Gast in längerer Rede über die Pflichten der deutschen Aristokratie verbreitet. Der König sei pflichtgetreu, aber im vorigen Jahrhundert geboren, und so fasse er vieles in einer Weise auf, die nicht mehr passe. Er würde sich für das, was ihm der Staat sei, in Stücke hauen lassen, wenn er nur wüßte, daß seine Familie zu leben habe. Der zukünftige Herr sei ganz anders. Er würde nach englischer Manier seine Minister aus den liberalen Parteien nehmen oder auch aus andern, wie es gerade im Reichstag oder Landtage käme, damit ers bequem hätte. Damit aber würde er alles in stetes Schwanken bringen. Da sollte nun der hohe Adel eintreten. Der müsse Staatsgefühl haben, seinen Beruf erkennen, den Staat im Treiben der Parteien vor Schwankungen zu bewahren, einen festen Halt bilden u. dergl. Es wäre nichts dagegen einzu-

wenden, wenn man sich mit Strousberg assoziierte, aber dann sollten die Herren doch lieber gleich Bankiers werden.

Ob der Fürst dafür wohl das volle Verständnis gehabt hat, und ob er, wenn das der Fall ist, sich danach einrichten wird?

Freitag, den 9. Dezember. Ich telegraphiere den Sieg, den unsre 17. Division vorgestern bei Beaugency über ein französisches Korps von etwa sechzehn Bataillonen mit sechsundzwanzig Geschützen erfochten hat, und dementiere die Erzählung der Gazette de France von dem peruanischen Gesandten Galvez.

Beim Frühstück wird erwähnt, daß der Fürst Trubetzkoj, ein Verwandter Orlows, Beschützung seiner Villa durch unsre Armeegendarmen verlangt und die fernere Forderung an den Bundeskanzler gerichtet habe, zu bewirken, daß unsre Truppen aus der Nachbarschaft seiner Besitzung verlegt würden, weil durch ihre Anhäufung die Lebensmittel verteuert würden. Wohl Speise für den Papierkorb. Bei Tische ist der Kommandant von Versailles, General von Voigts-Rhetz, zugegen, ich glaube ein Bruder dessen, der 1866 Generalgouverneur in Hannover war und jetzt die Schlacht bei Beaune la Rolande gewonnen hat, ein langer Herr mit dunkelm Bart und Adlernase. Die Unterhaltung, die sich meist um die letzten Gefechte zwischen Orleans und Blois dreht, bietet nichts, was der Aufzeichnung wert wäre. Der Chef fehlt, er ist unwohl, und es heißt, daß er am Beine leidet — ein Podagraanfall?

Abends kommt Bamberg, dann Löwinsohn, der aus guter Quelle erfahren haben will, daß in allernächster Zeit bombardiert werden soll, und daß der König „ein furchtbares Donnerwetter gegen Hinderfin losgelassen habe“ (ist wohl nicht seine Art), weil noch nicht genug Munition da sei; er selbst werde die Sache jetzt in die Hand nehmen.

Später für den König Auszüge aus dem Bericht des Observer über die Rede gemacht, die ein Monsieur de Fonfielles in London über das Bombardement gehalten hat. Es heißt darin, der Redner habe über die Meinung, daß König Wilhelm Paris aus Menschlichkeit nicht beschießen lasse, gelacht und behauptet, er thue es nicht, weil er nicht könne, da seine Batterien von den tapfern Marinesoldaten der Forts in achtungsvoller Entfernung gehalten würden. Er wolle die Stadt aushungern, was aber auch nicht angehe, da

man noch für mehr als zwei Monate mit Lebensmitteln versehen und durch ernstes Studium der Ernährungsfrage dahin gelangt sei, auch Haut, Blut und Knochen der geschlachteten Tiere für die Alimentation verwenden zu können. Paris lasse sich mit dem Versuche, es verhungern zu lassen, nicht einschüchtern. Sein Ruf sei: Um keinen Preis Übergabe! sein einziger Wunsch, den Feind aus Frankreich hinauszufegen, und jetzt habe es den Besen zur Verrichtung dieser Operation in die Hand genommen.

Sonnabend, den 10. Dezember. Früh Nebel, viel Schnee gefallen, und der Himmel noch voll davon. Der Chef ist noch immer leidend. Ich telegraphiere weiteres über den Kampf bei Beaugency,[1] an dem sich auch die erste bayrische und am 8. die 22. norddeutsche Division sowie französischerseits zwei neue Armeekorps beteiligt haben, und bei dem uns über tausend Gefangne und sechs Geschütze in die Hände gefallen sind. Das Militärwochenblatt zeigt wieder die Entweichung von sieben wortbrüchigen französischen Offizieren an, was wir dem Moniteur zu weiterer Verbreitung mitteilen wollen. Beim Diner fehlen der Chef, Bismarck-Bohlen, der seit drei Tagen an „Hexenschuß" leidet, und Abeken, der zur Tafel beim Kronprinzen befohlen ist. Abends mache ich einen Artikel der Nationalzeitung, der andeutet, daß man auch im Reichstage von der Verzögerung des Bombardements spricht,[2] und der daran den Wunsch nach Aufklärung über die Ursachen knüpft, für den König zurecht.

Wegen eines Auftrags zum Chef gerufen, erlaubte ich mir, bevor ich wieder ging, die Frage, wie es mit den Verträgen im Reichstag stehe.

Er erwiderte: „Ganz gut; das Übereinkommen mit Bayern wird heute schon angenommen sein oder morgen votiert werden, desgleichen die Adresse an den König."[3]

Ich erlaubte mir die weitere Frage, wie er sich befinde.

---

[1] 7. bis 10. Dezember.

[2] Man wollte dort sogar eine Interpellation darüber einbringen, doch unterblieb dies auf Vorstellungen von Unruhs. Erinnerungen von Unruhs, 313 f.

[3] Am 9. Dezember nahm der Reichstag die Verträge mit den süddeutschen Staaten endgiltig an, am 10. wurde die Session geschlossen.

„Es geht etwas beſſer. Es iſt die Ader am Beine," erwiderte er.

Ob das lange daure?

„Es kann ſich in einem Tage wieder geben, aber auch erſt in drei Wochen."

Beim Thee berichtete Keudell, daß der Reichstag eine große Deputation nach Verſailles abzuſenden beſchloſſen habe, die dem Könige zur Einigung Deutſchlands und zur Wiederherſtellung der Kaiſerwürde ihre Glückwünſche darzubringen beſtimmt ſei.

Abeken war das nicht recht. Er ſagte ärgerlich: „Daß der Reichstag uns dreißig Kerle herſchicken will, iſt doch ſchrecklich. Eine Deputation von dreißig Kerlen, das iſt ſchrecklich."

Warum ihn das angriff, gab er nicht zu wiſſen. Dreißig weiſe Bonzen mit Geheimratstiteln wären vermutlich nicht ſchrecklich geweſen, dreißig Hofmarſchälle aber erquicklich.

Hatzfeldt äußerte ſich beſorgt wegen unſrer nächſten Zukunft in militäriſcher Hinſicht. Er glaubt, daß unſre Lage im Weſten bedenklich ſei. Von der Tann ſoll von ſeinen fünfundvierzigtauſend Mann keine fünfundzwanzigtauſend mehr haben, und die aus der Erde geſtampften Armeen Gambettas ſchwellen immer mehr an. Im Büreau iſt die Nachricht eingetroffen, daß die Franzoſen zwei größere Heere gebildet haben, und daß der Sitz der Regierung von Tours nach Bordeaux verlegt worden iſt.[1]

Wie lange dieſe Energie Gambettas in den Hilfsquellen und dem guten Willen des Landes Mittel finden wird, ſich in neuen militäriſchen Schöpfungen zu bethätigen, iſt freilich zweifelhaft. In den ſüdlichen Departements ſcheint man mit ihr nichts weniger als zufrieden und des aufreibenden Kriegs überdrüſſig zu ſein. Die Gazette de France bringt einen Brief, datiert: Tours, den 1. Dezember, in dem es u. a. heißt:

„Seit langer Zeit habe ich nichts geſehen, was ſich mit der unglücklichen Wirkung vergleichen ließe, die die letzte Maſſenaushebung auf unſer Landvolk hervorgebracht hat. Die Zwangsſteuer zur Ausrüſtung und zur Beſoldung der mobiliſierbaren Nationalgarde für die nächſten drei Monaten hat unſre üble Laune in Zorn

[1] Nach einem Beſchluß vom 9. Dezember.

und unsre Verblüfftheit in Verzweiflung verwandelt. Der Grund ist, weil unsre guten Bauersleute zwar minder schlau als die bei Balzac und Victorien Sardou, aber doch viel weniger einfältig sind, als Herr Gambetta sie sich für den Erfolg seiner republikanischen Predigten wünschen mag. Ein Instinkt, den ich als unfehlbar betrachten möchte, läßt sie bemerken, daß die Massenaushebung von Familienvätern wahrscheinlich nur auf dem Papier stattfinden wird, die Steuer aber präsentiert sich entweder mit unmittelbaren Forderungen oder in der Form einer Anleihe, die noch schwerer auf ihnen lasten wird. »An dem Tage, wo unsre Mobilisierbaren ausgerüstet sein werden, werden wir kein Hemd mehr auf dem Leibe haben,« sagen die Bauern.

„Diese außerordentliche Steuer, die mit Eintritt der schlechten Jahreszeit wie eine Bombe unter uns platzt, steht in gar keinem Verhältnis zu den Hilfsquellen unsrer unglücklichen Landgemeinden." — „Von den vier Spezies der Rechenkunst sind mir nur zwei übrig geblieben: Addition unsrer Verluste und Multiplikation der Unglücksfälle, die uns betreffen. Die Deutschen haben das Subtrahieren und die Demagogen das Dividieren übernommen. In unsern südöstlichen Departements, unter den Bewohnern der Ufer der Ardèche, der Durance und der Rhone sind Mangel und Elend nicht erst mit dem Kriege, der Invasion und der Republik an den Tag getreten. Eine Dürre, daß in manchen Gegenden das Wasser zu einem Luxusartikel wurde, der völlige Mangel an Gras und Futterkräutern, der uns zwingt, unser Vieh für den dritten Teil seines gewöhnlichen Wertes zu verkaufen, die Krankheit der Seidenwürmer, die aufgehört hat, interessant zu sein, da sie chronisch geworden ist, die Reblaus, die ebenso erfreulich an die Stelle der Rebfäule getreten ist, wie Herr Crémieux an die Stelle Louis Bonapartes, das unerhörte Herabgehen des Wertes unsrer Waren — alles das zusammen hatte uns schon lange vor dem verhängnisvollen Tage aufs Krankenbett geworfen, wo die Verblendung, die Eitelkeit, der Leichtsinn, die Unvorsichtigkeit, Prahlhansigkeit und Unfähigkeit sich zusammen fanden, um Frankreich den Deutschen zu überliefern. Wir waren bereits sehr krank, der Krieg giebt uns den Rest, und die Republik bringt uns unter die Erde."

Sonntag, den 11. Dezember. Früh neun Uhr haben wir fünf

Grad Kälte, und der Garten unten ist in Reif gekleidet, der Nebel an den Zweigen der Bäume und Sträucher zu feinen Zacken gefroren. Ich mache Bismarck-Bohlen, dessen Hexenschuß sich in ein Blasenleiden verwandelt hat, einen Krankenbesuch. Er erzählt mir u. a., daß am kronprinzlichen Hofe eine Gräfin R. viel Einfluß habe, die „eine wütende Augustenburgerin" sei, und wenn der König einmal nach Schleswig-Holstein reise, ungescheut zu sagen pflege: „Nun geht er in das Land, das er gestohlen hat." Die Kronprinzessin denke in dieser Sache ähnlich und sei überdies eine stolze Engländerin, die Deutschland verachte, und „bei der ein preußischer Pair nicht mehr gelte als ein englischer Schuhflicker."

Auch der Chef ist noch nicht völlig wiederhergestellt, indes muß es ihm besser gehen, denn er fährt um zwei Uhr aus. Ich gehe eine halbe Stunde später auch aus und mache einen Spaziergang durch den Schloßpark, wo auf dem großen Kreuzbassin an fünfzig Personen, darunter einige zweifelhafte und drei oder vier ganz unzweifelhafte Damen Schlittschuh laufen.

Als ich zurückkehrte, hörte ich, wie jemand heftig auf Französisch schimpfte. Ich sah mich um und fand, daß es ein dicht hinter mir gehender ältlicher Mann war, der ein wenig hinkte, und daß die Scheltworte einem geputzten und stark geschminkten Frauenzimmer galten, die an uns vorübergetrippelt war. „Schamlose Weibsbilder, die Unfrieden in unsre Familien bringen, unsre jungen Leute verderben; man sollte sie aus der Stadt jagen," sagte er, jetzt zu mir gewendet, wie wenn er ein Gespräch anknüpfen wollte. Er ging dann neben mir her, schalt weiter und kam dann auf Verderber Frankreichs aus den Reihen des männlichen Geschlechts, wobei er meinte, es schreie zum Himmel, in was für ein Unglück diese Menschen das Land gestürzt hätten, es wäre ein entsetzliches Schauspiel.

Ich erwiderte ihm, aber Frankreich hätte den Krieg ja gewollt, und so müßte es ihn acceptieren, wie er eben wäre.

Er gab das zu, um sich darauf in fürchterlichen Schmähungen gegen die Republik und deren Führer, besonders gegen Gambetta zu ergehen. Trochu, Favre, Gambetta und die ganze Gesellschaft wären „Blutsäufer," „Taugenichtse," die Republik der Staat für die Kanaille, die ihrer Nachbarn Wohlstand mit scheelen Blicken

betrachtete, teilen, plündern wolle. Lieber sähe er den König von Preußen als Beherrscher von Frankreich, lieber das Land zerrissen, zerstückelt, verstümmelt als die Republik. Der Kaiser hätte übrigens auch nichts getaugt, er wäre ein Usurpator gewesen. Ebensowenig hatte ihm Ludwig Philipp gefallen, „er war nicht der rechte Erbe." Aber die Republik wäre das allerärgste u. s. w.

Ich ging mit dem entrüsteten Legitimisten bis auf die Place Hoche, wo ich mich von ihm verabschiedete, nachdem er mir seinen Namen und seine Wohnung genannt und ich ihm hatte versprechen müssen, ihn bald zu besuchen.

Auf der Avenue de Saint Cloud begegnete ich dem Hofrat und Major Borck, der mich fragte, ob ich nicht wisse, was die Ursache gewesen sein möchte, daß der König gestern, nachdem Abeken bei ihm zum Vortrag gewesen, so sehr verdrießlich geworden sei. Ich wußte ihm nicht zu dienen.[1]

Bei Tische war der Chef zugegen, er sprach aber wenig und klagte über Eingenommenheit des Kopfes.

Hatzfeldt erzählte, Hartrott habe ihm soeben mitgeteilt, es seien viertausend Pferde und eintausend Wagen aus Deutschland auf dem Wege, um zu Munitionsfuhren verwandt zu werden.[2] Die Be-

---

[1] Abeken vom 10. Dezember, abends, S. 467: „Dreimal mußte ich heute zum König, und das drittemal ging ich mit Zittern und Zagen, denn das zweitemal war ich in größter Ungnade hinausgeworfen worden, oder wenigstens war der König in höchstem Zorn und in höchster Aufregung hinausgegangen in seine Schlafstube, und ich war kaum zu Hause und hatte dem Minister Bericht erstattet, so kam schon in derselben Sache ein vom König eigenhändig geschriebnes Telegramm, das der Minister in Chiffern abgehen lassen sollte — aber nicht abgehen lassen wollte und mich deshalb noch einmal zum Könige schickte, um ihn zum Zurücknehmen des Telegramms zu bewegen. Das war keine angenehme Aufgabe. Sie wurde leichter, als ich dachte; der König war von einer rührenden Güte und Freundlichkeit. — Niemals habe ich den König in solcher Aufregung, ja solchem Zorn gesehen, und dabei noch jedem Argument und jeder Remonstration zugänglich." Der König war wohl darüber aufgebracht, daß Delbrück den Brief Ludwigs II. mit dem Angebot der Kaiserkrone dem Reichstage vorgelegt hatte. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 6. und 10. Dezember. Nach L. Schneider, Leben Kaiser Wilhelms III, 117, sagte der König am 10. früh auf das Telegramm, daß der Reichstag sich für den Kaisertitel ausgesprochen habe: „Wer kann sagen, daß ich ihn angenommen habe? Das kann niemand sagen."

[2] G. u. E. II, 113.

schießung von Paris werde in acht bis zehn Tagen ihren Anfang nehmen.

Der Chef erwiderte: „Das hätte eher geschehen können, und was die acht Tage betrifft, so hat das schon oft so geheißen."

Am Abend schnitt ich eine Anzahl von Artikeln der deutschen Presse, die sich über diese Angelegenheit geäußert haben (u. a. der Nationalzeitung, die energisch Aufklärung verlangte, der Berliner Börsenzeitung, die von „weiblichen Einflüssen" und „weiblichen Schutzengeln" sprach, und der Schlesischen Zeitung), sowie einen Aufsatz des belgischen Echo du Parlament für den König aus, dem Abeken sie morgen vorlegen soll.

Unser Moniteur bringt wieder eine Liste von wortbrüchig entlaufnen französischen Offizieren. Es sind deren nicht weniger als zweiundzwanzig, von denen zehn aus Hirschberg entwichen sind.

Aus demselben Blatt ersehe ich, daß die Pall Mall Gazette einen Spaß, der nach Münchhausens Muster zugeschnitten ist, für bare Münze genommen und als solche wieder ausgegeben hat. Die Franzosen haben, veranlaßt durch das Mißgeschick, das mehrere der von Paris aufgestiegnen Luftballons betroffen hat, den Finger zum Nachdenken an die Nase gelegt und auf diesem Wege das Problem gelöst, wie diese Fuhrwerke zu lenken sind. Die Sache ist einfach wie das Ei des Kolumbus: sie spannen Adler vor. Der Korrespondent des Blattes schreibt: „So extravagant die Idee scheinen kann, einen Ballon durch Vögel nach seinem Ziele hinziehen zu lassen, so hat man sich mit ihr in Paris doch allen Ernstes beschäftigt. Man hat, wie es heißt, befriedigende Versuche mit Adlern aus dem botanischen Garten angestellt, die man an eine Gondel angeschirrt hat. Diese Versuche sind in Gegenwart des Generalpostmeisters Rampont und des Herrn Chassinat, des Chefs des Postwesens im Departement der Seine, sowie des Obereinnehmers Mattet vorgenommen worden. Vier oder sechs kräftige Vögel werden an den Ballon gespannt, sie werden durch einen Luftschiffer vermittelst eines Stücks rohen Fleisches gelenkt, das an das Ende einer langen, über die Schnäbel der Adler hinausreichenden Rute befestigt ist. Die gierigen Vögel bemühen sich umsonst, es zu erreichen; denn es bewegt sich fortwährend mit derselben Schnelligkeit durch die Luft, wie sie selbst. Will der Luftschiffer dem Ballon

eine andre Richtung geben, so wendet er die Rute mit dem Beefsteak entweder zur Linken oder zur Rechten; will er, daß er sich senkt, so läßt er sie sinken; will er steigen, so hält er sie höher." Die Redaktion des Moniteur macht dazu die Bemerkung: „Wir fürchten, daß diese Adler Enten gewesen sind."

Beim Thee erzählte mir Hatzfeldt allerhand Interessantes aus seinen Erlebnissen und Beobachtungen in Paris. Napoleon habe 1866 über Sachsen zu Goltz gesagt, eine völlige Einverleibung könne er nicht zugeben, aber wenn nur der Name und ein kleiner Teil des Königreichs, Dresden mit einigen Quadratmeilen als Umgebung etwa, erhalten bliebe, so wäre ers zufrieden. Wenn das richtig ist, so habe ich Grund anzunehmen, daß der Chef widerraten hat, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. — Die Kaiserin habe Goltz anfangs nicht ausstehen können, und zwar aus folgendem Grunde. Prinz Reuß habe während des Interimistikums zwischen Goltz und seinem Vorgänger (von Bismarck) den Gesandten vertreten, und der Hof habe ihn sehr hoch gehalten, schon weil er aus fürstlicher Familie war. Eugenie würde es sehr gern gesehen haben, wenn er Botschafter geworden wäre, er habe indes nach Brüssel gehen müssen, und die Kaiserin habe das als von Goltz veranlaßt aufgefaßt und diesen nun gehaßt, sei ihm mit auffallender Kälte begegnet, habe ihn nicht zu intimen Zirkeln gezogen und ihn bei festlichen Gelegenheiten nur gegrüßt, nicht mit ihm gesprochen. Darüber sei er, der sich in sie verliebt gehabt habe, oft in förmliche Wut geraten. Einmal, als er mit ihm in einem solchen Zirkel gewesen sei, zu dem sie ihn doch eingeladen habe, habe sie notgedrungen etwas zu ihm sagen müssen, in ihrer Verlegenheit aber sei ihr nichts als die Frage eingefallen: „Was macht denn Prinz Reuß?" Da habe Goltz bei der Heimfahrt in seinem Grimme schrecklich getobt und sie mit einem schlimmen Epitheton belegt. — Später jedoch habe sich das Verhältnis zwischen den beiden günstiger gestaltet, und zuletzt habe Goltz auch mit dem Kaiser auf so gutem Fuße gestanden, daß er, Hatzfeldt, der Meinung sei, wenn Goltz 1870 noch gelebt hätte, so würde es keinen Krieg zwischen uns und Frankreich gegeben haben.

Ich fragte, was für eine Frau die Kaiserin sei. Er erwiderte, sehr schön, nicht über Mittelgröße, herrliche Schultern, blond, mit

viel natürlichem Verstand, aber wenig Bildung und Interesse an geistigen Dingen. Sie habe ihn mit andern Herren einmal durch ihre Zimmer geführt, selbst in ihr Schlafgemach, aber nirgends sei da ein Buch oder auch nur eine Zeitung zu sehen gewesen. Hatzfeldt ist der Ansicht, es werde doch noch zu einer Restauration Napoleons kommen. Er sei übrigens nicht so schlimm, als man ihn darstelle, am wenigsten grausam von Natur, eher weich. Wenn die Franzosen sähen, daß sie mit der Republik der Advokaten nicht durchkämen, durch sie immer mehr in Zerrüttung und Not gerieten, so würden sie ihn zur Zurückkunft einladen, und dann könne er als abermaliger Retter der Gesellschaft wagen, mit uns auf Grundlage der von uns erhobnen Forderungen über den Frieden zu unterhandeln. Das Verdienst um die Ordnung wöge dann den Schaden an Macht und Größe auf, der mit der Abtretung von Elsaß und einem Teile Lothringens verbunden wäre.

* * *

Ich füge hier einen Brief ein, den ein Gesinnungsverwandter des in diesem Tagebuchblatte erwähnten Legitimisten — dieser war beiläufig ein Uhrmacher — im Mai 1871 an den Fürsten von Bismarck schrieb. Er lautet:

„Fürst,

Ganz außerordentliche Ereignisse sind seit der Kapitulation dieser verfluchten Stadt Paris in unserm unglücklichen Frankreich vorgekommen. Ach, Fürst, ich bin nicht in die Geheimnisse der Vorsehung eingeweiht, aber es scheint mir — gestatten Sie, daß ich es Ihnen ausspreche —, als ob Sie dieser unedeln und verachtenswerten Bevölkerung von Paris gegenüber zu großmütig gewesen wären. Sie müßte durch Ihre Armeen so tief wie möglich gedemütigt werden, diese hätten triumphierend einziehen und die Stadt ganz besetzen sollen. Wehe dem, der gewagt hätte, diesen wohlverdienten Triumph zu stören. Indes, Sie haben es für passend gehalten, mit mehr Mäßigung zu verfahren. Sie sehen jetzt die Folgen. Ich weiß nicht, was uns die Zukunft bringen wird, aber es scheint mir, daß Ew. Exzellenz so rasch als möglich

eingreifen und einem Stande der Dinge ein Ende machen sollten, der verhängnisvoll für Frankreich und gefährlich für Europa wird, und der für die andern Staaten traurige Folgen haben könnte. Hüten Sie sich, Fürst, vor der Propaganda der schlimmen Leidenschaften. Wenn Sie, wie ich, alle die Hoffnungen dieser Revolutionäre der neusten Sorte äußern hörten, so würden Sie vielleicht nicht ohne einige Unruhe in betreff der Zukunft sein. Glauben Sie wohl, Fürst, wenn die Republik sich in Frankreich befestigt, so wird es in wenigen Jahren in allen monarchischen Staaten Europas Unruhen geben. Besser, Frankreich ginge unter, als daß es eine solche Regierungsform bekäme, die kein andres Resultat als unaufhörliche Umwälzungen, Verbrechen und Notstände haben wird. Wenn man so viele Verbrechen und Niederträchtigkeiten begehen und eine so tiefe sittliche Erniedrigung eintreten sieht, so verzweifelt man endlich und wünscht, daß eine feste und energische Hand eingreife. Ja, Fürst, die gesamte Partei der rechtschaffnen Leute in der französischen Bevölkerung würde die Herrschaft der Fremden der der Demagogie bei weitem vorziehen, mit der wir bedroht sind, und die nicht eher aufhören wird, als bis sie vernichtet ist. Das ist die Mission, die Ihnen aufbehalten ist, Fürst. Ich glaube, daß der günstige Augenblick gekommen ist. Lassen Sie sich ihn nicht entschlüpfen. Keine Rücksicht darf Ew. Exzellenz abhalten, vorzüglich wenn man an die Vergangenheit und an die greuelhaften Bestrebungen denkt, die sich jetzt kundgeben. Der Tiger ist entfesselt; wenn man ihn in Freiheit läßt, wird er alles verschlingen. Bändigen Sie Paris, vernichten Sie es, wenn es nötig ist, oder unterwerfen Sie es Ihrer Herrschaft, und Sie werden sich wohlverdient gemacht haben um die Menschheit. Aber gestatten Sie, Fürst, daß ich noch weiter gehe und Ihnen eine zukünftige, vielleicht bald vorzunehmende Teilung Frankreichs vorschlage. Lassen Sie Italien sich das Stück bis an den Lauf der Rhone, von Genf bis ans Meer mit der Insel Korsika nehmen. Spanien empfange den Strich bis zum Laufe der Garonne von dem einen bis zum andern Meere, England Algier, und Sie, Fürst, alles übrige. Es ist billig, daß Sie den Hauptteil bekommen. Sie lassen dann Rußland und Österreich sich im Orient vergrößern.

„O mein Vaterland, du hast es gewollt, und du, verfluchtes

Paris, hochmütige Stadt, Schlammgrube aller Laſter, einzige Urſache aller unſrer Leiden, mit deiner Herrſchaft wird es ein Ende nehmen! Alles das kann Ihnen, Fürſt, von ſeiten eines Franzoſen ſeltſam vorkommen, aber ich bin Zeuge von ſo vielen Schandthaten geweſen, daß ich eines ſolchen Vaterlandes, wo alle Laſter herrſchen, ohne daß man einem edeln Gefühle begegnete, überdrüſſig bin. Ich bewahre immer die Hoffnung, Fürſt, daß mir eines Tages das Glück zu teil werden wird, Ew. Exzellenz hier in Lyon zu ſehen, einer Stadt, der ebenfalls eine Züchtigung not thut.

„Genehmigen Sie, gnädigſter Herr, daß ich Ihnen die tiefe Hochachtung ausdrücke, mit der ich die Ehre habe“ u. ſ. w.

* * *

Und nun mag das Tagebuch weiter ſprechen.

Montag, den 12. Dezember. Der Chef ſcheint wieder unwohler zu ſein, und es heißt, er ſei in ſehr verdrießlicher Stimmung. Dr. Lauer iſt bei ihm geweſen.[1] Die Times enthalten einen Artikel, den wir uns nicht beſſer wünſchen können, und deſſen Hauptſtellen wir uns notieren wollen. Es heißt da:

„Es handelt ſich in der gegenwärtigen Kriſis für die Deutſchen nicht darum, Edelſinn oder Mitleid zu zeigen, oder dem beſiegten Feinde großmütig Verzeihung zu gewähren, ſondern vielmehr um einen einfachen Akt der Vorſicht und der praktiſchen Behandlung der Frage: Was wird der Feind nach dem Kriege thun, wenn er wieder zu Kräften gekommen iſt?

„In England hat man nur eine ſchwache Erinnerung an die zahlreichen harten Lektionen, die Deutſchland durch das Verfahren Frankreichs in den letzten vier Jahrhunderten erteilt worden ſind. Seit vierhundert Jahren hat keine Nation ſo böswillige Nachbarn gehabt, als die Deutſchen an den Franzoſen, die unverſchämt, raubgierig, unerſättlich, unverſöhnlich auftraten und immer bereit waren, die Offenſive zu ergreifen. Deutſchland hat während dieſer ganzen

[1] Abeken S. 467 vom 12. Dezember: „... der Miniſter, der heute wieder weniger wohl iſt — der den ganzen Tag im Bett geblieben war, wurde gegen Abend erſt munter und zugänglich.“

Zeit die Übergriffe und Anmaßungen Frankreichs ertragen; aber heutzutage, wo es Sieger über seinen Nachbar ist, wäre es nach meiner Ansicht sehr thöricht, wenn es aus der Lage der Dinge nicht Nutzen ziehen und sich nicht eine Grenze sichern wollte, die ihm für die Zukunft den Frieden verbürgt. Meines Wissens existiert in der Welt kein Gesetz, kraft dessen Frankreich ermächtigt sein könnte, von ihm einst weggenommne Güter zu behalten, wenn die bestohlnen Eigentümer die Hand auf den Dieb gelegt haben. Die Franzosen beklagen sich gegen die, die sie anhören wollen, bitter, daß sie Verlusten ausgesetzt seien, die ihre Ehre bedrohten, und sie bitten inständig, man möge doch das arme Frankreich nicht entehren, man möge doch seine Ehre unbefleckt lassen. Wird aber die Ehre gewahrt, wenn Frankreich sich weigert, die Fensterscheiben zu bezahlen, die es seinem Nachbar zerschlagen hat? Gerade die Thatsache ist es, daß es darauf ausging, seinem Nachbar die Fenster einzuwerfen, wenn seine Ehre Schaden gelitten hat, und diese Ehre kann nur durch tiefe Reue und den aufrichtigen Entschluß, nicht wieder damit anzufangen, wieder hergestellt werden.

„Für diesen Augenblick sage ichs freimütig heraus: niemals ist mir Frankreich so unsinnig, so erbärmlich, so tadelns- und verachtenswert vorgekommen als jetzt, wo es hartnäckig die Thatsachen nicht in ihrem wahren Lichte sehen will, und wo es sich weigert, das Unglück hinzunehmen, das es sich selbst zugezogen hat. Ein durch vollständige Anarchie zerrüttetes Frankreich, ohne ein allgemein anerkanntes Haupt, Minister, die sich in Luftballons aus dem Staube machen und als Ballast unwürdige öffentliche Lügen und Verkündigungen von Siegen mitnehmen, die nur in ihrer Phantasie existieren, eine Regierung, die nur von Lug und Trug lebt und lieber das Blutvergießen verlängert und vermehrt, als daß sie mit dieser bewundernswerten Utopie einer Republik die eigne Diktatur verlieren will — das ist das Schauspiel, das dieses Land uns jetzt bietet. In Wahrheit ist es schwer zu sagen, ob sich jemals eine Nation mit solcher Schande bedeckt hat.

„Die Gesamtmasse der Unwahrheiten, die das offizielle und nichtoffizielle Frankreich seit dem Monat Juli mit dem Bewußtsein, daß es lüge, zu Tage gefördert hat, ist unerhört und ganz erschreckend groß. Aber vielleicht ist das noch gar nichts im Vergleich mit der

unermeßlichen Menge unbewußter Lügen und Illusionen, die seit so langer Zeit unter den Franzosen im Umlaufe sind. Ihre Leute von Genie, die als solche in allen Fächern der Litteratur anerkannt sind, teilen augenscheinlich die Meinung, daß Frankreich eine übermenschliche Weisheit über die andern Nationen ausstrahlt, daß Frankreich das neue Zion des Weltalls ist, und daß alle litterarischen Erzeugnisse der Franzosen seit den letzten fünfzig Jahren, wie ungesund und schal, wie teuflisch sie auch oft waren, ein wahres Evangelium, reich an Segnungen für alle Menschenkinder bilden."

Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Ich glaube, daß Bismarck vom Elsaß und ebenso von Lothringen sich so viel nehmen wird, als ihm beliebt, daß dies um so besser für ihn, um so besser für die ganze Welt außer Frankreich und mit der Zeit auch für dieses selbst sein wird. Vermittelst ruhiger, grandioser Maßregeln verfolgt Herr von Bismarck mit seinen eminenten Fähigkeiten einen einzigen Zweck: die Wohlfahrt Deutschlands, die Wohlfahrt der ganzen Welt. Möge das großherzige, friedliebende, aufgeklärte und ernsthafte deutsche Volk sich denn zur Einheit gestalten, möge Germania die Königin des Festlandes werden statt des leichtsinnigen, ehrgeizigen, streitsüchtigen und viel zu reizbaren Frankreich. Das ist das größte Ereignis der gegenwärtigen Zeitläufe, dessen Eintritt alle Welt erhoffen muß."

Ein vortrefflicher Artikel, den wir im Moniteur den Versaillern beibringen wollen.

Beim Frühstück wird davon gesprochen, daß es immer einige Offiziere gegeben habe, die am Erfolg eines Bombardements von Paris gezweifelt hätten. Der Generalstab aber habe früher keinerlei Zweifel gehegt, und wenn gewisse Mitglieder von ihm (man führte sie mit Namen an) jetzt auf andre Gedanken gekommen seien, so wisse man, durch welche Einflüsse und Rücksichten (die von einem der Herren deutlich bezeichnet und charakterisiert wurden). Die Hauptschwierigkeit solle jetzt die sein, daß man, um die Geschützstände und Schanzen zu decken, große Truppenmassen darum aufstellen müsse, die dann mit Erfolg von den Forts und Kanonenbooten beschossen werden könnten.

Hatzfeldt erhielt während dieses Gesprächs die angenehme Nachricht, daß seine Ponies ungeschlachtet und wohl bei Leibe aus Paris

herausgelangt und schon auf dem Wege zu seiner hiesigen Wohnung seien.

Der Chef bleibt heute sehr lange im Bett und nimmt erst im Laufe des Nachmittags Vorträge entgegen. Er fehlt auch beim Diner. Über dem Essen erzählt Hatzfeldt, daß er mit mehreren der heute von Paris angekommnen Diplomaten gesprochen habe. Es sind der russische Generaladjutant Fürst Wittgenstein, der englische Militärbevollmächtigte Claremont und ein Belgier. Sie haben gestern früh Paris verlassen und sind heute nachmittag über Villeneuve Saint Georges mit den Ponies und andern Pferden hier eingetroffen. Claremont mache, sagt Hatzfeldt, den Eindruck eines verständigen und mit den Pariser Zuständen wohlbekannten Mannes. Er berichte, daß er selbst noch kein Pferdefleisch gegessen oder sonstwie Not gelitten habe, daß in der Stadt noch alle Fiaker und Omnibusse im Gange zu sein schienen, daß im Theater der Porte St. Martin noch gespielt werde, und daß im Opernhause noch wöchentlich zweimal Konzert stattfinde. Ferner brennen nach seinem Bericht noch Gaslampen und Gaslaternen, wenn auch von diesen nur noch eine von fünfen (wie beiläufig hier in Versailles auch), und der einzige Unterschied zwischen jetzt und früher besteht (doch wohl nur bei den Wohlhabenden) darin, daß man gegenwärtig schon um zehn Uhr zu Bett geht, während man sich vor der Einschließung der Stadt erst nach Mitternacht zur Ruhe legte. Die Dörfer innerhalb der französischen Linien sollen schlimmer verwüstet sein als die innerhalb der unsrigen. Man wolle noch für zwei Monate Lebensmittel haben.

Abeken dagegen hat bei Voigts-Rhetz erfahren, daß Mobiots in Menge herausgekommen seien, um überzulaufen. Man habe auf sie geschossen, aber eine Anzahl habe sich dadurch nicht abschrecken lassen, und die hätten, als man sie gefangen genommen und verhört habe, ausgesagt, daß sie große Not zu leiden gehabt hätten, da nur die regulären Truppen gut verpflegt würden.

Den Abend über wurde fleißig gearbeitet. Ich übersetzte für den König Artikel der Times und des Daily Telegraph, die sich schwungvoll über die Wiederherstellung des Deutschen Reiches und der Kaiserwürde aussprachen,[1] machte für ihn wieder verschiedne

[1] Beide Artikel las Abeken am 13. Dezember dem Könige vor, S. 468.

Äußerungen der Presse wegen des Bombardements zurecht und veranlaßte den Abdruck des Manifestes, das Ducrot vor dem letzten großen Ausfall an seine Truppen gerichtet hatte. Der Schluß dieses pomphaften Geredes verdient aufbewahrt zu werden. Er lautet:

„Was mich betrifft, so bin ich fest entschlossen, so bekräftige ich es vor euch, vor der ganzen Nation: Nur als Toter oder als Sieger werde ich nach Paris zurückkehren; ihr könnt mich fallen, aber ihr werdet mich nicht zurückweichen sehen; dann haltet nicht an, sondern rächt mich.“ Ducrot ist weder als Toter noch als Sieger von der Marne nach Paris zurückgekehrt; er hat seinen Soldaten in dem Manifeste nichts als eitle Phrasen vorgetragen, er ist ein Komödiant, der zum zweitenmal sein feierliches Versprechen gebrochen hat. Es wird ihm daher nicht Unrecht gethan, wenn der Moniteur der Mitteilung seiner Ansprache die Bemerkung folgen lassen soll: Nous savons heureusement ce que vaut la parole du général Ducrot.

In dem Artikel der Times hieß es, nachdem der Verfasser gesagt hatte, daß man nicht allein die Thatsache der Wiederherstellung des Deutschen Reiches selbst, sondern auch die Art, wie sie sich entwickelt habe, nur mit lebhafter Befriedigung betrachten könne:

„Die politische Bedeutung dieser Veränderung der Ordnung der Dinge kann nicht hoch genug geschätzt werden. Eine gewaltige Revolution hat sich in Europa vollzogen, und alle unsre Überlieferungen sind plötzlich veraltet. Niemand kann die Beziehungen voraussagen, die sich zwischen den Großmächten ausbilden werden, aber es ist nicht sehr schwer, in allgemeinen Zügen die Tendenz der Epoche anzugeben, in die wir eintreten. Es wird ein starkes geeinigtes Deutschland geben, das an seiner Spitze eine Familie hat, die nicht nur die Interessen des deutschen Vaterlandes, sondern auch seinen militärischen Ruhm vertritt. Auf der einen Seite stößt dieses Deutschland an Rußland, das immer stark und wachsam ist, auf der andern Seite an Frankreich, das entweder mit Geduld auf die Zeit wartet, wo sein Schicksal sich ändern wird, oder brennend von glühender Rachbegier auf Gelegenheit zu einem Angriffe lauert, aber auf jeden Fall lange Zeit nicht in der Lage sein wird, in

Europa die große Rolle wieder zu spielen, die ihm während der glänzenden Periode der napoleonischen Restauration beschieden war. Was uns Engländer angeht, so haben wir an der Stelle von zwei mächtigen Militärstaaten, die bisher auf dem Festland existierten, und die zwischen sich eine Nation hatten, deren Kräfte verzettelt und nicht zum Kampfe bereit waren, und die jeden Augenblick vernichtet werden konnte, wenn diese beiden überlegnen Mächte dahin gelangten, sich zu vereinigen — so haben wir also jetzt im Mittelpunkte Europas eine feste Schranke, und so wird sich das ganze Gefüge befestigen. Die politischen Wünsche, die die frühern Generationen der englischen Staatsmänner hegten, sind dann erfüllt. Alle ersehnten sie eine starke Zentralmacht, und sie arbeiteten im Frieden wie im Kriege durch Verhandlungen und durch Traktate bald mit dem Kaiserreiche, bald mit einer neuen Macht, die sich im Norden erhob. Das Deutschland von heutzutage muß das verwirklichen, was so lange Zeit nichts gewesen ist als ein politischer Gedanke."

Daß die englische Politik in dem letzten halben Jahrhundert Österreich günstiger gewesen ist als der „Macht, die sich im Norden erhob," wollen wir hierüber nicht vergessen.

Nach acht Uhr kam Löwinsohn, der, wie immer, „aus guter Quelle" wissen wollte, daß der König die Kaiserwürde nicht gern annehme,[1] und daß ihm namentlich die Ankunft der Dreißig-Männer-Deputation des Reichstags wenig Freude mache. Er soll gesagt haben: „Ei, da verdanke ich Herrn Lasker ja eine rechte Ehre!"

Später schrieb ich auf Veranlassung des Chefs einen Aufsatz für die Presse, der darauf hinwies, daß wir jetzt nicht mehr Frankreich, sondern die kosmopolitischen roten Republikaner Garibaldi, Mazzini, der bei Gambetta und dessen Ratgeber sei, und die polnischen, spanischen und dänischen Mitglieder dieser Partei im Kampfe vor uns haben.[2] Was diese angenehme Gesellschaft erstrebe, sei in einem Briefe des Sohnes des Präfekten Ordinaire ausgesprochen,

[1] G. u. E. II, 115 f. Abeken vom 13. Dezember, S. 468: „Dem König, dem die Annahme des Kaisertitels persönlich wirklich so schwer wird." Vgl. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 312.

[2] Ähnlich der König am 3. November bei Schneider III, 63.

der sich als Offizier im Generalstabe Garibaldis unterzeichne. In diesem Briefe, der Autun, den 16. November datiert und an die Redaktion des Journals Droits de l'homme gerichtet ist, heißt es:

„Aus dem Poststempel meines Schreibens ersehen Sie, wo wir uns befinden — in der ärgsten Pfaffenstadt, die es in Frankreich giebt. Sie ist ein Hauptherd der monarchischen Reaktion. Sie sieht weniger wie eine Stadt, als wie ein ungeheures Kloster aus, große schwarze Mauern, vergitterte Fenster, hinter denen in Dunkelheit und Schweigen Mönche aller Farben für die gute Sache, für das göttliche Recht konspirieren und beten. Auf der Straße streift das rote Hemd bei jedem Schritt den schwarzen Priesterrock, und bis zu den Kaufleuten hinab giebt es nichts, was nicht ein mystisches, von Weihwasser getränktes Aussehen hätte. So stehen wir hier auf dem Index, und die Verleumdungen regnen auf uns in einer Fülle herab, die die Wasser der Sündflut überbieten kann. Eine Verletzung der Mannszucht — ein Fall, der bei Freischaren und Freiwilligenheeren unvermeidlich ist — wird augenblicklich zu einem großen Verbrechen umgestaltet. Aus nichts macht man eine todeswürdige Unthat. Oft gebiert der kreißende Berg eine Maus, aber der schlimme Eindruck auf die öffentliche Meinung, der dadurch hervorgebracht worden ist, bleibt trotzdem.

„Würden Sie es glauben? Die Behörde selbst erschwert uns das Handeln. Die Behörde, die sich — ich hoffe, unwissentlich — zum Echo der Verleumder macht, beobachtet uns mit übelwollendem Blicke, und es fehlt wenig daran, daß unsre Mitbürger unsre Armee als eine Räuberbande betrachten. Ja, glauben Sie mir, die Monarchisten aller Farben haben ihre unheilvollen Bestrebungen durchaus nicht aufgegeben, und sie hassen uns, weil wir geschworen haben, die Marktschreierbühnen nirgends mehr bestehen zu lassen, von denen herab die Könige und Kaiser den Völkern die Befehle ihrer Launen diktieren. Ja, wir sagen es laut, wir sind die Soldaten der Revolution, und ich füge hinzu, nicht bloß der französischen, sondern der kosmopolitischen Revolution. Italiener, Spanier, Polen, Ungarn haben, indem sie herbeieilten, um sich unter das Banner Frankreichs zu scharen, begriffen, daß sie die universelle Republik verteidigen. Der Kampf hat jetzt sein Wesen deutlich ausgeprägt: es ist der Kampf zwischen dem Prinzip des göttlichen

Rechts, der Gewalt, der Monarchie und dem Prinzip der Volkssouveränität, der Ziviliſation, der Freiheit. *Das Vaterland verſchwindet vor der Republik.*

„Wir ſind Weltbürger, und was man auch thun möge, wir werden uns bis zum Tode ſchlagen, um zur Verwirklichung des erhabnen Ideals der Vereinigten Staaten von Europa zu gelangen, das heißt, zur Verbrüderung aller freien Völker. Die monarchiſtiſchen Reaktionäre wiſſen das, und ſo verdoppeln ſie durch ihre Armee das preußiſche Heer. Wir haben vor der Bruſt die fremden Bajonette und im Rücken den Verrat! Und warum jagt man nicht alle dieſe alten Beamten fort? Warum kaſſiert man nicht unbarmherzig alle dieſe alten Generale des Kaiſerreichs, dieſe mehr oder minder mit Federn, Orden und Goldborten geſchmückten Menſchen? Sieht denn die Regierung der nationalen Verteidigung nicht, daß ſie von ihnen verraten wird? daß dieſe Leute durch ihre heuchleriſchen Manöver, durch ihre ſchmachvollen Kapitulationen, durch ihre mit nichts zu erklärenden Rückzüge eine bonapartiſtiſche Reſtauration, oder wenigſtens die Thronbeſteigung eines Orleans oder eines Bourbon vorbereiten?

„Aber möge ſie ſich in acht nehmen, dieſe Regierung, die die Aufgabe übernommen hat, den beſudelten Boden unſers Landes von den fremden Horden zu befreien. Möge ſie ſich auf der Höhe ihrer Miſſion erhalten. Wenn man in einer Epoche wie der unſern lebt, unter den ſchrecklichen Verhältniſſen, in denen wir ſind, ſo genügt es nicht, daß man rechtſchaffen iſt, ſo muß man Energie zeigen, den Kopf nicht verlieren, ſich nicht in einem Glaſe Waſſer ertränken. Mögen die Crémieux, die Glais-Bizoin, die Fourichon ſich an die Art erinnern, wie man 1792 und 93 verfuhr. *Wir brauchen heute einen Danton, einen Robespierre, Männer des Konvents!* Auf, meine Herren, machen Sie der Revolution Platz! Sie allein kann uns retten. In großen Kriſen bedarf es großer Mittel und Maßregeln.

„Möge man nicht vergeſſen, daß die innere Organiſation zur Verteidigung nach außen hin beitragen wird. Es iſt ſchon viel, auf kein Hindernis zu ſtoßen, wenn man gegen den Feind marſchiert; es iſt etwas wert, ſich durch republikaniſche Beamte geſchützt zu wiſſen, zu wiſſen, daß die Armee nicht in den Händen von Gene-

ralen ist, die bereit sind, sich zu verkaufen. Was haben die Formalitäten der militärischen Hierarchie zu bedeuten? Nehme man die Generale aus den Reihen der Soldaten selbst, wenn das notwendig ist, vorzüglich aus der Jugend. Gießen wir der Republik ein wenig junges Blut in die Adern, und die Republik wird sich retten, wird ganz Europa vom Joche der Tyrannen erretten. Auf! ein Versuch, und es lebe die universelle Republik!

„Das Vaterland verschwinde vor der Republik! Man wende die großen Mittel an, die Danton und Robespierre anwandten: man köpfe alle, die in religiösen und politischen Dingen anders denken als wir, man erkläre die Guillotine in Permanenz. Die Generale Chanzy und Bourbaki, Faidherbe und Vinoy, Ducrot und Trochu sind zu verabschieden und gemeine Soldaten an ihre Stelle zu setzen."

So predigt uns ein Sohn des Präfekten im Departement des Doubs und ein Generalstabsoffizier Garibaldis. Ob wohl in Versailles viele zu diesen Vorschlägen Amen sagen werden, wenn der Moniteur sie ihnen in diesen Tagen vorlegen wird?

Dienstag, den 13. Dezember. Früh noch einen Artikel über das Glaubensbekenntnis der kosmopolitischen Republikaner gemacht. Dann die Kapitulation von Pfalzburg[1] und den Beginn der Beschießung von Montmédy telegraphiert. Mit der Gesundheit des Chefs geht es etwas besser, doch fühlt er sich noch sehr matt.

Beim Frühstück wurde zwischen Bucher, Hatzfeldt und Keudell die Möglichkeit eines Rücktritts des Kanzlers in allem Ernste erörtert, dann im Scherze die eines Ministeriums Lasker, der eine Art Ollivier abgeben würde, dann wieder in halbem Ernste die eines Bundeskanzlers Delbrück, der „ein sehr gescheiter Mann, aber kein Politiker" sei.

Ich hielt es für absolut undenkbar, daß man den Chef je abgehen lassen werde, wenn er um seine Entlassung bäte. Man meinte, es sei doch möglich. Ich sagte, dann dauere es keine vier Wochen, so müßten sie ihn wieder rufen. Bucher bezweifelte, daß er in solchem Falle kommen würde, und sagte positiv, soweit er ihn kenne, werde er, einmal abgetreten, nicht wieder annehmen. Er

[1] 12. Dezember.

fühle sich in Varzin, fern von Geschäften und Verdruß aller Art, gar zu wohl. Am liebsten sei er in Wald und Feld. „Glauben Sie mir — hätte die Gräfin einmal zu ihm gesagt —, eine Wruke (Feldrübe) interessiert ihn mehr als Ihre ganze Politik" — was wir doch mit einiger Vorsicht annehmen und auf gelegentliche Stimmungen beschränken wollen.

Gegen halb zwei Uhr war ich bei ihm zum Vortrag. Er wollte, daß ich in der Presse auf die Verlegenheit des Königs von Holland um neue Minister hinwiese und sie als eine Folge des rein parlamentarischen Systems, wo die Räte der Krone unter allen Umständen zurücktreten müssen, wenn sie in einer Frage die Majorität der Landesvertretung gegen sich haben, darstelle. Er bemerkte dazu: „Ich entsinne mich, als ich Minister wurde, da hatten sie dort das zwanzigste oder einundzwanzigste Ministerium, seitdem sie das konstitutionelle System eingeführt hatten. Hält man sich strikt an das, an die Majoritäten, vor denen die Minister den Abschied nehmen müssen, so werden viele Leute verbraucht, zu viele; man muß dann zu Mittelmäßigkeiten greifen, und zuletzt finden sich gar keine mehr, die sich dem Gewerbe zu widmen Lust haben. Die Moral davon ist, daß entweder die Prämie für den Ministerposten erhöht werden, oder daß man etwas von der Strenge der parlamentarischen Praxis nachlassen muß."

Der Chef fuhr heute um drei Uhr aus, nachdem Russell wieder bei ihm gewesen war, und kam auch, Gott sei Dank! zum Diner herunter, wo er etwas Bier und ein paar Gläser Vichywasser mit Champagner trank. Wir hatten Schildkrötensuppe und unter andern delikaten Dingen Wildschweinskopf und ein Kompott aus Himbeergelee und Senf, das sehr gut war.

Der Minister sagte: „Es hat mir diesmal doch recht mitgespielt. 1866 hatte ich die Aderkrankheit auch. Ich lag da lange zu Bett und mußte Briefe beantworten, die sehr verzweifelter Natur waren — für mich sehr verzweifelnd — mit Bleistift. Sie (die Österreicher waren gemeint) wollten da an der Nordgrenze entwaffnen, aber tiefer unten wollten sie fortrüsten, und ich hatte begreiflich zu machen, daß uns damit nicht geholfen sein konnte."[1]

[1] Im April 1866.

Er sprach dann von seinen Verhandlungen mit Russell und den Forderungen Gortschakows. „Die in London — äußerte er unter anderm — möchten nicht gern pure ja sagen zu dem Vorschlage, Rußland und den Türken das Schwarze Meer und die volle Souveränität an den Küsten wiederzugeben. Sie fürchten die öffentliche Meinung in England, und Russell kommt immer wieder darauf zurück, daß sich ein Äquivalent finden lassen möchte. Er fragte, ob wir uns nicht z. B. dem Abkommen vom 16. April 1856 anschließen wollten. Ich entgegnete, daß Deutschland daran kein rechtes Interesse hätte. Oder ob wir uns nicht verpflichten wollten, neutral zu bleiben, wenn es dort einmal zu einem Konflikte käme. Ich sagte ihm, ich wäre kein Freund von Konjekturalpolitik, in die eine solche Verpflichtung fiele; das käme ganz auf die Umstände an. Für jetzt sähen wir keinen Grund, uns bei der Sache zu beteiligen. Das sollte ihm genügen. Übrigens wäre ich nicht der Meinung, daß Dankbarkeit in der Politik keine Stelle hätte. Der jetzige Kaiser von Rußland hätte sich immer freundlich und wohlwollend gegen uns bewiesen, Österreich dagegen wäre bisher wenig zuverlässig und zuweilen sehr zweideutig gewesen, England — er wüßte ja, was wir dem zu verdanken hätten. Die Freundlichkeit des Kaisers wäre ein Rest des alten Verhältnisses, das zum Teil auf verwandtschaftlichen Beziehungen beruhte, sie gründe sich aber auch auf die Erkenntnis, daß unsre Interessen mit den seinen nicht kollidierten. — Wie das künftig werden würde, wüßte man nicht, und so ließe sich darüber auch nicht reden.“ — „Unsre Lage wäre jetzt anders als früher. Wir wären die einzige Macht, die zufrieden zu sein Ursache hätte, wir brauchten niemand einen Gefallen zu thun, von dem wir nicht wüßten, daß er uns einen Gegendienst leisten wolle.“ — „Er kam immer wieder auf ein Äquivalent zurück und fragte zuletzt, ob ich ihm nicht etwas vorschlagen könnte. Ich sprach von der Öffnung der Dardanellen und des Schwarzen Meeres für alle. Das könnte Rußland angenehm sein, da es dann vom Schwarzen Meer ins Mittelmeer könnte, und der Türkei auch, da sie dann ihre Freunde gleich bei sich hätte; auch den Amerikanern, denen man damit einen der Wünsche entzöge, die sie mit Rußland verbänden, den Wunsch nämlich nach ungehinderter Schiffahrt auf allen Wasserstraßen. Er schien das einzusehen.“ — „Die Russen — so

setzte der Kanzler für uns hinzu — hätten übrigens nicht so bescheiden fordern sollen, sondern mehr; dann hätten sie ohne Schwierigkeit die Sache mit dem Schwarzen Meere bekommen." Zu Abeken gewandt, sagte er zuletzt: „Schreiben Sie das an Bernstorff und zur Information auch an Reuß, an letztern mit dem Zusatze, sie möchten doch in Petersburg auf etwas Unschädliches sinnen, was wie ein Äquivalent aussähe."

Das Gespräch drehte sich dann um die vier Punkte des neuen Seerechts, keine Kaperschiffe ausrüsten, Nichtwegnehmen der Ware, soweit sie nicht Kriegskontrebande, Blockade nur giltig, wenn effektiv u. s. w. Einer davon sei von den Franzosen durch Verbrennung deutscher Schiffe flagrant verletzt worden, bemerkte der Chef, der die Unterhaltung über dieses Thema mit den Worten schloß: „Ja, wir müssen sehen, wie wir von dem Unsinn wieder loskommen."

Abends wieder Artikel der deutschen Presse, die sich über das Unterbleiben des Bombardements wundern und beklagen, für den König hergerichtet. Später kommt Löwinsohn und erkundigt sich nach einem gewissen Helbig oder Hillwitz. Ob ich von dem nicht etwas Näheres wüßte. Ich verneinte das. Er wäre, fuhr Löwinsohn fort, Rentier, Demokrat, Freund von Classen-Kappelmann, sei in diesen Tagen hier gewesen und habe mit dem Kanzler eine Besprechung gehabt. Auf der Rückreise habe man ihn verhaftet, auf ein Telegramm vom Chef sei er indes wieder freigegeben worden. Er gelte als ein Agent für die Wiedereinsetzung Napoleons, den er wieder auf den Thron haben wolle, damit er dann gründlich beseitigt und die Republik in Frankreich definitiv begründet werden könne, in der Zwischenzeit aber infolge des Kampfes der französischen Parteien um die Herrschaft der Friede für Deutschland gesichert bleibe.

Ist an dieser Darstellung überhaupt etwas, so wird es teilweise irrtümlich, wenigstens lückenhaft sein. Ich enthielt mich übrigens aller Bemerkungen dazu und nahm das Referat lediglich ad notam.

Mittwoch, den 14. Dezember. Trüber Himmel, laue Luft. Wie gestern und vorgestern wenig, so wird heute gar nicht von den Forts und Kanonenbooten geschossen. Früh auf Befehl des

Chefs die Besetzung von Blois durch unsre Truppen und die Kapitulation von Montmédy telegraphiert.[1]

In Deutschland haben sich die Zentralisten über den Vertrag mit Bayern immer noch nicht zufrieden gegeben. Treitschke in Heidelberg schreibt mir darüber fast in verzweifelnder Stimmung: „Ich begreife sehr gut, daß Graf Bismarck nicht anders handeln konnte; aber eine traurige Geschichte bleibt es doch. Bayern hat uns wieder, wie 1813 durch den Vertrag von Ried, einen Knüppel zwischen die Beine geworfen. So lange wir unsern leitenden Staatsmann haben, werden wir trotzdem laufen können. Ob auch später? Das unbedingte Vertrauen, das ich der Lebenskraft des Norddeutschen Bundes entgegenbrachte, kann ich zu dem neuen Reiche nicht hegen. Ich hoffe nur, die gesunde Kraft der Nation werde trotz der höchst mangelhaften Staatsformen gedeihen.“ Das hoffe ich auch, zumal mir das Mangelhafte dieser Staatsformen nicht so gefährlich vorkommt, als unserm Freunde am Neckarstrande. Übrigens, was hilft das Klagen über Dinge, die nicht anders zu gestalten waren! Was gemacht werden konnte, ist gemacht worden, und nun heißt die Parole: Nimm, was zu haben ist; bei Fleiß, Geschick und Geduld wird mit der Zeit unter dem Beistande Gottes, der aus Deutschland offenbar was machen will, schon mehr daraus werden.[2]

Vor Tische wohnte ich wieder dem Begräbnis von zwei Soldaten bei, die im Schloßlazarett gestorben waren. Der Zug ging über den Boulevard de la Reine und die Rue Adelaide nach dem Gottesacker. Die Franzosen grüßten die Särge auch diesesmal durch Abnehmen der Kopfbedeckung. Die Musik spielte auf der Straße die Melodie: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen“ und an dem großen Massengrabe draußen: „Wie sie so sanft ruhn.“

Am Diner nahmen der Chef und als Gast Graf Holnstein teil. Das Gespräch bezog sich heute nicht auf Politik. Der Minister erzählte recht aufgeräumt und mitteilsam von den verschiedensten Dingen. Er bemerkte u. a., daß er als junger Mann ein rascher

---

[1] 13. Dezember.

[2] Nicht günstiger urteilte der Kronprinz über die Verträge, Tagebuch vom 9. Dezember 1870 und vom 1. Januar 1871.

Läufer und tüchtiger Springer gewesen wäre, dagegen seien seine Söhne ungewöhnlich muskelstark in den Armen. Im persönlichen Kampfe möchte er sich mit denen nicht versuchen.

Er ließ dann das Etui mit der ihm vom Juwelier Bissinger verehrten Goldfeder holen und zeigte sie seinem Gaste, wobei er erwähnte, die Gräfin habe geschrieben, wie es denn eigentlich mit dieser Feder stünde, „es würde wohl ebenso eine Lüge sein, wie die Geschichte mit dem Bengel in Meaux" — wo sie, wie ich erst jetzt erfuhr, dem Chef unversehens das eben geborne Kind eines in diesen Tagen gefallnen französischen Soldaten ins Bett gelegt haben sollten, was natürlich Zeitungserfindung war.

Man sprach nachher davon, daß die Reichstagsdeputation schon in Straßburg angelangt sei und übermorgen hier eintreffen werde, und der Kanzler äußerte: „Da müssen wir doch endlich auch daran denken, was wir ihnen antworten wollen. Simson wird das übrigens wohlthun, der hat solche Sachen schon mehrmals mitgemacht, bei der ersten Kaiserdeputation, dann auf der Hohenzollernburg.[1] Er spricht geschickt, spricht gern und gefällt sich bei solchen Gelegenheiten."

Abeken bemerkte, der Abgeordnete Löwe habe gemeint, er habe das auch schon einmal erlebt und dann Gelegenheit gehabt, fern von Madrid darüber nachzudenken.

„So, war der 1849 dabei?" fragte der Minister.

„Ja — antwortete Bucher —, er war Präsident des Reichstages."

„Nun — entgegnete der Chef —, dann hat er doch nicht der Kaiserreise wegen von Madrid fern bleiben müssen, sondern wegen der Tour nach Stuttgart, die etwas ganz andres war."[2]

Er war dann mit seinen Worten erst in der Hohenzollernburg,

---

[1] Am 3. April 1849 vor Friedrich Wilhelm IV. und am 3. Oktober 1867 vor König Wilhelm bei Überreichung der Adresse des ersten Norddeutschen Reichstags.

[2] Gemeint ist die Übersiedlung des „Rumpfparlaments" von Frankfurt nach Stuttgart nach dem Beschlusse vom 30. Mai. Man hoffte von dort aus eine republikanische Schilderhebung einleiten zu können. Löwe wurde am 6. Juni zum Vorsitzenden gewählt.

wo alle Zweige der Familie besondre Gemächer hätten, dann in einem andern alten Schlosse in Pommern, in dem früher alle Dewitze Wohnungsrecht gehabt hätten, das jetzt aber eine malerische Ruine sei, nachdem es eine Zeit lang von den Bürgern des benachbarten Städtchens als Steinbruch benutzt worden, dann wieder bei einem Gutsbesitzer, der auf eigentümliche Weise zu Gelde gekommen sei. „Er war immer in Not und Verlegenheit gewesen, und gerade als ihm einmal die Not bis an den Hals gestiegen war, kamen ihm die Raupen in seinen Forst, dann entstand ein Waldbrand, und zuletzt trat noch ein Windbruch hinzu. Er war sehr unglücklich und hielt sich für bankerott. Das Holz mußte verkauft werden, und siehe da, er bekam eine schwere Menge Geld dafür — fünfzig- bis sechzigtausend Thaler —, und so war ihm auf einmal geholfen. Er hatte gar nicht daran gedacht, daß er das Holz schlagen lassen konnte."

Daran knüpfte der Chef Bemerkungen über einen andern wunderlichen Herrn, der sein Nachbar gewesen sei. „Er hatte zehn oder zwölf Güter, aber niemals bares Geld und oft Lust, welches anzubringen. So verkaufte er, wenn er einmal ein ordentliches Frühstück gab, gewöhnlich eins von den Gütern. Zuletzt behielt er nur eins oder zwei übrig. Das eine von den andern kauften ihm seine Bauern ab — für fünfunddreißigtausend Thaler. Sie zahlten ihm fünftausend Thaler an und verkauften gleich darauf für zweiundzwanzigtausend Thaler Schiffsbauholz, woran er natürlich nicht gedacht hatte."

Er erwähnte dann der Hartschiere in München, die ihm durch ihre Größe und ihr sonstiges Wesen imponiert hätten, auch vorzügliche Bierkenner sein sollten.

Zuletzt war die Rede davon, daß sein Sohn, Graf Bill, als der erste Deutsche in Rouen eingeritten war. Jemand äußerte, er werde den Bewohnern dieser Stadt durch sein Aussehen den überzeugenden Beweis geführt haben, daß es unsern Truppen bisher nicht an guter Verpflegung gefehlt habe, worauf der Kanzler wieder auf die Stärke seiner „Jungen" kam. „Sie haben für ihr Alter ungewöhnlich viel Kraft — bemerkte er —, obwohl sie nicht geturnt haben. Sehr gegen meinen Wunsch nicht; aber es wollte sich für die Söhne eines Diplomaten nicht passen."

Bei der Nachtischcigarre fragte er, ob die Herren vom Büreau rauchten.

„Alle," antwortete Abeken.

„Nun dann soll Engel doch die Hamburger Cigarren an sie verteilen. Ich habe so viel davon bekommen, daß ich, wenn der Krieg noch zwölf Monate dauert, immer noch welche mit nach Hause bringe."

Nach neun Uhr abends zweimal zum Minister gerufen. Ich soll die von mir angestrichnen Stellen der Nationalzeitung vom 11. und deren Feuilleton, desgleichen die Nachricht der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung von demselben Datum, daß das Dresdner Journal gegen die ungerechten Behauptungen des Koburgers über den Anteil der Sachsen an dem letzten großen Kampfe vor Paris Verwahrung einlegt, für den König herausschneiden und aufkleben. Ferner die Notiz in die Presse gebracht, daß Tarbé, der Redakteur des jetzt in Brüssel erscheinenden Gaulois, dadurch aus Paris und durch die preußischen Linien entkommen ist, daß er einem Schweizer seinen Passierschein für zehntausend Franken abgekauft hat. „Den andern Schweizer (der nach unsrer Quelle einem zweiten Pariser die Erlaubnis zum Durchgang durch unsre Postenkette für sechstausend Franken abgetreten hat) lassen Sie unerwähnt," sagte der Chef. „Es sieht aus, als wollten wir die Schweiz chikanieren, und das ist doch nicht unsre Absicht."

Donnerstag, den 15. Dezember. Das Wetter lau. Es wird von den Forts fast gar nicht geschossen.

Bei Tische waren von Gästen zunächst die Grafen Frankenberg und Lehndorff zugegen. Eine halbe Stunde später erschien auch Fürst Pleß. Der Minister war recht aufgeräumt und gesprächig.

Man unterhielt sich zuerst von der Tagesfrage, d. h. vom Beginn des Bombardements, und der Chef äußerte, es sei nun wohl in acht oder zehn Tagen zu erwarten, der Erfolg aber werde in den ersten Wochen vielleicht gering sein, da die Pariser Zeit gehabt hätten, Vorkehrungen dagegen zu treffen.[1]

---

[1] Am 14. hatte Bismarck mit Roon bei Moltke eine Besprechung. Schneider III, 118.

Frankenberg sagte, in Berlin und vorzüglich im Reichstage spräche man von nichts soviel als von den Ursachen, aus denen man bis jetzt unterlassen habe, Paris zu bombardieren. Alle andern Dinge träten davor zurück.

„Ja — erwiderte der Chef —, jetzt, wo Roon die Sache in die Hand genommen hat, geschieht doch was. Es sind tausend Wagen und die nötige Bespannung zum Munitionfahren auf dem Wege hierher, und von den neuen Mörsern sollen auch welche angekommen sein. Jetzt, wo der es in Angriff genommen hat, wird doch endlich etwas gethan."

Man kam auf die Art zu sprechen, wie die Wiederherstellung des deutschen Kaisertums vor den Reichstag gebracht worden sei, und Frankenberg so wie dann auch Fürst Pleß äußerten sich dahin, daß man dabei nicht so zu Werke gegangen sei, wie zu wünschen gewesen wäre. Die Sache sei mit wenig Geschick arrangiert worden. Die Konservativen habe man von der bevorstehenden Mitteilung nicht avertiert, und so sei diese gerade in die Zeit gefallen, wo sie beim Frühstück gesessen hätten, und Windthorst habe dem Anschein nach nicht Unrecht gehabt, wenn er mit gewohnter Gewandtheit im Benutzen der Umstände bemerkt habe, er hätte von der Versammlung mehr Teilnahme erwartet.

„Ja — sagte der Chef —, dieser Kaiserscherz mußte einen geschicktern Regisseur haben, es mußte eine wirksamere mise en scène stattfinden. Das versteht aber Delbrück nicht.[1] Es hätte einer auftreten müssen, um seine Unzufriedenheit mit den bayrischen Verträgen auszusprechen. Es fehlte dieses, und es mangelte jenes. Dann mußte er sagen: Ja, wenn sich ein Äquivalent für diese Mängel gefunden hätte, etwas, worin die Einheit ausgesprochen wäre, das wäre was andres, und nun mußte man den Kaiser hervorziehen." — „Er ist übrigens wichtiger als mancher glaubt, der Kaiser. Ich konnte es ihnen (scil. den Fürsten) gar nicht sagen, was es alles ist, sonst wäre es mir gewiß nicht gelungen." — „Übrigens gebe

[1] In seinem Tagebuche vom 9. Dezember äußert sich der Kronprinz darüber sehr entrüstet: „Es war kläglich, als ob er die Kaiserkrone in altes Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen; es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen." Vgl. Graf Fred Frankenberg vom 15. Dezember bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 252.

ich ja zu, daß der bayrische Vertrag seine Lücken hat: es ist das aber leicht gesagt, wenn man keine Verantwortlichkeit hat. Wie wars denn, wenn ich mich weigerte und nichts zu stande kam? Es läßt sich gar nicht ausdenken, welche Verlegenheiten die Folge gewesen wären, und so hatte ich eine Heidenangst über die Unbefangenheit der zentralistischen Reichstagsmitglieder." — „Ich habe übrigens heute seit langer Zeit wieder ein paar Stunden recht gut und fest geschlafen. Zuerst konnte ich nicht in Schlaf kommen vor allerlei Sorgen und Gedanken. Dann erschien mir plötzlich Varzin, ganz deutlich, bis ins kleinste, wie ein großes Bild, mit allen Farben sogar — grüne Bäume, Sonnenschein auf den Stämmen, blauer Himmel darüber. Ich sah jeden einzelnen Baum. Ich bemühte mich, es los zu werden, aber es kam immer wieder und quälte mich, und als ichs zuletzt aus dem Gesichte verlor, kam andres, Akten, Noten, Depeschen, bis ich endlich gegen morgen einschlief."

Das Gespräch wandte sich dann auf das schöne Geschlecht hier zu Lande, und der Chef sagte: „Ich bin ziemlich viel durch Frankreich gekommen — auch im Frieden, ja —, ich erinnere mich aber nicht, irgendwo ein hübsches Landmädchen gesehen zu haben, oft aber abschreckend häßliche Dinger. — Aber ich glaube, daß es welche giebt, nur gehen sie, wenn sie hübsch sind, nach Paris und verwerten es."

Gegen den Schluß hin beschäftigte sich die Unterhaltung mit der ungeheuern Verwüstung, die der Krieg über Frankreich gebracht hat, wobei der Minister u. a. bemerkte: „Ich sehe noch voraus, daß alles leer und herrenlos wird, und daß man wie nach der Völkerwanderung verdienten Pommern und Westfalen die Ländereien verleiht."

Nach Tische mit Haber, der morgen nach Bougival auf Vorposten geht, wo beiläufig dieser Tage eine französische Granate in ein Haus gefahren ist und mehrere Leute verwundet hat, im Hotel de Chasse ein Glas Bier getrunken. Sein Vetter war dabei, der Arzt im Schloßlazarett ist. Dieser kam auf den Besuch zu sprechen, den der Chef neulich in den Krankensälen gemacht hatte, und meinte, der dabei von ihm als verdächtig behandelte Doktor wäre in der Art, wie der Herr Bundeskanzler angenommen hatte, wirklich nicht

ſchuldig, wenn die Leute ungenügend verſorgt würden, ebenſowenig der andre Angeklagte. Der Wärter, der unſerm Grafen über die Vernachläſſigung der Kranken berichtet hätte, wäre ein Säufer und in jeder Beziehung unzuverläſſig. Die Schuld trüge zunächſt die zu knapp bemeſſene „Form“ der Krankenkoſt in den preußiſchen Spitälern. Die Leute könnten davon nicht leben und nicht ſterben. Ohne die Beiträge der freiwilligen Krankenpflege, ohne Liebesgaben ginge es gar nicht, und die hätte jener Arzt durch ſchroffes und kurz angebundnes Benehmen gegen ſolche, die Gaben hätten bringen wollen, z. B. gegen franzöſiſche Damen, vielfach geſchmälert.

Abends beim Thee war zuerſt nur Bucher zugegen. Er erzählte mir bei dieſer Gelegenheit, daß Delbrück „der liberale Miniſter“ iſt, der mit den Liberalen zuſammenhält und „an die Zukunft denkt.“ — „In ſeiner erſten Zeit — ſo fuhr er fort — ſprach der Chef einmal mit ihm und bot ihm das Handelsminiſterium an. Er lehnte aber ab, indem er ſagte: Ja, Exzellenz, mit Ihnen dauert es doch nicht lange, und da möchte ich lieber nicht annehmen. Was ſoll ich machen, wenn Sie abtreten? Da müßte ich doch auch gehen und dem Staatsdienſt entſagen, und das geht doch nicht an.“

Dann kam Keudell dazu, der ziemlich gedrückt und beſorgt war über die rieſigen Aushebungen Gambettas, die man, wie er beim Generalſtabe gehört hat, auf 1300000 Mann veranſchlagt. Zwar hatte er auch von Moltkes Leuten erfahren, daß wir achtzig- bis neunzigtauſend Mann neuer Truppen bekommen ſollten, er glaubte aber, daß wir eine halbe Million haben müßten; denn wie wäre es, wenn die Franzoſen von Südoſten herauf mit 300000 Mann einen Vorſtoß auf unſre dünne Verbindungslinie mit Deutſchland ausführten? Wir könnten dann leicht in die Notwendigkeit kommen, Paris ſich ſelbſt zu überlaſſen. — Wohl eine zu melancholiſche Auffaſſung der Sachlage.

Fünfzehntes Kapitel

Chaudordy und die Wahrheit — Wortbrüchige Offiziere — Französische Wortverdrehung — Der Kronprinz Gast des Chefs

Freitag, den 16. Dezember. Das Wetter ist lau, der Himmel bedeckt. Früh mehrere Artikel über das Rundschreiben de Chaudordys wegen der barbarischen Art und Weise gemacht, in der wir angeblich den Krieg führen. Der Gedankengang war dabei folgender. Zu den Verleumdungen, die die französische Presse seit Monaten in Umlauf setzt, um die öffentliche Meinung gegen uns aufzuregen, ist nunmehr ein Aktenstück getreten, das von der Regierung, der Provisorischen Regierung Frankreichs selbst ausgeht und den Zweck verfolgt, durch schiefe und übertreibende Darstellung unsers Verfahrens im jetzigen Kriege die fremden Höfe und Kabinette gegen uns einzunehmen. Ein Beamter des Ministeriums des Auswärtigen, Herr de Chaudordy in Tours, nimmt das Wort, um uns in einem Rundschreiben vor den neutralen Mächten zu verklagen. Hören wir ihn in den Hauptpunkten seines Elaborats, und sagen wir dann, wie sichs mit diesen Dingen in Wahrheit verhält, und wem der Vorwurf barbarischer Kriegführung zu machen ist, uns oder den Franzosen.

Er behauptet, wir requirierten in maßloser Weise und verlangten von den in unsre Gewalt gefallenen Orten und Gemeinden unerschwingliche Kontributionen. Wir sollen ferner selbst an das Privateigentum der Einzelnen die Hand gelegt haben. Dann sollen wir grausam die Städte und Dörfer verbrannt und ausgeplündert haben, deren Einwohner gegen uns gekämpft haben oder auch nur den Verteidigern des französischen Vaterlandes irgendwie durch Handreichung behilflich gewesen sind. Unser Ankläger sagt: „Um

eine Stadt für die Handlungsweise eines einzelnen Bürgers zu bestrafen, dessen ganze Schuld darin bestand, daß er sich gegen die fremden Eindringlinge erhob, haben Oberoffiziere ihre Plünderung und Anzündung befohlen, wobei sie die ihren Truppen auferlegte unerbittliche Mannszucht mißbrauchten. Jedes Haus, wo ein Franctireur verborgen oder gespeist wurde, ist niedergebrannt worden. Wo bleibt da das Eigentum?" Wir hätten, so heißt es in dem Rundschreiben weiter, mit der Beschießung offner Städte ein Verfahren eingeschlagen, das in der Geschichte einzig dastehe. Endlich hätten wir uns unter andern Grausamkeiten auch der schuldig gemacht, auf Eisenbahnzügen Geiseln mitzunehmen, um vor Aushebung der Schienen und andern Beschädigungen und Gefährdungen gesichert zu sein.

Wir bemerken hierzu folgendes. Wenn Herr de Chaudordy etwas vom Kriege verstünde, so würde er sich über die Opfer, die unsre Operationen der französischen Bevölkerung auferlegen, nicht beklagen, sondern sich wundern, daß sie vergleichsweise mäßig sind. Die deutschen Truppen ferner achten überall das Privateigentum, aber freilich darf man von ihnen nicht verlangen, daß sie nach Gewaltmärschen, nach heftigen Kämpfen, nachdem sie Kälte und Hunger ertragen haben, darauf verzichten sollen, sich möglichst bequem unter Dach zu bringen und sich das, was sonst zur unmittelbaren Notdurft gehört, Speise, Trank und Holz z. B., von den Bewohnern der betreffenden Orte geben lassen oder, im Falle diese geflüchtet sind, sich nehmen. Im übrigen ist zu konstatieren, daß sie, statt, wie Herr de Chaudordy behauptet, sich am Privateigentum zu vergreifen, vielfach gerade umgekehrt Gegenstände von künstlerischem oder sonstigem Werte, die durch das Feuer der französischen Geschütze gefährdet waren, mit Hintansetzung ihres eignen Lebens für die Eigentümer gerettet haben. Wir haben Dörfer niedergebrannt. Aber weiß der Ankläger nichts von der Ursache, nichts davon, daß aus ihnen Franctireurs meuchlerisch auf unsre Leute geschossen, daß die Bewohner dieser Ortschaften den Mördern dabei geholfen und ihnen in jeder Weise Vorschub geleistet hatten? Hat er nichts davon gehört, daß die Franctireurs, die sich neulich von Fontaines nach Lyon begaben, ganz offen und ungescheut davon sprachen, daß der Zweck ihres Marsches die Besichtigung der Häuser in der Umgegend

sei, deren Ausplünderung sich der Mühe verlohne? Kann er ein einziges verbürgtes Beispiel anführen, daß von unsern Soldaten Greuelthaten begangen worden sind, wie sie von den Turkos und den Freischaren der Franzosen an ihnen verübt wurden? Haben unsre Truppen ihren lebenden und toten Gegnern Nasen und Ohren abgeschnitten, wie die Franzosen am 30. November zu Coulours den deutschen Soldaten? Als am 11. Dezember in Lille achthundert deutsche Gefangne eingebracht werden sollten, trafen deren nur zweihundert ein. Viele davon waren schwer verwundet, aber statt ihnen Hilfe angedeihen zu lassen, warf sie das Volk mit Schneebällen und schrie, man solle ihnen die Bajonette durch den Leib rennen. Unerhört ist es, wie oft die Franzosen auf Parlamentäre geschossen haben, fast unglaublich klingt, aber wohl verbürgt ist nachstehendes Vorkommnis. Am 2. Dezember schrieb der Vizefeldwebel Steinmetz von Villers an seinen Leutnant in Mirecourt auf ausdrückliches Verlangen eines Offiziers der Garibaldianer einen Brief, worin er ihm anzeigte, wenn unsre Truppen sich gegen Vittel oder andre Orte der Umgegend Repressalien erlaubten, so werde man den vierzehn bei einem Überfall in die Hände der Freischärler gefallnen Preußen die Ohren abschneiden.

Wir haben Freischärler in manchen Fällen nicht als Soldaten behandelt, aber nur, wo sie sich nicht als solche betrugen, wo sie nach den Grundsätzen verfuhren, die der Präfekt Luce Villard am 21. November durch die Maires dem Landvolke des Departements Côte d'Or empfohlen hat, wenn er ihnen sagte: „Das Vaterland fordert von euch nicht, daß ihr euch massenhaft versammelt und dem Feinde offen entgegentretet. Es erwartet von euch, daß drei oder vier entschlossene Männer jeden Morgen von den Gemeinden ausziehen und sich an einem durch die Natur selbst bezeichneten Orte aufstellen, von dem aus sie ohne Gefahr auf die Preußen schießen können. Vor allen Dingen müssen sie auf feindliche Reiter schießen, deren Pferde sie an dem Hauptorte des Arrondissements abzuliefern haben. Ich werde ihnen eine Prämie erteilen (bezahlter Meuchelmord also) und ihre heldenmütige That in allen Zeitungen des Departements und im Journal Officiel bekannt machen lassen."

Wir haben offne Städte beschossen, z. B. Orleans, aber sollte es Herrn de Chaudordy nicht bekannt sein, daß diese Städte vom

Feinde besetzt waren? Und hat er vergessen, daß die Franzosen die offnen Städte Saarbrücken und Kehl bombardiert haben? Was endlich die Geiseln anlangt, die unsre Eisenbahnzüge begleiten mußten, so wurden sie mitgenommen, nicht um französischen Heldenthaten ein Hindernis zu sein, sondern um heimtückische Verbrechen unmöglich zu machen. Die Eisenbahnen befördern nicht bloß Soldaten, Waffen, Munition und andern Kriegsbedarf, sie sind nicht bloß ein Kriegsmittel, dem man mit andern Gewaltmitteln entgegentreten darf. Auf ihnen fahren auch Massen von Verwundeten, Ärzte, Krankenpfleger und andre Personen durchaus harmloser Art. Soll es nun dem ersten besten Bauern, soll es den Freischaren erlaubt sein, durch Aufreißen der Schienen oder Belegung der Schienen mit Steinen Hunderte solcher Personen zu gefährden? Man sorge französischerseits dafür, daß die Sicherheit der Eisenbahnzüge nicht mehr bedroht wird, und die Geiseln werden fortan bloße Spazierfahrten machen, oder man wird davon absehen können, durch Mitnahme solcher Personen deutscherseits die Sicherheit herzustellen. Wir unterlassen es, weiter auf die Chaudordyschen Klagen einzugehen. Die Kabinette Europas kennen die humane Gesinnung, die die deutsche Kriegführung beseelt, und man wird die Behauptungen des französischen Anklägers ohne viele Mühe auf ihren wahren Wert zurückzuführen wissen. Im übrigen ist der Krieg eben der Krieg. Sammethandschuhe spielen da keine Rolle, und die eisernen Handschuhe, mit denen wir zugreifen müssen, würden vielleicht seltener angewandt werden, wenn die Regierung der nationalen Verteidigung in ihrer Leidenschaft nicht den Volkskrieg verkündigt hätte, der immer zu größern Härten führt als der Kampf zwischen regelmäßigen Armeen.

Am Nachmittag wurde wieder einmal den prächtigen Bronzegöttern hinterm Schlosse und den moosüberwucherten weißen Marmorbildern am Hauptwege des Parks ein Besuch gemacht.

Bei Tische fehlten außer Bohlen, der noch immer krank war, auch Hatzfeldt, der unwohl geworden, und Keudell, der beim Könige zur Tafel befohlen war. Als Gäste waren bei uns diesmal Graf Holnstein und Fürst Putbus geladen. Die Unterhaltung bewegte sich zuerst um den bayrischen Vertrag, und Holnstein erwartete, daß er die Zustimmung der zweiten Kammer (in München) finden

werde, zu der eine Majorität von zwei Dritteilen der Stimmen erforderlich ist; man wisse schon, daß er nur etwa vierzig Stimmen gegen sich haben werde. Auch daß er von der Kammer der Reichsräte keine Ablehnung erfahren werde, sei so gut wie sicher.

Der Chef bemerkte: „Thüngen wird wohl dafür sein."

Holnstein erwiderte: „Ich glaube; denn der hat ja auch für die Beteiligung am Kriege gestimmt."

„Ja — sagte der Minister —, der gehört zu den ehrlichen Partikularisten; aber es giebt auch Partikularisten, die nicht ehrlich sind, die andre Zwecke verfolgen."

Holnstein versetzte: „Gewiß! von den Patrioten haben welche das deutlich gezeigt, sie haben das »Für König und Vaterland« weggelassen und bloß das »Mit Gott« beibehalten."

Putbus brachte das Gespräch dann auf das nahe Fest und meinte, es sei doch hübsch, daß die Leute in den Lazaretten auch ihren Weihnachtsbaum haben sollten. Es werde dafür gesammelt, und man habe schon zweitausendfünfhundert Franken beisammen.

„Pleß und ich haben gezeichnet," fuhr er fort. „Dann hat man es auch dem Weimaraner vorgelegt, und der hat fünfhundert Franken gegeben, der Coburger, der hernach drangekriegt wurde, zweihundert. Er ist gewiß nicht gern drangegangen." — „Er hat es so einrichten müssen, daß er nicht mehr als der Weimaraner und nicht weniger als Pleß schrieb."

„Ja — sagte der Minister —, dem ists gewiß sauer geworden."

Putbus: „Aber er ist ja reich."

Chef: „Sehr reich."

„Nun ja, er hat den großen Wald gekriegt, der über eine Million wert ist."

Chef: „Den hat ihm die Kronprinzessin verschafft mit allerlei Künsten, auch bei mir. Aber bei mir ists jetzt aus mit ihm. Meine Unterschrift bekommt er nicht wieder." — „Zweihundert Franks übrigens — da hat er sich nicht sehr angegriffen. Das ist ja nicht viel über fünfzig Thaler, sieht ihm aber ganz ähnlich."

Putbus äußerte, man werde die Liste auch Seiner Majestät vorlegen, worauf der Chef bemerkte: „Nun, mir werden Sie die Beteiligung daran doch auch gestatten?"

Jemand erwähnte hierauf, daß der — „sich auch in andrer

Beziehung wenig nobel aufgeführt" habe. Er habe eine Ambulanz für sein Regiment errichtet, in der sich nur drei oder vier Offiziere befänden, und die Kosten dafür dann von der Kommandantur requiriert, wozu doch nur die Ärzte berechtigt wären.

„Sie habens ihm doch nicht gegeben?" fragte der Kanzler.

Putbus: „Doch, aber nicht ohne Bemerkungen, und da hat er tüchtig geschimpft."

Es wurde dann erwähnt, daß bei Wetzlar ein französischer Luftballon niedergefallen sei, und daß es hieße, Ducrot sei darin gewesen.

„Nun, der wird doch erschossen?" fragte Putbus.

„Nein, Zuchthaus — entgegnete der Chef — zehn Jahre Zuchthaus. Nämlich, wenn er vor ein Kriegsgericht kommt, so thut ihm das nichts; aber ein Ehrenrat würde ihn sicher verurteilen — so sagen mir Offiziere."

„Sonst nichts Neues von militärischen Ereignissen?" erkundigte sich Putbus.

Der Minister antwortete: „Beim Generalstabe vielleicht. Wir wissen davon nichts. Wir erfahren nur, was man uns auf vieles Betteln zukommen läßt, und das ist spärlich genug."[1]

Dann wollte jemand gehört haben, daß für morgen wieder ein großer Ausfall der Pariser erwartet werde, und daran knüpfte ein andrer von den Tischgenossen die Bemerkung, daß in einer Seitengasse der äußern Stadt oder, wie andre behaupteten, am Wege nach Meudon auf einen Dragoner und im Walde zwischen hier und Ville d'Avray auf einen Offizier geschossen worden sei. (Daher die gestrige Bekanntmachung, wonach sich von nachmittags drei Uhr an bis neun Uhr des Morgens kein Zivilist in den Wäldern bei der Stadt betreten lassen soll, und die Schildwachen und Patrouillen Befehl haben, auf jeden Nichtmilitär, der sich in dieser Zeit da sehen läßt, Feuer zu geben.)

„Sie scheinen Windbüchsen zu haben," vermutete der Chef. „Wahrscheinlich sind es die alten Wilddiebe dieser Gegenden."

Zuletzt wurde davon gesprochen, daß die Regierung der nationalen Verteidigung wieder eine Anleihe zu kontrahieren vorhabe, und der Minister sagte, zu mir gewandt: „Es wäre doch da auch

[1] G. u. E. II, 94 ff.

nützlich, wenn in der Presse hervorgehoben würde, daß man Gefahr läuft, wenn man dieser Regierung sein Geld leiht. Es kann kommen, wäre zu sagen, daß die Anleihen der jetzigen Regierung von der, mit der wir Frieden schließen, nicht anerkannt werden, und daß wir dies unter die Friedensbedingungen aufnehmen. Das könnte besonders in die englische Presse kommen und in die belgische."

Nachdem wir von Tische aufgestanden waren, sagte mir Abeken, Graf Holnstein habe gefragt, wer ich wäre. (Wahrscheinlich deshalb, weil ich jetzt der einzige an der Tafel des Kanzlers bin, der noch Zivilkleidung trägt.) Ich wäre wohl der Leibarzt des Herrn Ministers, weil man mich Doktor nenne.

Abends berichtete Löwinsohn, ein hochgestellter Konservativer, der ihm bisweilen Mitteilungen mache, habe ihm gesagt, daß man in seinen Kreisen begierig sei, zu erfahren, was der König der Reichstagsdeputation antworten werde. Er sähe sie ungern kommen; denn erst der erste deutsche Reichstag, nicht der norddeutsche könne ihm die Kaiserkrone antragen. (Der König denkt wohl weniger an den Reichstag, der ihm die Kaiserkrone nicht einseitig antragen, sondern ihm vereint mit den Fürsten im Namen des Volkes um Annahme bitten will, als an die Fürsten, die auf den Vorschlag des Königs von Bayern noch nicht alle geantwortet haben werden.) Übrigens hätte er, der hochgestellte Konservative meines Berichterstatters, es lieber gesehen, wenn der König Kaiser von Preußen geworden wäre (Geschmackssache); so ginge ja Preußen eigentlich in Deutschland auf, und das erweckte ihm Bedenken. — Löwinsohn erzählte auch, daß der Kronprinz sehr ungehalten über gewisse Korrespondenten sei, die in deutschen Blättern Chateaudun mit Pompeji verglichen und sonst von der Verwüstung des Landes durch den Krieg Bilder in lebhaften Farben entworfen hätten. Ich regte dann meinen Besuch zur Bearbeitung der Themata „Neue französische Anleihe" und „Chaudordy und die Ohrenabschneider Garibaldis" für die ihm zugängliche Indépendance Belge an, was er ür morgen versprach.

Als er fort war, machte ich mich selbst an die Behandlung des ersten Themas für die Kölnische Zeitung, die in folgender Fassung in unsern Briefkasten kam:

„Also wieder eine Anleihe, mit der die frevelhafte Unbefangen-

heit der Herren, die jetzt in Tours und Paris die Geschicke Frankreichs zu lenken versuchen und immer tiefer in moralisches und materielles Verderben hineinlenken, auch das Ausland für sich auszubeuten sucht. Man mußte diese Maßregel schon seit einiger Zeit erwarten, und so wundern wir uns nicht darüber. Wohl aber möchten wir der finanziellen Welt zu bedenken geben, daß sich hinter den Vorteilen, die man ihr bieten wird, eine, wie man meinen sollte, sehr greifbare Gefahr birgt, die wir wohl nur kurz anzudeuten brauchen, um sie begriffen zu sehen. Hohe Verzinsung und ein niedriger Ausgabekurs mögen sehr viel Verführerisches haben. Allein die Regierung, die die Anleihe macht, ist weder von ganz Frankreich, noch von irgend einer Macht des übrigen Europa anerkannt. Ferner aber sollte man sich erinnern, daß deutscherseits im Hinblick auf gewisse Anleihen, die von französischen Gemeinden zu Kriegszwecken aufzunehmen versucht wurden, die Erklärung erging, es werde dafür gesorgt werden, daß sie keine Einlösung fänden. Wir meinen, das sollte ein Fingerzeig sein, daß derselbe Grundsatz auch in größerm Stile zur Anwendung kommen werde. Es könnte und es wird vermutlich von der Regierung Frankreichs, mit der Preußen und seine Verbündeten Frieden schließen werden — die jetzige Regierung wird es voraussichtlich nicht sein —, verlangt werden, es könnte und es wird aller Wahrscheinlichkeit nach unter die Friedensbedingungen aufgenommen werden, daß diese Regierung einer nahen Zukunft die von den Herren Gambetta und Favre eingegangnen Verpflichtungen in betreff der Verzinsung und der Rückzahlung ihrer Anleihen als nicht für sich bindend ansehe. Das Recht dazu hätte sie ohne Zweifel, da diese Herren zwar im Namen Frankreichs, aber ohne Auftrag und Vollmacht Frankreichs geliehen haben. Man lasse sich also gewarnt sein."

Nach zehn Uhr kam Wollmann herauf und erzählte, daß die Reichstagsdeputation angekommen, und daß Simson, ihr Sprecher, schon unten beim Chef sei, der ihn wohl über die Abneigung des Königs, sie vor dem Eingang aller fürstlichen Zustimmungsbriefe zu empfangen, verständigen werde.[1] Diese Briefe gingen erst an den

[1] Es waren dreißig Herren, die über Frankfurt, Straßburg und Epernay nach Lagny mit Eisenbahn, von da zu Wagen nach Versailles fuhren, s. Erinnerungen von Unruhs, S. 317 f.

König von Bayern, der sie dann unserm Könige zuschicke. Telegraphisch hätten die Fürsten sich schon alle zustimmend geäußert — nur Lippe scheine noch nicht mit seinen Bedenken aufs reine gekommen zu sein. Wahrscheinlich würden infolge dieser Verzögerung ein paar von den Mitgliedern der Deputation erkranken müssen. — Wollmann berichtet auch, daß das Telegramm Delbrücks, das neulich das Durchgehen des Vertrags mit Bayern im Reichstage gemeldet hat, die Worte enthalten habe: „Auch die Kreisrichter vermochten den Schritt der Weltgeschichte nicht aufzuhalten.“[1]

Sonnabend, den 17. Dezember. Früh gelbes Morgenrot im Fenster und draußen schönes Wetter. Dann um neun Uhr, während ich mit Abeken einen Gang durch die Anlagen des Gartens mache, plötzlich dicker Nebel, der sich über eine amphibienhafte kleine Welt ausbreitet. Es ist halb Winter, halb Sommer. Der Boden ist mit Schnee bedeckt, die Bäume des Parks aber, an allen ihren Zweigen von Epheu umflochten, die eine Seite der Umfassungsmauer, gleichfalls von Epheu überrankt, der Platz um den kleinen Wasserfall, wo sich zartes Farnkraut erhebt, sind durchweg grün, und unter dem gefallnen Laube auf den mit Buchsbaum eingefaßten Beeten blühen verborgne Veilchen, von denen wir für Abekens Frau einen recht artigen Strauß pflücken. Erst gegen zwölf Uhr verzog sich der Nebel wieder.

Im Laufe des Vormittags schrieb ich einen zweiten Artikel über die neue französische Anleihe. Beim Frühstück hörte man, daß Vendome von den Unsern besetzt worden sei.[2] Von den Sekretären wurde erzählt, daß der Chef die Gewohnheit hat, wenn er ihnen diktiert, im Zimmer auf- und abzugehen und dann und wann an einen Tisch, einen Stuhl oder eine Kommode zu klopfen, bisweilen schwänge er dabei auch die Quaste seines Schlafrocks. Er scheint heute übrigens keine gute Nacht gehabt zu haben; denn er hatte um halb zwölf Uhr noch nicht gefrühstückt und war eine Stunde später noch nicht zu sprechen. Beim Könige soll heute eine

[1] Die preußischen Kreisrichter bildeten während des Konflikts im Abgeordnetenhause geradezu den Kern der Opposition.

[2] Vom zehnten Armeekorps am 16. Dezember.

große Beratung der Militärs stattfinden — vielleicht in Sachen des Bombardements?[1]

Am Nachmittag in einem Aufsatz die sich immer mehr häufenden Fälle besprochen, daß sich gefangne französische Offiziere mit Bruch ihres Ehrenwortes aus den Orten, wo sie interniert worden waren, entfernen und sich nach Frankreich begeben, um wieder Dienste gegen uns zu nehmen. Diese Fälle übersteigen schon die Zahl fünfzig, und unter den Entwichnen sind Offiziere aller Grade, sogar drei Generale: Ducrot, Cambriels und Barral. Nach der Schlacht bei Sedan hätten wir die in die Festung eingeschlossene französische Armee durch Vernichtung unschädlich machen können. Menschlichkeit und Vertrauen auf Worthalten ließen uns davon absehen. Die Kapitulation wurde gewährt, wobei wir annehmen mußten, daß alle Offiziere mit ihr einverstanden und bereit seien, den Bedingungen nachzuleben, die sie auferlegte. War dies bei einigen nicht der Fall, so mußten wir davon in Kenntnis gesetzt werden. Wir würden dann diese Ausnahmen als Ausnahmen behandelt, d. h. den betreffenden Offizieren nicht die Zugeständnisse gemacht haben, die den übrigen zu teil wurden, mit andern Worten, man würde ihnen nicht die freie Bewegung gestattet haben, die sie jetzt in so schmählicher Weise benutzen. Der bei weitem größere Teil der gefangnen Offiziere freilich ist dem gegebnen Worte treu geblieben, und so könnte man über die Sache mit einem Achselzucken hinwegsehen. Sie bekommt aber ein andres Gesicht dadurch, daß die Provisorische Regierung Frankreichs den Ehrenwortsbruch der Offiziere durch ihre Wiederanstellung in den Regimentern, die gegen uns im Felde stehen, gebilligt hat. Oder hätte man von einem Falle gehört, wo einem solchen Deserteur die Wiederaufnahme in die Reihen der französischen Armee versagt worden wäre? Hätte man, so fragen wir weiter, vernommen, daß irgendwo die französischen Offiziere gegen den Wiedereintritt solcher Kameraden in ihr Korps Einspruch gethan hätten? Nicht bloß die Regierung also, sondern auch der

[1] Schneider III, 118 f.: „Am 17. wurden zum Generalsvortrage [beim König] auch die Artillerie- und Ingenieurgenerale des Großen und des Hauptquartiers der III. Armee zugezogen, woraus man schloß, daß es nun doch mit dem Artillerieangriff gegen Paris Ernst werden dürfte."

Offiziersstand Frankreichs findet dieses ehrlose Benehmen in der Ordnung. Danach aber wird den deutschen Regierungen die Pflicht auferlegt, zu untersuchen, ob die den französischen Offizieren bisher gewährten Erleichterungen ihrer Gefangenschaft mit den Interessen Deutschlands im Einklange stehen. Sodann aber wird man sich unsrerseits die Frage vorzulegen haben, ob sich ein Vertrauen auf die Zusagen, die die jetzige französische Regierung bei Verträgen mit den Deutschen giebt, ohne materielle Bürgschaften, ohne Unterpfänder für das Worthalten fernerhin rechtfertigt.

Bei Tische war Herr von Arnim-Kröchlendorff,[1] der Schwager des Ministers, ein Herr mit energischem Gesichtsausdruck und rötlichem Vollbart, anscheinend angehender Fünfziger, als Gast zugegen. Der Chef war recht gut gelaunt, das Gespräch aber diesmal nicht von besondrer Bedeutung. Es drehte sich meist um das Bombardement und die Stellung, die eine gewisse Partei im Hauptquartier zu ihm eingenommen habe.

Arnim erzählte, als Grävenitz mit dem Kronprinzen davon gesprochen habe, habe der gesagt: „Unmöglich, gar nichts zu machen, kommt nichts raus dabei." Und auf G.s Gegenrede habe er erklärt: „Nun, wenn Sie das wissen, so machen Sies doch, so schießen Sie doch." Grävenitz habe darauf geantwortet: „Königliche Hoheit, ich kann nur Viktoria schießen."

Dazu bemerkte der Chef: „Das ist doch ein recht zweideutiger Ausdruck. Übrigens hat er auch zu mir gesagt, wenn ich dächte, es ginge mit dem Bombardement, so sollte ich doch den Befehl übernehmen. Ich erwiderte, das wollte ich wohl für vierundzwanzig Stunden, aber nicht länger; denn (so setzte er — wohl wegen der Diener — auf Französisch hinzu) ich verstehe nichts davon, ich glaube, ungefähr so viel wie er, der auch nicht viel von solchen Sachen weiß."

Plötzlich fragte der Chef Bucher: „Haben Sie Bleistift bei sich und Papier?"

„Ja."

„Dann telegraphieren Sie doch (vermutlich an Delbrück): Der König wird morgen um zwei Uhr nachmittags die Reichstags-

[1] Mitglied der Kaiserdeputation.

deputation empfangen. Näheres später." (Er wird ihnen wahrscheinlich andeuten, daß er bereit ist, die Kaiserwürde nach ihrem Wunsche anzunehmen, daß er sein Recht dazu aber in erster Linie aus der Aufforderung des Königs von Bayern und der Übereinstimmung der übrigen deutschen Fürsten damit herleitet, und daß diese Übereinstimmung noch nicht von allen Seiten ausgesprochen ist.)

Als Arnim sagte, er könne nicht mehr essen, da er vorher zu viel Saucischen gehabt habe, fragte der Chef lächelnd: „Wo waren die denn her? Doch nicht etwa aus Paris? Denn da wäre Gefahr von wegen Ratte." Sie sollen nämlich jetzt drinnen wirklich mit frischem Fleische nur noch knapp versehen sein, und es heißt, daß an einigen Stellen ein förmlicher Rattenmarkt bestünde, dem die Katakomben gute Ware in Fülle lieferten.

Nach acht Uhr abends kam, wie gewöhnlich, Löwinsohn zum Nachrichtenaustausch. Er erzählte, daß unter den Engländern in Versailles einige Aufregung herrsche. Mehrere Söhne Britanniens, die hier das Korrespondentengewerbe betrieben, darunter ein Kapitän Hozier,[1] hätten das Unglück gehabt, auf der Tour von hier nach Orleans in einem Wirtshause von deutschen Soldaten, die ihr Englisch nicht verstanden, für Spione gehalten und arretiert zu werden. Nur mit Hozier, der etwas Deutsch spreche, habe man eine Ausnahme gemacht. Die übrigen seien trotz ihrer guten Papiere festgehalten und auf einem Wagen nach Versailles gebracht worden. Der Kronprinz, der alles, was englisch spreche, stark protegiere, sei sehr aufgebracht, und die Londoner Blätter würden fürchterlich schimpfen und eine Nationalbeleidigung daraus drechseln. Löwinsohn schien etwas echauffiert von der Sache. Ich dachte: Wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um, und wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen.

Auch Bucher fand die Geschichte, als ich sie ihm mitteilte, eher vergnüglich als gefährlich und meinte, das sei ein weiteres Kapitel zu dem bekannten komischen Romane von Brown, Jones, Smith und Robinson, die sich, ohne eine andre Sprache als die der

[1] Hozier war auch 1866 Berichterstatter im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl.

Londoner Cockneys zu verstehn, auf Reisen in fremde Länder begeben und dort nun in allerhand Verlegenheiten geraten.

Bucher erzählte später noch, daß der Chef ein großer Freund der Natur und malerischer Gegenden sei. Mehrmals habe er mit ihm die Nachbarschaft von Varzin durchstreift, und dabei habe er gewöhnlich zu Ende gesagt: „Sie werden uns jetzt zum Essen erwarten, aber sehen Sie dort den Hügel, da müssen wir noch hinauf, da giebts noch eine Aussicht."

Abends nach zehn Uhr wurde wieder einigemal von den Forts geschossen.

Sonntag, den 18. Dezember. Das Wetter trübe, aber ohne Nebel. Früh wieder einige Schüsse aus grobem Geschütz zu hören. Am Vormittag mehrere Briefe nach Deutschland geschrieben. Um zwei Uhr fuhr der Chef nach der Präfektur zur Vorstellung der Reichstagsleute. Ich machte in der Zeit bis zu seiner voraussichtlichen Rückkehr mit Wollmann einen Spaziergang durch den Schloßpark und zuletzt über die Avenue de Paris, wo die Zeremonie in der Präfektur ziemlich einfach verlaufen sein sollte. Die hier anwesenden Fürstlichkeiten hätten sich zum Könige begeben, desgleichen die Abgesandten des Reichstags. Nach zwei Uhr wäre der König in Begleitung des Thronfolgers und der Prinzen Karl und Adalbert in den Empfangssaal getreten, wo sich die Großherzöge von Baden, Oldenburg und Weimar, der Koburger und der Meininger Herzog, die drei hier gegenwärtigen Erbgroßherzöge von Mecklenburg, Weimar und Oldenburg, der Prinz Wilhelm von Württemberg und eine Anzahl andrer fürstlicher Personen, der Bundeskanzler und die Generalität um ihn gruppiert hätten. Niemand wäre in großer Uniform gewesen. Simson hätte die Anrede an Seine Majestät gehalten, und der König hätte ungefähr, wie erwartet war, geantwortet. Um fünf Uhr hätte ein Diner von achtzig Gedecken die Feierlichkeit beschlossen.[1]

---

[1] Voraus ging ein Gottesdienst in der Schloßkirche, wo D. Bernhard Rogge die Predigt über Phil. 4, 4—8 hielt, s. Rogge, Bei der Garde, 115 f. Roon III⁴, 265. Über den Empfang selbst nachmittags 2 Uhr im Empfangssaale der Präfektur Roon a. a. O. Unruh 319 ff. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 146 ff. vgl. I, 50. Wilmowski 77 f. Kaiser Friedrichs Tagebuch vom 18. Dezember. Grenzboten 1871, 1. Quartal, 285. 338. 393.

Auf dem Heimwege vom Parke teilte mir Wollmann mit, daß der Chef in diesen Tagen an den König geschrieben und um Zulassung zum Kriegsrate gebeten, aber die Antwort erhalten habe, zu Beratungen politischer Natur sei er, wie 1866, immer berufen worden, und das sollte auch in Zukunft geschehen, damit aber möge er zufrieden sein. (Wird sich vermutlich einigermaßen anders verhalten; denn Wollmann versteht sich nicht auf genaues Referieren.)

Ich aß an diesem Nachmittag im Comte de Toulouse bei Dr. Good,*) der außer mir einen andern Kentuckier, Mr. Bowland, Mac Lean und den englischen Korrespondenten Conningsby eingeladen hatte. Die Amerikaner waren charmante Leute, die sich über die Genauigkeit verwunderten, mit der ich ihnen die Gegend von Falmouth, der Geburtsstadt Bowlands, beschreiben und den Weg von Cincinnati dorthin angeben konnte. Sie wollten mein Urteil über die Vereinigten Staaten hören und namentlich wissen, wie ich über den großen Bürgerkrieg denke, an dem Good längere Zeit teilgenommen hatte. Die Antwort, die ich gab, und bei der ich auch den Sezessionisten Gerechtigkeit widerfahren ließ, schien sehr zu befriedigen. Dann brachte Conningsby den Vorfall mit Hozier und Komp. aufs Tapet und wünschte Belehrung darüber, wie ich ihn auffasse. Ich sagte ihm, die Herren hätten der Geschichte von Brown, Smith und Robinson ein neues Kapitel hinzugefügt. Es wäre billigerweise nicht zu verlangen, daß unsre Soldaten und Subalternoffiziere Englisch verstünden, und die Sache schiene mir auf ein Mißverständnis hinauszulaufen.

Er entgegnete, Hozier hätte ja aber Deutsch gesprochen, auch hätten alle vier Herren gute Papiere in deutscher Sprache bei sich gehabt, die mit den Unterschriften von Roon und Blumenthal versehen gewesen wären.

Schneider III, 121, als Augenzeuge: „Der König war sichtlich tief ergriffen, ja in einem Grade, wie ich es wenigstens noch nie gesehen hatte." Text der Ansprachen bei L. Hahn, Fürst Bismarck, sein politisches Leben und Wirken, II, 268 f. und bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 149 f.

*) Ein ungemein liebenswürdiger junger Arzt aus Louisville in Kentucky, der sich, der deutschen Sprache vollkommen mächtig, der Krankenpflege im Hauptquartier gewidmet hatte, und den ich durch Mac Lean kennen gelernt hatte. Er wurde infolge der Strapazen, die er im amerikanischen Sezessionskriege durchgemacht hatte, später aber selbst von einer langsam tötenden Krankheit ergriffen.

„Je nun — erwiderte ich —, dann ists aller Wahrscheinlichkeit nach ein wenig zu viel militärische Gewissenhaftigkeit, zu viel Eifer und Vorsicht gewesen."

Mr. Conningsby versetzte, er könnte das nicht in dem Lichte betrachten, er wäre der Ansicht, die Leute hätten die Korrespondenten als Engländer schlecht behandelt, weil sie von der Erbitterung der Deutschen über die englischen Waffensendungen angesteckt gewesen wären. Aber wir würden schon sehen, was davon käme.

Ich mochte ihm nicht sagen, daß das, was er Erbitterung nannte, wohl mehr Mißtrauen gewesen sein würde, und daß ich das begreiflich fände. So bemerkte ich bloß: „Es wird vermutlich einen großen Lärm, ein entrüstetes Aufrauschen in der Presse geben, weiter nichts." Ich könnte mir wirklich nicht denken, daß dabei mehr herauskommen würde, fügte ich hinzu.

Er meinte, dabei würde es nicht bleiben, und redete vom britischen Löwen und vom civis Romanus.

Ich erwiderte, der Löwe würde brüllen, und wir würden denken: Gut gebrüllt, Löwe! Noch einmal brüllen! Und was den civis anginge, so hätten sich die Zeiten, seit der Mode gewesen, doch einigermaßen geändert. People have their own ideas about these notions.

Er äußerte, wir wären von unsern Erfolgen sehr stolz geworden, und der britische Löwe könnte nicht bloß brüllen, sondern auch fechten, wenn er nicht befriedigt würde. Das Mindeste aber, was man fordern müßte, wäre die Entlassung des bei der Arretur seiner Landsleute beteiligten Offiziers.

Ich bat ihn, sich nicht aufzuregen, sich die Sache mit kaltem Blute anzusehen. Sie wäre wirklich in keiner Beziehung gefährlich. Wir würden unsre Leute gewiß nicht ohne weiteres dem Löwen zum Fraße vorwerfen, wie sehr das Tier auch zürne. Wäre den Korrespondenten in der That ernstliches Unrecht geschehen, was die Untersuchung ja zeigen würde, so würde ihnen ohne Zweifel Genugthuung werden. Und hinsichtlich unsers Stolzes auf die Erfolge, die wir gehabt hätten, müßte ich im Gegensatz zu ihm behaupten, daß wir uns in diesem ganzen Kriege als ein höchst bescheidnes, aller Einbildung und Ruhmredigkeit fernes Volk gezeigt hätten, vorzüglich verglichen mit der ungeheuern Lügenhaftigkeit und Großsprecherei der Franzosen. Ich schloß damit, daß ich wiederholte,

ich betrachte die ganze Affaire als eine Kleinigkeit, um Kleinigkeiten aber würde England sich mit uns unmöglich entzweien oder gar, wie er gemeint, uns den Krieg erklären; ich bliebe bei der Ansicht, daß die Geschichte viel Geschrei in den Zeitungen erregen, daß aber nichts von Bedeutung dabei herauskommen werde.

Er beruhigte sich endlich, worauf er gestand, daß er bei dem Treffen in der Gegend von Bougival und Malmaison ebenfalls arretiert und von den Preußen unglimpflich behandelt worden sei, noch viel unglimpflicher aber von seinem eignen Landsmanne, dem Colonel Walker, der ihn, als er bei ihm Hilfe gesucht habe, grob angefahren und ihm rund heraus gesagt hätte, auf Schlachtfeldern habe er nichts zu suchen, und den er uns dann als ganz und gar unfähigen Menschen schilderte. Die Bemerkung, die vielleicht hierauf zu machen gewesen wäre, in diesem Falle möchte sich Mr. Walker wohl urteilsfähiger bewiesen haben als andre, behielt ich auf der Zunge. Die Diskussion verlief schließlich in Wohlgefallen. Die Amerikaner hatten während der Unterhaltung durchweg für mich und die Deutschen Partei genommen.

Ich erzählte die Hozierſche Affaire abends um elf Uhr dem Chef, der von dem Vorfall noch gar nichts wußte, ihn zuerst nicht recht glauben wollte und ihm schließlich nur eine heitere Seite abgewinnen konnte. Er ließ mich dann einen neuen kleinen Sieg unsrer Truppen über die Armee Chanzys und eine Notiz über den Empfang der Reichstagsdeputation beim König telegraphieren.

Montag, den 19. Dezember. Früh im Garten wieder mit Abeken Veilchen gesucht und drei Stück gefunden, die ich nach Hause schickte. Dann nach Angaben des Chefs eine Erwiderung auf den Artikel „Blanke Waffen“ in der Kölnischen Zeitung gemacht, worin französische Ärzte aus dem Umstande, daß sie wenig mit Bajonett und Säbel verwundete Franzosen gesehen haben wollen, den Schluß ziehen, die Deutschen liebten den Kampf Mann gegen Mann nicht. Die Entgegnung bemerkte, wenn die Herren wirklich aus Erfahrung urteilten, so müßte ihre Meinung daher kommen, daß sie erstens die vielen bei Spichern, Gravelotte und Le Bourget durch deutsche Bajonette und Kolben gefallnen Toten nicht vor die Augen bekommen hätten, und daß zweitens die Franzosen unsre Bajonettangriffe in den meisten Fällen nicht aushielten, sondern sich zur

Flucht wendeten, ehe man ihnen mit blanker Waffe an den Leib kommen könnte.

Später wieder auf die internationale Revolution hingewiesen, die uns ihre Freischärler und Barrikadenhelden gegenüberstellt. Der Gedankengang war dabei folgender. Wir meinten anfangs nur Frankreich uns gegenüber zu haben, und so war es auch bis zum Tage von Sedan. Nach dem 4. September aber hat sich vor uns eine andre Macht erhoben: die allgemeine Republik, die internationale Vereinigung der vaterlandslosen Schwärmer für den Gedanken der Vereinigten Staaten von Europa, die kosmopolitische Revolution. Die französische Fahne dient den Anhängern dieser Klasse von Menschen als Mittel- und Sammelpunkt. Von allen Richtungen der Windrose eilen sie herbei, um uns als Soldaten der Monarchie zu bekämpfen. Polen, Irländer, Spanier, Italiener, selbst Zuzügler aus der Türkei haben sich den französischen Republikanern als „Brüder" angeschlossen. Alles, was einen Weltbrand ersehnt, worin die alten Staaten vergehen sollen, die gesamte kosmopolitische Demagogie, die Roten, die sich auf den Parteikongressen zu Basel und Genf vernehmen ließen, betrachten das jetzige Frankreich als den Herd, an dem sich diese große revolutionäre Feuersbrunst entzünden müsse. Mazzini, der „Vorläufer des Christus des roten Evangeliums," erwartet den Beginn der Liquidation des alten Staates und der alten Gesellschaft nicht von seinem Vaterlande Italien, sondern von dem Frankreich, das die Revolutionen von 1789, von 1830 und von 1848 gemacht hat. Die Expansionskraft, die es bei diesen Umwälzungen an den Tag gelegt hat, giebt ihm das Recht zum Beginn dieses „letzten Krieges," der vom Friedenskongreß gefordert und verkündigt wurde. Auch die deutschen Demokraten der verschiednen Farben beugen sich vor dem Pariser Geiste, sehen in Frankreich die Mutterrepublik und betrachten die deutschen Heere mit ihrer Pflichttreue und ihrer Vaterlandsliebe seit dem Tage, wo in Frankreich die Republik ausgerufen wurde, als „Horden von Barbaren."

Wir glauben, Frankreich ist um die Ehre, die ihm diese Revolutionäre von Profession beweisen, nicht zu beneiden. Niemand wird es glücklich preisen, daß diese wüsten Gesellen seinen Boden zu dem Schlachtfelde gewählt haben, wo sie ihre Träume zu ver-

wirklichen gedenken. Die große Mehrzahl des französischen Volkes selbst kann ihnen den Sieg nicht wünschen, da derselbe gleichbedeutend sein würde mit der Vernichtung ihrer Nationalität, mit dem Untergange ihrer politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen, mit der Beseitigung von Glauben und Kirche, mit der Revolution ohne Ende, mit der allgemeinen Anarchie, die die Despotie zu gebären pflegt.

Gott behüte uns — so sagt ein Blatt, dem man die republikanische Gesinnung gewiß nicht abstreiten wird, so sagt die New York Tribune — Gott behüte uns vor dem Wunsche, daß in dem unglücklichen Frankreich oder irgendwo in Europa eine solche Republik errichtet werden möge! — Der Moniteur soll dieses Thema in ähnlicher Weise behandeln.

Nach zwei Uhr unternahm ich einen Ausflug durch den Park, bei dem ich dem Chef, der Simson im Wagen neben sich hatte, zweimal begegnete. Der Minister war auf sieben Uhr zur kronprinzlichen Tafel geladen, speiste aber vorher noch ein halbes Stündchen mit uns. Dabei erzählte er von seiner Ausfahrt mit Simson, wo er u. a. bemerkte: „Er ist das letztemal 1830 nach der Julirevolution hier gewesen. Ich dachte, er würde sich für den Park und die hübschen Aussichten in ihm interessieren. Aber er zeigte nichts davon. Es scheint, daß ihm aller landschaftliche Sinn verschlossen ist. Es giebt viele Juden, bei denen das der Fall ist. Es giebt, so viel ich weiß, auch keine jüdischen Landschaftsmaler, wohl überhaupt keine jüdischen Maler."

Man nannte Meyerheim und Bendemann.

„Ja — erwiderte er —, Meyerheim, aber Bendemann hat wohl nur jüdische Großeltern gehabt. — Jüdische Komponisten, da giebt es viele — Meyerbeer, Mendelssohn, Halévy — aber Maler — der Jude malt wohl, aber nur, wenn ers nicht nötig hat."

Abeken berichtete dann von der Predigt, die Rogge gestern in der Schloßkirche gehalten habe, und meinte, er habe zu viel aus der Reichstagsdeputation gemacht, woran er einige geringschätzige Äußerungen über den Reichstag überhaupt knüpfte.

Der Chef erwiderte: „Dieser Meinung bin ich doch nicht — gar nicht. Die Leute haben uns eben wieder hundert Millionen bewilligt, und sie haben trotz ihrer doktrinären Ansichten die Ver-

träge von Versailles gut geheißen, was manchem sehr schwer gefallen sein wird. Das ist doch anzuerkennen. Nein, ich kann nicht so urteilen. Ich bin bloß über Delbrück ärgerlich, der mir Angst machte, sie würden nicht darauf eingehen."

Der Geheimrat kam dann auf die Vorgänge, die in Ems kurz vor Ausbruch des Krieges stattgefunden hatten, und erzählte, der König habe nach einer gewissen Depesche geäußert: „Na, nun wird auch er (Bismarck) mit uns zufrieden sein," „und ich glaube — setzte Abeken hinzu —, daß Sie zufrieden waren."

„Na — erwiderte der Kanzler lächelnd —, da dürften Sie sich denn doch täuschen. Das heißt, ja, mit Ihnen, sehr. Mit Serenissimus aber gar nicht sehr, oder durchaus nicht. Er hätte sich in der Sache viel zurückhaltender betragen müssen — und fester." — „Übrigens besinne ich mich — fuhr er fort —, wie ich in Varzin die Nachricht bekam. Ich war gerade ausgefahren, und wie ich zurückkam, fand ich das erste Telegramm. Wie ich dann abreiste, mußte ich bei unserm Pastor vorbei — in Wussow. Der stand gerade vor seinem Thorwege und grüßte. Ich sagte gar nichts zu ihm und machte es bloß so (Bewegung eines Kreuzhiebes) — einhauen. Er verstand mich, und ich fuhr weiter."[1] Er erzählte dann von den Schwankungen der Sache bis zu der Wendung, auf die dann die Kriegserklärung gefolgt sei. „In Berlin dachte ich wieder ein Telegramm vorzufinden, Antwort auf meines; aber es war noch nichts da. Inzwischen lud ich mir Moltke und Roon für den Abend zum Essen ein und zu einer Besprechung über den Stand der Dinge, der mir immer mehr Bedenken erweckt hatte. Da wurde das lange neue Telegramm (Emser Depesche) hereingebracht. Als ichs vorlas — es waren wohl zweihundert Worte —, erschraken die beiden förmlich, und Moltke kriegte plötzlich ein ganz andres Wesen, ganz alt, matt und gebrechlich. Es sah aus, als ob Serenissimus noch immer kneifen könnte. Ich fragte ihn, ob alles so stünde, daß wir auf den Sieg hoffen könnten. Als ers bejahte, sagte ich: Warten Sie mal, setzte mich an ein Tischchen und strich es zusammen, die zweihundert Worte zu ungefähr zwanzig, aber ohne sonst was zu ändern oder hinzuzufügen. Es war Abekens

[1] Vgl. G. u. E. II, 84.

Telegramm, aber doch was andres, kürzer, bestimmter, zweifelloser. Ich reichte es ihnen zu und fragte: Nun, wie ist es jetzt? — Ja, so wirds gehen, sagten sie, und Moltke war auf einmal wieder jung und frisch wie vorher; denn er hatte nun den Krieg, sein Gewerbe. Und es ging wirklich, die Franzosen nahmen das abgekürzte Telegramm, als es in den Zeitungen erschien, ganz erschrecklich übel, und nach ein paar Tagen erklärten sie uns den Krieg."[1]

Der Minister bemerkte darauf, er habe ursprünglich gestern auch in die Kirche kommen wollen. „Ich hatte aber Angst, mich zu erkälten in dem Zuge — sagte er —, ich habe davon schon einmal die schrecklichsten Kopfschmerzen bekommen. Außerdem war mir auch bange, Rogge möchte zu viel sagen."

Später kam er — auf welchem Wege, ist mir entfallen — auf den „Nußkrieg" zu reden, der sich nach der Schlacht bei Tannenberg[2] entsponnen, und wo die streitenden Parteien sich ganz in dem großen wilden Walde verloren hätten, der sich, durchweg aus Nußbüschen und Eichen bestehend, damals von Bütow bis tief nach Polen hinein erstreckt habe.

Damit wieder im Zusammenhange — wie, erinnere ich mich ebenfalls nicht mehr — berührte er die Schlacht bei Fehrbellin, und das brachte ihn auf alte Leute, die dies und das noch erlebt hätten. „Wir hatten da bei uns den alten Kuhhirten Brand — sagte er —, der mag wohl noch Leute gesprochen haben, die die Schlacht bei Fehrbellin mitgemacht hatten. Brand war eins jener alten Möbel, mit denen meine Jugenderinnerungen untrennbar verknüpft sind. Wenn er mir ins Gedächtnis kommt, ist mir immer wie Heidekraut und Wiesenblumen." — „Ja, es ist möglich, er war einundneunzig oder dreiundneunzig Jahre alt und starb 1820 oder 1821. Den König Friedrich Wilhelm den Ersten hatte er noch gesehen, in Köslin, wo er ihm mit seinem Vater Vorspanndienste geleistet hatte. Wenn er so um 1730 geboren war, ists wohl möglich, daß er noch Leute gekannt hat, die Fehrbellin erlebt hatten; denn das ist doch bloß fünfzig bis sechzig Jahre zurück."

[1] In doppelter Fassung jetzt bei M. Busch, Bismarck und sein Werk, 89 ff. nach zwei verschiednen Erzählungen Bismarcks; vgl. G. u. E. II, 85 ff. und Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 128 ff.

[2] 15. Juli 1410.

Abeken hatte auch seine bedeutsame Jugenderinnerung: er hatte den Dichter Göckingk, der in den letzten zwanziger Jahren starb, gesehen, wobei man erfuhr, daß der alte Knabe 1809 geboren ist.

Der Chef äußerte dann, es könnte sein, daß er als Kind noch Zöpfe gesehen habe. „Von Ihnen — fuhr er zu Abeken gewandt fort — ist mirs wahrscheinlich, da Sie doch fünf oder sechs Jahre älter sind als ich."

Er gelangte sodann wieder nach Pommern zurück und, wenn ich nicht irre, nach Varzin, wo ein Piemontese aus dem letzten Franzosenkriege zurückgeblieben war, der ihn deshalb interessierte, weil er sich zu einem angesehenen Manne emporgearbeitet hatte und, obwohl ursprünglich katholisch, sogar Kirchenvorstand geworden war. Als ein ähnliches Beispiel zufällig sitzen gebliebner und gediehener Leute führte er andre Italiener an, die als Kriegsgefangne in diese Gegend Hinterpommerns geraten und geblieben waren und Familien gegründet haben, die sich von den Nachbarn nur noch durch ihre Gesichtsbildung unterschieden.

Zuletzt sprach man von Mühler, mit dem Abeken befreundet ist, und von dem er dieser Tage gegen Keudell äußerte, er sei ganz unersetzlich, und von der Einwirkung der Frau dieses Ministers auf seine Entschlüsse und seine gesamte Haltung wandte sich das Gespräch auf den Einfluß, den gescheite und energische Frauen auf ihre Männer überhaupt üben.

„Ja — sagte der Chef —, wo so ein Verhältnis ist, weiß man oft nicht, wem man das Verdienst oder den Schaden zuschreiben soll, quid ipse fecit et quid mulier fecit. Und ebenso umgekehrt. Usedom z. B., was ist das für ein liebenswürdiger Mensch! Wenn er nur die Frau nicht hätte."

Der Minister kehrte erst nach zehn Uhr vom Kronprinzen zurück und ging dann mit dessen Hofmarschall, der zehn Minuten nach ihm anlangte, noch eine Weile im Garten spazieren. Als ich später vom Thee in meine Stube hinauf will, flüstert mir Engel die Treppe hinauf nach: „Wissen Sies schon, Herr Doktor, morgen abend speist der Kronprinz bei uns."

Dienstag, den 20. Dezember. Mildes, trübes Wetter. Ich telegraphiere wieder verschiedne kleine militärische Erfolge und

mache für den König das Urteil zurecht, das die Nationalzeitung in ihrem Leitartikel vom 15. Dezember über Moltkes Brief an Trochu abgegeben hat. Dann auf Befehl des Chefs zwei Artikel geschrieben, die sich vervielfältigen sollen: über ein Mißverständnis oder eine Verdrehung der Proklamation des Königs nach Überschreitung der französischen Grenze, und über das Verhalten Trochus gegenüber den übrigen Mitgliedern der Provisorischen Regierung.[1]

Im ersten hieß es ungefähr: Mehrmals schon haben wir einem Mißverständnis oder einer absichtlichen Verfälschung der Worte entgegenzutreten gehabt, die König Wilhelm in der Proklamation vom 11. August d. J. an das französische Volk richtete. Jetzt tritt uns diese Geschichtsfälschung von neuem entgegen und zwar zu unsrer Verwunderung in der Schrift eines sonst achtbaren französischen Geschichtsforschers. Herr d'Haussonville hat in einer Broschüre: La France et la Prusse devant l'Europe eine Behauptung aufgestellt, die seiner Wahrheitsliebe oder, sagen wir, seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit wenig Ehre macht. Die ganze Flugschrift ist seicht und oberflächlich gearbeitet, voll von Übertreibungen, Irrtümern und Behauptungen, die keinen andern Wert als den von grundlosen Gerüchten haben. Von den groben Irrtümern des Verfassers, der offenbar von nationaler Leidenschaft verblendet schrieb, sei nur der angeführt, daß nach ihm König Wilhelm schon während des Krimkriegs regiert hat. Doch dies und andres beiseite. Hier kommt es nur auf die Fälschung der Proklamation an, die im August — beiläufig deutsch und zugleich französisch, sodaß ein Mißverständnis ausgeschlossen erscheint — an die Franzosen erging. Nach Herrn d'Haussonville hätte der König darin gesagt: „Ich führe nur Krieg mit dem Kaiser und in keiner Weise mit Frankreich." (Je ne fais la guerre qu'à l'Empereur et nullement à la France.) In Wahrheit aber hieß es in dem genannten Aktenstücke: „Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, die wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu

[1] Den König berührte gerade diese Verdrehung seiner Proklamation und was man sonst unbegründeterweise seiner Kriegführung vorwarf, sehr unangenehm, siehe seinen Brief vom 6. November bei Oncken, 216 f.

Wasser und zu Lande angegriffen hat, habe ich den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen. Ich bin durch die militärischen Ereignisse dahin gekommen, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs." (L'empereur Napoléon ayant attaqué par terre et par mer la nation allemande, qui désirait et désire encore vivre en paix avec le peuple français, j'ai pris le commandement des armées allemandes pour repousser l'agression, et j'ai été amené par les évènements militaires à passer les frontières de la France. Je fais la guerre aux soldats et non aux citoyens français.) Dann aber hieß es, jede irrtümliche Auffassung dieses Satzes unmöglich machend: „Diese (die französischen Bürger) werden demnach fortfahren, einer vollkommnen Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigentums zu genießen, und zwar so lange, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechtes berauben werden, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen." (Ceux-ci continueront, par conséquent, à jouir une complète sécurité pour leurs personnes et leurs biens, aussi longtemps qu'ils ne me priveront eux-mêmes par des entreprises hostiles contre les troupes allemandes du droit de leur accorder ma protection.) Wir denken, der Unterschied zwischen dem Zitat d'Haussonvilles und dem Original der Proklamation springt in die Augen, und irgendwelche Unklarheit, die einen Irrtum entschuldigen könnte, ist sicher nicht in ihr zu entdecken.

Der andre Artikel lautete: „Die Delegation der Regierung der nationalen Verteidigung, die sich gegenwärtig in Bordeaux befindet, hat sich von der Nutzlosigkeit eines längern Widerstandes gegen die deutschen Heere überzeugt und würde selbst nach der Ansicht des Herrn Gambetta bereit sein, mit Deutschland auf den von diesem letzteren geforderten Grundlagen hin Frieden zu schließen. Der General Trochu dagegen soll entschlossen sein, den Kampf fortzusetzen. Nun aber hätte die Delegation von Tours, jetzt in Bordeaux, dem General Trochu gegenüber von Anfang an die Verpflichtung übernommen, ohne dessen Zustimmung nicht über den Frieden zu verhandeln. Nach andern Nachrichten hätte der General Trochu

Lebensmittel für mehrere Monate auf den Mont Valérien bringen lassen, um sich mit den Truppen, die sich um ihn sammeln würden, dorthin zurückzuziehen, nachdem die Kapitulation von Paris zur Notwendigkeit geworden, und um auf diese Weise Einfluß auf die Geschicke Frankreichs zu üben, nachdem der Frieden abgeschlossen worden. Man glaubt, daß dieses Verfahren den Zweck verfolgt, die Interessen der Familie Orleans wahrzunehmen, zu deren Anhängern der General Trochu gehören soll."

Als ich diese Artikel im Büreau zur Beförderung abgab, teilte mir Keudell mit, der Chef habe bewilligt, daß mir von jetzt an alle Eingänge und Ausgänge von Staatsschriften auf Verlangen zur Einsicht vorgelegt würden, gab mir sogleich ein Telegramm von der Hand des Ministers, das sich auf Luxemburg bezog, zu lesen und schickte mir dann durch Wollmann die meine bessere Information betreffende Verfügung.

Als der Minister nach drei Uhr zum Könige gefahren war, machte ich mit Wollmann eine Tour durch die Stadt und zunächst über die Avenue de Saint Cloud. Da kommt uns von weitem auf dem Fahrweg eine eigentümliche dunkelblaue Masse entgegen. Es scheinen Soldaten und doch auch nicht Soldaten zu sein. In geschlossenen Gliedern, mit taktmäßigem Schritt marschiert es heran. Gewehre und keine Bajonette, weder Mützen noch Helme, auch kein weißes Lederzeug. Erst als der Zug näher rückt, erkenne ich die schwarzen Glanzhüte der Matrosen unsrer Marine, ihre schwarzen Gürtel und Tragriemen, ihre glatten Tornister, ihre Peajacken und ihre Cutlasse. Es sind etwa hundert Mann mit fünf oder sechs Offizieren, von denen wir, als der Trupp Halt macht, erfahren, daß sie die Besatzung der vier von den Leuten des Prinzen Friedrich Karl erbeuteten Loiredampfer bilden sollen. Sie werden, wie es scheint, auf der Rue de la Pompe und auf der Rue Hoche einquartiert. Viele stramme und schmucke Burschen darunter. Franzosen sammeln sich in Menge um sie und betrachten die hier noch nicht gesehnen rätselhaften Fremdlinge. „Es sind deutsche Seeleute," höre ich einen sagen. „Die können alle Sprachen reden (ce sont des polyglottes) und werden den Preußen als Dolmetscher dienen."

Bald nach sechs Uhr erschien der Kronprinz mit seinem

Adjutanten bei uns.[1] Er hatte die Zeichen seiner neuen militärischen Würde, große gekreuzte Marschallsstäbe auf den Achselklappen. Bei Tische saß er obenan, der Chef zu seiner Rechten und Abeken ihm zur Linken. Man sprach nach der Suppe zunächst von dem Thema, das ich diesen Morgen für die Presse bearbeitet hatte, daß nämlich Gambetta, nach einer Mitteilung Israels, des Sekretärs Lauriers, des Agenten der Provisorischen Regierung in London, an eine erfolgreiche Verteidigung nicht mehr glaube und auf unsre Forderungen hin Frieden zu schließen geneigt sei. Trochu sei der einzige von den Regenten Frankreichs, der weiter kämpfen wolle, und die andern hätten sich, als er die Leitung der Verteidigung von Paris übernommen hatte, gegen ihn verpflichtet, in dieser Beziehung immer im Einklang mit ihm zu handeln.

Der Kanzler bemerkte: „Er soll den Mont Valérien haben für zwei Monate verproviantieren lassen, um sich dahin mit den regulären Truppen, die zu ihm halten, zurückzuziehen, wenn die Stadt übergeben werden muß — wahrscheinlich um den Friedensschluß zu beeinflussen.“ — „Ich glaube überhaupt — fuhr er fort —, daß Frankreich bald einmal in verschiedne Teile zerfallen wird — in Parteien ist es schon. Sie sind in den verschiednen Gegenden sehr verschiedner Meinung, in der Bretagne Legitimisten, im Süden rote Republikaner, anderswo gemäßigte, und die reguläre Armee gehört noch dem Kaiser, wenigstens die Mehrzahl der Offiziere. Es kann kommen, daß jeder Teil seiner Überzeugung folgt, ein republikanischer, einer, wo die Bourbonen, einer, wo die Orleans die meisten Anhänger haben, und dann die Leute Napoleons — Tetrarchen von Judäa, Galiläa u. s. w.“

Der Kronprinz äußerte, es hieße, Paris müsse unterirdische Verbindungen mit der Außenwelt haben.

Der Chef glaubte das auch und sagte: „Lebensmittel wird es auf dem Wege nicht bekommen, wohl aber Nachrichten. Ich habe schon gedacht, ob es nicht möglich wäre, die Katakomben durch die Seine mit Wasser zu füllen und so wenigstens die tieferliegenden

[1] Über dies Diner sagt der Kronprinz in seinem Tagebuch: „Ich esse bei Bismarck, die Beamten saßen stumm, die Lichter staken in Flaschenhälsen.“

Quartiere der Stadt zu überschwemmen. Die Katakomben gehen ja unter der Seine weg."

Bucher bestätigte dies, er sei in den Katakomben gewesen und habe da an verschiednen Stellen Seitengänge bemerkt, in die man aber niemand hineingelassen habe.

Dann äußerte der Chef, wenn Paris jetzt genommen würde, so müßte das auch auf die Stimmung in Bayern wirken, von wo die Nachrichten wieder einmal nicht gut lauteten. Bray sei zweideutig, habe kein deutsches Interesse, neige zu den Ultramontanen hin, habe eine Neapolitanerin zur Frau, fühle sich am wohlsten in seinen Erinnerungen an Wien, wo er lange gelebt habe, und scheine eine Wendung machen zu wollen.

„Der Beste in den obern Regionen ist noch immer der König — sagte er zuletzt —, aber der ist, wie es scheint, kränklich, phantastisch, und wer weiß, was noch geschieht."

„Ja — versetzte der Kronprinz —, was war der früher hübsch und frisch, ein wenig zu schlank aufgeschossen, aber sonst das Ideal eines jungen Mannes, und jetzt hat er eine gelbe Gesichtsfarbe und ein ältliches Aussehen, sodaß ich mich über ihn verwunderte."[1]

„Ich sah ihn — bemerkte der Kanzler — zuletzt 1863, wie der Fürstentag war, in Nymphenburg bei seiner Mutter. Da hatte er schon einen eignen Blick der Augen. Und ich entsinne mich, bei Tafel — das eine mal trank er gar keinen Wein, dann wieder acht bis zehn Gläser, und nicht etwa nach und nach, sondern hastig, ein ganzes auf einmal, sodaß der Jäger zögerte, wieder einzuschenken."[2]

Das Gespräch wandte sich hiernach dem bayrischen Prinzen Karl zu, der als sehr preußenfeindlich, aber als zu alt und gebrechlich geschildert wurde, um sehr gefährlich für die deutsche Sache zu sein „Er trägt sehr wenig Natur mehr an sich," wurde bemerkt.

---

[1] Es ist dieselbe Beobachtung, die der Kronprinz in seinem Tagebuche vom 27. Juli in die Worte zusammenfaßt: „König Ludwig auffallend verändert, seine Schönheit hat sehr abgenommen, er hat die Vorderzähne verloren, bleich, nervös unruhig im Sprechen, wartet die Antwort auf die Frage nicht ab, sondern stellt schon, während man antwortet, weit andre Dinge betreffende Fragen."

[2] G. u. E. I, 351 f. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 214.

„Das bringt mich auf den alten Grafen Adlerberg — sagte der Minister —, der hatte auch so ziemlich alles falsch an sich, Haare, Zähne, Waden, ein Auge. Wenn der sich früh anziehen wollte, lag die größere Hälfte und die bessere von ihm neben dem Bett auf Stühlen und Tischen herum. Es war wie mit dem Neuverheirateten in den Fliegenden Blättern, als die Braut sich auszog und die Haare dahin und die Zähne dorthin legte, andre Teile anderswohin. Da sagte der Bräutigam: »Aber was bleibt denn nun für mich?«" Adlerberg sei übrigens, so fuhr er fort, sehr langweilig gewesen, und es sei seine Schuld, wenn die Gemahlin des Chefs einmal bei einem diplomatischen Essen, wo man sie zwischen Adlerberg und Stieglitz gesetzt habe, in Ohnmacht gefallen sei. „Sie hat nämlich die Gewohnheit, wenn sie große Langeweile empfindet, in Ohnmacht zu fallen — erläuterte er —, und deswegen nehme ich sie nicht zu diplomatischen Diners mit."

„Da machen Sie den Herren Diplomaten ein schönes Kompliment," erwiderte der Kronprinz.

Der Chef erzählte hierauf, daß die Wache an seiner Wohnung, ein Pole, ihn neulich abends nicht habe ins Haus lassen wollen; erst als er sich mit ihm auf polnisch verständigt hätte, sei der Mann andern Sinnes geworden. „Auch im Lazarett — setzte er hinzu — versuchte ich vor ein paar Tagen mit polnischen Soldaten zu sprechen, und sie sahen sehr verklärt aus, als sie den Herrn General ihre Muttersprache reden hörten. Schade, daß ich damit nicht fortkonnte und mich abwenden mußte. Es wäre vielleicht gut, wenn ihr Feldherr mit ihnen sprechen könnte."

„Bismarck, da kommen Sie mir wieder mit dem, was Sie mir schon mehrmals gesagt haben," erwiderte lächelnd der Kronprinz. „Nein, ich mag aber nicht, ich wills nicht lernen. Ich mag sie einmal nicht." — „Aber es sind doch gute Soldaten, Königliche Hoheit — entgegnete der Kanzler —, und brave Leute, wenn man ihnen beigebracht hat, daß es schön ist, sich zu waschen, und daß sie nichts mitgehen lassen dürfen."

Kronprinz: „Ja, aber wenn sie den Soldatenrock ausgezogen haben, sind sie die Alten wieder, und im Grunde sind und bleiben sie uns doch feind."

Chef: „Das letztere gilt doch nur von den Edelleuten und den

Tagelöhnern und was dahin gehört. So ein Edelmann, der selber nichts hat, füttert eine Menge Leute, Diener aller Art, die auch Schlachtitzen (Edelleute) sind, aber seine Bedienten, Vögte, Schreiber machen. Die hat er für sich, wenn er aufsteht, und die Tagelöhner, die Komorniks. Die freien Bauern thun nicht mit, auch wenn der Priester, der immer gegen uns ist, sie aufwiegelt." — „Das haben wir in Posen gesehen, wo die polnischen Regimenter nur deshalb weggezogen werden mußten, weil sie gegen ihre Landsleute zu grausam waren." — „Ich erinnere mich, nicht weit von unsrer Gegend, in Pommern, war einmal ein Markt, wo viele Kassuben sich eingestellt hatten. Da kams bei einem Handel zum Streit, weil ein Deutscher zu einem Kassuben gesagt hatte, er wolle ihm die Kuh nicht verkaufen, weil er ein Pole wäre. Der nahm das sehr übel. »Du sagst, ich bin Polack, nein, ich bin Prussack, wie du,« und daraus entwickelte sich, indem andre Deutsche und Polen sich hineinmischten, die schönste Prügelei."

Der Chef fügte dann in diesem Zusammenhange noch hinzu, daß der Große Kurfürst so gut polnisch wie deutsch gesprochen hätte, und die spätern Könige hätten gleichfalls polnisch verstanden. Erst Friedrich der Große habe sich damit nicht abgegeben; der habe aber auch besser französisch als deutsch gesprochen.

„Das mag alles sein, aber ich will einmal nicht, ich mag nicht polnisch lernen, sie müssen deutsch lernen," sagte der Kronprinz, und damit hatte die Erörterung dieses Gegenstandes ein Ende.

Als immer neue feine Gerichte aufgetragen wurden, bemerkte der Kronprinz: „Aber hier geht es ja schwelgerisch her. Wie wohl genährt sehen die Herren von Ihrem Büreau aus, mit Ausnahme Buchers, der wohl noch nicht so lange hier ist."

„Ja — entgegnete der Chef —, das kommt von den Liebesgaben. Es ist eine Eigentümlichkeit des Auswärtigen Amts, diese Zusendungen von Rheinwein und Pasteten und Spickgänsen und Gänselebern. Die Leute wollen durchaus einen fetten Kanzler haben."

Der Kronprinz brachte darauf das Gespräch auf das Chiffrieren und Dechiffrieren und fragte, ob das schwer sei.

Der Minister setzte ihm die Handgriffe dieses Gewerbes aus-

einander und fuhr dann fort: „Wenn man z. B. das Wort »aber« chiffrieren will, so schreibt man die Zahlengruppe für »Abeken« und läßt dann die folgen, welche »Streiche die beiden letzten Silben« bedeutet. Danach setzt man die Chiffre für »Berlin« und läßt den Leser wieder die letzte Silbe streichen. So hat man »aber«."

Zuletzt, beim Dessert zog der Kronprinz eine kurze Tabakspfeife mit Porzellankopf, auf dem ein Adler war, aus der Tasche und zündete sie sich, nachdem er gefragt hatte, ob er Pfeife rauchen dürfe, an, während wir andern uns Cigarren anstecken.

Nach Tische gingen der Kronprinz und der Minister mit den Räten in den Salon zum Kaffee. Nach einer Weile wurden wir — ich und die Sekretäre — durch Abeken aus dem Büreau geholt, um dem zukünftigen Kaiser vom Chef förmlich vorgestellt zu werden. Das ließ indes wohl eine Viertelstunde auf sich warten, da der Kanzler mit dem Kronprinzen in ein Gespräch vertieft war. Sein hoher Gast stand dabei in der Ecke zwischen dem Pianino der Madame Jessé und dem einen Fenster, und der Chef sprach leise mit ihm, wobei er meist die Augen niedergeschlagen hatte, während der Kronprinz mit ernster, fast finsterer Miene zuhörte. Bei der Vorstellung kam zuerst Wollmann an die Reihe, dem der Kronprinz unter anderm bemerkte, er kenne seine Handschrift. Dann ich. Chef: „Doktor Busch, für Presse." — Kronprinz: „Wie lange sind Sie im Staatsdienst?" — „Seit Februar, Königliche Hoheit." — Chef: „Doktor Busch war ein Sachse, Dresdner." — Der Kronprinz äußerte, Dresden wäre eine hübsche Stadt, er wäre immer gern da gewesen. Was ich früher gemacht? — Ich hätte die Grenzboten redigiert, antwortete ich. — „Die habe ich oft gelesen, dann kenne ich Sie," bemerkte er. — Und dann hätte ich große Reisen gemacht, setzte ich hinzu. — „Wo denn?" fragte er. — Ich wäre in Amerika gewesen und dann dreimal im Orient, sagte ich. — „Hat es Ihnen da gefallen? Möchten Sie dahin zurück?" — „O ja, Königliche Hoheit, vor allem nach Ägypten." — „Ja, das ist wahr, aber ich habe mich doch sehr zurückgesehnt. Die Farben sind schön, aber unsre deutschen Wiesen und Wälder sind mir doch lieber." — Er sprach dann mit Blanquart, darauf mit Willisch und zuletzt mit Wiehr, der ihm unter anderm mitteilte, daß er mehrere Jahre unter Marx Musik studiert hätte. (Nach Wollmann wäre er früher Musik-

lehrer, dann Schutzmann gewesen, in welcher Eigenschaft er sich bei der Vereitelung des Sefelogeschen Attentats auf den vorigen König hervorgethan habe, dann wäre er als Telegraphist im Auswärtigen Amte und zuletzt, als man da nicht mehr direkt telegraphiert hätte, als Kopist und Chiffreur verwendet worden.)

Nach dieser Vorstellung las ich im Büreau die diplomatischen Berichte und die Konzepte der letzten Tage, unter anderm das zur Rede des Königs an die Reichstagsdeputation, die von Abeken entworfen und vom Chef stark verändert war. Dann eine Weisung des Ministers an das Auswärtige Amt, wenn die Provinzialkorrespondenz noch einmal die Energie Gambettas anerkenne oder Ähnliches bringe, solle sofort und mit allen Mitteln die Ausgabe des Blattes verhindert werden. Ferner einen Bericht des Prinzen Reuß, wonach Gortschakow eine sentimentale Vorstellung Gabriacs ablehnend beantwortet und gesagt hat, das russische Kabinett könne jetzt höchstens Postillonsdienste für Frankreichs Wünsche bei Preußen verrichten.

Beim Thee sagte mir Hatzfeldt, daß er einen holländischen Bericht van Zuylens über die Zustände in Paris, der mit Washburnes Sendungen herausgekommen sei, zu entziffern versucht habe und nur über einige Ausdrücke zweifelhaft sei. Er zeigte mir ihn dann, und es gelang viribus unitis, den Sinn von noch einigen herauszufinden. Das Referat schien durchaus auf guter Kenntnis zu beruhen und der Wahrheit getreu zu sein. Nach ihm leiden die kleinen Bürgersleute sehr, das niedere Volk aber nur wenig, da es von Regierungs wegen versorgt wird. Es fehlt stark an Feuerungsmaterial, besonders an Kohlen. Gas brennt nicht mehr. Bei den letzten Ausfällen haben die Franzosen bedeutende Verluste erlitten, doch ist ihr Mut noch nicht gebrochen. Unser Sieg bei Orleans hat auf die Pariser keinen großen Eindruck gemacht.

Um halb elf Uhr zum Chef gerufen, der eine Nachricht über die Neigung Gambettas, den Widerstand aufzugeben, und Trochus Plan mit dem Mont Valérien in den Moniteur haben will.

Mittwoch, den 21. Dezember. Früh wieder Veilchen gesucht und gefunden. Dann die eingegangnen Nova studiert, darunter einen Brief Kühlwetters, der einige weitere Annexionen empfiehlt. Später eine dazu gehörige Abhandlung über den Vertrag von

Merſen zwiſchen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutſchen, der im Jahre 870 — alſo gerade vor tauſend Jahren — bei der Teilung Lothringens die erſte deutſch-franzöſiſche Grenze feſtſtellte, für die Preſſe ausgezogen. Nachmittags, als der Chef ausgeritten war, mit Wollmann einen Spaziergang unternommen. Scharfer kalter Wind, etwa Gefrierpunkt. Wir wollen in den Schloßpark, aber das Gitter vor dem Baſſin des Neptun iſt geſchloſſen, und auch am Durchgange neben der Kapelle läßt uns die Schildwache nicht paſſieren. Man erfährt, daß in der Stadt eine Hausſuchung im Gange iſt.[1] Es heißt weiter, daß man nach verſteckten Gewehren fahndet, andern zufolge auch nach Individuen, die ſich zum Zweck eines Putſches in die Stadt eingeſchlichen hätten, was nicht wohl zu glauben iſt. Wir durchwandern nun die Stadt. Auf der Avenue de St. Cloud ſind die Matroſen aufgeſtellt, mit deren Befehlshaber wir unſern Chef ſprechen ſehen. Auf der Rue de la Pompe ſtehen auf der rechten Seite vor jedem Hauſe Infanterieposten, an der Place Hoche hält ein Dragonerkommando. Alle Ausgänge aus der Stadt ſind geſperrt. Wir ſehen Bluſenmänner arretieren und auf der Avenue de Paris einen Büchſenmacher, dem ein Soldat eine Anzahl Jagdgewehre nachträgt. Auch ein Geiſtlicher wird eingebracht. Zuletzt hatte man etwa ein Dutzend Schuldige oder Verdächtige beiſammen, die in das Gefängnis auf der Rue de St. Pierre wandern mußten, wo ſie auf dem Hofe aufgeſtellt wurden. Es waren einige recht verwogne Geſichter darunter. Es hieß, daß man bei einem Büchſenſchmied 43 Gewehre und einen Lauf gefunden habe — was ihm vermutlich nicht gut bekommen wird.*)

Bei Tiſche war Lauer Gaſt des Chefs.[2] Es wurde davon geſprochen, daß man in Paris ſchon alle eßbaren Tiere des Jardin des Plantes verſpeiſt haben ſoll, und Hatzfeldt erzählte, daß man die Kamele für viertauſend Franken verkauft habe, und daß der Rüſſel des Elefanten von einer Geſellſchaft von Feinſchmeckern gegeſſen worden ſei; der ſoll ein vortreffliches Gericht abgeben.

---

[1] Vgl. Schneider III, 123 f.

*) Der Mann hieß Liſtray und kam, da ihm wahrſcheinlich nur Waffenverheimlichung nachzuweiſen war, ziemlich glücklich weg. Man ließ ihn einfach eine unfreiwillige Reiſe nach Deutſchland antreten.

[2] Abeken 472 vom 21. Dezember.

„Ach — versetzte Lauer —, das ist wohl möglich. Es ist eine Masse von zusammengefilzten Muskeln, woher die Gewandtheit und Kraft kommt, mit der er ihn gebraucht. Etwas wie die Zunge; er muß wie Zunge schmecken."

Jemand bemerkte, auch die Kamele sollten nicht übel sein, und namentlich behaupte man, daß die Höcker eine große Delikatesse wären.

Der Chef hörte dem eine Weile zu, dann sagte er wie nachdenklich, erst etwas vorgebeugt, dann aufatmend und sich aufrichtend, wie das bei Scherzen seine Gewohnheit: „Hm, die buckligen Menschen — man sollte denken, die Buckel" — laute allgemeine Heiterkeit unterbrach ihn.

Lauer bemerkte trocken und wissenschaftlich, die Buckel wären eine Verbildung der Rippen oder Knochen oder auch eine Verkrümmung des Rückgrats, und so würden sie sich nicht zum Essen eignen, wohingegen die Kamelhöcker bewegliche Knorpelansätze wären, die möglicherweise nicht schlecht schmeckten.

Dieser Faden spann sich dann weiter, es war die Rede von Bärenfleisch, dann von Bärentatzen, zuletzt von den Feinschmeckern unter den Kannibalen, wobei der Minister eine anmutige Geschichte zu erzählen wußte. Er begann: „Ein Kind, ein junges frisches Mädchen, nun ja, aber so ein alter, ausgewachsener harter Kerl — der muß doch nicht zu essen sein." Dann fuhr er fort: „Ich erinnere mich, eine alte Kaffern- oder Hottentottenfrau, die lange schon Christin geworden war, als der Missionar sie auf den Tod vorbereitete und sie zuletzt ganz für die Seligkeit bereit fand — da fragte er sie, ob sie wohl noch einen Wunsch hätte. Nein, sagte sie, es wäre alles ganz gut, aber wenn sie noch einmal ein paar Hände von einem kleinen Kinde zu essen bekäme, das wäre doch was sehr Delikates."

Es war hierauf vom Schlafen, von der heutigen Haussuchung und von den gestern eingetroffnen Matrosen die Rede, von denen der Chef bemerkte, wenn sie die eroberten Kanonenboote in die Seine bringen könnten, so wären gute Dienste von ihnen zu erwarten.

Dann kam er wieder auf Jugenderinnerungen zu sprechen, wobei er nochmals des Kuhhirten Brand gedachte, und hierauf erzählte

er von seinem Eltervater, der, wenn ich recht verstand, bei Czaslau gefallen war. „Die alten Leute bei uns haben ihn — so berichtete er — meinem Vater oft noch beschrieben. Er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und ein starker Zecher. Er hat einmal in einem Jahre hundertundvierundfünfzig Rothirsche geschossen, was ihm der Prinz Friedrich Karl nicht nachthun wird, aber vielleicht der Herzog von Dessau." — „Ich besinne mich, daß mir erzählt wurde, wie er in Gollnow stand, da aßen die Offiziere zusammen, die Küche führte der Oberst. Da wars Mode, daß bei Tische fünf bis sechs Dragoner aufmarschierten auf dem Musikantenplatze, die schossen zu den Toasten aus ihren Karabinern. Es waren da überhaupt seltsame Sitten. So z. B. hatten sie statt der Latten einen hölzernen Esel mit scharfen Kanten, auf dem mußten die Dragoner, die sich was hatten zu schulden kommen lassen, sitzen — ein paar Stunden oft, eine sehr schmerzhafte Strafe. Und allemal am Geburtstage des Obersten und andrer, da zogen sie nach der Brücke und warfen den Esel hinein; es kam aber immer ein neuer. Sie hätten wohl hundertmal einen neuen gehabt, sagte die Bürgermeisterin (Name nicht recht verständlich, es klang wie Dalmer) meinem Vater." — „Dieser Eltervater — ich habe sein Bild in Berlin — ich sehe ihm wie aus den Augen geschnitten aus; d. h. wie ich jung war, da wars, wie wenn ich mich im Spiegel sähe."

So unterhielt man sich weiter von alten Geschichten und Persönlichkeiten und zuletzt davon, daß mancherlei aus früherer Zeit in die Gegenwart besonders des Volkes auf dem Lande hineinrage. Dabei wurde das Kinderlied: „Flieg, Maikäfer flieg" erwähnt, das mit dem „abgebrannten Pommerland" wohl an den Dreißigjährigen Krieg erinnere.

„Ja — sagte der Chef —, ich weiß, daß früher bei uns Redensarten vorkamen, die offenbar bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichten. So sagte mein Vater, wenn ich gut ritt: »Er machts ja wie« (Name nicht recht deutlich, es klang wie Pluvenel). Er nannte mich nämlich damals immer Er. Pluvenel aber war ein Stallmeister Ludwigs XIV. gewesen und ein berühmter Reiter." — „Und wenn ich gut geschrieben hatte, sagte er: »Er schreibt ja, als ob Ers bei Hilmar Curas gelernt hätte.« Das war der Schreiblehrer Friedrichs des Großen gewesen."

Er erzählte dann, daß ein Verwandter, der bei seinen Eltern viel gegolten hätte, der Finanzrat Kerl, Anlaß gewesen sei, daß er in Göttingen studiert habe. Er wäre da an den Professor Hausmann gewiesen worden und hätte Mineralogie studieren sollen. „Man dachte wohl an Leopold von Buch und stellte sichs schön vor, wie der durch die Welt zu gehen und mit dem Hammer Steine von den Felsen abzuschlagen. Es kam aber anders. — Es wäre besser gewesen, man hätte mich nach Bonn geschickt, da hätte ich Landsleute getroffen. In Göttingen hatte ich keinen Landsmann, und so bin ich mit meinen Universitätsbekannten nicht eher wieder zusammengetroffen, als mit einigen durch den Reichstag."

Man nannte einen dieser Bekannten, Miers aus Hamburg, und der Minister sagte: „Ja, ich besinne mich, der schlug links, aber er konnte nicht viel."

Abeken berichtete, daß auf das heftige Feuer der Forts, das man diesen Morgen gehört hatte, ein Ausfall der Garnison von Paris gefolgt sei, der sich vorzüglich gegen die von der Garde besetzten Linien gerichtet habe. Es sei indes fast nur zu einem Artilleriekampf gekommen, und man habe den Angriff vorausgewußt und sei vorbereitet gewesen.[1]

Hatzfeldt versetzte, er möchte doch wissen, wie sie merken könnten, daß ein Ausfall bevorstehe. Man erwiderte, es müßte in offner Gegend sein, da sähe man aber doch die Wagen und Geschütze, die herauskommen müßten, da es bei der Bewegung von großen Truppenmassen nicht in einer einzigen Nacht zu machen sei.

„Das ist wahr — bemerkte der Chef lächelnd —, aber hundert Louisdor sind oft auch ein wesentlicher Teil dieser militärischen Voraussicht."

Nach Tische Konzepte und Depeschen gelesen, wobei sich u. a. ergiebt, daß Preußen schon am 21. September in Petersburg angedeutet hat, es werde einem Vorgehen wie dem jetzt in Sachen des Schwarzen Meeres erfolgten nicht hinderlich sein. Abends Löwinsohn veranlaßt, das Kapitel Gambetta-Trochu in die Indé-

[1] Der Ausfall richtete sich gegen die Garden bei Le Bourget und die Sachsen an der Marne.

pendance Belge zu bringen. Ihm auch mitgeteilt, daß Delbrück den 28. hier wieder eintreffen wird.

Schlechthin unbegreiflich ist der Einfluß, den nach Gesprächen beim Thee die Freimaurerei auf unsre Kriegführung ausüben soll, zumal bei der Feindseligkeit, die die französischen Logen gegen den König an den Tag legen. Heute übergab mir Abeken ein Blatt mit folgenden Notizen für unsre Presse:

„Der Courrier de Lyon vom 9. Dezember beschäftigt sich, da ihm andres Material zur Verunglimpfung der deutschen Fürsten, besonders unsers Königs, fehlt, mit Familiengeschichten, und zwar unter der Rubrik »Kriegsnachrichten«.

„Am gemeinsten aber benehmen sich die französischen Logen. So bringt dasselbe Blatt nach der Emancipation nachstehenden in ziviliſierten Staaten wohl unerhörten Artikel:

»Die Delegierten der R. R. C. und des F. R. J. (Freimaurerlogen-Verbände) haben in ihrer Sitzung zu Lyon den 26. November 1870 folgendes Erkenntnis verkündet:

»1. Wilhelm und seine beiden Genossen Bismarck und Moltke, Geißeln der Menschheit und durch ihren unersättlichen Ehrgeiz Ursache so vieler Mordthaten, Brandstiftungen und Plünderungen, stehen außerhalb des Gesetzes wie drei tolle Hunde.

»2. Allen unsern Brüdern in Deutschland und in der Welt ist die Vollstreckung gegenwärtigen Urteils aufgetragen.

»3. Für jedes der drei verurteilten reißenden Tiere ist eine Million Franken bewilligt, zahlbar an die Vollstrecker oder ihre Erben durch die sieben Zentrallogen.«"

Einiges Mißtrauen in die Echtheit dieses Aktenstückes wird erlaubt sein. Doch ist, wie es scheint, in Frankreich jetzt alles möglich.

Donnerstag, den 22. Dezember. Es ist sehr kalt, wohl sechs, vielleicht acht Grad. Eisblumen überwuchern mein Fenster trotz des Scheiterhaufens im Kamin. Früh im Büreau die Eingänge und Konzepte studiert, dann oben die Zeitungen durchgesehen. Von jenen waren die über die Frage des Schwarzen Meeres und die Verteidigungsschrift der Luxemburger gegen die Vorwürfe, die der Chef wegen Unterstützung der französischen Sache gegen sie erhoben hatte, von besonderm Interesse. Von der Sonnenfinsternis,

die um halb zwei Uhr eintreten sollte, war nicht viel zu bemerken. Abeken verehrte mir die Photographie der Räte und Sekretäre, die nicht recht gelungen ist, weshalb sich die Herren noch einmal abnehmen zu lassen vorhaben, wo ich auch mitthun soll.

Bei Tische war diesmal kein Fremder zugegen. Der Chef war recht heiter gestimmt, das Gespräch aber ohne besondre Bedeutung. Wollen indes doch aufzeichnen, was wir von ihm behalten haben. Wer weiß, wems einmal Freude macht!

Zu Anfang sagte der Minister lächelnd, als er das vor ihm liegende Menu überblickte: „'S ist immer ein Gericht zu viel. Ich bin schon entschlossen, mir mit Ente und Oliven den Magen zu verderben, und da ist der Reinfelder Schinken, von dem ich schon aus Zorn zu viel essen muß, um mein Teil davon zu kriegen (weil er nicht zum Frühstück kommt), und da noch Wildschwein aus Varzin."

Man gedachte des gestrigen Ausfalls, und der Chef bemerkte: „Die Franzosen sind gestern mit drei Divisionen herausgekommen, und wir hatten nur fünfzehn Kompagnien, nicht einmal vier Bataillone, und wir haben doch fast tausend Gefangne gemacht. Die Pariser kommen mir mit ihren Angriffen bald da bald dort vor wie ein französischer Tanzmeister, der die Quadrille kommandiert und bald rechts bald links changieren läßt."

Ma commère, quand je danse
Mon cotillon, va-t-il bien?
Il va de ci, il va de là
Comme la queue de notre chat.

Beim Schinken äußerte er: „Pommern ist das Land der Waren, die mit dem Rauche zu thun haben: Spickgänse, Spickaale, Schinken. — Bloß Nagelholt fehlt, was sie in Westfalen haben, geräuchertes Rindfleisch. Der Name ist nicht recht erklärlich. Nagel, ja, woran es im Rauche hängt. Aber Holt — vielleicht ist es mit dem D zu schreiben."

Dann war von der Kälte draußen und bei dem Wildschweinsgericht von einer Jagd die Rede, die in Varzin zu der Zeit von Graf Herberts Erkrankung in Bonn auf diese Tiere stattgefunden hat, und bei der zwei große Sauen geschossen worden sind.

Später bemerkte der Chef: „Daß Antonelli sich am Ende noch

auf die Reise macht und hierherkommt, will unserm hohen Herrn gar nicht gefallen. Er hat Angst vor der Sache. Ich nicht."

Abeken sagte hierauf: „Antonelli ist doch in den Zeitungen sehr verschieden beurteilt worden, bald als hoher, feiner Geist, bald als schlauer Intriguant, bald wieder als dummer Kerl und Schafskopf."

„Ja — erwiderte der Kanzler — das geht aber nicht bloß der Presse so, sondern auch dem Urteilsvermögen mancher Diplomaten. Goltz und unserm Harry (Arnim). Von Goltz will ich nicht einmal reden. Das war was andres. Aber der — heute so, morgen so. Wenn ich in Varzin war und die Berichte aus Rom zusammenlas, da hatte er seine Meinung über die Leute doch jede Woche ein paarmal total gewechselt, je nachdem sie ihn freundlich angesehen hatten oder nicht. Ja er hatte eigentlich mit jeder Post, manchmal mit einer und derselben Post andre Ansichten."

Abends Depeschen aus Rom, London und Konstantinopel und die Antworten darauf gelesen. Monsignor Franchi hat Arnim nach dessen Bericht mitgeteilt, der Papst und Antonelli wollten dem König in Versailles durch eine Mission zur Erlangung der Kaiserwürde gratulieren und dabei zugleich durch Einwirkung auf den französischen Klerus für Befreiung des Landes von Gambetta und Herbeiführung des Friedens mit Landabtretungen an uns thätig sein. Unter Umständen käme Antonelli selbst her, um die vom Erzbischof von Tours nicht gelöste Aufgabe in betreff eines für uns annehmbaren Friedens in die Hand zu nehmen. — Es ist darauf Arnim geantwortet worden, Annahme von Kaiser und Reich von seiten Bayerns noch unsicher. Wir werden Kaiser und Reich dennoch herstellen. Diese werden aber dann ihre Stütze mehr in der öffentlichen Meinung finden, und die (hauptsächlich ultramontanen) Elemente, die dagegen gestimmt hätten, werden dann in noch stärkerm Gegensatze zu dem neuen Deutschland stehen. — Bernstorff meldet, daß der frühere kaiserliche Minister Duvernois im Auftrag Eugeniens bei ihm gewesen wäre und von einer Gebietsabtretung soviel wie die Erwerbung von Nizza und Savoyen durch das Kaisertum gesprochen habe. Die Kaiserin wolle ein Manifest erlassen. Persigny sei andrer Ansicht, indem er die Kaiserin für unmöglich halte. Bonnechose, Erzbischof von Rouen, hat sich gegen Manteuffel ähnlich

geäußert. — Von uns ist an Bernstorff geschrieben, mit der Kaiserin, die überdies nicht als zuverlässig und politisch befähigt erscheine, könne man, wenn Persigny nicht mit ihr einverstanden sei, nicht unterhandeln, und Duvernois Eröffnung sei unpraktisch. — Aali Pascha will der Aufhebung der Neutralität des Schwarzen Meeres zustimmen, verlangt dafür aber volle Souveränität der Pforte über Bosporus und Dardanellen. Dies ist, von uns nach Petersburg telegraphiert, dort zugestanden worden, worauf Brunnow demgemäß Weisung erhalten hat.

Freitag, den 23. Dezember. Wieder ein sehr kalter Tag, man spricht von zwölf Grad Kälte. Eine Äußerung der Situation, nach der die Kaiserin Eugenie Gründe gefunden hätte, mit uns Frieden zu schließen, an die Redaktion des Moniteur, einen Artikel der Times wegen Luxemburgs, der uns Recht giebt, nach Deutschland geschickt, den Anfang des Treitschkischen Aufsatzes in den Preußischen Jahrbüchern[1] für den König zurecht gemacht.

Der Artikel der Situation ist vom 17. Dezember datiert, und es heißt darin u. a.:

„Ja, wir verlangen von der regierenden Kaiserin, daß sie sich mit Preußen vertrage, und von Preußen, daß es sich mit der regierenden Kaiserin vertrage, weil von dem Augenblick an, wo die hohe Frau den Willen kundgegeben haben wird, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, der König Wilhelm durch seine eigne Würde gehalten sein wird, gegen sie ein Verfahren einzuschlagen, das von ihm weder die Urheber des Kriegs bis zum äußersten noch die verschiednen Prätendenten erwarten können, die das Unglück ihres Vaterlandes benutzen möchten, ihre Stirn mit einer Krone zu schmücken.“ — „Die Kaiserin hat sich nicht zu fragen, ob der Gedanke, dem sie am 4. September nachgegeben hat, von Frankreich recht begriffen worden ist. Sie spreche, und sie wird sehen, daß Frankreich heldenmütige Gesinnungen niemals mißversteht. Was die preußische Regierung anbelangt, so ist es für uns nicht nötig, daß sie die Rückkehr der napoleonischen Dynastie herbeiwünsche, es bedarf für uns nur, daß sie eingestehe, daß der größte Fehler, den

[1] Wohl des vom 7. Dezember über die Verträge mit den Südstaaten, s. oben S. 521.

sie begehen könnte, der sein würde, sich nicht durch diese Dynastie eine Allianz zurückzugewinnen, an deren Zerreißung sie nie hätte denken dürfen, wenn man für seine wahren Interessen Sorge getragen hätte. Unsre Verstümmlung würde ihr Tod sein, und sie kann nicht darauf verzichten, uns zu verstümmeln, wenn sie nicht hinter sich eine Macht zurückläßt, die stark genug ist, beschworne Treue nicht brechen zu müssen. Nur das Kaisertum kann Preußen von der Eroberung dispensieren und ihm gestatten, seine Ansprüche auf eine Berichtigung der Grenzen zu ermäßigen, weil nur das Kaisertum mit Preußen die großen Umgestaltungen der Karte Europas anraten kann, die das Verhalten der Neutralen sowohl für die Ruhe Deutschlands als für die Wiederaufrichtung Frankreichs unumgänglich gemacht hat."

Um die Frühstückszeit läßt sich eine Französin beim Chef melden, deren Mann sich mit einer Franctireurbande in den Ardennen in verräterische Unternehmungen eingelassen hat und zum Tode verurteilt worden ist. Sie will um Gnade für ihn bitten, und der Chef soll das vermitteln. Der Chef nimmt sie aber nicht an, da ihn, wie ihr geantwortet wird, die Sache nichts angehe; sie möge sich an den Kriegsminister wenden. Sie begiebt sich denn auch zu dem, wird aber, wie Wollmann glaubt, zu spät kommen, da bereits unterm 14. an Oberst Krohn geschrieben worden ist, die Gerechtigkeit solle ihren Lauf haben.*)

Wollmann und ich fahren nachmittags bei schneidender Kälte und während im Norden heftig geschossen wird, in Rothschilds kleiner Kutsche nach Villa Coublay, das auf dem Wege liegt, der uns von Ferrières hierher gebracht hat, und wo sich der für die Belagerung der Südseite von Paris bestimmte Geschützpark befindet. Es sind etwa achtzig Kanonen und etwa ungefähr ein Dutzend Mörser, die in vier langen Reihen aufgestellt sind. Ich hatte mir das Aussehen dieser Zerstörungsmaschinen fürchterlicher vorgestellt. Man bemerkte, wie über dem Walde im Norden Wolken aufstiegen.

---

*) Ein Irrtum. Der Brief mag abgegangen sein. Der Betreffende aber, Notar Tharel aus Rocroy im Departement der Ardennen, wurde nur nach Deutschland abgeführt; er saß im Juni 1871 noch in Verden, wo man ihn bald nachher auf Verwendung der französischen Regierung freiließ.

Vielleicht war es der Rauch feuernder Geschütze, möglicherweise aber auch nur der von Fabrikschornsteinen.

Nach Hause zurückgekehrt, finde ich da beim Zeitunglesen, daß einer der englischen Reporter seinem Blatte ganz genau über diesen Belagerungspark berichtet hat, und streiche den Artikel für den Chef an, der ihn Hatzfeldt — wahrscheinlich zur Beförderung an den Generalstab — übergiebt.[1]

Bei Tische hatten wir zu Gästen den Freiherrn und Reichstagsabgeordneten von Schwarzkoppen und meinen alten Bekannten von Hannover, Herrn von Pfuel, der inzwischen Kreishauptmann in Celle geworden war. Beide sollten Präfektenposten oder etwas ähnliches übernehmen. Ferner war Graf Lehndorff und der Husarenleutnant von Dönhoff, ein ungewöhnlich hübscher Mann und, wenn ich nicht irre, Adjutant beim Prinzen Albrecht, zugegen. Auch das Menu von heute möge als ein Beispiel dafür, wie gut unsre Tafel in Versailles bestellt war, notiert werden. Es lautete: Zwiebelsuppe (dazu Portwein), Wildschweinsrücken (dazu Tivoli-Aktienbier), Irish Stew, Putenbraten, Maronen (hierzu Champagner und nach Belieben Rotwein) und Dessert, das aus vortrefflichen Calvillenäpfeln und prachtvollen Birnen bestand.

Man erwähnte, daß der General Voigts-Rhetz mit der neunzehnten Division vor Tours stehe, dessen Bevölkerung Widerstand geleistet habe, sodaß man die Stadt mit Granaten habe beschießen müssen.

Der Chef bemerkte dazu: „Das ist nicht in der Ordnung, daß er nicht mehr geschossen hat, als sie die weiße Fahne aufgezogen. Ich hätte fortgefahren mit Granaten gegen die Kerls, bis sie mir vierhundert Geiseln herausgeschickt hätten."

Er mißbilligte dann wieder das milde Verfahren der Offiziere gegen die Widerstand leistenden Zivilisten. Selbst offenkundiger Verrat würde kaum gehörig gestraft, und so dächten die Franzosen, sie dürften sich alles gegen uns erlauben.

„So ists auch mit diesem Krohn," fuhr er fort. „Der klagt erst einen Advokaten wegen Verschwörung mit Franctireurs an, und wie er ihn verurteilt sieht, reicht er ein Gnadengesuch ein und dann

[1] In den Times, s. Wilmowski 80 vom 26. Dezember.

noch eins, ſtatt ihn totſchießen zu laſſen, und zuletzt — er gilt doch ſonſt für energiſch und geradezu — ſchickt er mir gar die Frau mit einem Saufconduit über den Hals."

Von dieſer unklugen Nachſicht kam die Unterhaltung auf den Generalſtabschef Oberſt von Unger,*) der nach Hauſe gebracht worden war, weil er geſtörten Geiſtes ſei. Dort brüte er nun meiſt ſtill vor ſich hin, bisweilen aber breche er in lautes Weinen aus.

„Ja — ſeufzte der Chef —, ſo ein Generalſtabschef iſt auch ein geplagter Mann. Unaufhörlich zu thun, immer verantwortlich und kann nichts durchſetzen und wird immer chikaniert, faſt ſo ſchlimm wie ein Miniſter." — „Ich kenne das ſelbſt mit dem Weinen, 's iſt Nervenaufregung, Weinkrampf. Den habe ich auch gehabt, in Nikolsburg, und ſo ſtark, daß mich der Bock ſtieß."[1] — „So ein Generalſtabschef wird ſchlecht behandelt, ein Miniſter auch — allerlei Verdrießlichkeiten, Mückenſtiche ohne Ende. Man ließe ſich das andre gefallen, aber gute Behandlung kann man nicht entbehren." — „Ich wenigſtens kann ſchlechte Behandluug nicht vertragen. Wenn ich nicht höflich behandelt werde . . ."

Als der Varziner Wildſchweinsrücken auf den Tiſch kam, unterhielt ſich der Miniſter mit Lehndorff und Pfuel über die Jagd auf die Wald- und Sumpfbewohner und ſeine Thaten bei ſolchem Sport.

Später beſprach man den hieſigen Moniteur, und der Chef bemerkte: „Da brachten ſie in den letzten Wochen auch einen Roman von Heyſe aus Meran. Solch ſentimentales Zeug gehört nicht in ein Blatt, das für das Geld des Königs erſcheint; denn das iſt es doch. Die Verſailler wollen das auch nicht. Sie verlangen politiſche Berichte und militäriſche Sachen aus Frankreich, aus England, meinetwegen aus Italien, aber nicht ſolch ſüßliches Gewäſch. Ich bin doch auch eine poetiſch angehauchte Natur, aber ich erinnere mich nicht, je auf dieſes Feuilleton einen Blick geworfen zu haben, nachdem ich die erſten paar Sätze angeſehen hatte."

Abeken, der die Aufnahme des Romans veranlaßt haben ſoll, verteidigte die Redaktion und ſagte, ſie habe ihn der Revue des

*) Vom 7. Armeekorps.

[1] G. u. E. II, 43.

Deux Mondes entnommen, die doch ein angesehenes französisches Blatt sei; der Chef blieb aber bei seiner Meinung.

Jemand bemerkte dann, der Moniteur spräche jetzt ein besseres Französisch.

„Das mag sein," versetzte der Minister. „Darauf aber kommt mirs nicht so sehr an. So sind wir Deutschen aber. Immer fragen wir, auch in den höchsten Kreisen, danach, ob wir andern gefallen oder bequem sind. Wenn sies nicht verstehen, so mögen sie Deutsch lernen." — „Es ist einerlei, ob eine Proklamation in schönem französischem Stil abgefaßt ist, wenn sie nur sonst passend und verständig spricht. Vollkommen werden wir in einer fremden Sprache doch nicht. Es ist unmöglich, daß einer, der sie nur etwa dritthalb Jahre bisweilen gebraucht, sich in ihr so gut ausdrücken kann, wie jemand, der sie vierundfünfzig Jahre immer gebraucht hat."

Man lobte die Steinmetzsche Proklamation ironisch und zitierte wunderliche Sprachproben aus ihr, und Lehndorff sagte: „Feines Französisch war es nicht, das muß wahr sein, aber deutlich war es."

Chef: „Ja, das Verstehen ist ihre Sache. Wenn sies nicht können, mögen sie sich jemand nehmen, ders ihnen übersetzt. Alle Leute, die sich was wissen nur mit ihrer Gewandtheit im Französischen, sind für uns nicht zu brauchen. Das ist aber das Unglück bei uns: wer nicht ordentlich deutsch spricht, ist schon dadurch ein gemachter Mann, besonders wenn er dafür englisch radebrecht. Der alte (ich verstand: Meyendorff) hat mir einmal gesagt: »Trauen Sie keinem Engländer, der das Französische mit richtigem Accent spricht,« und ich habe das meist bestätigt gefunden. Nur Odo Russell möchte ich ausnehmen."

Er erzählte sodann, daß der alte Knesebeck einmal zu aller Verwundrung im Staatsrat aufgestanden sei und um das Wort gebeten habe. Nachdem er ein Weilchen dagestanden ohne etwas zu sagen, habe jemand gehustet. Da habe er gesagt: „Ich bitte mich nicht zu unterbrechen," dann sei er noch ein paar Minuten stehen geblieben, worauf er verdrießlich geäußert habe: „Nun habe ich vergessen, was ich vorbringen wollte," und sich niedergesetzt hätte.

Die Rede kam auf Napoleon den Dritten, und der Chef erklärte ihn für beschränkt. „Er ist — so fuhr er fort — viel gut-

mütiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn gehalten hat."

„Das ist ja — warf Lehndorff ein — wie mit dem, was einer vom ersten Napoleon geurteilt hat: »eine gute Haut, aber ein Dummkopf.«"

„Nein — erwiderte der Chef — im Ernst, er ist trotz dem, was man über den Staatsstreich denken mag, wirklich gutmütig, gefühlvoll, ja sentimental, und mit seiner Intelligenz ist es nicht weit her, auch mit seinem Wissen nicht. Besonders schlecht ists mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutschland erzogen worden und auf die Schule gegangen ist, und er lebt in allerhand phantastischen Vorstellungen." — „Im Juli ist er drei Tage umhergetaumelt, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, und noch jetzt weiß ich nicht, was er will. Seine Kenntnisse sind der Art, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen könnte." — „Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe das schon vor langer Zeit ausgesprochen. 1854 und 1855 sagte ich es schon dem Könige.[1] Er hat gar keinen Begriff davon, wie es bei uns steht. Als ich Minister geworden war, hatte ich eine Unterredung mit ihm in Paris.[2] Da meinte er, das würde wohl nicht lange dauern, es würde einen Aufstand geben in Berlin und Revolution im ganzen Lande, und bei einem Plebiszit hätte der König alle gegen sich. — Ich sagte ihm damals, das Volk baute bei uns keine Barrikaden, Revolutionen machten in Preußen nur die Könige. Wenn der König die Spannung, die freilich vorhanden wäre, nur drei bis vier Jahre aushielte — die Abwendung des Publikums von ihm wäre allerdings unangenehm und unbequem —, so hätte er gewonnen Spiel. Wenn er nicht müde würde und mich nicht im Stiche ließe, würde ich nicht fallen. Und wenn man das Volk anriefe und abstimmen ließe, so hätte er schon jetzt neun Zehnteile für sich." — „Der Kaiser hat damals über mich geäußert: Ce n'est pas un homme sérieux, woran ich ihn im Weberhause bei Donchery natürlich nicht erinnerte."

Graf Lehndorff fragte, ob man wohl etwas von der Ver-

---

[1] G. u. E. I, 155.

[2] Ende Oktober 1862. Tischgespräche I, 14. 118.

haftung Bebels und Liebknechts zu fürchten hätte, ob das viel Aufregung hervorrufen würde?

„Nein — erwiderte der Chef —, davon ist nichts zu befürchten."

Lehndorff: „Aber Jacoby, da gabs doch viel Lärm und Geschrei."

Chef: „Jude — und Königsberger. Fassen Sie nur einen Juden an, da schreits gleich in allen Ecken und Winkeln — oder einen Freimaurer. Und dann kam hinzu, daß sie gegen eine Volksversammlung einschritten, was nicht gerechtfertigt war."

Er charakterisierte dann die Königsberger als immer oppositionell und krakehlerisch.

„Ja, Königsberg — sagte Lehndorff —, das hat Manteuffel verstanden, wenn er in seiner Aussprache meinte: »Königsberg bleibt Königsberg.«"

Jemand erwähnte hierauf, daß man Briefe an Favre mit Monsieur le Ministre anfinge, worauf der Chef äußerte: „Ich werde nächstens an ihn schreiben: Hochwohlgeborner Herr."

Daraus entspann sich eine byzantinische Disputation über Titulaturen und die Anreden Exzellenz, Hochwohlgeboren und Wohlgeboren. Der Kanzler vertrat dabei entschieden antibyzantinische Ansichten und Absichten. „Man sollte das ganz weglassen," sagte er. „In Privatbriefen brauche ichs auch nicht mehr, und amtlich gebe ich das Hochwohlgeboren den Räten bis zur dritten Klasse."

Pfuel bemerkte, im Gerichtsstil ließe man die großen Anreden ja auch weg, da hieße es einfach und ohne Titel: „Sie haben sich an dem und dem und da und da einzufinden."

„Ja — entgegnete der Minister —, aber Ihre juristischen Anreden sind doch auch nicht gerade mein Ideal. Da fehlt bloß noch, daß es heißt: Sie Lumpenhund haben u. s. w."

Abeken als Byzantiner reinsten Wassers meinte, die Diplomaten hätten es schon übel vermerkt, daß man ihnen bisweilen ihre Titulaturen nicht ganz hätte zu teil werden lassen, und das Hochwohlgeboren gebühre nur den Räten zweiter Klasse.

„Und den Leutnants," rief Graf Bismarck-Bohlen.

„Ich wills aber ganz abschaffen bei unsern Leuten," erwiderte der Minister. „Es wird damit im Jahr ein Meer von Tinte verschrieben, worüber sich die Steuerzahler mit Recht als über eine Verschwendung beklagen können. Mir ists ganz recht, wenn man

an mich einfach: An den Ministerpräsidenten Graf von Bismarck schreibt. Ich bitte Sie, (zu Abeken) mir darüber Vortrag zu erstatten. Es ist ein unnützer Schwanz, und ich wünsche, daß das wegfällt." Abeken Zopfabschneider — eigne Fügung!

Abends noch einen Artikel über die Verdrehung der Worte gemacht, die der König zu Anfang des Krieges an die französische Zivilbevölkerung gerichtet hat. Auch der Armeebefehl von Homburg muß jetzt als Beweis dienen, daß er sein damals gegebnes Wort nicht gehalten hätte, und nicht bloß die Franzosen, sondern auch ihre guten Freunde, die Sozialdemokraten Deutschlands, bringen diese Verleumdungen zu Markte. So hat in der ersten Woche dieses Monats in Wien eine Versammlung des Arbeitervereins stattgefunden, die eine Resolution gefaßt hat, die den König auf Grund dieser Entstellungen des Wortbruchs zeiht. Aber weder der Armeebefehl von Homburg (vom 8. August), noch die Proklamation vom 11. desselben Monats enthält eine Zusage, die besagt, man werde nur gegen die französischen Soldaten Krieg führen. Im erstgenannten Aktenstücke heißt es: „Wir führen nicht Krieg mit den friedlichen Einwohnern des Landes." Der Ton liegt auf „friedlichen." Francstireurs oder aber solche, die sie unterstützen oder sonst unsern Operationen auf die oder jene Weise thätlich entgegentreten, sind keine friedlichen Einwohner. In der Proklamation ferner ist ausdrücklich ausgesprochen, daß „die Generale, die die einzelnen Korps kommandieren, durch besondre Bestimmungen, die zur Kenntnis des Publikums gebracht werden sollen, die Maßregeln festsetzen werden, die gegen die Gemeinden oder gegen einzelne Personen, die sich in Widerspruch mit den Kriegsgebräuchen setzen, verhängt werden sollen; sie werden in gleicher Weise alles anordnen, was sich auf Requisitionen bezieht, die wegen der Bedürfnisse der Truppen als notwendig erachtet werden." Hiernach ist verfahren worden. Übrigens haben die Franzosen kein Recht, sich über Härte der Deutschen zu beklagen; wir haben nicht wie sie friedliche Leute, wie die unter ihnen angesiedelten und dann grundlos von Haus und Hof verjagten Deutschen ins Elend getrieben, wir haben keine Kauffahrtei-Seeleute in die Kriegsgefangenschaft abgeführt, kein uns unschädliches Privateigentum zerstört, wie sie, wenn von ihnen deutsche Handelsschiffe verbrannt wurden, und nirgends ist von uns wie von ihnen

die Genfer Konvention verletzt worden. Daß wir Zwangsmaßregeln gegen renitente Ortschaften angewandt und das Wiedervergeltungsrecht zum Zwecke der Verhütung weiterer Verletzungen des Völkerrechts und der Menschlichkeit geübt haben, war in der Ordnung und nicht wider die Abrede. Dahin gehört auch, daß wir in diesen Tagen Granaten nach Tours hineingeworfen haben, wo die Einwohnerschaft unsre Truppen mit Feindseligkeiten empfing, und daß von uns die Eisenbahnbrücke bei dieser Stadt zerstört worden ist, was der Chef mich noch kurz vor Mitternacht telegraphieren ließ. Es ist eben Krieg, was die Franzosen in diesem Falle, wo es ihnen an die Haut geht, noch heute nicht ganz begreifen zu können scheinen. Anderswo, in Algier, im Kirchenstaat, in China, in Mexiko zum Beispiel, begriffen sies schneller.

Sonnabend, den 24. Dezember. Weihnachtsabend in der Fremde! Es ist sehr kalt, wie gestern und vorgestern. Ich telegraphiere, daß Manteuffel gestern mit zwei Divisionen Faidherbe, den General der auf sechzigtausend Mann veranschlagten französischen Nordarmee, geschlagen und zum Rückzuge gezwungen hat.[1]

Beim Frühstück erzählte Bucher, daß man ihm aus Berlin geschrieben habe, die Königin und die Kronprinzessin seien dort wegen ihrer Intervention für Paris in weiten Kreisen sehr unbeliebt geworden, und die Prinzessin habe bei einer Unterhaltung mit Putbus ausgerufen: „Und Paris wird doch nicht bombardiert!"[2]

Beim Essen ist der Oberstleutnant von Beckedorff Gast des Chefs, der ein alter Freund von ihm ist, und mit dem er sich du nennt. Auf dem Tische steht ein spannenhoher Miniaturweihnachtsbaum, und daneben ein Etui mit zwei Bechern, einem im Stil der Renaissance und einem von Tulaer Arbeit.[3] Beide, jeder nur zwei

---

[1] Bei Amiens am 23. Dezember.

[2] Moritz von Blanckenburg an Roon vom 18. Dezember: „Auf diesen Punkt [die Beschießung] war in der letzten Zeit Berlin beinahe toll geworden — es war eine geradezu empörte Stimmung, ja man redete von Straßendemonstrationen. Ein boshafter oder plauderhafter Hofmann hatte seltsame Äußerungen verraten, und ein Offiziant des englischen Botschafters hatte sich in öffentlichen Lokalen gerühmt: »Wir Engländer leiden das Bombardement nicht«." Roon, Denkwürdigkeiten III⁴, 268.

[3] Silber mit Figuren in schwarzer Email.

große Schlucke haltend, sind Geschenke der Gräfin für ihren Gemahl. Dieser läßt sie zur Ansicht herumgehen und bemerkt dazu: „Ich bin so ein Bechernarr, obwohl es eigentlich keinen Zweck hat. Denn wenn ich sie auf dem Lande habe und nicht da bin, so stehlen sie mir sie zuletzt, und in der Stadt kümmere ich mich nicht darum."

Dann äußerte er zu Beckedorff, er wäre doch eigentlich langsam avanciert, und fuhr darauf fort: „Wenn ich Offizier geworden wäre — ich wollte, ich wäre es —, so hätte ich jetzt eine Armee, und da stünden wir nicht vor Paris." Er begründete dann seine Ansicht, daß es ein Fehler gewesen sei, sich mit der Einschließung von Paris aufzuhalten.

Daran aber knüpfte er die weitere Ausstellung an den Operationen der letzten Wochen, daß man mit den Armeen so weit nach Norden und Südwesten gezogen sei und sich noch weiter zu gehen anschicke. „Wenn sie nun von Rouen und Tours zurück müssen — sagte er —, so sind das in den Augen der Franzosen lauter Niederlagen. Es ist unpraktisch, daß sie überall hingehn, wo sich wieder ein Haufen angesammelt hat. Man sollte innerhalb einer gewissen Grenze bleiben." — „Sie antworten mir freilich, dann würden sich die Franzosen weiter hinaus organisieren. Das werden sie aber auch thun, wenn wir weiter marschieren, und so müßten wir zuletzt bis an die Pyrenäen und das Mittelmeer nachrücken."[1] — „Ich dachte schon, als wir noch in Mainz waren, das Beste wäre, wir nähmen weg, was wir behalten wollten, und besetzten noch etwa fünf Departements als Pfand für die Kriegskosten und ließen sie dann den Versuch machen, uns aus unsrer Stellung zu vertreiben." — Beckedorff meinte, jetzt wäre wohl das Beste, daß man bei einem etwa für gut befundnen Rückzuge soviel Geld mitnähme, als irgend zu bekommen wäre, und die Städte verbrennte; auch Paris müßte niedergebrannt werden.

An dieses Thema knüpften sich weitere Besprechungen der Kriegführung, wobei der Chef meinte: „Es ist mitunter nicht so sehr die Führung, die die Schlachten bei uns beginnt und lenkt,

[1] Ähnliche Gedanken äußert Roon III[4], 207 f. in einem Briefe vom 25. Dezember an Blanckenburg mit dem Zusatze: „Bismarck ist mit diesen Zukunftsansichten vollkommen einverstanden."

als die Truppen selber. Wie bei den Griechen und Trojanern. Ein paar Leute sprechen einander Hohn, es kommt zu Schlägen zwischen ihnen, Lanzen werden geworfen, andre laufen herzu und werfen und schlagen auch, und so giebts endlich eine Schlacht. Erst schießen sich die Vorposten ohne Not, darauf rücken andre, wenn es gut geht, nach, zuerst kommandiert ein Unteroffizier eine Gruppe, dann kommt der Leutnant mit mehr Leuten nach, dann das Regiment, und zuletzt muß der General nach mit allem, was er hat. So entspann sich die Schlacht bei Spichern und die bei Gravelotte, die eigentlich erst den 19. stattfinden sollte. Bei Vionville wars anders. Da mußten sie sich den Franzosen entgegenwerfen wie ein Packan. Bei Saint Privat griff die Garde aus reinem Brotneid auf die Sachsen unvernünftig an und schob dann, als es nicht ging, die Schuld auf die sächsischen Truppen, die gar nicht schneller kommen konnten bei dem weiten Marsch, und die sie hernach mit bewundernswerter Tapferkeit herausgehauen haben."

Beckedorff erzählte hierauf, daß er bei Wörth zweimal verwundet worden sei, einmal zwischen Nacken und Schulterblatt, und zwar offenbar durch eine Explosivkugel, sodann am Knie. Er sei vom Pferde gesunken und liegen geblieben. Da hätte aus geringer Entfernung ein Zuave oder Turko, an einen Baum gelehnt, nach ihm geschossen und ihn am Kopfe gestreift. Desgleichen hätte sich ein andrer von diesen Halbwilden auf der Flucht in einen Graben geworfen, und als unsre Leute über ihn weggewesen seien, wäre er aufgestanden und hätte ihnen in den Rücken gefeuert. Da wären einige zu seiner Verfolgung umgekehrt, einer hätte ihm, da man unsrer Truppen wegen nicht hätte schießen dürfen, das Gewehr ins Kreuz geworfen, und so hätten sie ihn gekriegt und umgebracht. „Er hatte das Schießen gar nicht nötig; denn niemand hätte ihm in seinem Graben etwas gethan," sagte der Erzähler. „Es war die reine Mordlust."

Der Chef erinnerte an andre Barbareien der Franzosen und bat Beckedorff, seinen Fall für ihn zu Papiere zu bringen und die Explosivkugel ärztlich bescheinigen zu lassen. Zuletzt kam er auf Landschaften zu sprechen, wobei er bemerkte, daß er Gebirgsgegenden nicht sehr liebe, „erstens wegen der im Thale beschränkten Aussichten, dann wegen des Auf- und Absteigens. Ich bin mehr für

die Ebene, wenn auch nicht gerade für die bei Berlin. Aber kleine Hügel mit hübschem Laubwald, schnelle klare Bäche, etwa wie in Pommern und überhaupt an der Ostsee" — was ihn dann auf verschiedne Ostseebadeorte brachte, von denen er einige recht anmutig, andre langweilig fand.

Nach Tische ging ich ein paar mal durch die Baumreihen der Avenue vor unsrer Straße. Inzwischen brannten sie zu Hause im Speisezimmer einen Weihnachtsbaum an, und Keudell bescherte Cigarren und Pfefferkuchen. Mir schickte man, da ich zu spät für die Feierlichkeit kam, diese Gaben aufs Zimmer. Ich las dann, wie jetzt immer, was der Tag an Depeschen und Konzepten geliefert hatte. Darunter war ein Bericht, wonach Karl von Rumänien die Anarchie in seinem Lande satt hat und an einen Staatsstreich denkt. Er erwartet dabei, von den Vertragsmächten unterstützt zu werden, und erfreut sich in Bezug auf den Plan der Billigung des englischen Geschäftsträgers.[1]

Später wurde ich bald nach einander zweimal und dann noch einmal zum Chef gerufen. Es soll in mehreren Artikeln auf die grausame Kriegführung der Franzosen, nicht bloß der Franctireurs, sondern auch der Regulären aufmerksam gemacht werden, die beinahe täglich die Genfer Bestimmungen verletze und von ihr nur das zu kennen scheine und anrufe, was den Franzosen vorteilhaft sei. Dabei ist des Schießens auf Parlamentäre, der Mißhandlung und Ausplünderung von Ärzten, Krankenträgern und Lazarettgehilfen, der Ermordung von Verwundeten, des Mißbrauchs der Genfer Binde durch Franctireurs, der Anwendung von Explosivkugeln (im Beckedorffschen Fall) und der völkerrechtswidrigen Behandlung der Schiffe und Mannschaften der deutschen Handelsflotte zu gedenken, die von französischen Kreuzern aufgebracht worden sind. Dann wäre zu schließen: Die gegenwärtige französische Regierung trägt

[1] Der Fürst hatte in gleichlautenden Briefen an die Herrscher der Schutzmächte vom 7. Dezember erklärt, daß der bevorstehende Kongreß die Zukunft Rumäniens im Sinne eines starken und ständigen Regiments regeln möge. Graf Bismarck riet ihm am 9. Dezember telegraphisch, jeden Schritt derart bis nach dem Friedensschlusse mit Frankreich zu verschieben, worauf der Fürst am 14. Dezember antwortete, der Rat komme zu spät. Aus dem Leben König Karls von Rumänien II, 134 ff.

hieran einen großen Teil der Schuld. Sie hat den Volkskrieg entfesselt und kann die von ihr angefachten Leidenschaften nicht mehr im Zaume halten, die sich über das Völkerrecht und allen Kriegsbrauch hinwegsetzen. Auf sie vor allem fällt die Verantwortlichkeit für alle Härte, mit der wir gegen unsern Wunsch und, wie die Kriege in Schleswig und Österreich zeigen, gegen unsre Natur und Gewohnheit in Frankreich das Kriegsrecht handhaben müssen.

Der Chef bekommt abends um zehn Uhr noch das Eiserne Kreuz erster Klasse. Abeken und Keudell erfreuten sich der zweiten Klasse dieses Brustschmuckes schon am Nachmittag.[1]

Beim Thee teilte mir Hatzfeldt mit, er solle alle Notizen der Zeitungen über die Grausamkeiten der Franzosen sammeln. Ob ich das nicht lieber thun wolle? Nachdem ichs versprochen hatte, fuhr er fort: „Ich glaube übrigens, daß er mich nur holen ließ, um mir seine Meinung über die neue Dekoration zu sagen. Er äußerte: »Ich habe jetzt schon genug! Da schickt mir der gute König nun noch die erste Klasse des Eisernen Kreuzes. Ich werde komplett lächerlich damit aussehen, wie wenn ich eine große Schlacht gewonnen hätte. Wenn ich nur wenigstens die zweite Klasse, die ich nun nicht mehr brauche, meinem Sohn schicken könnte.«"

Hatzfeldt erzählte über Pfuel, von dem er vorher bemerkt hatte, daß er das Pulver nicht erfunden habe: „Als die Herren gestern gingen, begleitete ich sie höflich hinaus, und wie ich zurückkam in den Salon, sah mich der Minister mit großen Augen an und sagte: »Na, was habe ich Ihnen gesagt? Auch die freudigsten Überraschungen haben geschäftlich bisweilen ihr Bedenkliches.«" Er hatte das vor einiger Zeit gegen ihn geäußert, als es an Kandidaten für Präfektenstellen gefehlt hatte und Dr. Pfuel genannt worden war, über den der Minister dann an Eulenburg telegraphiert hatte, er scheine ihm nicht recht geeignet zu sein.

Sonntag, den 25. Dezember. Es ist früh wieder sehr kalt, aber trotzdem begiebt sich Abeken in die Schloßkirche zur Predigt. Theiß sagt, indem er mir dessen Rock mit dem Kreuze zeigt: „Heute geht der Herr Geheimrat gewiß nicht im Mantel aus."

Im Büreau erfährt man, daß der Kardinal Bonnechose von

[1] Abeken 472 f.

Rouen hierher zu kommen vorhat. Er und Persigny wollen Berufung des alten Gesetzgebenden Körpers, noch mehr aber des Senats, der aus ruhigern und reifern Elementen bestehe, um den Frieden zu beraten. Ferner soll der Chef an den König eine Vorstellung wegen konzentrierterer Kriegführung gerichtet haben, die sich aus politischen Gründen empfehle. Endlich scheint jetzt sicher zu sein, daß mit der Beschießung von Paris Ernst gemacht werden wird und zwar in den allernächsten Tagen. So deutet man wenigstens den soeben ergangnen Befehl des Königs, durch den Generalleutnant von Kameke, bisher Kommandeur der 14. Infanteriedivision, zur einheitlichen Führung der Genietruppen und der Generalmajor Prinz Hohenlohe-Ingelfingen zur obersten Leitung der Belagerungsartillerie ernannt wird.[1]

Bei Tische heute kein Gast zugegen, und das Gespräch meist ohne des Aufzeichnens werte Äußerungen. Doch mag folgendes notiert werden. Abeken ließ in die Erörterung, ich weiß nicht mehr, welchen Themas, die Bemerkung einfließen, ich führe ein sehr genaues Tagebuch.

Bohlen bestätigte das in seiner lebhaften Weise, indem er behauptet: „Ja, der schreibt hinein: Um drei Uhr fünfundvierzig Minuten sagte mir Graf oder Baron Soundso das und das, als ob ers in Zukunft beschwören wollte."

---

[1] Dies erreichte Roon durch Vortrag beim König am 23. Dezember: „Heute habe ich den König bestimmt, die ganze Angelegenheit in bessre Hände zu legen, aber warum war das vor acht Wochen nicht möglich? Weil mir alles widersprach und den König dadurch abhielt, sich mit Entschiedenheit zu entschließen." Denkwürdigkeiten III⁴, 267, vom 24. Dezember: „Heute wo es offne Gegner der von mir vertretnen Ansichten gar nicht mehr giebt, wo ich die traurige und ungenügende Satisfaktion habe, daß meine Anordnungen und Vorschläge nunmehr widerspruchslos ausgeführt werden, bin ich natürlich rebelustiger, wenn auch sonst keineswegs lustiger überhaupt, denn ich bin mir bewußt, wieviel kostbarer und blutiger meine Ratschläge heute durchzuführen sind, als noch vor sechs Wochen, wo man, statt sie zu befolgen, mich krank ärgerte," a. a. O. 269 f., vom 25. Dezember: „Bismarck hält mich jetzt ziemlich warm, weil seine Spannung mit Moltke (und besonders mit dessen Planeten) seitdem [seit der im Texte angedeuteten Vorstellung] bedenklich zugenommen hat," a. a. O. 271. Am 28. Dezember hatten Prinz Hohenlohe und Kameke Audienz beim König. Schneider III, 132.

Abeken meinte: „Das wird einmal eine Geschichtsquelle sein. Wenn man es doch noch erlebte, es lesen zu können.“

Ich entgegnete, ja, ganz gewiß werde es eine Geschichtsquelle sein und eine zuverlässige, wenn auch erst nach dreißig Jahren.

Der Chef lächelte und sagte: „Ja, dann wird es heißen: Conferas Buschii Kapitel drei, Seite zwanzig.“

Nach Tische Akten gelesen und darin gefunden, daß der Gedanke einer Verschiebung der deutschen Grenzen nach Westen amtlich dem König zuerst am 14. August und zu Herny vorgetragen worden ist. Erst am 2. September hat dann die badische Regierung eine Denkschrift mit ähnlicher Tendenz eingesandt.[1]

Montag, den 26. Dezember. Daß ich an einem der Lostage des Jahres Siebzig in einem Privathause zu Versailles echten sächsischen Weihnachtsstollen essen würde, hätte ich nicht geglaubt, und wenn es mir auch von allen zwölf kleinen Propheten geweissagt worden wäre. Und doch hatte ich diesen Morgen ein gutes Stück davon vor mir, eine Gabe der Mildthätigkeit Abekens, der eine Kiste mit solchem Gebäck aus Deutschland bekommen hat.

Abgesehen von den gewöhnlichen Arbeiten war heute ununterbrochen Feierabend. Das Wetter war nicht mehr so kalt, aber ebenso hell wie gestern. Gegen drei Uhr wurde wieder einmal lebhafter von den Forts gefeuert. Ob sie wohl etwas davon gemerkt haben, daß wir ihnen nächstens zu antworten bereit sind? Schon in der vorigen Nacht schossen sie eine Weile ganz gewaltig aus ihren großen Donnerbüchsen.

Beim Diner war Waldersee zugegen. Es wurde fast nur über militärische Fragen gesprochen. In betreff der weitern Kriegführung äußerte der Chef, es würde das Klügste sein, wenn man sich auf Elsaß, Lothringen und das Maasdepartement konzentrierte und noch ein benachbartes besetzt hielte, was etwa einen Landstrich von 2 600 000 Einwohnern geben würde. Nähme man noch einige andre Departements ohne Paris hinzu, so gäbe das ungefähr sieben, mit Paris neun Millionen Einwohner. Auf jeden Fall müsse man seine Operationen auf einen Raum beschränken, der weniger ausgedehnt sei, als der bisher von unsern Armeen okkupierte.

---

[1] Jolly 175.

Man kam auf die Gabe, viel trinken zu können, und der Minister äußerte u. a.: „Früher hatte mir das Trinken gar nichts an. Wenn ich bedenke, was ich da geleistet habe. Die schweren Weine, besonders den Burgunder!“

Darauf drehte sich das Gespräch eine Weile um das Kartenspiel, und er bemerkte, daß er früher auch darin viel gethan und z. B. einmal zwanzig Rubber Whist nach einander gespielt habe, „was sieben Stunden Zeit gleichkommt.“ Ihn könne es nur interessieren, wenn hoch gespielt würde, das schicke sich aber nicht für einen Familienvater.

Veranlassung zur Vornahme dieses Themas hatte übrigens der Umstand gegeben, daß der Chef jemand einen „Riemchenstecher“ genannt hatte, was er dann, nachdem er gefragt, ob man das verstünde, dahin erklärte: „Das Riemchenstechen ist ein altes Soldatenspiel gewesen, und ein Riemchenstecher ist nicht gerade ein Schuft, aber ein schlauer, gewandter Mensch.“

Dann erzählte er, daß er einst Zeuge gewesen sei, wie ein Vater seinen eignen Sohn im Spiel um zwölftausend Thaler „bemogelt“ habe. „Ich sah ihn falsch abbiegen und blickte den Sohn an, der mich verstand. Er verlor, zahlte, obwohl es ihm eine doppelte Jahreseinnahme kostete, spielte aber nie wieder.“

Abends wieder einen Artikel über die barbarische Kriegführung der Franzosen geschrieben und einen Aufsatz der Staatsbürgerzeitung, die ein weniger schonendes Verfahren gegen die Franzosen empfiehlt, für Seine Majestät vorgelegt.

Druck von Carl Marquart in Leipzig

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 18 1971 ILL

3258496

05.17.6
chblatter.
r Library
002405151
2044 086 056 058